

ACTA ANTIQUA

ACADEMIAE SCIENTIARUM HUNGARICAE

ADIUVANTIBUS

I. BORZSÁK, I. HAHN,
ZS. RITOÓK, Á. SZABÓ, S. SZÁDECZKY-KARDOSS

REDIGIT

J. HARMATTA

TOMUS XXIX

FASCICULI 1-4



AKADÉMIAI KIADÓ, BUDAPEST

1981

ACTA ANT. HUNG.

ACTA ANTIQUA

A JOURNAL OF THE HUNGARIAN ACADEMY OF SCIENCES

Acta Antiqua publish papers on classical philology in English, German, French, Russian and Latin.

Acta Antiqua are published in yearly volumes of four issues by

AKADÉMIAI KIADÓ

Publishing House of the Hungarian Academy of Sciences
H-1054 Budapest, Alkotmány u. 21.

Manuscripts and editorial correspondence should be addressed to

Acta Antiqua

H-1363 Budapest P.O.Box 24

Subscription information

Orders should be addressed to

KULTURA Foreign Trading Company
H-1389 Budapest P.O.Box 149

or to its representatives abroad

Acta Antiqua is indexed in *Current Contents*

ACTA ANTIQUA

ACADEMIAE SCIENTIARUM HUNGARICAE

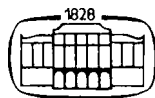
ADIUVANTIBUS

I. BORZSÁK, I. HAHN,
ZS. RITOÓK, Á. SZABÓ, S. SZÁDECZKY-KARDOSS

REDIGIT

J. HARMATTA

TOMUS XXIX



AKADÉMIAI KIADÓ, BUDAPEST

1981

INDEX

<i>G. Verbeke</i> : Avicenna im Westen: eine historische Begegnung	1
<i>G. C. Anawati</i> : Psychologie avicennienne et psychologie de S. Thomas: étude comparée	13
<i>M. Maróth</i> : Die Topik Avicennas und ihre Rolle in den arabischen Wissenschaften	33
<i>G. F. Girs</i> : Main Results of Research in the Scientific Heritage of Abū 'Alī Ibn Sīnā (Avicenna) in the Soviet Union	43
<i>R. B. Baratov</i> : Ideas of Ibn Sīnā in Natural Sciences	49
<i>N. M. Madzhidov</i> : Abū 'Alī Ibn Sīnā and His Influence on the Medical Science of the World	57
<i>I. Borzsák</i> : Avicennas Qānūn im westlichen Ärztekanon	65
<i>G. Strohmaier</i> : Avicennas «Ḥayy ibn Yaqzān» und Dantes «Commedia»	73
<i>D. Gary Miller</i> — <i>P. Wheeler</i> : Mother Goddess and Consort as Literary Motif Sequence in the Gilgamesh Epic	81
<i>R. Falus</i> : La formation de la notion «symbôle»	109
<i>P. Musiolek</i> : Zur Bedeutung von <i>δορυ</i> und <i>πόλις</i> im archaischen Griechenland	133
<i>F. Franciosi</i> : Die zwölf Teile des Tages und die griechische Astronomie	139
<i>G. A. Tiratsian</i> : Some Aspects of the Inner Organization of the Armenian Satrapy	151
<i>M. Lossau</i> : Aristophanes' Ritter im Lichte von Sophokles' König Oidipus	169
<i>E. Я. Бензепожкић</i> : Аблатив в этрусском языке	181
<i>J. Harmatta</i> : Parthia and Elymais in the 2nd Century B. C.	189
<i>J. Harmatta</i> : Mithridates I and the Rise of the Parthian Writing System	219
<i>B. Bouloumié</i> — <i>M. Fincker</i> — <i>H. Tréziny</i> : Le rempart hellénistique de Saint-Blaise: II. Sondage stratigraphique de la campagne 1981	227
<i>K. Dér</i> : Mythenparodie und Aktualität. Die Gestalt des Sosia im Amphitruo	267
<i>B. R. Katz</i> : Sertorius, Caesar, and Sallust	285
<i>E. Maróti</i> : Studien zu dem Proömium von Vergils Georgica	315
<i>Zs. Hoffmann</i> : Die <i>Dirae</i> als <i>carmen magicum</i>	327
<i>T. Nagy</i> : Die Regierungsjahre des C. Caesar mit besonderer Rücksicht auf Illyricum	337
<i>Ch. J. Simpson</i> : The Early Name of the Emperor Claudius	363
<i>St. Mrozek</i> : Munificentia privata und die private Bautätigkeit in den Städten Italiens während des Prinzipats	369
<i>T. Olajos</i> : Le monument du triomphe de Trajan en Parthie. Quelques renseignements inobservés (Jean d'Ephèse. Anthologie Grecque XVI 72)	379
<i>W. Iwas</i> : Aphrodite Arsinoe Philadelphos — Eine Orakelstatue Hadrianischer Zeit im Ägyptischen Museum Berlin	385
<i>M. Kohlert</i> : Bemerkungen zur Typologie und Chronologie römischer Gesichtsmasken	393
<i>T. Adamik</i> : Zur Terminologie und Funktion von Augustinus' Zeichentheorie	403
<i>T. Olajos</i> : Contributions à une analyse de la genèse de l'Histoire Universelle de Théophylacte Simocatta	417
<i>J. Gerics</i> : Über Vorbilder und Quellen der <i>Vita Hartviciana Sancti Stephani regis Hungariae</i>	425
<i>F. Makk</i> : Contributions à l'histoire des relations hungaro-byzantines au XII ^e siècle	445
<i>S. Horwitz</i> : The Find of a Lifetime: Sir Arthur Evans and the Discovery of Knossos. (Rev. <i>L. M. Young</i> F. R. A. I.)	457

AVICENNA IM WESTEN: EINE HISTORISCHE BEGEGNUNG

Avicenna ist 1037 gestorben und etwa hundert zwanzig Jahre später wurden schon seine wichtigsten Traktate (das Traktat *Über die Seele* und die *Metaphysik*) ins Lateinische übersetzt. Im Falle des Averroës war die Übernahme durch den lateinischen Westen sogar noch schneller: vierzig Jahre nach seinem Tode waren seine Schriften fast alle ins Lateinische übersetzt und einige Jahre später wurden auch hebräische Übersetzungen verfaßt.¹ Es lohnt sich, eben die Umstände, unter welchen dieser schnelle Übergang von einem Kulturgebiet zum andern möglich war, zu bedenken. Glücklicherweise weiß man, durch einen Dedikationsbrief des Ibn Daoud, welche Umstände zur Übersetzung der Schrift *Über die Seele* geführt haben.² Man vernimmt aus diesem Dokument, daß der Erzbischof Johann von Toledo, der von 1152 bis 1166 die geistliche Verantwortung über die kirchliche Provinz ausübte, Ibn Daoud, der sich ein jüdischer Philosoph nennt, gebeten hat, diese Übersetzung zu machen. Während drei Jahrhunderten war Toledo dem Islam unterworfen und der berühmte Dom wurde in eine Moschee umgewandelt. Im Jahr 1085 wurde die Stadt durch Alphonsus den Sechsten erobert: um diese Zeit war die Bevölkerung aus Islamiten, Juden und arabisierten Christen oder Mozarabern zusammengesetzt. Bei der Reconquista ist ein Teil der islamitischen Bevölkerung geflohen, die anderen sind bei den Christen geblieben und wurden «mudejares», das heißt Abtrünnige genannt.³ Als also der Erzbischof Ibn Daoud gebeten hat, eine lateinische Übersetzung des Traktats Avicennas *Über die Seele* zu verfassen, stand Toledo nicht mehr unter islamitischer Herrschaft. Was hat denn den Erzbischof dazu bewogen, gerade die Arbeit eines islamitischen Philosophen ins Lateinische übersetzen zu wollen? Im ersten Teil seiner Dedikation weist der Autor darauf hin, es sei sehr wichtig auf Grund der Vernunft die menschliche Seele zu kennen. Es gibt

¹ H. A. WOLFSON: *Plan for the Publication of a Corpus Commentariorum Averrois in Aristotelem*, in: *Speculum*, VI, 1931, S. 412—427; *Revised Plan for the Publication of a Corpus Commentariorum Averrois in Aristotelem*, in: *Speculum*, XXXVII, 1963, S. 88—104.

² *Avicenna Latinus. Liber de Anima seu Sextus de Naturalibus*, I—II—III. Edition critique de la traduction latine médiévale par S. VAN RIET. Introduction sur la doctrine psychologique d'Avicenne par G. VERBEKE. Louvain—Leiden, 1972, S. 3—4.

³ *Avicenna Latinus. Liber de Anima*, I—II—III, S. 92*—93*.

ja Leute (schreibt er), die so stark durch die Sinneswahrnehmung beherrscht werden, daß sie die Existenz der Seele überhaupt nicht anerkennen. Andere jedoch versuchen, aus der Bewegung her die Seele zu erfassen, aber die meisten stützen sich nur auf den Glauben und nicht auf die Vernunft, wenn es darum geht zu entdecken, was und wie die Seele sei.⁴ Nach der Meinung des Übersetzers ist es wichtig, daß der Mensch nicht nur sein wahres Wesen begreife, sondern daß er mit Hilfe der Vernunft das vernünftige Prinzip seiner Natur erfasse. Wie könnte der Mensch Gott lieben, wenn er das höchste in seinem Wesen nicht kennt? In körperlicher Hinsicht ist der Mensch fast allen anderen Geschöpfen untergeordnet, nur durch seine Seele übertrifft er sie: mehr als die anderen Geschöpfe trägt er in seiner Seele das Bildnis seines Schöpfers.⁵

Nach Ibn Daoud kommt es also nicht nur darauf an, die Seele zu kennen, sondern man soll mit Hilfe der Vernunft ihr tiefstes Wesen ergreifen: das ist es, was er mit seiner Übersetzung beabsichtigt. Es ist also sein Zweck, in Übereinstimmung mit der Einladung des Erzbischofs, dem lateinischen Westen ein Traktat zur Verfügung zu stellen, in dem die Natur der Seele auf philosophischen Gründen, also mit rein vernünftigen Argumenten erläutert wird.⁶ Nach dem Muster der aristotelischen Philosophie waren solche Arbeiten im arabischen Kulturgebiet schon verfaßt worden. Die Araber haben ja die aristotelischen Schriften mindestens drei Jahrhunderte vor dem Anfang der Übersetzungsbewegung im Westen kennengelernt: schon im achten Jahrhundert hat man sich für die Schriften des griechischen Philosophen interessiert und hat man angefangen, sie ins Arabische zu übertragen, entweder direkt vom griechischen Originaltext her oder durch die Vermittlung einer syrischen Übersetzung. Die philosophische Schule von Athen wurde 529 durch ein Dekret des Kaisers Justinian geschlossen, während die Alexandrinische Schule ihre normale Betätigung fortgesetzt hat: tatsächlich hat sie niemals aufgehört, so wie in den vorigen Jahrhunderten, auch nach der arabischen Eroberung die Philosophie des Aristoteles zu unterrichten; erst 718 hat sich die Schule in Antiochien und um 850 in Bagdad niedergelassen.⁷ Da wurde um die Mitte des neunten Jahrhunderts der Kommentar des Philoponus, Mit-

⁴ *Avicenna Latinus. Liber de Anima*, I—II—III, S. 3: Unde homines sensibus dediti, aut animam nihil esse credunt, aut si forte ex motu corporis eam esse coniciunt, quid vel qualis sit plerique fide tenent, sed pauci ratione convincunt.

⁵ *Avicenna Latinus. Liber de Anima*, I—II—III, S. 3: Indignum siquidem ut illam partem sui qua est sciens, homo nesciat, et id per quod rationalis est, ratione ipse non comprehendat. Quomodo enim iam se vel Deum poterit diligere, cum id quod in se melius est convincitur ignorare?

⁶ *Avicenna Latinus. Liber de Anima*, I—II—III, S. 3: Quapropter iussu vestrum, Domine, de transferendo libro Avicennae Philosophi de anima, effectui mancipare curavi, ut vestro munere et meo labore, Latinis fieret certum, quod hactenus exstitit incognitum, scilicet an sit anima, et quid et qualis sit secundum essentiam et effectum, rationibus verissimis comprobatum.

⁷ Cf. H. D. SAFFREY: *Le chrétien Jean Philopon et la survivance de l'Ecole d'Alexandrie au VI^e siècle*, in: *Revue des Etudes grecques*, LXVII, 1954, S. 408—409.

arbeiter von Ammonius in Alexandrien, ins Arabische übertragen.⁸ Die arabische Welt hat also die Werke des Aristoteles (mit Ausnahme der logischen Schriften) viel früher als die Gelehrten im Westen kennengelernt. Man sollte jedoch daraus nicht schließen, obwohl es längere Zeit behauptet wurde, daß durch die Vermittlung der arabisch-lateinischen Übersetzungen die Schriften des griechischen Meisters zuerst im Westen bekannt wurden.⁹ Ebenfalls um die Mitte des zwölften Jahrhunderts, als also Avicenna ins Lateinische übertragen wurde, hat Jacob von Venedig, vielleicht in Constantinopel, mehrere Schriften des Aristoteles, wie z. B. das Traktat *Über die Seele* und die *Metaphysik*, ins Lateinische übersetzt.¹⁰ Fast gleichzeitig hatte man also zwei Traktate zur Verfügung, die beide die Natur der Seele mit rein vernünftigen Argumenten zu enthüllen versuchen. Auch das Denken Avicennas wurde durch Aristoteles tief beeinflußt, ebenso ist die Ausstrahlung des griechischen Meisters bei Alkindi und Alfarabi spürbar. Jedenfalls ist es bemerkenswert, daß man um dieselbe Zeit Schriften des Aristoteles und Werke Avicennas ins Lateinische übersetzt hat: jede Übersetzung ist Ausdruck eines Bedürfnisses, jede Zeit übersetzt die Schriften, die sie braucht und die sie in einem bestimmten Kulturgebiet nicht vorhanden findet. Die Übersetzung ist also ein Dialog zwischen Kulturgebieten, in dem offensichtlich zum Ausdruck gebracht wird, was als fehlend in einem Kulturkreis empfunden wird. Warum hat man im zwölften Jahrhundert zugleich Aristoteles und Avicenna ins Lateinische übertragen? Die einzig befriedigende Antwort könnte nur sein, daß man diese Schriften brauchte, man konnte dieses Gedankenerbe nicht mehr entbehren, das Bedürfnis war so groß, daß die übersetzten Schriften sich sofort verbreiteten und einen tiefen Einfluß auf den Unterricht an den mittelalterlichen Universitäten ausübten. Die Wahl der Werke, die man übersetzt, ist ohne Zweifel vom Zeitgeist und von den Bedürfnissen einer bestimmten Epoche abhängig; diese Bedürfnisse sind nicht immer bewußt erlebt und genau verantwortet, und doch sind sie da. Jedermann wählt die Bücher, die er lesen will, ohne daß er immer seiner Wahl und der Antriebe, die ihn dazu bringen, bewußt sei; so steht es auch mit den Optionen, die in der Geschichte vollzogen werden.

Vor dem zwölften Jahrhundert hatte man eine andere Art Schriften übersetzt, meistens Arbeiten, die von christlichen Autoren verfaßt und geeignet

⁸ Um die Zeit von Alkindi, also um 860, wurde eine arabische Übersetzung der Aristotelischen *Physik* mit dem Kommentar des Philoponus verfaßt. Zwei bekannte Übersetzer haben sich damit beschäftigt: der erste ist Qostā ben Lūqā, der die Bücher I—IV übersetzt; der zweite ist Ibn Nā'imah, der die Bücher V—VIII ins Arabische überträgt.

⁹ L. MINIO-PALUELLO: *Aristotele dal mondo arabo a quello latino*, in: *Opuscula. The Latin Aristotle*. Amsterdam, 1972, S. 503—504.

¹⁰ L. MINIO-PALUELLO: *Jacobus Veneticus Grecus, Canonist and Translator of Aristotle*, in: *Opuscula. The Latin Aristotle*, S. 208—209.

waren, zu einem tieferen Verständnis des Glaubens beizutragen. Die christliche Botschaft wird nicht in Frage gestellt, es geht nur darum, sie zu erläutern, damit man ihre tiefere Bedeutung begreife. Seit dem elften Jahrhundert tauchen neue Bedürfnisse auf, vor allem das Bedürfnis eines fortgeschrittenen rationellen Denkens, so wie es auch in der Dedikation des Ibn Daoud in den Vordergrund tritt. Statt daß man einfach das, was der Glaube lehrt, auf Grund des Autoritätsarguments annimmt, versucht man den Bereich der Autorität zu reduzieren und den Inhalt des Glaubens mit Hilfe rein philosophischer Argumente zu stützen. Das bedeutet jedoch nicht, daß der Wert der offenbarten Botschaft in Frage gestellt oder geleugnet wird, sondern zugleich wird für diese Lehre eine rationelle Verantwortung gesucht. Lanfranc, der ein Gegner der Dialektiker war, hat dem Berengarius von Tours vorgeworfen, er wolle alles durch die Vernunft erfassen und vernachlässige das Autoritätsargument.¹¹ Diese Tendenz findet man bei mehreren Denkern, Philosophen und Theologen dieser Zeit; sie ist ganz offensichtlich spürbar bei Anselm von Canterbury, Abaelard, Alanus von Lille, Bernard und Hugo von Sankt-Victor, Adelard von Bath und anderen. Das geistliche Klima hat sich geändert: ein neues wissenschaftliches Denken entwickelt sich, rein theologische Argumente können nicht mehr befriedigen, man will dazu eine weitere Verantwortung, die sich auf philosophischen Gründen stützt. Was man in der lateinischen Literatur des Westens nicht antreffen konnte, hat man anderswo gesucht: deshalb hat man fast um dieselbe Zeit einerseits Aristoteles aus dem Griechischen, andererseits Avicenna aus dem Arabischen übersetzt. Gewiß hat Avicenna im Westen nicht die Verbreitung des Aristoteles gekannt, aber er wurde doch sehr viel gelesen und studiert.

Daher die Frage: was hat der lateinische Westen in diesen übersetzten Schriften des Avicenna, besonders im Traktat *Über die Seele* und in der *Metaphysik* entdecken können? Ist Avicenna ohne weiteres ein Vermittler für die aristotelische Philosophie gewesen? Auf diese Frage könnte man bestimmt «nein» antworten: sowohl auf dem Gebiete der philosophischen Anthropologie wie auf dem der metaphysischen Seinslehre hat Avicenna ein neues Gedankensystem, in dem seine Originalität ganz klar hervortritt, entworfen. Wenn man also zwischen Avicenna und Aristoteles einen Vergleich macht, könnte man auf mehrere Züge, die ein ursprünglicher Beitrag des islamitischen Denkers sind, hinweisen, und zweifellos hat man im Westen sowohl von Avicenna wie von Aristoteles Bestandteile, die zu einem besseren Verständnis von Mensch und Welt führen, entlehnt. Nach Aristoteles ist der Mensch ein aus Körper und Seele zusammengesetztes Wesen: die Seele gilt als Lebensprinzip und das Verhältnis zwischen Seele und Körper ist so, daß

¹¹ Lanfranc, *De corpore et sanguine Domini*, cap. 7 [et 17], PL 150, 416: *relictis sacris auctoritatibus, ad dialecticam confugium facis.*

beide zusammen ein einheitliches Wesen darstellen. In der technischen Sprache des griechischen Philosophen heißt es, die Seele sei die erste Entelechie eines organischen Körpers, der lebensfähig ist, der also die Möglichkeit des Lebens besitzt.¹²

Wenn die Seele die *erste* Entelechie oder der erste Akt des Körpers ist, sollte man daraus schließen, daß eben die Körperlichkeit des Körpers aus der Seele herkommt und durch das psychische Prinzip zustande gebracht wird. Das Coprinzip der Seele ist also nicht ein schon organisierter Körper, sondern eine ganz formlose und unbestimmte Materie, die durch die Seele zum organischen Körper umgebildet wird. Zu dieser Auffassung ist Aristoteles durch das Studium der menschlichen Erkenntnis gekommen: nach der Überzeugung des Stagiriten gibt es beim Menschen keine einzige Erkenntnis, die rein seelisch ist, die also durch die Seele allein, unabhängig vom Körper, ausgeführt wird. An der Sinneswahrnehmung sind die körperlichen Organe selbstverständlich beteiligt: aber so ist es auch auf der höheren Stufe des Denkens, weil die Gegenstände der Vernunft aus der Sinneswahrnehmung herkommen. Ohne empirische Erfahrung ist jede Vernunfttätigkeit unmöglich, weil jeder Inhalt für diese Erkenntnis fehlt.¹³ Am Anfang seines Traktats *Über die Seele* stellt Aristoteles die Frage, ob die Seele ohne den Körper, das heißt unabhängig vom Körper, bestehen könne: diese Frage ist mit Rücksicht auf die Unsterblichkeitslehre sehr wichtig.¹⁴ Die Antwort des Aristoteles könnte nur negativ sein: wenn jede Tätigkeit der Seele mit Hilfe des Körpers stattfindet, könnte die Seele nach der Verwesung des Körpers nicht fortleben, weil sie keine einzige Tätigkeit ausüben könnte. Nach Aristoteles kann die menschliche Seele nur sterblich sein: sie vergeht mit dem Körper. Diese Lehre war eine der wichtigsten Ursachen, die die Aufnahme der aristotelischen Philosophie im Westen verspätet haben.

Dagegen ist das Menschbild Avicennas spiritualistischer und zeigt eindeutig den Einfluß des neuplatonischen Denkens. Nach Avicenna ist die Seele ein geistliches, immaterielles Prinzip, das mit dem Körper verbunden ist und sich dessen bedient. Das wichtigste Argument, das Avicenna anwendet, um die Geistlichkeit der menschlichen Seele zu zeigen, bezieht sich auf das Selbstbewußtsein: wenn die Vernunft mit Hilfe eines körperlichen Instruments ihre Tätigkeit ausübte, könnte sie weder sich selbst, noch ihr Instrument oder ihre Tätigkeit erfassen¹⁵; zwischen der Vernunft und deren Wesen gibt es also kein Instrument, ebenso auch nicht zwischen der Vernunft und

¹² Aristoteles, *De Anima*, II, 1, 412 a 27.

¹³ Aristoteles, *De Anima*, III, 8, 432 a 7—9; 12—14.

¹⁴ Aristoteles, *De Anima*, I, 1, 403 a 3 ssq.

¹⁵ *Avicenna Latinus. Liber de Anima*, V, 2, S. 93, 60: Dicemus igitur quod virtus intellectiva, si intelligeret instrumento corporali, oporteret ut non intelligeret seipsam, nec intelligeret instrumentum suum, nec intelligeret se intelligere.

deren Akt. Die Seele ist immer bei sich selbst, sie ist immer an sich selbst gegenwärtig: diese Gegenwärtigkeit ist nicht indirekt, sondern unmittelbar: der Mensch braucht die sinnliche Erfahrung nicht, um sich selbst zu entdecken. Avicenna hat mit dem berühmten Argument des fliegenden Menschen seine These zu erläutern versucht.¹⁶ Man stelle sich einen Menschen vor, der plötzlich als Erwachsener, ohne die vorhergehenden Stufen des Lebens durchlaufen zu haben, erschaffen wird, und der sich in einem ganz leeren Raum befindet, ohne jede sinnliche Empfindung von außen: könnte dieser Mensch je etwas kennen? Er könnte selbstverständlich seine Körperteile nicht erfassen, weil Avicenna sich vorstellt, Arme und Beine seien ausgestreckt, ohne daß die Glieder einander berühren. Vom Standpunkt der aristotelischen Lehre müßte man schließen, daß dieser Mensch ganz unfähig ist, etwas zu erfassen, weil auch die vernünftige Erkenntnis ständig durch die Sinneswahrnehmung ernährt wird. Avicennas Antwort entfernt sich von der aristotelischen Perspektive und bewegt sich in die Richtung des psychologischen Dualismus. Avicenna behauptet, dieser Mensch wisse, daß er da ist, ohne jegliches Bewußtsein seiner Körperteile zu besitzen.¹⁷ Was bedeutet diese Antwort? Zunächst, daß nicht jede Vernunftkenntnis sich auf sinnliche Erfahrung stützt; und weiter, daß die Körperteile nicht zum Wesen des Menschen gehören; sie sind wie Kleider, mit denen sich das menschliche Ich umhüllt. Das Ich ist also das Zentrum der menschlichen Persönlichkeit, die unmittelbar bei sich selbst gegenwärtig ist. In dieser Auffassung ist es leicht die Unsterblichkeitsfrage zu lösen: weil nicht jede Tätigkeit der Seele vom Körper abhängig ist, kann diese Seele auch nach dem Tode weiterleben.¹⁸ Die westlichen Denker haben die aristotelische Entelechielehre mit dem psychologischen Dualismus des Avicenna zu vereinbaren versucht: jedenfalls stehen sie in der Unsterblichkeitsfrage auf der Seite des islamitischen Philosophen.

Auf dem Gebiete der inneren Sinne hat Avicenna die Seelenlehre des Aristoteles vervollständigt und systematisch ausgebaut. Nach seiner Meinung gibt es fünf innere Sinne: zuerst den *Sensus communis*, der die Gegenstände der unterschiedlichen äußeren Sinne zusammenbringt, damit man sie miteinander vergleichen und voneinander unterscheiden könne. Zweitens hat man

¹⁶ Dieses Argument findet man zweimal im Traktat *Über die Seele*: zuerst am Ende des ersten Kapitels, I, 1, und weiter im V. Buch, Kap. 7; vgl. auch *Livre des Directives et Remarques*, trad. GOICHON, S. 303.

¹⁷ *Avicenna Latinus. Liber de Anima*, I, 1, S. 36, 54: Deinde videat si affirmat esse suae essentiae: non enim dubitabit affirmare se esse, nec tamen affirmabit exteriora suorum membrorum, nec occulta suorum interiorum nec animum nec cerebrum, nec aliquid aliud extrinsecus, sed affirmabit se esse, cuius non affirmabit longitudinem nec latitudinem nec spissitudinem; V, 7, S. 162, 51 ssq.

¹⁸ *Avicenna Latinus. Liber de Anima*, V, 4, S. 118, 5: Et quando quidem anima habet esse ab illa, et non habet ex corpore nisi debitum horae qua debet esse tantum, tunc non pendet eius esse ex corpore tantum, nec est corpus causa nisi accidentaliter.

die Einbildungskraft oder Phantasie, die die Gegenstände des *Sensus communis* aufnimmt und bewahrt, auch wenn die wahrnehmbaren Dinge nicht mehr da sind. Der dritte innere Sinn heißt in der lateinischen Übersetzung «*cogitativa*»: er steht unter der Leitung der Vernunft und bereitet die Urteilstätigkeit dieses Vermögens vor, indem er die Bilder, die in der Einbildungskraft gegenwärtig sind, zusammenbringt oder trennt. An vierter Stelle steht die *Aestimativa*, ein sinnliches Wertungsvermögen, das «*Intentiones*», die nicht von den äußeren Sinnen herkommen, ergreift: das geschieht, wenn z. B. ein Schaf beim Wahrnehmen eines Wolfes sofort die Flucht ergreift. Schließlich gibt es das Gedächtnis, das die Intentionen des sinnlichen Wertungsvermögens aufnimmt und bewahrt.¹⁹

Diese Lehre des Avicenna über die inneren Sinne bedeutet tatsächlich eine wichtige Vervollständigung der aristotelischen Auffassung.²⁰ Dadurch hat Avicenna besser als Aristoteles den Übergang von der niedrigeren Stufe der Wahrnehmung zur Ebene des Denkens überbrückt. Wegen Avicennas Erklärung des menschlichen Denkens war diese Vervollständigung der inneren Sinne geboten, indem er behauptet, daß es nur eine tätige Vernunft für alle Menschen gibt und diese transzendent sei: das heißt also, daß nicht jedes Individuum eine eigene tätige Vernunft besitzt, diese ist gemeinsam für alle Menschen, so daß jedes Individuum beim Denken von dieser höheren Substanz abhängig ist und von ihr die denkbaren Gegenstände erlangt. Aus dieser höheren Intelligenz, der zehnten und niedrigsten in der Reihe der transzendenten Intelligenzen, fließen die intelligiblen Gegenstände in die menschliche Seele, so wie auch die Wesensformen der wahrnehmbaren Dinge aus dieser Substanz herkommen.²¹ Diese Lehre ist zweifellos sehr wichtig, aber sie kann nicht mit der aristotelischen Psychologie in Übereinstimmung gebracht werden: bei Aristoteles ist es nicht ganz einleuchtend, ob die tätige Vernunft transzendent ist oder immanent in jedem Individuum. Aber niemals behauptet er, daß die Wesensformen der physischen Welt aus der tätigen Vernunft herkommen. Auf diese Weise hat Avicenna die Möglichkeit des menschlichen Denkens, auch des philosophischen Denkens, gründen wollen: so gibt es einen ständigen Parallelismus, eine ständige Korrespondenz zwischen Denken und Sein, weil aus derselben Quelle die Gegenstände des Denkens und die

¹⁹ *Avicenna Latinus. Liber de Anima*, IV—V, S. 46*—59*.

²⁰ In der psychologischen Lehre des Aristoteles ist es schwierig, die Zahl der inneren Sinne genau zu bestimmen: nachdem er im zweiten Buch des Traktats *Über die Seele* die fünf äußeren Sinne besprochen hat, untersucht er am Anfang des dritten Buches die verschiedenen Tätigkeiten des *Sensus communis* und erklärt weiter das Wesen der Einbildungskraft und deren Unterschied von der Vernunft, dem praktischen Urteil und der Meinung. Vom Beginn des 3. Kapitels dieses Buches an behandelt der Autor das Denken.

²¹ *Avicenna Latinus. Liber de Anima*, V, 5, S. 126, 33: *Sed causa dandi formam intelligibilem non est nisi intelligentia in effectu penes quam sunt principia formarum intelligibilium abstractarum*; *ibid.*, S. 127, 45.; V, 6, S. 143, 58.

Wesensformen der Dinge entspringen. Die Folge ist natürlich, daß die Rolle des individuellen Menschen beim Denken geringer wird: der Mensch bildet nicht selbst mit Hilfe der Sinneswahrnehmung die Gegenstände seines Denkens, er beschränkt sich darauf, sich vorzubereiten, sich fertig zu machen, um die intelligiblen Gegenstände zu empfangen und aufzunehmen. Gerade durch die Sinneswahrnehmung kann der Mensch sich bereitmachen, um bestimmte intelligible Gegenstände anzugleichen.²² Bedeutet diese Ansicht eine Verletzung des Individuums? Sie schließt bestimmt eine andere Auffassung der menschlichen Person ein als diejenige, die sich im Westen entwickelt hat. Man findet auch im Traktat Avicennas *Über die Seele* kaum etwas über das Freiheitsproblem, über die Frage der individuellen Verantwortung. Hier haben die Denker des Westens sich von Avicenna getrennt: sie haben häufig die Frage über das Statut der tätigen und auch der rezeptiven Vernunft gestellt (dieses letzte Problem wurde durch Averroës in den Vordergrund gebracht), aber die westlichen Philosophen haben im allgemeinen die eigene Konsistenz des Individuums im Denken und Wollen betont. Auf diesem Gebiete ist jedoch der Einfluß Avicennas eingreifend gewesen, weil er die westlichen Denker dazu geführt hat, sich mit diesem Probleme zu beschäftigen.

Auch auf dem Gebiete der Seinsphilosophie hat Avicenna nicht einfach die Lehre des Aristoteles übernommen: im Sinne von Alkindi und Alfarabi hat er tatsächlich eine neue Metaphysik, die sowohl beim Islam als auch beim Neuplatonismus anschließt, gebildet. Die zentralen Ideen, die bei diesem Aufbau eine Rolle gespielt haben, sind die Begriffe von Möglichkeit und Notwendigkeit. Nach unserem Philosophen gibt es nur und könnte es nur ein einziges Wesen geben, das aus sich selbst notwendig ist; alles andere ist auch notwendig, jedoch nicht aus sich selbst, sondern nur, indem es notwendig aus dem ersten Prinzip entspringt.²³ Dieses schöpferische Prinzip könnte niemals ein Seiendes hervorbringen, das zur gleichen Ebene gehört: die schaffende Ursache besitzt das Sein wesentlich, sie ist daher nicht aus Essenz und Existenz zusammengesetzt, indem das Geschaffene das Sein erlangt, aus sich selbst ist es nur möglich.²⁴ Die Ursache geht zweifellos dem Hervorgebrachten voran; bei der Schöpfung wird das Hervorgebrachte aus dem absoluten Nicht-sein verwirklicht; auch wenn das Geschaffene immer da ist, hat es doch eine wesentliche Unterordnung zur Quelle seines Daseins.²⁵ Auch wenn die Ursache das Hervor-

²² *Avicenna Latinus. Liber de Anima*, V, 2, S. 92, 50 ssq.: Nos ergo dicimus id quod postea scies, scilicet quia hoc quod anima rationalis recipit multa ex rebus infinitis, fit post inquisitionem activam.

²³ *Avicenna Latinus. Philosophia prima*, VIII, 1, S. 376, 12—15: (ostendamus) . . . quod principium omnium illorum est unum, et quod est discretum ab omnibus quae sunt, ipsum solum ens necesse esse, et quod ab ipso est principium sui esse omnis quod est.

²⁴ *Avicenna Latinus. Philosophia prima*, VI, 3, S. 317, 66—68.

²⁵ *Avicenna Latinus. Philosophia prima*, VI, 3, S. 318, 73—74.

tretende notwendig zustande bringt, könnte man niemals daraus schließen, daß die Ursache in ihrem Sein vom Geschaffenen abhängig sei. Die universale Ursache alles Seienden muß aus sich selbst notwendig sein²⁶: so wird sie sich immer von dem, was aus sich nur möglich ist, unterscheiden. Deswegen ist das erste Prinzip wesentlich aus seiner eigenen Natur wahr, und die Wissenschaft, die sich mit ihm beschäftigt, richtet ihren Blick auf die absolute Wahrheit.²⁷

Nach Avicenna hat die Schöpfung niemals angefangen, die Welt ist seit Ewigkeit da, weil das notwendig Seiende dasjenige, was es durch die Kraft seiner Natur hervorbringt, auch notwendig verursacht: es ist weder durch einen Zufall, noch auf kontingente Weise, daß das notwendig Seiende seine schöpferische Tätigkeit ausübt; der Schöpfer würde nicht sein, was er ist, wenn er die Welt hervorzubringen aufhielte.²⁸ Das eigenste Merkmal dieses notwendig Seienden besteht darin, daß es vollkommen sei und eben mehr als vollkommen: es ist Güte und ganz selbstlose Mildtätigkeit; wenn es die Welt hervorbringt, ist es nicht auf der Suche nach irgendwelchem Vorteil; was es hervorbringt, entsteht als die Ausstrahlung seiner Güte und Liebe. Wie könnte dieses höchste Seiende in einem bestimmten Augenblick Schöpfer werden, ohne es seit Ewigkeit zu sein? Ist es nicht das eigenste Merkmal der Güte, sich mitzuteilen und auszustrahlen? Nach unserem Philosophen könnte das höchste Prinzip, weil es reine Güte ist, sich nicht in sich verschließen, es könnte sich nicht in sich selbst zurückziehen und sich seiner Vollkommenheit erfreuen, ohne sie mitzuteilen, es muß sich von Ewigkeit in der Verschiedenheit der geschaffenen Seienden schauen lassen. Eines der wichtigsten Argumente, die Avicenna für seinen Gesichtspunkt gelten läßt, ist gerade, daß das notwendig Seiende unveränderlich ist, fern von jeder Art Potentialität; hätte es angefangen, Schöpfer zu sein, ohne es früher zu sein, da hätte irgendwo in ihm eine Änderung stattgefunden, weil es nicht dasselbe ist zu schaffen oder nicht zu schaffen.²⁹ Könnte das notwendig Seiende durch einen freien Entschluß dazu gekommen sein, die Welt hervorzubringen? Avicenna verwirft diese Hypothese: ein solcher Entschluß wäre nicht zu erklären und willkürlich. Wenn das Höchste früher nicht tätig war, warum hat es plötzlich beschlossen seine schöpferische Tätigkeit zu beginnen? Es ist

²⁶ *Avicenna Latinus. Philosophia prima*, VI, 3, S. 318, 78—80.

²⁷ *Avicenna Latinus. Philosophia prima*, VI, 3, S. 319, 15—19.

²⁸ In dieser Hinsicht nähert sich der Standpunkt des Avicenna dem des Plotin: dieser wurde im 5. Jahrhundert durch Proclus und im 6. Jahrhundert durch Simplicius und Olympiodorus vetreten.

²⁹ *Avicenna Latinus. Philosophia prima*, IX, 1, S. 439, 7—11: Quomodo cumque autem posueris aliquid fieri quod non erat, vel pones illud fieri in sua essentia, vel non fieri in sua essentia, sed erit aliquid discretum ab essentia eius, et remanebit adhuc quaestio. Si enim fit in eius essentia, tunc ipsum est variabile; *Metaphysices Compendium*, S. 139.

unmöglich, irgendeinen Grund für eine solche Initiative zu finden: wenn das notwendig Seiende das einzig Existierende ist und außerdem unveränderlich, was könnte es dann dazu führen, seine schöpferische Tätigkeit aufzunehmen?³⁰ Es ist auch sinnlos zu behaupten, daß das höchste Prinzip vor den geschaffenen Seienden schon da war:³¹ diese Behauptung ist kontradiktorisch, weil sie einschließt, dieses Prinzip sei zeitlich, während es außerhalb der Zeit besteht; wenn es «vor etwas» besteht, ist es in die Reihe der zeitlichen Aufeinanderfolge aufgenommen.³² Schließlich hat schon Aristoteles gezeigt, daß die Bewegung niemals in der Zeit angefangen habe, weil — um beginnen zu können — schon irgendwo eine Änderung stattfinden müßte, und so geht es endlos weiter. Wenn jemand die Frage vom Standpunkt der sekundären Ursachen stellt, könnte er nicht vermeiden, endlos in die Reihe der Antezedentien zurückzugehen, um irgendwelche Bewegung, die jetzt stattfindet, zu erklären; wenn dagegen das Werden immer da ist, müßte die erste Ursache auch immer ihre schöpferische Tätigkeit ausüben. Avicenna ist also überzeugt, daß die Welt von Ewigkeit her als eine ständige Offenbarung von Allahs Güte und Mildtätigkeit da ist.

Jetzt soll die Frage gestellt werden, in welcher Reihenfolge die unterschiedlichen Seienden aus der ersten Ursache hervortreten. Nach Avicenna könnte das erste, das aus dem Schöpfer hervorkommt, nicht vielfach sein: das notwendig Seiende ist ganz einfach. So kann es nur ein einziges Seiendes ohne Vielheit hervorbringen.³³ Dieses erst Geschaffene könnte keine materielle Form sein, eine Seele, die wesentlich mit einem stofflichen Prinzip verbunden ist; es muß ganz geistig sein, eine reine Intelligenz, das erste der immateriellen Seienden und das Bewegungsprinzip, als Endzweck des ersten Himmels.³⁴ Diese Stellung des Avicenna ist eng verbunden mit dessen Lehre über die Schöpfung, die nicht die Folge einer freien Initiative ist, sondern die immer und notwendig aus dem Wesen der ersten Ursache hervorgeht. Avicenna will mit allen Mitteln vermeiden, dem ersten Prinzip irgendwelche Tätigkeit, die Vielheit einschließt, zuzuschreiben: in so weit, als Vielheit beim ersten Geschaffenen auftritt,

³⁰ *Avicenna Latinus. Philosophia prima*, IX, S. 442, 65—66: Si autem ipsa voluntas fuerit scipsum facere per seipsam, quare non fecit esse ante?; *Metaphysices Compendium*, S. 143.

³¹ *Avicenna Latinus. Philosophia prima*, IX, 1, S. 443, 82—83: quod fuit solus et non mundus nec motus . . .; *Metaphysices Compendium*, S. 144.

³² *Avicenna Latinus. Philosophia prima*, IX, 1, S. 443, 76—87; *Metaphysices Compendium*, S. 144—145.

³³ *Avicenna Latinus. Philosophia prima*, IX, 4, S. 479, 92—94: ea quae primo sunt ab eo — et haec sunt creata —, non possunt esse multa nec numero nec divisione in materiam et formam, quoniam id quod sequitur ex eo, est ab eius essentia, non ab alio aliquo; *Metaphysices Compendium*, S. 189.

³⁴ *Avicenna Latinus. Philosophia prima*, IX, 4, S. 481, 39—42: Palam igitur non posse esse ut primum causatum sit forma materialis; sed quod non sit materia manifestius est. Necessarium est igitur ut causatum primum sit forma non materialis omnino, scilicet intelligentia; S. 479, 5—10; *Metaphysices Compendium*, S. 190—192.

rührt sie nicht vom Schöpfer her, sondern ist mit der ersten Intelligenz als eine notwendige Eigenschaft verbunden.³⁵ Was der Schöpfer hervorbringt, ist eine Intelligenz, die nicht sein könnte, was sie ist, ohne Vielheit einzuschließen. Nach Avicenna hat Allah nicht direkt und unmittelbar die niedrigeren Seienden geschaffen, er hat seine schöpferische Kraft den höheren Intelligenzen, die über die Himmelskörper herrschen, mitgeteilt. Die erste Intelligenz, wenn sie das höchste Prinzip denkt, bringt eine andere Intelligenz hervor,³⁶ die selbst, wenn sie die erste Intelligenz denkt, eine dritte zustandebringt und so geht es weiter bis zur zehnten Intelligenz. Die unterschiedlichen Intelligenzen, mit Ausnahme der ersten, treten also auseinander hervor und das bedeutet ein allmähliches Fortschreiten zu niedrigeren Vollkommenheitsstufen, weil man sich von der ersten Quelle, dem notwendig Seienden entfernt.³⁷ Jede Intelligenz betrachtet sich selbst als möglich vermöge ihrer eigenen Natur, und notwendig durch die Substanz, die ihr vorangeht. Dieses Denken ist auch schöpferisch und läßt die Form oder Seele des himmlischen Körpers hervortreten und außerdem das materielle Prinzip. Wenn sie sich als möglich denkt, bringt sie das materielle Prinzip hervor, das durch Potentialität gekennzeichnet ist; denkt sie sich als notwendig hervortretend aus der ersten Substanz, dann bringt sie die Form oder Seele zustande, weil diese Notwendigkeit Quelle von Vollkommenheit oder Akt ist.³⁸ So ist die triadische Struktur jeder himmlischen Sphäre im Lichte der kontemplativen Tätigkeit der höheren Intelligenzen zu erklären.

Mit dieser Schöpfungslehre Avicennas haben die Denker im Westen sich ständig beschäftigt und auseinandergesetzt. Die bleibende Seinsverbundenheit und Seinsabhängigkeit des Geschaffenen gegenüber dem Schöpfer aller Dinge haben sie übernommen: gegen die Ewigkeit und Notwendigkeit der Schöpfung wie gegen die indirekte Schöpfung der niedrigeren Seienden ist viel Widerstand entstanden, und auch dieser Widerstand ist schließlich aus einer unterschiedlichen Auffassung des menschlichen Individuums zu erklären:

³⁵ *Avicenna Latinus. Philosophia prima*, IX, 4, S. 482, 60—64: Non est autem ei multitudo ex primo. Nam possibilitas sui esse est ei quiddam propter se, non propter primum, sed est ei a primo necessitas sui esse, et deinde multiplicatur per hoc quod intelligit primum et per hoc quod intelligit seipsum, tali multiplicatione quae est comitans esse suae unitatis ex primo; *Metaphysices Compendium*, S. 193.

³⁶ *Avicenna Latinus. Philosophia prima*, IX, 4, S. 483, 85—87: Igitur ex prima intelligentia, in quantum intelligit primum, sequitur esse alterius intelligentiae inferioris ea; *Metaphysices Compendium*, S. 194.

³⁷ *Avicenna Latinus. Philosophia prima*, IX, 1, S. 487, 89—91: Iam igitur vere manifestum est quod ex omni intelligentia superiore in ordine, secundum hoc quod intelligit primum, provenit esse alterius intelligentiae inferioris ea; *Metaphysices Compendium*, S. 201.

³⁸ *Avicenna Latinus. Philosophia prima*, IX, 4, S. 487, 91—95: secundum hoc quod (scil. intelligentia) intelligit seipsam, provenit circuli per se tantum, corpus vero caeli fit ab ea et permanet mediante anima caelesti; omnis enim forma causa est ut sua materia sit in effectu: ipsa enim materia non habet existentiam; *Metaphysices Compendium*, S. 201.

wenn die Schöpfung notwendig und indirekt stattfindet, wird dadurch die eigene Konsistenz, die eigene Verantwortung und Freiheit, der persönliche Wert des Individuums gefährdet.

Der Westen hat Avicenna sehr hoch geschätzt, hat mehrere seiner philosophischen Ansichten übernommen, und doch hat sich im Westen allmählich eine andere Auffassung des Individuums entwickelt, die bis jetzt als unterschiedlich zu der islamitischen Auffassung fortlebt. Sie wurde übrigens im Westen durch die Cartesianische Philosophie und mehrere moderne Denksysteme bestätigt und weitergeführt. Der Westen ist also Avicenna nicht immer gefolgt: und doch war sein Denken eine Herausforderung, mit der sich Philosophen und Theologen ständig auseinandergesetzt haben.

Leuven.

G. C. ANAWATI

PSYCHOLOGIE AVICENNIENNE ET PSYCHOLOGIE DE S. THOMAS: ÉTUDE COMPARÉE

I

Il y a déjà une trentaine d'années, le Département culturel de la Ligue des Etats arabes avait pris, sur l'initiative du regretté Dr Taha Hussein, alors ministre de l'Education Nationale, de célébrer le septième centenaire de la mort du grand philosophe et médecin, 'Ali Ibn Sinā connu en Occident sous le nom d'Avicenne. Le Congrès fut tenu à Bagdad avec la participation d'un grand nombre de savants orientalistes et philosophes venus des quatre coins du monde savant. Deux ans plus tard, l'Iran, à son tour, célébrait celui qu'elle considérait comme une des perles les plus précieuses du patrimoine iranien. Dans de nombreux centres culturels académiques d'Europe: Oxford, Cambridge, Paris etc, on tint à s'associer aux fêtes du Millénaire. A l'occasion de cette célébration un Comité d'Avicenne fut constitué au Caire avec, comme mission, d'éditer, d'une façon critique, le grand ouvrage d'Avicenne, le *Shifā'*. Cette tâche immense est sur le point d'être entièrement achevée avec la publication du livre de la Physique sous presse.

Et voici qu'à son tour, l'UNESCO a voulu relancer l'intérêt des savants et du grand public à l'égard du grand philosophe et a demandé aux divers centres académiques du monde de célébrer, chacun à sa manière, Avicenne, C'est un grand honneur pour moi, et pour mon pays, d'avoir été invité à participer à cette journée avicennienne organisée par l'Académie des Sciences de Hongrie. Je vous en remercie vivement.

Au lieu de rester dans les généralités et dans les exposés d'ensemble, j'ai préféré de choisir un sujet plus limité et vous parler de la psychologie du savant iranien, en particulier de sa doctrine de la connaissance: ce sera la partie principale de mon exposé. Et pour en faire ressortir davantage les caractéristiques j'instituerai, une comparaison avec les positions correspondantes de S. Thomas d'Aquin. Nous pourrons alors mieux voir en quoi les deux grands génies philosophiques de l'Occident et de l'Orient convergent et en quoi ils diffèrent.

Pour comprendre la psychologie d'Avicenne, il faut évidemment la mettre dans son contexte philosophique général, son option métaphysique. S'il y a un philosophe qui est tributaire de son intuition de base et en fait bénéficier toutes les parties de sa construction métaphysique, c'est bien Avicenne.

Avicenne est un homme du cinquième siècle de l'H./11e s. A. D. appartenant au monde oriental musulman qui, grâce à une intelligence hors pair et une prodigieuse puissance de travail, a su rassembler, en une vaste synthèse, la triple source de son savoir : l'Islam, la philosophie antique et orientale, la science grecque.

Avicenne est d'abord un musulman convaincu qui admet les données du Coran—quitte à en donner, dans certains passages, une interprétation allégorique. A la base de sa philosophie, il y a l'affirmation d'un Dieu transcendant, Créateur du ciel et de la terre, qui a transmis, par l'intermédiaire des prophètes, un message, exprimé dans les livres sacrés. Il ne refuse rien des données de la foi : existence de Dieu et des ses attributs, existence de l'âme, son individualité, son immortalité, les récompenses dans l'au-delà. Avicenne n'a positivement exclus aucune donnée positive du Coran. Il va même jusqu'à essayer de justifier, du point de vue de la raison, les données positives de la *Shari'a*, quitte à donner parfois une interprétation philosophique de certains textes, comme par exemple le problème de la création éternelle et de la résurrection des corps.

En second lieu, Avicenne est tributaire de la science de son temps, héritée des Grecs, et aussi des spéculations iraniennes (zoroastriennes ou gnostiques). Il admet, comme allant de soi, le géocentrisme, la hiérarchie des êtres, l'astronomie de Ptolémée qu'il expose dans le *Shifā'* etc. Chaque sphère est composée d'une matière non soumise à la corruption, mue par une âme, et attirée, comme cause finale, par une Intelligence séparée. Corps, âme, intelligence, c'est la triade qui constitue chaque astre.

La dernière des Intelligences est celle de la lune, l'astre le plus rapproché du monde. C'est l'Intellect-agent, principe immédiat de toutes les formes du monde sub-lunaire et qui sera pour l'intelligence humaine, l'objet de sa béatitude.

Il est également tributaire de la médecine de son temps : la théorie des quatre éléments, eau, terre, air et feu, et des quatre qualités fondamentales : le froid et le chaud, le sec et l'humide, base de tous les êtres physiques du monde sub-lunaire. Grâce aux mouvements des astres, ces éléments sont en continuelle transformation et constituent les divers règnes du cosmos.

3. Enfin Avicenne est un philosophe qui a assimilé toute la pensée ancienne : c'est un disciple d'Aristote et de ses commentateurs, en particulier Alexandre et Thémistius, de Platon, surtout par l'intermédiaire de Plotin. Il nous rapporte dans son autobiographie qu'il a lu quarante fois la *Métaphysique* d'Aristote, sans parvenir à la comprendre. Puis il tomba par hasard sur un Commentaire de Fārābī, qui lui rendit clair ce qui jusque-là, paraissait impénétrable. Il a connu aussi la pseudo-Théologie d'Aristote qu'il commenta mais qui n'est, en fait, que des extraits de la 3e, 4e et 5e *Ennéades* de Plotin plus ou moins paraphrasées. Cette présence de Plotin dans la pensée avicennienne a

contribué grandement à lui donner une orientation ouverte au monde de l'au-delà, et à donner une explication philosophique de l'expérience mystique, et aussi, des miracles et des prodiges, en particulier dans les trois derniers chapitres de son livre, le dernier qu'il a écrit, *Kitāb al-ishārāt wal-tanbihāt*.

Il admet sans discussion certains principes néoplatoniciens, par exemple, celui de la diffusion du bien : *Bonum diffusivum sui*, et aussi : *Ex uno unum fit*. Ces principes serviront de base à sa conception du monde émanant nécessairement de l'Un suprême par voie d'émanation déchéante nécessaire. Au sommet l'Être nécessaire par soi, en qui l'essence et l'existence s'identifient, et dont il déduit les attributs retrouvant ainsi les *ṣifāt* et les *asmā'* attribués par le Coran à Dieu.

De l'Un nécessaire, et suprême Bonté, émane nécessairement la première Intelligence. En elle-même, elle est possible mais elle est rendue nécessaire par l'acte créateur divin. Elle a un double regard, l'un ayant comme objet l'Être divin nécessaire, l'autre son propre être. En regardant l'Être nécessaire d'où elle émane, elle donne l'existence à la deuxième Intelligence. Sur elle-même elle a double regard. Elle se découvre nécessaire en tant que venant de la première Intelligence, alors émane d'elle l'âme du corps céleste. D'autre part, elle se regarde elle-même en tant qu'elle est possible et alors émane d'elle le corps de la sphère.

Cette cascade d'Intelligences, d'âmes et de corps garde son caractère de nécessité et d'intemporalité. A la septième sphère, la Lune, émane l'Intellect agent, le *dator formarum* qui est le pourvoyeur de toutes les formes du monde sublunaire : intelligences et âmes et les formes des éléments. Le mouvement des astres produit dans les éléments des transformations et des altérations, crée des dispositions qui sont à la base de toutes les générations et les transformations ici-bas, de tous les êtres sensibles du monde minéral, végétal, animal et humain. L'homme est au sommet de ce monde sensible au centre du cosmos, véritable microcosme qui renferme en lui toutes les caractéristiques du monde minéral, du monde animal.

Cette brève introduction sur la philosophie générale d'Avicenne était indispensable pour aborder sa psychologie. C'est dans le cadre de cette métaphysique que seront soigneusement analysées les diverses structures de l'âme humaine ainsi que ses opérations.

L'homme est composé d'une âme spirituelle et d'un corps. Cette spiritualité, Avicenne multiplie les arguments pour la démontrer, comme il les multiplie pour montrer contre tout système de transmigration des âmes, qu'elle est créée non pour animer n'importe quel corps mais celui-là même qui, par une longue préparation des éléments qui le composent, lui correspondent d'une manière incommunicable.

L'âme humaine est une substance spirituelle « source de facultés multiples » mais parfaitement simple. Elle possède en propre une seule faculté, la

faculté intellectuelle mais en confère de diverses sortes au corps, au gré de ses besoins à elle. On peut donc lui attribuer ces facultés comme on attribue l'effet à la cause.

L'âme est principe immédiat interne des mouvements pour le corps. Elle est sa « perfection » car elle l'organise, le fait croître et le nourrit. C'est elle qui le constitue comme corps en s'unissant à la matière. Aussi lorsqu'elle se sépare de lui, celui-ci cesse d'être un corps animal pour devenir un simple cadavre.

Perfection, entéléchie du corps, l'âme ne l'est point en tant que substance mais en tant qu'activité. En outre, elle est bien forme substantielle mais forme substantielle complète et de soi appartenant comme telle au monde des formes intelligibles. Aussi et dès sa vie terrestre, même liée au corps, se connaît-elle directement et non seulement par ses actes.

Cette conscience que l'âme a d'elle-même, Avicenne utilise un argument que Gilson appelle l'argument de l'homme volant pour en prouver l'existence : « Supposons, dit Avicenne qu'un homme soit créé d'un seul coup, avec des extrémités séparées, mais qu'il ne les voit pas ; que par quelque hasard, il n'y touche pas non plus et qu'il n'y ait pas de contact entre elles, que, en plus, il n'entende pas de voix. Dans ce cas, il ignorerait l'existence de tous ses membres. Et pourtant, tout en l'ignorant, il connaîtrait l'existence de son propre moi (*wu-jūd anniyyatihi*) en tant que chose unique. Or, continue-t-il, ce qui est ignoré n'est pas identique à ce qui est connu. En fait ces membres sont dans la réalité, comme des vêtements qui, par suite du long usage que nous en avons fait, seraient devenus pour nous comme des parties de notre personne. Quand nous imaginons nous-même, nous ne nous imaginons pas nus, mais pourvus de vêtements, la cause étant le long usage que nous avons fait de ceux-ci. Avec cette différence que nous sommes habitués à nous dépouiller de nos vêtements en les ôtant, en les mettant de côté, ce que nous ne faisons pas de nos membres. Aussi nous croyons que nos membres font parties de nous-même plus fermement que nous ne l'imaginons pour nos vêtements. »

Avicenne poursuit sa discussion pour monter qu'il n'est pas possible qu'un membre particulier, le cœur, le cerveau par exemple soit le tout du corps organique ; il arrive à la conclusion que l'objet de la connaissance que j'ai de moi, en vertu de laquelle je sais que c'est moi qui ai senti, qui ait fait acte d'intelligence, agi, réuni telles qualités, est donc autre chose ; et c'est cela que j'appelle moi.

L'origine de cet argument est inconnue ; elle est peut-être due à l'imagination poétique d'Avicenne. On trouve un argument analogue chez St Augustin, qui dépend, comme Avicenne, de Plotin et de Proclus. Gilson a suivi l'utilisation de cet argument au moyen-âge et l'a trouvé chez Gerson, Guillaume d'Auvergne, Jean de la Rochelle, Matthieu d'Aquasparta, Vital du Four.

A elle seule, l'âme exerce la totalité des fonctions animales par l'entremise de ses facultés. Mais son union au corps n'est pas comme chez Aristote

Anima rationalis
النفس الناطقة

Intellectus
contemplativus

Intellectus adeptus
(ou accommodatus) العقل مستفاد
Intellectus in effectu العقل بالفعل
Intellectus in habitu العقل بالملكة
Intellectus immaterialis العقل المهيولاني
Intellectus activus
ou efficiens العقل العملي

Anima sensibilis
vel vitalis
(virtutes vitales
vel sensibiles)
النفس الحيوانية
(القوى الحيوانية)

memorialis et
reminiscibilis
الذاكرة

conserve les intentions

4

Estimativa الوهم

saisit les «intentions» qui
sont dans les sensibles

3

cogitativa المفكرة
ou
imaginativa المتخيلة

compose et divise

2

الخيال أو المصورة
imaginatio vel
formans

القوة النزوعية
virtus
appetitiva

1

fantasia فنتاسيا
ou
sensus communis الحس المشترك

concupiscibilis الشهوانية
irascibilis الغضبية

Quinque sensus

1. Visus البصر
2. Auditus السمع
3. Olfactus الشم
4. Gustus الذوق
5. Tactus اللمس

virtus movens المحركة

virtutes vegetabiles
القوى النباتية

generativa المولدة
augmentativa النامية

nutritiva الغذائية

quatuor virtutes
naturales
القوى الطبيعية الأربع

digestiva الهاضمة
attractiva الجاذبة
retentiva الماسكة

expulsiva الدافعة

quatuor qualitates
الكيفيات الأربع

calor الحرارة frigiditas البرودة

siccitas الجيوسة humiditas الرطوبة

Structure de l'âme d'après Avicenne

une union substantielle. L'âme n'est pas forme du corps parce qu'aux yeux d'Avicenne la forme spirituelle ne peut pas être imprimée dans la matière. L'âme n'est ni une substance séparée, ni une forme corporelle, c'est une âme « humaine », substance solitaire qui ne dépend pas du corps comme d'une simple cause matérielle. Le corps qui lui donne pourtant son individuation reste cependant pour elle quelque chose d'accidentel. Elle est réellement distincte de lui, elle peut comme nous venons de le voir, se connaître à part du corps et affirmer son existence avant de savoir si son corps existe.

Cependant corps et âme se rendent des services mutuels : le corps est un instrument de l'âme : c'est par lui que les sensations arrivent à l'intelligence et lui permettent d'assurer ses opérations : formation des concepts et des jugements, acquisition d'une science expérimentale, de croyances probables sur la foi d'autrui. Aussi l'âme aime-t-elle son corps et se dévoue-t-elle pour lui. Elle a affection naturelle et comme une inclination qui la porte à s'occuper de lui, à le diriger, à pourvoir à ses besoins.

L'âme humaine est pour chaque homme le principe unique d'où émanent des facultés multiples qui ne peuvent s'unir qu'en elle, non dans un corps.

Reprenant en les affinant les analyses d'Aristote et de ses commentateurs, Avicenna distingue dans l'âme trois puissances : l'âme végétative, première perfection du corps naturel organisé qu'elle rend capable de génération, d'accroissement et de nutrition ; l'âme sensitive ou vitale avec deux facultés : celle de mouvoir (concupiscible et irascible) et celle d'appréhension (extérieure et intérieure) ; enfin l'âme raisonnable avec sa double fonction dirigée vers l'action et qui assure la rectitude des mœurs et une fonction spéculative essentiellement destinée à la contemplation de la vérité.

Signalons ici un texte d'Avicenne qui a pu donner naissance à la doctrine franciscaine des deux faces de l'âme. Je le cite dans la version latine dont disposaient les auteurs latins médiévaux. Le texte arabe se trouve dans le *Najāt* (pp. 164—165).

« Anima humana . . . est una substantia habens comparisonem ad duo, quorum unum est supra eam et alterum infra eam. Sed secundum unumquodque istorum habet vim per quam ordinatur habitus qui est inter ipsam et illud. Haec autem virtus activa est illa virtus quam habet anima propter debitum quod debet ei quod est infra eam scilicet corpus ad regendum aliquid. Sed virtus contemplativa est illa virtus quam habet anima propter debitum quod debet ei quod est supra ipsam ut patiatu[r] ab eo et perficiatur per illud et recipiat ex illo ; tanquam anima nostra habet duas facies, faciem scilicet deorsum ad corpus quam oportet nullatenus recipere aliquam affectionem generis debiti naturae corporis. Et aliam faciem sursum versus principia altissima quam oportet semper recipere aliquid ab eo quod est illic et affici ab illo. Ex eo autem quod est infra eam generantur mores ; sed ex eo quod est supra eam generantur sapientiae . . . » Certains auteurs médiévaux ont été

tentés de comparer cette distinction à celle de St Augustin : *ratio superior* et *ratio inferior*. J. Rohmer qui a consacré un court article sur ce point conclut de la manière suivante : « Sans doute les deux doctrines ne sont-elles que les deux filiations d'une même source néoplatoniciennes, deux enfants d'un même père qui, après avoir traversé les siècles, se sont retrouvés au haut moyen âge » (AHDLM p. 77).

La structure de l'âme décalque celle d'Aristote avec cependant certaines élaborations. J'ai essayé de synthétiser en un tableau les différents processus qui, partant des données sensibles, recueillies par les sens extérieurs et intérieurs (sens commun, imagination, imaginative estimative, mémoire sensible) sont présentés à l'intellect passif, personnel pour chaque homme. C'est à ce stade qu'effluent les « intentiones » correspondant aux images qui ont été perçues et élaborées par les divers sens. Très brièvement on pourrait résumer de cette manière le processus de la connaissance.

Les sens externes recueillent les images sensibles qui leur correspondent. Alors entrent en jeu les sens internes. D'abord le *sensus communis* (*al-ḥiss al-mushtarak*), traduit en latin par *fantasia*. Il reçoit les perceptions des cinq sens et les coordonne. Lui correspond, dans l'ordre de la conservation, l'*imaginatio* ou *formans*, traduisant *al-khayāl* ou aussi *al-muṣawwira*. Ce sens conserve ce que le *sensus communis* a recueilli : c'est un réservoir des images perçues.

Intervient alors la *cogitative* ou *estimative* (chez les animaux) qui agit sur les images perçues par les sens et conservées dans le *sensus communis*, et cela par combinaison et séparation. Chez l'homme, cette faculté est enveloppée par la raison de telle sorte que l'imagination humaine peut délibérer et devenir ainsi le siège de l'intellect pratique.

Jusque là nous demeurons au niveau des perceptions sensibles. Mais ces perceptions contiennent certaines significations, certaines « intentions ». C'est l'estimative qui perçoit ces intentions non sensibles, par exemple l'utilité ou la nocivité. Enfin, toujours au niveau sensible, pour retenir les intentions perçues par l'estimative, il y a la mémoire sensible appelée en latin *memoralis* et *reminiscibilis*.

Seules les connaissances à base d'expérience sensible sont conservées dans la mémoire et l'imagination (facultés liées au corps et qui ne survivront pas après la mort). « A parler strictement, les connaissances intelligibles, elles, ne sont pas conservées par l'âme. Chaque fois que l'âme les utilise, elles lui sont infusées, du dehors par l'Intellect-agent. Les sensibles sont l'unique objet de la mémoire et « les intelligibles ne disposent pas d'un dépôt comme la mémoire ». En ce sens, il n'y a pas mémoire intellectuelle. » (Gardet)

Au-dessus des sens externes et des sens internes se trouve l'âme rationnelle (*al-naḥs al-nāṭiqā*). Elle comporte deux aspects ou fonctions : l'intellect pratique (*al-'aql al-'amalī*) *intellectus activus* ou *efficiens*; il est à la base des passions corporelles, des arts et des principes d'action et de morale. Deuxièmement

l'intellectus contemplativus (al-'aql al-naẓarī). Etant donné l'importance de ce point de la psychologie avicennienne, je vais vous donner la traduction du texte du *Najāt* qui lui est consacré.

La fonction de la faculté théorétique, dit Avicenne, est de recevoir les impressions des formes universelles, abstraites de la matière.

Si ces formes sont déjà abstraites en elles-mêmes, l'intellect les reçoit simplement. Si non, il les rend immatérielles par abstraction, de sorte que rien d'immatériel ne demeure en elles...

Cette faculté théorétique soutient différentes relations avec les formes. Et cela parce que lorsqu'une chose en reçoit une autre, elle la reçoit soit en puissance soit en acte.

La puissance est dite en trois sens différents, *per prius et posterius* :

1) Ce terme implique la pure disposition (*al-isti'dād al-muṭlaq*), dans laquelle rien d'actuel n'est encore arrivé, qui n'a pas encore l'instrument de son actualisation, par exemple la puissance, pour un enfant, d'écrire.

2) Deuxièmement, le terme peut désigner une puissance relative, quand rien de plus que l'instrument de l'acquisition de l'actualité ne se trouve achevé. Par exemple, l'enfant plus âgé, qui a appris comment se servir d'une plume, de l'encre et qui connaît la valeur des lettres, est dit *avoir la puissance d'écrire*.

3) Troisièmement ; le terme peut désigner cette puissance quand l'instrument a été perfectionné et que grâce à lui, la puissance est devenue parfaite de sorte que l'agent peut l'exercer quand il veut, sans qu'il ait besoin de l'apprendre ou de l'acquérir. Ce dont a besoin, c'est seulement l'intention de le faire.

C'est le cas du scribe qui est dit avoir acquis la perfection dans son art, bien qu'il n'écrive pas actuellement.

Dans le premier cas, la puissance est appelée *absolue* ou matérielle. Dans le deuxième cas, elle est appelée *puissance possible*; et dans le troisième cas *habitus*.

Ainsi la relation de la faculté théorétique pour les formes abstraites immatérielles que nous avons mentionnées est parfois selon la puissance absolue ; cette faculté appartient à l'âme qui n'a encore réalisé aucune partie de la perfection qu'elle possède en puissance. Quand elle est dans cet état, la faculté théorétique est appelée « *intellect matériel* ». C'est une faculté qui est présente dans tout homme. Cet intellect est appelé « matériel » à cause de sa ressemblance à la matière première qui, en elle-même, ne possède aucune forme mais est le substrat de toutes les formes.

Quelquefois, la relation de cette faculté ressemble à la puissance possible, i.e. que parmi ses perfections possibles, seuls les premiers intelligibles — qui sont la source et l'instrument des seconds intelligibles, — ont été acquis par celle là. Par premiers intelligibles, j'entends les prémisses de base auquel l'assentiment est accordé, sans aucun retour à l'enseignement, même sans aucune conscience

de la part du sujet qui donne son assentiment : qu'il est juste et possible pour lui de s'abstenir d'agir de telle manière, de la même façon que nous croyons d'une façon nécessaire que le tout est plus grand que la partie, et que deux choses égales à une troisième sont égales entre elles.

Quand la part d'actualisation a été achevée, l'intellect est appelé «*intellectus in habitu*.»

Quelque fois la relation est celle d'une puissance perfectionnée, quand après les premières formes intelligibles, l'intellect a également acquis des intelligibles seconds, mais qu'il ne les contemple pas présentement, ou qu'il n'y revient pas . . . Ils sont en quelque sorte conservés en lui de sorte qu'il peut les contempler quand il le veut et il sait qu'il peut le faire. L'intellect s'appelle alors *intellectus in actu*, parce que c'est un intellect qui pense quand il veut, sans avoir à recourir à une autre acquisition . . .

Enfin sa relation à ces formes peut être celle d'une actualité absolue comme lorsque ces formes lui sont présentes, qu'il les contemple actuellement et qu'il sait qu'il agit ainsi. Arrivé à ce stade, l'intellect est appelé *intellectus acquisitus* ou *adeptus* ou *accommodatus* ('*agl mustafād*) parce que les intellects en puissance ne deviennent en acte que par l'intermédiaire d'une intelligence qui est toujours en acte. Quand l'intellect possible a avec elle un certain contact, « certaines formes sont imprimées par elle en lui. Ces formes sont donc acquises du dehors. »

Ainsi, par la connaissance, l'âme par sa plus haute faculté, l'Intellect possible, devenant en acte sous l'influence de l'Intellect Agent séparé, entre en communication avec le monde des « quiddités » complètement pures de matière.

Adoptant une attitude réaliste, qui dès le départ supprime en quelque sorte le problème critique, Avicenne affirme que la notion d'être est la notion première directement reçue par l'âme. Voici un texte de la *Métaphysique* qui explique l'orientation de l'intellect humain à l'égard de l'être en toute son amplitude :

« Quant à l'âme rationnelle, sa véritable perfection consiste à devenir un monde intellectuel dans lequel doit se retracer la forme de tout ce qui est, l'ordre rationnel qu'on aperçoit en tout, le bien qui pénètre tout ; je veux dire d'abord le premier principe de l'univers, ensuite les hautes substances spirituelles, les esprits liés au corps, les corps supérieurs avec leurs mouvements ; et leurs facultés et ainsi de suite, jusqu'à ce que tu te retraces tout ce qui est, et que tu deviennes un monde intellectuel, semblable au monde intellectuel tout entier, voyant celui qui est la beauté parfaite, le bien parfait, la gloire parfaite, s'unissant à lui et devenant sa substance . . .

Mais étant dans ce monde et dans ces corps, submergés dans les mauvais désirs, nous ne sommes pas capables de sentir cette haute jouissance ; c'est pourquoi nous ne la cherchons pas et nous ne nous sentons pas portés, à moins que nous ne soyons débarrassés du lien des désirs et des passions, de manière à

comprendre quelque chose de ce plaisir ; alors nous pouvons nous en faire dans notre âme une faible idée, pourvu que les doutes soient dissipés, et que nous soyons éclairés sur les questions relatives à l'âme . . . »

Tout ce que l'âme peut donc faire, c'est acquérir l'habitus, — cette *habilitas* avicennienne bien connue du moyen âge latin, de se tourner toujours plus spontanément, plus parfaitement et plus constamment vers l'illuminateur.

Or à un certain niveau de cette dialectique ascendante, le corps, d'aide qu'il était, devient une gêne. Aussi est-ce quand il commence à s'affaiblir, au-delà de quarante ans, que l'âme acquiert toute sa vigueur. Dès lors non seulement l'âme raisonnable survit au corps, mais le changement d'état qui résulte de la mort ne nuit ni à sa substance ni à l'exercice de sa faculté intellectuelle. « Lorsque, dit Avicenne, l'âme raisonnable a acquis l'habitus (*malaka*) d'être en adhérence (*ittiṣāl*) avec l'Intellect-Agent, la perte des instruments (des organes corporels) ne lui nuit pas, car elle comprend par elle-même, et non par son instrument. » (*Ishārāt*).

La mort, bien plus, lui sera un gain qui la mettra à même de vivre de la vie du monde intelligible. Elle sera alors parachevée en acte, et douée d'un pouvoir supérieur à celui qu'elle exerçait sur terre (dans *Gloses*)

Ici-bas, notre recherche du bonheur consiste à acquérir l'habitude de nous unir à l'Intellect-Agent séparé de façon à devenir le monde intellectuel décrit plus haut. L'union de l'âme et du corps n'a d'autre fin que de rendre possible la réalisation d'un intellect acquis, saint et purifié, capable de recevoir ces formes de l'Intellect-agent.

« Il semble, dit Avicenne, que l'homme ne peut se délivrer de ce monde et de ses liens que lorsqu'il s'attache fortement à cet autre monde, et que son désir l'entraîne vers ce qui est là, et l'empêche de regarder ce qui est derrière lui. Cette véritable félicité ne peut s'obtenir qu'en perfectionnant la partie pratique de l'âme (c'est-à-dire la vie morale) (Munk p. 364—66).

Cette recherche du bonheur varie avec les hommes. « Il y a des hommes, dit Avicenne, d'une nature très pure, dont l'âme est fortifiée par sa grande pureté et par son ferme attachement aux principes du monde intellectuel, et ces hommes reçoivent dans toutes choses le secours de l'Intellect (actif). D'autres n'ont même besoin d'aucune étude pour s'attacher à l'intellect actif ; on dirait qu'ils savent tout par eux-mêmes. C'est ce qu'on pourrait appeler l'Intellect saint ; il est très élevé et les hommes ne peuvent pas tous y participer ».

II

Ce rapide exposé sur la psychologie avicennienne va nous permettre de la comparer à celle de S. Thomas d'Aquin. Cette comparaison permettra d'apporter un certain nombre de compléments qui feront mieux ressortir les convergences et les divergences qui existent entre les deux grands penseurs.

Remarquons d'abord que Thomas d'Aquin, tout en reconnaissant les déficiences de la philosophie avicennienne (il lui reprochera en particulier son émanatisme nécessaire, la création par intermédiaires et éternelle, le caractère accidentel de l'existence), n'en demeure pas moins un admirateur de l'auteur du *Shifā'*, qu'il mentionne abondamment, surtout au début de ses œuvres. Le P. Vansteenkiste a relevé toutes les citations explicites d'Avicenne (cf. *Avicenna-citaten bij Thomas in Tijd. voor Phil.* 15 (1953), pp. 457—507), et nous avons nous-même classifié ces citations d'après les thèmes traités, en ce qui concerne la Métaphysique du *Shifā'* (cf. notre Introduction à la traduction française de la Métaphysique parue chez Vrin en 1979).

Plus particulièrement, le P. Abelardo Lobato, O. P. a consacré sa thèse de doctorat à l'étude comparative d'Avicenne et de S. Thomas en ce qui concerne la théorie de la connaissance : *Avicenna y Santo Tomas en la teoria del conocimiento*, Granada, 1957. Elle contient de nombreux textes de S. Thomas et d'Avicenne judicieusement choisis, mis en relief avec pénétration et clairement exposés. Nous en avons tiré un grand profit pour notre propre exposé en suivant de près le sien et souvent en le résumant. De plus le livre contient à la fin une abondante bibliographie jusqu'à 1957, date de la parution de la thèse.

Fondement de la théorie de la connaissance

La connaissance est un acte vital de l'âme humaine. Pour l'expliquer en profondeur, il faut préciser ce qu'est la nature de l'âme, comment procèdent d'elle les diverses facultés et la vraie nature de la causalité.

Avicenne et S. Thomas sont d'accord pour affirmer, après Aristote, que l'opération suit l'être : on agit selon ce qu'on est, *operatio sequitur esse*. Nous avons vu comment Avicenne explique la multiplicité des êtres, leur origine et leur nature, par une émanation constante de la Cause première. Celle-ci est Être pur, en elle essence et existence sont identiques, Être qui existe et se communique nécessairement. Cette communication est conforme au principe plotinien : «Ex uno, secundum quod est unum, non est nisi unum.» Création par voie intellectuelle, jusqu'à l'extrême opposé qu'est la matière première. Celle-ci est le siège de la contingence et racine de sa multiplicité.

Dans tous les êtres créés il y a distinction de l'essence et de l'existence; ces êtres sont des essences qui, par elles-mêmes, tendent vers le non-être : «caetera alia, excepto necesse esse habent quidditates quae sunt per se possibile esse, quibus non accidit esse nisi extrinsecus» (*Met.* VIII, 4). Leur existence est accidentelle.

Entre les êtres et l'Être, il y a une distinction absolue dans l'ordre de l'essence ; l'essence de l'être créé a une contingence radicale, une orientation positive vers le non-être. De la même façon les causes secondes « ne sont pas »,

«elle sont fausses» ; l'Être premier leur donne l'être et la vérité, vérifiant ainsi l'affirmation coranique que «Tout est périssable hormis Sa face.» Dès lors ce n'est qu'improprement que les causes secondes sont appelées causes. Voyons précisément comment Avicenne entend la causalité.

L'agent, en toute action, est double : l'un qui prépare et dispose la matière pour l'infusion de la forme, c'est la cause dispositive ; l'autre infuse la forme dans la matière. Cette partie formelle de l'action, causer l'effet, ne peut pas être du ressort des causes secondes ou agents créés ; elle est exclusive de la cause agente séparée d'où procède l'être. L'action humaine, en toutes ses dimensions, n'est qu'un cas particulier de l'action des causes secondes. Les mêmes principes la règlent. Dans l'action humaine interviennent trois éléments : l'un antérieur à notre action, — c'est la matière ; le deuxième proprement humain : disposer la matière pour qu'elle reçoive une forme déterminée ; un troisième, qui succède à notre travail : l'infusion de la forme par la cause supérieure. Notre opération n'est qu'un pont entre la matière et l'Agent séparé, qui est l'Intelligence agente séparée, le *Dator formarum*.

Avicenne sauve l'occasionalisme en donnant à la cause dispositive une action de préparation de la matière qui lui permettra selon le degré de préparation de recevoir une forme déterminée. Mais de même que l'existence de l'être créé est un accident absorbé en quelque sorte par l'Être premier, de même l'opération est également absorbée par la Cause première.

C'est à partir de ces principes métaphysiques que doit s'expliquer, chez Avicenne la doctrine de la connaissance. Nous en avons donnée précédemment les grandes lignes. Insistons sur quelques points.

La matière de la connaissance, qui préexiste à notre action, est constituée par tous les êtres du monde réel inférieur, égaux ou supérieurs à l'homme. Ils agissent sur les facultés de l'homme et celles-ci agissent sur eux, les préparent à être connus. Mais la connaissance n'a lieu que lorsque ultimement préparé à être connu émane alors de l'Intellect séparé la forme intelligible. L'action formelle de l'intellection ne vient pas de l'homme. Ce n'est pas cet homme concret Socrate qui saisit, mais l'Intellect agent.

Chez S. Thomas, les fondements métaphysiques sont autres. L'être et l'opération de la créature correspondent à sa condition. Les causes secondes participent à l'être et à la causalité de la Cause première. L'existence n'est pas propre à la forme de sorte que la forme existerait pour soi seule ou que la forme soit dans la même ligne que l'existence ; la forme est dans la ligne de l'essence. L'existence appartient au composé. Les créatures procèdent par création de la Cause première qui les conserve par un flux permanent. L'action est une conséquence de l'être. Dieu n'est pas absent de l'action comme il ne l'est pas de l'être : «quia ipse est dans esse rebus, esse autem est magis intimum cuilibet rei.» (II *Sent.* 1, 4 c.) mais cela n'empêche pas, affirme S. Thomas que «res singulae proprias operationes habent.» L'action de Dieu est telle qu'elle donne

aux causes secondes d'avoir des actions vraiment propres. La créature est dotée de tout ce qui lui est nécessaire pour agir. De même qu'elle subsiste en elle-même, elle opère par elle-même.

La connaissance humaine est un cas particulier de ces principes. L'âme humaine possède des principes au moyen desquels elle peut exercer son opération naturelle de connaître. L'opinion contraire d'Avicenne est aux yeux de S. Thomas insoutenable. L'âme serait plus imparfaite que les autres agents créés : «*Alia opinio huic contraria (en ce qui concerne l'arrivée des êtres à l'existence par génération) fuit Platonis qui posuit formas separatas quas vocavit ideas, esse inducentes formas in materiis : et quasi ad hanc opinionem reducitur opinio Avicennae . . . qui dicit quod omnes formae sunt ab intelligentia et agens naturale non est nisi preparans materiam ad receptionem formae ; et ista opinio procedit ex hoc quod vult unumquodque generare ex suo simili quod frequenter non invenitur in rebus naturalibus, sicut in his quae putrefactione fiunt ; et etiam quia ponebat fieri per se terminari ad formam ; et hoc non potest esse quia per se fieri terminatur ad hoc quid habet esse quod est terminus factionis ; et hoc est tantum compositum, non forma neque materia : unde forma non nisi per accidens generatur.*» (II *Sent.* 1. I, 4, ad 4m).

L'âme rationnelle et ses puissances

Pour Thomas d'Aquin, l'âme humaine est forme et substance. Mais chez lui cette distinction est comprise d'une manière formelle. L'âme est certainement substance, mais une substance qui, de soi, implique qu'elle soit forme d'un corps, pour constituer avec lui un composé unique duquel procèdent les opérations. La même réalité comporte les deux aspects :

«*Anima rationalis praeter alias formas dicitur esse substantia, et hoc aliquid, secundum quod habet esse absolutum, et quod distinguitur : quid anima potest dupliciter considerari, scilicet secundum quod est substantia, et secundum quod est forma. (Sed hoc) non est intelligendum quantum ad diversa quae in ipsa sunt, quasi aliud sit essentia sua et aliud ipsam esse formam, ut sic esse forma accidit sibi sicut color corpori ; sed distinctio accipitur secundum ejus diversam considerationem ; non enim ex hoc quod est forma habet quod post corpus remaneat, sed ex hoc quod habet esse absolutum, ut substantia subsistens : sicut homo non habet quod intelligat ex hoc quod est animal, sed ex hoc quod est rationalis, quamvis utrumque sit sibi essentielle.*» (II *Sent.* 19, I, 1 ad 4m).

Tout ce que l'âme exerce doit être entendu selon cette propriété essentielle pour l'âme d'être forme du corps. S. Thomas rapporte l'affirmation d'Aristote que l'âme est forme du corps et il ajoute : «*Anima autem comparatur ad*

corpus ut ejus forma, a qua totum corpus et quaelibet pars ejus habet esse sicut a forma substantiali.» (I *Sent.* 8, V, 3).

Toutes propriétés y qui résultent de cette structure de l'âme considéré sous son double aspect, se nomment puissances ou facultés de l'âme. La manière dont procèdent ces facultés de l'âme, l'ordre de la procession, S. Thomas les exprime en termes avicenniens: *emanatio*, *flux*, en gradation descendante. C'est la cosmogonie avicennienne appliquée au dynamisme intérieur de l'âme: «Omnis numerositas quae descendit naturaliter ab uno, oportet quod descendat secundum ordinem, quia ab uno non exit nisi unum, et ideo cum multae potentiae egrediantur ab essentia animae, dicimus quod in potentiis est ordo naturalis, et cum omnes fluant ab essentia, uno tamen fluit mediante alia.» (I *Sent.*, IV, 3, cf. Ia q. 77, a. 6 ad 1m)

Pour distinguer les diverses facultés cognitives, S. Thomas applique les principes avicenniens (*De Veritate*, 15, 2 ad 12. Voir le tableau comparatif des deux auteurs établi par le P. Lobato, p. 47 en note).

Malgré la similitude des catégories employées, il faut voir combien la théorie de la connaissance diffère chez S. Thomas de celle d'Avicenne. Pour Avicenne, les causes secondes n'agissent proprement pas, avons-nous dit, l'âme n'est unie qu'accidentellement au corps, la connaissance s'explique par l'intervention d'un agent extérieur, ce que Gilson appelle l'extrinsicisme de la connaissance. Tandis que pour S. Thomas cela est inadmissible parce que ce serait admettre que ce n'est pas cet homme là, Socrate, qui perçoit. Les causes secondes peuvent exercer leurs opérations en étant intimement liées à la Cause première, et l'âme est unie substantiellement au corps. L'homme a en lui-même les principes suffisants pour expliquer la connaissance.

Cette divergence radicale n'empêche point une constante utilisation de l'outillage intellectuel avicennien. Nous allons le voir aux divers stades de la connaissance: sensible et intellectuelle.

La connaissance sensible

Deux principes sont à la base de cette connaissance: passivité dans l'acte de réception, pleine identification intentionnelle dans l'acte proprement cognitif.

D'un point de vue absolu, l'âme est supérieure aux objets qu'elle connaît mais l'âme n'est pas la perfection absolue: les objets qu'elle perçoit peuvent la perfectionner, activer en elle ce qui n'est qu'en puissance.

La passivité à l'égard de l'objet, — qu'Avicenne refusait d'admettre, est essentiellement différente de la passivité des corps où la forme est reçue dans son être matériel. Dans le cas de l'âme, il s'agit d'une *passio per modum animae*, qui est toujours une perfection pour le patient

En recevant cet influx et cette détermination de l'agent extérieur, la puissance cognitive, de soi indéterminée, exerce son opération propre : l'acte physique et psychique, celui de l'organe et de la faculté est un seul et même acte : la faculté s'identifie avec l'objet possédé : «fit aliud in quantum aliud.» «Sentire ut vult Philosophus in II *De Anima* pati quodam est ; sed hoc verum est in quantum sentire perficitur per hoc quod visis a sensibili movetur, recipiendo speciem ejus qua informatur, propriam operationem exercet !» (II *Sent.* 36, I, 2)

La connaissance sensible est une opération du composé humain. L'âme comme forme substantielle du corps est une forme unique qui exerce les fonctions des âmes végétative et sensitive. Sur ce point, S. Thomas est d'accord avec Avicenne. La possession sensible des objets du monde extérieur est rendue possible par les facultés sensibles qui résident dans les divers organes corporels. Ce qui sépare S. Thomas d'Avicenne sur ce point, c'est la passivité de la puissance devant son objet et sa pleine identification avec lui. Avec Avicenne, il affirme la nécessité pour toute appréhension sensible, pour qu'elle parvienne à la possession de la forme, qu'il y ait une certaine libération de la matière à laquelle elle est liée. Il y a une abstraction qui comporte des degrés selon les sens et qui devient une purification totale quand on s'élève à l'appréhension intellectuelle. S. Thomas exprime de cette manière cette ascension abstraactive :

«Ab extremo in extremum non fit transitus nisi per media. Species autem in ipsa re sensibili habet esse maxime materiale, in intellectu autem summe spirituale ; unde oportet quod in hanc spiritualitatem transeat mediantibus quibusdam gradibus, utpote quia in sensu habet spiritualius esse quam in re sensibili, in imaginatione autem adhuc spiritualius quam in sensu et sic deinceps ascendendo.» (*De Veritate*, 19, 1).

Pour exprimer les conditions matérielles qui accompagnent la forme, S. Thomas emploie le vocabulaire d'Avicenne ; il les appelle «accidents» ou appendices matériels de la forme.

Ce travail de purification des conditions matérielles est indispensable pour que la forme puisse être possédée intentionnellement par un seul acte, avec actions et réactions des divers éléments, et psychiques, avec assimilation vitale de l'objet par la faculté.

L'appréhension de la forme par les sens externes

Avec Avicenne, qu'il mentionne explicitement, S. Thomas affirme la nécessité pour la connaissance sensible de trois éléments : un organe corporel, un milieu qui rend apte l'union de l'objet à la faculté, enfin «l'immutatio» résultant du contact des deux.

L'organe matériel ne peut pas se connaître à cause de sa matière : «Sensus non cognoscit essentiam suam. Cujus rationem Avicenna assignat, quia sensus

nihil cognoscit nisi per organum corporale. Non est autem possibile ut organum cadat inter potentiam sensitivam et seipsum.» (*De Veritate* 1, 9).

Le milieu dans la connaissance sensible rend possible l'union d'une forme, qui dans la réalité est unie à la matière, avec la faculté immatérielle qui se trouve dans l'organe sensible. En étroite relation avec Avicenne, S. Thomas explique par le milieu, le medium l'abstraction de la forme. L'exemple type pour expliquer le rôle du milieu est le sens de la vue. La lumière est considérée comme une participation du monde céleste ; elle n'est pas corporelle mais c'est une qualité active des corps célestes.

Les corps célestes qui ont un mouvement circulaire régulier, sont composés d'une matière céleste, mise en mouvement par une âme avec comme cause finale une intelligences. Ces corps célestes influent constamment sur le monde sublunaire par leur mouvement et y produisent les générations et corruptions. Le mobile est un corps ; son moteur est spirituel. L'influx sur le monde inférieur est dû aux deux : le mouvement des corps célestes produit les dispositions, le moteur, — qui est une âme, — produit les formes substantielles. Il y a ainsi dans le corps naturel, objet des sens, rencontre de deux actions : une propre, l'autre instrumentale. En tant que corps, il produit par contact physique son action naturelle, en tant qu'instrument, il transmet une «virtus» qui le dépasse. S. Thomas désigne l'action instrumentale comme une action «spirituelle». L'effet de cette action est l'abstraction des formes du milieu, «virtus» qui dépasse l'action naturelle du corps : «Et ideo aliter dicendum est quod secundum Avicennam, duplex est agens, scilicet agens divinum quod est dans esse, et agens naturale quod est transmutans . . . Sed cum omnis motus sit actus motoris et moti, oportet quod in motu relinquatur virtus motoris et virtus mobilis ; unde ex ipso mobili, quod corpus est, habet virtutem movendi inferiore corpora ad dispositiones corporales. Ex parte autem motoris, qui est substantia spiritualis, quaecumque sit illa, habet virtutem movendi ad formas substantialis secundum quas est esse specificum, quod divinum esse dicitur. Relinquitur ergo virtus spiritualis substantiae in motu corporis coelestis, ad modum quod virtus motoris relinquitur in instrumento et per hunc modum omnes formae naturales descendunt a formis quae sunt sine materia.» (*II Sent.* 15, I, 2)

Sur cette notion d'«esse spirituale», qui a des racines anciennes, voir la note de Lobato p. 61 qui renvoie à G. Verbeke, *L'évolution de la doctrine du Pneuma, du stoïcisme à Saint Augustin*, 1945.

Quant à l'«immutatio», elle résulte de l'identification de la puissance avec cette forme préparée. Tous les sens n'ont pas le même degré d'«immutatio». Pour les sens qui peuvent recevoir l'objet au maximum de la proximité, il suffit d'une «immutatio» matérielle ou physique ainsi pour le toucher et le goût. Pour l'odorat, il peut y avoir la double «immutatio» (*II Sent.*, 2, II, 3 ad 5m).

La connaissance des sens internes

S. Thomas ne mentionne que quatre sens internes : sensus communis, imaginatio, estimative et mémoire. Leur distinction s'appuie parfois sur le texte d'Avicenne, qui affirme que autre est la faculté qui reçoit, autre celle qui conserve. «Secundum Avicennam VI *De Naturalibus* diversi actus indicant differentiam potentiarum tunc tantum quando non possunt in idem principium referri, sicut in corporalibus non reducitur in idem principium recipere et retinere, sed hoc in siccum illud autem in humidum. Et ideo imaginatio que retinat formas corporales in organo corporali est alia potentia a sensu, quae recipit praedictas formas per organum corporale.» (*De Veritate*, 15, 2 ad 12 m)

Imaginativa : pour S. Thomas elle n'est pas différente de l'imagination. Celle-ci a le pouvoir de former de nouvelles images à partir de celles qu'elle reçoit du sensus communis. Elle peut à la fois conserver et composer. Par contre il accepte beaucoup d'éléments avicenniens concernant la relation de l'imagination avec le monde supérieur comme source de la prophétie, mais en les élevant au plan intellectuel. On peut le voir chez S. Thomas quand il parle de la connaissance «per impressionem» (*De Veritate* 12, 3 ad 9 ; *Quodlibet* 8, 3).

L'estimative : elle représente pour l'animal la plus haute faculté par laquelle il participe en quelque sorte à la noblesse de la raison humaine. Chez l'homme, S. Thomas l'appelle cogitative ou *ratio particularis*, en conformité avec le vocabulaire d'Averroès. Il y a une certaine continuité entre la hiérarchie des êtres : «In intellectus simplici visione continuatur homo superioribus substantiis quae intelligentiae vel angeli dicuntur, sicut animalia continuantur hominibus in vi estimativa que est supremum in eis, secundum quam aliquid simile operibus rationis operantur.» (*III Sent.* 35, I, 2 q1a 2 ad 1m)

L'estimative chez Avicenne comme chez S. Thomas appréhende les intentions dans les objets transmis par les sens externes : le bien, le mal, l'utile, le nocif. Dans ses premiers écrits S. Thomas identifie l'*intentio non sensata* avec l'instinct naturel que l'on trouve chez tous les animaux, destiné à leur conservation. Les exemples mentionnés par Avicenne (la fourmi qui met les grains à en réserve à l'approche de l'hiver, l'agneau qui, à la vue du loup, s'enfuit) sont repris par Thomas d'Aquin.

La mémoire est, comme chez Avicenne, le réservoir, *thesaurus*, des intentions reçues par l'estimative. Elle n'appréhende pas, elle conserve et fournit ainsi des éléments qui enrichissent l'expérience et permettent d'acquérir de nouvelles connaissances. La mémoire sensible nous est commune avec les animaux, mais elle est, chez l'homme, plus parfaite du fait de sa conjonction avec l'intelligence. Elle est ordonnée au passé en tant que tel ou au passé en tant qu'il diffère du présent. Par contre l'intelligence, en son opération, abstrait du temps. (*De Veritate* 10, 2)

La connaissance intellectuelle

Dans le fameux article, devenu classique, intitulé *Pourquoi S. Thomas a critiqué Saint Augustin* (AHDLM, 1926, p. 124), Etienne Gilson, le maître incontesté de l'histoire de la philosophie médiévale, a souligné avec force la valeur de la solution philosophique du problème de la connaissance intellectuelle donnée par S. Thomas. C'est ici que ressort le mieux la manière dont celui-ci utilise Avicenne en ne lui sacrifiant point cependant sa propre position métaphysique.

Gilson a résumé d'une façon schématique mais très claire comment se posait le problème de l'Intellect au moyen âge chez les penseurs chrétiens. La foi chrétienne exigeait

a) que l'homme ait un intellect personnel donc au moins un intellect autonome pour chaque homme, immortel.

b) et une lumière venant en dernier lieu de Dieu. La question du mode dont agit cette lumière n'est pas de foi. Mais il fallait tenir compte du principe affirmant avec la source de notre illumination ne peut être distincte de notre béatitude.

S. Augustin affirmait que la connaissance avait lieu par «illumination» mais sans parler d'Intellect agent. Aristote distingue deux intellects l'intellect agent et l'intellect patient mais les commentateurs anciens n'étaient pas d'accord sur le sens à donner au terme de «*turaten*» qui caractérisait le premier.

Il y avait donc au moyen âge trois éléments en présence :

1) Un intellect patient personnel que tous les penseurs chrétiens admettaient

2) Une illumination augustinienne

3) Un Intellect agent.

Pour S. Thomas, Aristote distinguait les intellects agent et patient comme deux substances et donc l'intellect agent est séparé : «*in hoc fere omnes philosophi concordant post Aristotelem.*» Mais poser cet intellect agent séparé dans une sphère, la solution d'Avicenne, est inconciliable avec la foi.

Certains théologiens chrétiens, influencés par la position d'Avicenne mais sachant que la source de la béatitude et de l'illumination doit être la même, mirent cet intellect agent en Dieu, «*corrigentes hanc opinionem et partim sequentes.*»

S. Thomas va, lui aussi, utiliser Avicenne mais en rejetant ce qui est inconciliable avec la foi et ce qui, à ses yeux, est une erreur philosophique. Voici par exemple ce qu'il dit au sujet de l'intellect possible : «*Quantum ad intellectum possibilem ejus (Avicennae) opinio est quam tenemus secundum fidem catholicam.*» (II *Sent.* 17, II, 1). Mais voyons comment il va l'adopter.

Il en traite expressément dans ses premiers écrits par exemple dans les *Sentences* distinction I 7 du livre II. Il s'agit du dernier jour de la création :

l'homme. Il a été créé à l'image et à la ressemblance de Dieu et il est composé d'âme et de corps. S. Thomas étudie la nature de l'âme humaine et sa relation avec Dieu et la matière. Il conclut que l'âme humaine n'est pas d'essence divine et que la matière n'entre pas dans sa nature. Dans cet examen, il tient non seulement compte de l'enseignement de la foi mais des diverses opinions des philosophes anciens et modernes. Il confirme la simplicité de l'âme, l'absence de matière en elle par l'autorité d'Avicenne qu'il cite largement.

Dans la deuxième question, il traite de l'unité et de la multiplicité de l'âme dans les divers individus et sa création en relation avec celle du corps. Sur ce dernier point, Avicenne est de nouveau cité avec sa doctrine de la multiplication de la forme par la matière et l'individuation des âmes dans les corps. Le premier point est examiné avec attention : «*Utrum anima intellectiva vel intellectus sit unus in omnibus hominibus*». Cela l'amène à examiner les positions des différents philosophes après Aristote : Alexandre d'Aphrodise, Themistius, Théophraste, Avempace, Avicenne et Averroès. Il relève l'erreur de chacun de ces auteurs et, finalement, il tire sa conclusion. Il sauve évidemment les positions de foi. Avec Avicenne il réfute les diverses sentences qu'il juge erronées. Il affirme l'existence d'un intellect possible, personnel et immortel, chaque individu a le sien comme il a une âme : «*Et ideo, remotis omnibus praedictis erroribus, dico cum Avicenna, De Anima, part V, intellectum possibilem incipere quidem in corpore, sed cum corpore non deficere et in diversis diversum esse, et multiplicari secundum divisionem materiae in diversis individuis, sicut alias formas substantiales.*» (II *Sent.* 17, II, 1)

Dans ses écrits postérieurs, le *De Veritate* par exemple, S. Thomas maintiendra la même doctrine mais il ne citera plus Avicenne explicitement au sujet de l'intellect possible. Il exposera, par exemple, dans une objection (q. I 6, obj. 13) en citant la doctrine d'Avicenne sur l'âme humaine : «*In anima humana est duplex forma una per quam eum angelis convenit in quantum spiritus est, quae est superior, alia per quam corpus vivificat in quantum anima est, quae est inferior.*». Il réfute cette objection en disant : «*Non enim sunt in anima duae formae, sed una tantum, quae est ejus essentia, quia per essentiam suam spiritus est, et per essentiam suam forma corporis est, non per aliquid superadditum.*»

L'intellect agent

Mais là où il va se séparer radicalement d'Avicenne, c'est au sujet de l'Intellect agent. A ce sujet, S. Thomas, en passant en revue les positions des divers philosophes, ne manque pas d'attirer l'attention sur la gravité de l'enjeu, qui touche des vérités de foi. Certains philosophes, dit-il, ont voulu considérer Dieu lui-même comme l'intellect agent ; c'est le texte que nous avons men-

tionné plus haut : « Quidam catholici doctores, corrigentes hanc opinionem (d'un intellect agent séparé) et partim sequentes, satis probabiliter posuerunt ipsum Deum esse intellectum agentem. » (II *Sent.* 17, II, 1)

Pour S. Thomas, Avicenne a erré sur ce point avec les autres et il n'entend pas le suivre. Ou plutôt il le suivra jusqu'à un certain point puis il le complètera : « Et ideo, remotis omnibus praedictis erroribus, dico cum Avicenna . . . et superaddo . . . » (II *Sent.* 17, II, 1). Il insiste sur la nécessité pour l'intellect agent d'être dans l'âme comme l'est l'intellect possible. Il dira au commencement du livre II des *Sentences* : « Anima dicitur species specierum inquantum per intellectum agentem fecit species intelligibiles actu et recipit eas secundum intellectum possibilem. » (II *Sent.* 3, III, 1 ad 1m)

Le principe qui domine dans toute cette question est l'action des causes secondes. Toute créature doit avoir en elle-même les principes de son action propre : « Non enim videtur-probabile quod in anima rationale non sit principium aliquid quo naturalem operationem explere possit, quod sequitur si ponatur unus intellectus agens, sive dicatur Deus vel intelligentia. » (II *Sent.* 17, II, 1)

L'argument le plus fort qu'emploie S. Thomas et qu'il développera dans sa réfutation d'Averroès est celui-ci : « Tertio quia operatio non egreditur ab objecto sed a potentia, non enim visibile videt sed visus. Si ergo non conjungitur intellectus nobiscum, nisi per hoc quod species intellecta aliquo modo habet subjectum in nobis sequitur quod hic homo, scilicet Socrates, non intelligat, sed quod intellectus separatus intelligat ea quae ipse imaginatur » (II *Sent.* 17, II, 1)

Il y a certes une difficulté : comment les deux intellects peuvent-ils s'enraciner dans une seule âme intellectuelle. La difficulté n'a pas échappé au Docteur angélique. Il répond en disant qu'une chose peut être en acte et en puissance sous divers aspects. Ainsi l'âme est en relation avec l'intelligible : en tant qu'elle est ordonnée à le recevoir, elle est indéterminée ; mais en même temps, elle a un principe illuminateur qui peut activer cette puissance, abstrayant les intelligibles du monde sensible en contact avec les sensations. L'intellect possible et l'intellect agent sont la raison suffisante de notre connaissance de la créature. Tous deux sont des facultés de notre âme : « harum duarum virtutum operationes sequitur omne nostrum intelligere, tam principium quam conclusionem » (II *Sent.* 17 II 1). Il précise d'ailleurs dans le même article : « Nec iterum dico haec duo, scilicet intellectum agentem et possibilem, esse unam potentiam diversimode nominatam secundum diversos operationes : quia quacumque actiones reducuntur in contraria principia impossibile est eas reducere in eadem potentiam. »

« Cum ergo recipere species intellectas quod est intellectus possibilis et facere eas intelligibiles actu, quod est intellectus agentis, non possint secundum idem convenire ; sed recipere convenit alicui secundum quod est in potentia, et

facere secundum est in actu, impossibile est agentem et possibilem non esse diversas potentias.» (II *Sent.* 17, II, 1).

Il faudrait pour être complet parler aussi des trois modes de connaissance que l'on trouve chez Avicenne et que S. Thomas a repris et réadapté à sa philosophie : connaissance par *abstraction* pour les objets unis à la matière ; connaissance par *réflexion* : celle de l'âme se connaissant elle-même ; connaissance par *impression* qui nous vient du monde supérieur. Mais notre exposé est déjà trop long et nous préférons renvoyer au livre du P. Lobato (pp. 85 — 115)

Au terme de cet essai il nous semble pouvoir affirmer que sur le plan intellectuel le cas du dialogue Avicenne-Thomas d'Aquin représente le modèle même de ce que l'on voudrait promouvoir aujourd'hui entre les élites du monde occidental et du monde oriental : respect mutuel des personnes, des idées et des cultures, amour de la vérité cherchée avec persévérance et courage, enrichissement intellectuel et spirituel au contact des autres en vue du service des hommes dans la paix et la justice. Nous ne pouvons que remercier de tout cœur l'Académie des Sciences de Hongrie de nous avoir donné l'occasion l'affirmer une fois de plus l'importance des valeurs spirituelles et intellectuelles pour le bonheur des hommes.

Le Caire, Institut dominicain d'études orientales.

DIE TOPIK AVICENNAS UND IHRE ROLLE IN DEN ARABISCHEN WISSENSCHAFTEN

Die Topik des Aristoteles wurde vor der Entdeckung der Syllogistik verfaßt. Sie stellt eigentlich ein Handbuch der Dialektik dar, in dem Aristoteles die Grundregeln der Disputation zusammenfaßte. Das Werk wurde später mit zwei Büchern, mit dem ersten und dem letzten ergänzt, welche die dialektische *technē* in die Syllogistik einfügen wollten.

So können wir am Anfang des ersten Buches zwei Definitionen finden. Die erste besagt, daß die Demonstratio ein Syllogismus aus wahren und evidenten Prämissen ist, die zweite behauptet, daß die aus wahrscheinlichen, allgemein angenommenen Prämissen gebildeten Syllogismen dialektische Syllogismen sind.¹

Diese aristotelische Stelle gab den neuplatonischen Kommentatoren und durch die Kommentatoren den arabischen Philosophen die Möglichkeit, die Reihenfolge der Bücher im Organon so zu erklären, daß die erste Analytik die allgemeine Theorie der Syllogistik darlegt, während die zweite Analytik die Theorie der Demonstration, d. h. der Syllogismen erörtert, die von evidenten oder bewiesenen Prämissen ausgehend notwendige Konklusion geben. Danach kommt die Topik, die Theorie der Syllogismen, die von berühmten und für wahr gehaltenen Prämissen ausgehen, und zum Schluß die Sophistik, die die Theorie jener Syllogismen erörtert, die von trügerischen und falschen Prämissen ausgehen.²

Die vor der Entdeckung der Syllogistik geschriebene aristotelische Topik kann aber keineswegs eine syllogistische Theorie beinhalten, das ist ohne jeden weiteren Beweis klar. Demgegenüber definiert Avicenna die Topik als eine *τέχνη* (صناعة), die uns ermöglicht, alle Behauptungen einwandfrei, von

¹ Aristoteles: Topika. 100 a 25—100 b 18.

² Über den Unterschied der apodeiktischen und dialektischen Propositionen Alexandros: In Aristotelis Analyticorum Priorum Libr. I. Commentarium. Ed. M. WALLIES. Berolini 1883. 13. Über die drei Arten der Propositionen Ammonios: In Aristotelis An. Pr. Libr. I. Commentarium. Ed. M. WALLIES. Berolini 1899. 11/22 und folgende Zeile. In Zeile 33 lehnt die Rhetorik und Poetik — abweichend von den Arabern — als eine syllogistische Technē ausdrücklich ab. Später noch 20/18—21/30 und 22/5 und folgende Zeilen. Ioannes Philoponos: In Aristotelis An. Post. Commentaria. Ed. M. WALLIES. Berolini 1909. 1—2.

allgemein angenommenen Prämissen herzuleiten.³ An Hand dieser Tatsache und dieser Definition können wir eine bestimmte Diskrepanz zwischen der Topik von Aristoteles und der Dialektik (wie die Topik ins Arabische übersetzt wurde) von Avicenna entdecken.

All das ist jedoch nicht überraschend. F. Solmsen und I. M. Bocheński haben schon früher darauf hingewiesen, daß die Idee des Topos schon bei Aristoteles und bei seinem Schüler und ersten Nachfolger, Theophrastos, verschieden ist.⁴

Was *τόπος* in der Topik von Aristoteles bedeuten sollte, ist schwer zu erklären. Er selbst definiert diesen Begriff nicht. Nach Bocheński ist der Aristotelische Topos eine für die Teilnehmer der Disputation nützliche Maxime, die man in vielen Fällen anwenden kann. Der Topos bei Theophrastos ist jedoch eine gültige logische Formel, mit deren Hilfe die Prämissen der Demonstration gebildet werden können. Der Unterschied des aristotelischen und theophrastischen Topos besteht also darin, daß er aus einer dialektischen Maxime zu einer strikten, logischen Formel geworden ist.⁵

Die diesbezüglichen Schriften von Theophrastos und der späteren griechisch schreibenden Aristoteles-Kommentatoren sind mit wenigen Ausnahmen bis auf die letzte Zeile verlorengegangen. Eine solche Ausnahme bildet die theophrastische Definition des Topos. Ehe wir diese Definition näher ins Auge fassen, wenden wir uns zu den lateinisch geschriebenen Werken über die Topik. Sie sind nicht besonders zahlreich, trotzdem wurden sie von den logischen Forschungen vernachlässigt.

Cicero behauptet in seiner Topik, daß alle wissenschaftlichen Erörterungen zwei Teile haben. Der eine heißt *inveniendi pars*, der andere heißt *iudicandi pars*. Aristoteles ist der Hervorragendste in beiden Teilen. Die *iudicandi pars* ist als *διαλεκτική*, die *inveniendi pars* als *τοπική* bekannt.⁶

Boethius sagt in seinem zu Ciceros Topik geschriebenen Kommentar, daß die *iudicandi pars* mit der Analytik, die *inveniendi pars* mit der Topik zusammenfällt.⁷ Die erste untersucht die Form des Beweises, ob die Verbindung der Prämissen den formalen Vorschriften der Syllogistik entspricht (*formam iudicat argumentorum*). Die andere untersucht die Natur der Prämissen, ob sie evident und notwendig sind, oder nur für wahr gehalten und allgemein ange-

³ Ibn Sinā: Kitāb al-šifā'. Al-Ġadal. ed. AḤMAD FU'AD AL-AHWANY. al-Qāhirat 1965. 21/4—5.

⁴ I. M. BOCHEŃSKI: La Logique de Théophraste. Fribourg 1947. 122—123. F. SOLMSEN: Die Entwicklung der Aristotelischen Logik und Rhetorik. Berlin 1929. 66.

⁵ BOCHEŃSKI: La Logique. 122.

⁶ Cicero: Topica II. 6—8.

⁷ Boethius: De differentiis topicis. Ed. J. P. MIGNE. Patrologia latina 64. Paris 1860. 1173. B—C. «Omnis ratio disserendi, quam logicam Peripatetici veteres appellarunt, in duas distribuitur partes, unam inveniendi, alteram iudicandi. Et ea quidam pars quae iudicium purget atque instruit, ab illis analytice vocata . . . ea vero quae inveniendi facultatem subministrat, a Graeci topice, a nobis localis dicitur.»

nommen werden, oder aber einfach falsch und trügerisch sind. Dieser Teil beurteilt die Materie, also den Inhalt der Propositionen.⁸

Cassiodorus gibt ein mehr detailliertes Bild in seiner Logik. *Locus ist* — seiner Schilderung nach — *maxima propositio* oder *maximae propositionis differentia*. Die *maximae propositiones* sind diejenigen, die an und für sich klar sind, und bedürfen keines Beweises, die aber ihrerseits andere Propositionen rechtfertigen. An Hand eines Beispiels kann man es folgenderweise veranschaulichen.

Wir müssen untersuchen, ob die Bäume Tiere sind. Machen wir den folgenden Syllogismus:

Das Tier ist eine mit Empfindung begabte, beseelte Substanz
 Der Baum ist keine mit Empfindung begabte, beseelte Substanz

 Der Baum ist kein Tier

Die Untersuchung betrifft das Genus: gehört der Baum zum Genus der Tiere oder nicht? Der Syllogismus beweist, daß dem Baum die Definition des Tieres nicht zukommt. Die *maxima propositio* lautet in diesem Falle folgendermaßen: Es ist nicht die Art einer Gattung, der die Definition der Gattung nicht zukommt. Auf Grund dieser *maxima propositio* können wir die folgende *maximae propositionis differentiam* feststellen: Wenn dem Baum die Definition des Tieres nicht zukommt, dann ist der Baum keine Art des Tieres. Das Vorderglied wurde mit Hilfe eines kategorischen Syllogismus gezeigt, der Aufbau der implikativen Proposition ist durch eine *maxima propositio* gewährleistet, so folgt das Hinterglied in aller Notwendigkeit.⁹

Diese Worte Cassiodors sind nicht authentisch. Sie wurden später, als ein allgemein anerkannter Teil der Schulweisheit in sein Werk hineingeschoben. Darum ist alles in der Topik von Boethius viel klarer formuliert. Er gibt nämlich eine große Menge der *loci* an. Solche *loci* sind z. B., daß die Art von der Gattung oder der Differenz oder der Definition oder dem Proprium gefolgt wird. Sie selbst folgt dem Proprium oder der Definition. Das Proprium wird von der Differenz und der Definition gefolgt, die Differenz und das Proprium folgen der Definition.

Beispiele: Wenn dies ein Mensch ist, ist dies ein Lebewesen. Wenn dies ein Mensch ist, ist dies vernünftig. Wenn dies ein Mensch ist, ist dies ein vernünftiges, sterbliches Lebewesen. Wenn dies ein Mensch ist, kann dies lachen, usw. Im ersten Beispiel «wenn dies ein Mensch ist» — ist der «Mensch» die Art,

⁸ Boethius: In Topica Ciceronis Commentaria. Ed. J. P. MIGNE. Patrologia latina 64. Paris 1860. 1047 A—B.

⁹ Cassiodorus: De dialectica. Ed. J. P. MIGNE. Patrologia latina 70. Paris 1865. 1181—1182.

und das Hinterglied, das dem Vorderglied folgt, enthält die Gattung. Auf diese Weise folgt — den topischen Vorschriften gemäß — die Gattung der Art.

Auf dieselbe Weise können wir auch in den anderen Beispielen die konkrete Erscheinung der oben genannten Topoi nachweisen. Wenn dies ein Mensch ist, ist dies vernünftig. Hier folgt die Differenz der Art. Wenn dies ein Mensch ist, ist dies ein vernünftiges, sterbliches Lebewesen. Der Art im Vorderglied folgt die Definition im Hinterglied, usw. Wenn man die Anweisungen der Topoi einhält, kann man unendlich viele, unbedingt wahre Propositionen bekommen.

Alle Implikationen, die als Prämissen für hypothetische Syllogismen gelten, wurden auf Grund der angegebenen Topoi auf dieselbe Weise zusammengestellt.

Wir müssen sofort zwei Bemerkungen hinzufügen.

1. «Die Gattung folgt der Art» — das ist ein allgemeingültiger Satz, eine *maxima propositio*, dessen Wahrheit auf den ersten Blick ersichtlich ist, sie ist also evident. Wenn wir an die Stelle der Art und der Gattung konkrete Begriffe setzen, dann bekommen wir anstatt der *maxima propositio* die konkreten Propositionen, die *maximae propositionis differentias*, die eine ebenso evidente Wahrheit ausdrücken sollen, wie der Topos selbst.

2. Diese Prämissen können — wie die Beispiele von Boethius zeigen — als hypothetische Aussagen formuliert werden. Diese Aussagen — heute nennt man sie «verallgemeinerte Implikation» — setzen aber kategorische Aussagen voraus. So kann man mit Hilfe des jetzt genannten Topos nicht nur eine Aussage der Form «wenn dies ein Mensch ist, ist dies ein Lebewesen» bilden, sondern auch eine kategorische Aussage der Form «alle Menschen sind Lebewesen», oder einfach «der Mensch ist ein Lebewesen».

Die Topoi sind also Vorschriften, die uns den Weg zur Aufstellung der wahren Propositionen, Prämissen zeigen.

In diesem Licht können wir die theophrastische Definition verstehen. «Locus ist ein Principium, eine Grundkenntnis, der wir die Prinzipien in bezug auf das Einzelne entnehmen; im Umriß ist er bestimmt, für die Einzeldinge unbestimmt.»

Der erste Locus bei Boethius z. B. gibt klare Umriss an: in der Aussage folgt die Gattung der Art. Diese Formel ist für die Einzeldinge unbestimmt. Sie verlangt die Substitution der konkreten Begriffe.

Wenn wir die Topik von Boethius durchlesen, finden wir viele Hinweise darauf, daß das Werk die Arbeiten der früheren peripatetisch gesinnten griechischen Kommentatoren nachahmt und bewahrt. Die Topik von Boethius ist aber kein Lehrbuch der Disputierkunst, sie ist vielmehr ein Handbuch der *ars inveniendi*, ein Gesetzbuch der Formulierung von wahren Prämissen.

Diese Deutung der Topoi ist allerdings auch Aristoteles nicht fremd. In seiner Rhetorik gebraucht er das Wort fast im theophrastischen Sinne.

Es ist jedenfalls besonders wichtig, daß die meisten der von Boethius angegebenen Topoi zum ersten Mal in der Rhetorik des Aristoteles erwähnt werden, wenngleich in einem anderen Zusammenhang und in einem anderen Sinn.¹⁰

Die aus der aristotelischen Topik und Rhetorik entstandene theophrastische Topik ist von der aristotelischen Topik inhaltlich abweichend, und beide spielten auch im Laufe der Folgerungen eine deutlich unterschiedliche Rolle.

Der unterschiedliche Zweck der aristotelischen und der theophrastischen Topik kann am besten an Hand der Art und der Gattung veranschaulicht werden. Das oben angeführte Beispiel zeigt, daß die Beziehung zwischen der Art und der Gattung nach der theophrastischen Auffassung zur Formulierung der Prämissen dient. Demgegenüber empfiehlt Aristoteles nachzuprüfen, ob die Gattung von den zu der Art gehörenden Sachen essentiell ausgesagt werden kann. Wenn nicht, dann gehören die untersuchten Gattung und Art nicht zu einander. Die Topoi von Aristoteles sollen gewisse Inferenzregeln sein.¹¹ Aristoteles will mit seiner Topik zur Klärung der Begriffe (Gattung, Art, Differenz, usw.) Hilfe leisten, Anhaltspunkte geben. Die Topik von Theophrastos setzt diese Kenntnisse schon voraus, und will die Aufgabe des Suchens nach wahren Prämissen lösen.

Es erhebt sich die Frage, an welche Topik Ibn Sīnā sich anschließt, an die aristotelische oder an die theophrastische?

Die Definition des Topos bei Ibn Sīnā gibt uns den ersten Anhaltspunkt: «Topos ist eine einzige Vorschrift. Ihrem Wesen gehört es, daß viele Urteile aus ihr verzweigen, unter denen jedes eine Teil (also Prämisse) eines Syllogismus ist.»¹²

Auf den ersten Blick können wir einsehen, daß die Definition nicht aristotelisch, sondern theophrastisch ist. Die Fortsetzung ist jedoch nicht mehr eindeutig peripatetisch.

Das Beispiel lautet nämlich folgendermaßen: wenn eine Eigenschaft einer Sache zukommt, dann kommt eine andere, mit dieser im Widerspruch stehende Eigenschaft der mit der ersten Sache im Widerspruch stehenden Sache zu. Dann fügt Ibn Sīnā hinzu: das ist nur ein allgemein anerkannter Locus, man kann ihn also nur in einem dialektischen Syllogismus anwenden.¹³

Das ist aber dem die theophrastische Auffassung widerspiegelnden Werk von Boethius ganz fremd. Dort werden nur evidente, demonstrative Loci erörtert.

¹⁰ Die Definition von Theophrastos bei Alexandros: In Aristotelis Topicorum libros octo commentaria. Ed. M. WALLIES. Berolini 1891. 5/21–26, 126/13–16. Die Aristotelischen Stellen in BONITZ: Index Aristotelicus. 767.

¹¹ A. GRAESER: Die logischen Fragmente des Theophrast. Berlin–New York 1973. 104. L. REPICI: La logica di Teofrasto. Bologna 1977. 169, 218–219.

¹² Ibn Sīnā: Al-Ġadal, 38/1–2.

¹³ a. a. O. 38/3–10.

Daraus folgt eine weitere Behauptung Avicennas. Er schreibt, daß die gemeinsame Eigenschaft der Philosophen und der Dialektiker in der Anwendung der Topoi für die Abfassung der Prämissen besteht.¹⁴ Das bedeutet, daß zwei Gruppen der Topoi existieren: die demonstrativen und die dialektischen Topoi. Im Vergleich mit den klassischen Quellen ist diese Auffassung neu.

Aus Mangel an einschlägigen Quellen können wir über die Herkunft dieser Neuerung nichts aussagen. Die Loci der lateinisch geschriebenen Werke sind nur demonstrative Loci. Sollten sie wirklich die griechischen Werke nachahmen, mußte dann die Verdoppelung der Topoi auch in den verlorengegangenen griechischen Werken unbekannt gewesen sein.

Jedenfalls deuten die Worte al-Fārābīs darauf hin, daß dieses System auch früher bekannt war. Al-Fārābī schreibt über die مواضع (*maximae propositiones*, Loci) und über die انواع (*maximae propositionis differentiae*).

Die ersten sind allgemeingültige Vorschriften, wie wir schon gesehen haben, während die anderen die daraus gebildeten konkreten Propositionen sind.¹⁵

Die انواع können aber notwendige oder allgemein angenommene, mit anderen Worten demonstrative oder dialektische Prämissen sein.¹⁶ Ibn Sīnā setzt also diese, wahrscheinlich im Mittelalter und im Orient zustandegekommene Neuerung fort.

Bei Boethius (und so muß es auch bei Theophrastos gewesen sein) ist die Topik die *pars inveniendi*, die die wahren Prämissen den Beweisen, dem syllogistischen Teil liefert. Diese zwei Teile ergänzen einander. Am Anfang haben wir gesehen, daß die Araber — auf Grund einer aristotelischen Stelle — auch die Topik als eine syllogistische τέχνη ausgelegt haben. Diese spätere neuplatonische und arabische Lehre quadrierte nicht mit der peripatetischen Lehre, die besagt, daß die Topik nur die Materie der Syllogistik zu liefern berufen wäre. Wenn die Topik die Theorie der wahrscheinlichen Syllogismen ist, muß auch sie eine *pars inveniendi* haben, die hilft, die für wahr gehaltenen Prämissen aufzustellen. In diesem Sinne ergänzen einander die zweite Analytik und die Topik nicht. Sie sind vielmehr als die Wiederholung einer und derselben Sache — jedoch auf einer anderen Ebene — anzusehen. Wie der Beweis materiell von demonstrativen Topoi ausgeht, und formell syllogistisch geordnet ist, so gehen auch die dialektischen Beweise materiell von wahrscheinlichen Topoi aus und sind formell syllogistisch geordnet. Die Anfänge dieses doppelten Systems sind schon bei al-Fārābī vorhanden. Ein klares Bild bekommen wir nur erst im langen Kommentar Avicennas über die Topik.

¹⁴ a. a. O. 302/1—2.

¹⁵ J. LANGHADE—M. GRIGNASCHI: Al-Fārābī. Deux ouvrages inédits sur la rhétorique. Beyrouth 1971. 102/12 und folgende Zeilen.

¹⁶ a. a. O. 109/11.

Praktisch bedeutet das so viel, daß Ibn Sīnā, als er der Reihe nach die auch bei Cicero und Boethius belegten Topoi zusammen mit weiteren, unbelegten erörtert, immer bemerkt, ob der genannte Locus demonstrativer oder dialektischer Natur ist.

Um die zwei Gruppen zu veranschaulichen, möchte ich einige Beispiele anführen.

Dialektische Topoi sind die folgenden zwei Sätze: Wenn der Gegensatz nicht das Proprium des Gegensatzes ist, dann ist auch der andere Gegensatz kein Proprium des anderen Gegensatzes.¹⁷ Oder ein Topos auf Grund der Ähnlichkeit: wenn die eine der ähnlichen Sachen im Vorderglied genannt wird, muß die andere im Hinterglied genannt werden. Wie z. B.: Wenn die entgegengesetzten Sachen zu einer Wissenschaft gehören, dann gehören sie auch zu einer *δόξα*.¹⁸

Ein demonstrativer Topos ist z. B. der folgende: die Gattung wird von der Art essentiell ausgesagt. Das Beispiel fehlt im Text, wir kennen es aber schon auswendig: der Mensch ist ein Lebewesen.

Der Vergleich der einschlägigen Stellen bei al-Fārābī und Ibn Sīnā gibt uns keinen hinreichenden Grund für weitere Behauptungen über die Herkunft der Theorie und Beispiele der dialektischen Topoi.

Eine weitere auffallende Eigenschaft der Topik-Bearbeitung Avicennas kann am besten am Beispiel des Propriums veranschaulicht werden. Das dritte Buch des Werkes behandelt das Thema in drei Abschnitten. Der erste Abschnitt — ganz auf aristotelische Weise — untersucht die Frage, wie das Proprium richtig angegeben werden muß. Der zweite Abschnitt untersucht, ob man wirklich das Proprium getroffen hat, zum Schluß, im dritten Abschnitt, kommen wir zum Thema, wie die Topoi des Propriums zur Aufstellung der Prämissen dienen.¹⁹

Die Topik von Avicenna hat also ein doppeltes Gesicht, ein dialektisch-aristotelisches und ein deduktiv-theophrastisches Gesicht.

Wenn wir die bisher gesagten kurz zusammenfassen wollen, dann können wir feststellen, daß die Topik von Ibn Sīnā eine mehr oder minder glückliche Zusammenflechtung von drei Quellengruppen darstellt.

1. Die erste Gruppe ist die Topik von Aristoteles und die dazu geschriebenen Kommentare. Die dialektischen Regeln von Aristoteles sind auch in der arabischen Bearbeitung wiederholt, und gleichzeitig — um nur ein Beispiel zu nennen — finden wir bei Ibn Sīnā zwei Anspielungen auf eine Stelle des Kommentars von Alexandros, wo er einmal die Nützlichkeit des Genusses und einmal den Gegenteil beweist.²⁰

¹⁷ Ibn Sīnā: Al-Ġadal, 226/3—4.

¹⁸ a. a. O. 137/14—16.

¹⁹ a. a. O. 207—240. I. 207—216. II. 216—226. III. 226—240.

²⁰ Alexandros: In Aristotelis Topicorum libros. 171.

2. Die zweite Quellengruppe ist die Topik von Theophrastos und die uns nicht bekannten griechischen Kommentare, die im theophrastischen Sinne entstanden sind.

3. Die dritte Quellengruppe wird von der wahrscheinlich im Orient entstandenen Lehre der dialektischen Topoi und Syllogistik vertreten.

Die erste Quellengruppe verleiht der Topik einen aristotelisch-dialektischen Charakter, die zweite Quellengruppe einen deduktiv-axiomatischen Charakter, und die dritte Gruppe einen dialektisch-disputierenden Charakter.

I. Madkur hat schon früher die Meinung geäußert, daß der disputierende Charakter der avicennischen Topik den Anlaß für die Entstehung einer rein disputierenden Kunst im Islam gab, die *اداب البحث والمناظرة* genannt wird, und den täglichen Bedarf der streitsüchtigen Theologen, Juristen usw. im Laufe der wissenschaftlichen Debatte und Erörterungen decken mußte.²¹

Darüber hinaus hat die Topik von Ibn Sīnā den deduktiven Charakter der arabischen Wissenschaften gestärkt, und zwar auf zweifache Weise: unmittelbar, durch die *maximae propositiones*, und mittelbar, durch die Schaffung der Theorie der nicht notwendigen Propositionen und Folgerungen.

Man konnte nämlich durch die Vorschriften des im aristotelischen Sinne genommenen dialektischen Teiles die Begriffe einer jeden Wissenschaft klären, die Art- und Gattungsbegriffe samt den Differenzen, Proprien und Definitionen feststellen, und dann durch die Vorschriften der für alle Wissenschaften gemeinsamen Topoi (also der Gemeinplätze) alle notwendig wahren Propositionen bequem ableiten. Im Laufe der wissenschaftlichen Forschungen stellen also die aristotelische und die theophrastische Topik zwei verschiedene, aufeinanderfolgende Stufen der Arbeit dar. Das war der unmittelbare Weg.

Die dritte Quellengruppe, die die Topik als eine Theorie der wahrscheinlichen Syllogismen hinstellt, hat den deduktiven Charakter der arabischen wissenschaftlichen Methodologie mittelbar gestärkt. Sie hat nämlich diejenige Elemente der aristotelischen Logik zu sich angezogen, die sich in die Deduktion nicht einordnen ließen.

Die wissenschaftliche Tätigkeit hat nach der platonisch-aristotelischen Schule eine von den Einzeldingen zu den Universalien aufsteigende, und eine von dort zu den Einzeldingen absteigende Linie. Die zwei Linien bilden eine Einheit. Die Deduktion vertritt die absteigende Linie, während der aufsteigende Zweig die Induktion ist. Aristoteles hält die Induktion nur in dem Fall für entsprechende Methode, wenn sie mit Intuition ergänzt wird.²²

Avicenna vergißt die Intuition, und was übrigbleibt, weist er ins Gebiet der Dialektik, also der Topik zu.²³ Die Induktion liefert uns nämlich allgemeingültige, aber keine notwendigen Kenntnisse. Durch Induktion gewon-

²¹ I. MADKUR: L'Organon d'Aristote dans le monde arabe. Paris 1969. 234.

²² Aristoteles: An. deut. 100 b 15.

²³ Ibn Sīnā: Al-Ġadal, 109/4 und weiter, 311/12 und weiter.

nene Thesen können als Prämissen nur in den dialektischen Syllogismen gebraucht werden.

Avicenna, als er die Induktion aus der Reihe der deduktiven Forschungsmittel herausnimmt und zu den dialektischen Mitteln zählt, nimmt den arabischen Wissenschaften den induktiven Charakter weg, und macht sie eindeutig deduktiv. Diese feindliche Haltung gegenüber der Induktion wurde später allgemein angenommen, und die logischen Lehrbücher — unter anderen das السلم المرونى, um nur ein Beispiel zu nennen — wenn sie über die Induktion sprechen, sind voll mit herabschätzenden Bemerkungen. Die Ablehnung der Induktion als einer streng wissenschaftlichen Methode und ihre Zuordnung zu den dialektisch-topischen Methoden, drückten ihren Stempel auch auf die europäische wissenschaftliche Forschung auf. Diese Lage wurde später durch das Novum Organon verändert.

Bis jetzt haben wir gesehen, daß die Topik Avicennas als Verschmelzung von drei Quellengruppen zustande kam, und demzufolge verschiedene Einflüsse auf die wissenschaftliche Forschung ausübte. Einerseits diente sie als Handbuch der Disputation zum Ausgangspunkt für eine islamische Wissenschaft des Streitgespräches, im weiteren Sinne diente sie zum Ausgangspunkt für eine Lehre der wissenschaftlichen Erörterung. Gleichzeitig hat sie die Schwerpunkte der Aristotelischen Methodologie zu Gunsten der Deduktion verschoben. Dadurch hat sie die Induktion in den Hintergrund gedrängt, und so den Charakter der arabischen, und ferner auch der europäischen Wissenschaften für eine lange Zeit bestimmt und geprägt.

Zum Schluß noch zwei kurze Bemerkungen.

1. Die Logica des berühmten Scholastikers, Petrus Hispanus, erörtert die Topik nur im Theophrastischen Sinne. Das zeigt uns, daß die scholastische Logik in diesem Falle nicht unter dem Einfluß der arabischen stand, wie übrigens, sondern lieber die Fortsetzung der spätantiken, lateinisch geschriebenen Literatur ist. Die Topik in Europa hatte als Wort einen engeren Sinn und als Werk eine kleinere methodologische Bedeutung. Die Topik der Scholastiker war eine Lehre über die *maximae propositiones* und über ihre *differentiae*, und nichts mehr.²⁴

2. In den letzten Jahren versuchte der bekannte Logiker, P. Lorenzen, das System des methodischen Denkens aus dem Nichts aufzubauen. Als Resultat bekam er ein System, wo der Inhalt der Schlüsse in einem dem theophrastischen nahestehenden Sinne entdeckt wird.²⁵ Es darf nicht vergessen werden, daß ein deduktives Wissenschaftsideal, sowohl ihm, als auch seinen Vorgängern, unter ihnen auch dem Ibn Sīnā, vorschwebte.

Budapest.

²⁴ Petri Hispani Summulae Logicales. Ed. I. M. BOCHEŃSKI. Fribourg, 1947. Sectio topica.

²⁵ P. LORENZEN: Methodisches Denken. Frankfurt, 1974. 24—69. Besonders 32—33.

G. F. GIRS

MAIN RESULTS
OF RESEARCH IN THE SCIENTIFIC HERITAGE
OF ABŪ 'ALĪ IBN SĪNĀ (AVICENNA)
IN THE SOVIET UNION

Abū 'Alī Husayn ibn 'Abdallāh ibn Sīnā, a scholar and encyclopedist, of medieval East, occupies a special place among the eminent representatives of scientific thought of the past. His millennial anniversary completed this year, by the decision of the UNESCO is commemorated as an event of world-wide significance. After ten centuries, the successors honour the name of Ibn Sīnā, they grant his works their due, which opened an epoch in various fields of science, they are enraptured by his continuous creative research work, in the course of which the abstract assertions and conclusions made by him were directly confirmed by concrete experience, by his own practical activity that in final conclusion determined the vitality of the conceptions of this brilliant scholar.

In this connection, deep satisfaction and gratitude should be extended to the Board of the Hungarian Academy of Sciences for the organization of an international scientific session consecrated to the millennial anniversary of Ibn Sīnā, and for the invitation of a delegation of Soviet scholars to attend its work. It is doubtless that the present jubilee session taking place in the capital of the Hungarian People's Republic is a valuable contribution to the complex study of the rich creative heritage of the eminent thinker of the 10th and 11th centuries.

The millennial birth anniversary of Abū 'Alī ibn Sīnā is widely and solemnly celebrated in the Soviet Union, where with the efforts of a large collective of specialists of different fields of science (historians and philosophers, literary researchers and textologists, medical scientists and mathematicians), working in the biggest scientific research centres of Moscow, Leningrad, Dushanbe, Tashkent, Baku, Tbilisi and other cities of our country, an old and firm tradition has been brought about for the deep and all-round study of the works of Ibn Sīnā, of his period, and also of the numerous problems connected with his creative work, preserving its actuality in our times.

The full number of works consecrated to Ibn Sīnā published in the Soviet Union reaches altogether several thousands of titles. These works consist of numerous thematical omnibus volumes, author's monographs, publications of texts and translations (in Russian, Tajik and Uzbek languages),

of works of scholars, brochures and sketches, articles in journals and newspapers. Attempts have been made in different times to compile bibliographic collections of Russian and Soviet works in the study of Ibn Sīnā. By way of example let us mention the research in this field by V. A. Nevskiy (his index contains 203 items),¹ V. K. Dzhumayev (in his book 225 items are mentioned),² S. A. Azimdzhanova³ and others. The list of the early works of Soviet scholars is given by the Iranian scientist Said Nafisi in his book entitled «Bibliographie des principaux travaux européens sur Avicenne».⁴ For the time being, however, no summarizing bibliographic work has been compiled that could give an idea about the real proportions of the research work in the scientific heritage of Ibn Sīnā in the Soviet Union.

In the present paper, of course, we cannot give even a superficial bibliographic (and even less historiographic) survey of the works of Soviet scientists on the creative work of Ibn Sīnā. This is explained not only by the limited time of the present contribution. As has been seen from the above exposition, there is still a great research work to be done, viz. the systematization and analysis of all the research expounded. The many-sided work carried out in the Soviet Union in the study of the creative heritage of Ibn Sīnā, however, helps us already now to point out the main trends of research, to formulate the basic principles and the methodology of the scientific analysis of Soviet research, and to define the concrete contribution to the development of the scientific study of Ibn Sīnā at the present time.

The works of Soviet scholars on Ibn Sīnā, reflecting in their whole the many-sided scientific and literary activity of the eminent thinker and encyclopedist, with a certain degree of conditionality, can be divided into several groups according to the character and methods of study, viz.: 1) research consecrated to the personality of Ibn Sīnā, to his period, containing general valuation of his oeuvre; 2) special philosophical works, characterizing his world view, his philosophic, socio-ethical and psychological views; 3. research work in natural science, first of all in medical science and mathematics; 4) works of literary research; 5) study of sources and textological research.

Apparently, the book of V. V. Bartold entitled «Культура мусульманства», published in Petrograd in 1918,⁵ was the first work in Soviet oriental studies, where Ibn Sīnā together with other scholars was regarded as a repre-

¹ V. A. NEVSKY: Великий таджикский врач Абуали Ибн-Сино (Авиценна). Библиография, - «Труды Сталинабадского медицинского института, Vol. XXVIII. Stalinabad 1957. 61—67.

² V. K. DZHUMAYEV: Хирургия Абу Али Ибн Сины и ее исторические истоки. Taskent 1979. 342—353.

³ S. A. AZIMDZHANOVA: Изучение наследия Ибн Сины в Узбекистане. «Известия АН УзССР», No. 6, 1957. 31—36.

⁴ SAID NAFISI: Bibliographie des principaux travaux européens sur Avicenne. Teheran 1953.

⁵ V. V. BARTOLD: Сочинения, Vol. VI. Работы по истории ислама и Арабского халифата. Moscow 1966. 141—204.

sentative of the medieval thinking of the peoples of the East. By and by there appeared the research works of S. Aini, B. G. Gafurov, Yu. N. Zavadovskiy, T. N. Kara-Niyazov, I. Ju. Krachkovskiy, A. Ye. Krymskiy, A. A. Semenov, A. Ju. Yakubovskiy and others, in which the path of life and creative research of Ibn Sīnā were analysed on the basis of concrete historical events, cultural and social phenomena of that time. The methodological principles of the study of the complicated and rather contradictory figure of Ibn Sīnā have been formulated quite definitely by A. Yu. Yakubovskiy, viz.: «The personality should not be separated from the historical surroundings in which it lived and acted. However, only the Marxist historiography can reveal this thesis in its whole historical truth and objectivity, since only the true scientific method characteristic of it grants the possibility to the historiographer to separate all the progressiveness that was in the world view and activity of the writer, artist, and scientist. At the same time, the Marxist method can also protect the researcher from that, by no means justified, idealization that is almost always applied by the nationalist circles for reactionary political purposes.»⁶

According to the calculations of Said Nafisi, who published in 1954 the most complete list of the works of the scholar and encyclopedist, Ibn Sīnā is the author of more than 450 works,⁷ from treatises consisting of several volumes to compendia — «risālas» — smaller in size, essentially covering all branches of science of his time. According to the opinion of Soviet scholars, the encyclopedic character of his works appears to be a regular and historically ripe phase in the synthesis of the scientific knowledge of humanity, the evidence for the unity of the development of civilization, the continuity and intertwining of cultures.

The philosophic investigations are noticeably dominating in the Soviet scientific literature on Ibn Sīnā. In a certain degree, this reflects the level and depth of the creative interest of the scholar himself, his continuous turning towards the general problems of the cognition of the world, towards the regularities of the natural and social phenomena. Among the authors of this cycle of works, first of all we must mention V. F. Asmus, G. A. Ashurov, M. B. Baratov, A. M. Bogoutdinov, V. E. Bykhovskiy, S. N. Grigorian, A. K. Zakuyev, K. M. Zakuyev, I. M. Muminov, M. R. Radzhabov, A. V. Sagadeyev, M. M. Khairullayev, P. G. Shad and others.

Besides the concrete analysis of the conceptions and views formulated by Ibn Sīnā in his philosophic works, Soviet scholars have observed that Ibn Sīnā, the thinker, relied upon the progressive tendencies of science of his time. Raising the idea of the equal eternity of the world with god, he regarded

⁶ A. JU. YAKUBOVSKY: Ибн Сина, — Ибн Сина. Материалы научной сессии АН УзССР. Tashkent 1953. 5.

⁷ SAID NAFISI: Zendegi o kar o audishe o ruzgar-e pur-e Sina. Tehran 1333. 9—27.

the latter only as a «distant cause» of the world. This interpretation of the relation of god to the world opened a free course for the development of naturalist ideas. This was an attempt to free nature from the divine providence.

In many works of Soviet philosophers of this cycle well-founded assumptions are expressed saying that Ibn Sīnā, as well as other representatives of medieval eastern philosophy, were neither blind followers nor simple commentators of Aristotle. Reviving the philosophic ideas of antiquity, Ibn Sīnā evaluated and further developed the existing system of knowledge. Being deeply convinced about the objective existence of matter, about its eternity and non-repetition, in contrast to Aristotle, he did not separate the form from the matter and asserted that — within the limits of the material world — form and matter are inseparably connected and they cannot exist without each other. At the same time, in the works of Soviet scholars it has frequently been underlined that philosophy is a system of views of a certain period, and however higher the thinker subjectively may be above it, he still remains the son of his time. Therefore, it would be antihistorical to seek an openly materialist conception in the period of the early Middle Ages.

In the creative heritage of Ibn Sīnā a not less important place is occupied by his medical works, among which his main work, the «Qānūn fī'l-tibb» («Canon of medical science») is known best. Certain books of the «Canon» have been translated into European and oriental languages, but the publishing of the full scientifically commented translation of this encyclopedic collection of medical thought of antiquity and the Middle Ages, unparalleled in the history of science, has been made first in the Soviet Union.⁸ For the jubilee of the scientist, a new edition of the «Canon» will be published in Tashkent in Russian and Uzbek languages.

The Soviet researchers show a deep interest in the medical views of Ibn Sīnā that have preserved their cognitive and practical significance also in our time. It is not accidental that both the historians of science as well as the practical workers of medical science — surgeons, pediatricists, internists — turn to his «Canon». In Dushanbe, capital of the Tajik SSR, every year «Avicenna readings» are arranged, in which actual problems of contemporary medical science are examined in connection with the «Canon» and other works of Ibn Sīnā in this field of knowledge. In recent years the number of research works consecrated to Ibn Sīnā has considerably increased, the authors of which are Soviet medical scientists (professor N. M. Madzhidov, attending this session, V. Kh. Vasilenko, V. K. Dzhumayev, A. Irisov, Yu. Nuraliyev, V. D. Petrov, V. N. Ternovskiy and others).

Significant marks have also been left by the works of Ibn Sīnā in such spheres of natural sciences as mathematics, physics, etc. The theoretical and

⁸ Ибн Сина: Канон врачебной науки, Vols 1—6. Tashkent, Издательство АН УзССР, 1954—1960. Total size of the translated edition is 3992 pages.

practical importance of the ideas expressed and the methods of research expounded by him, is convincingly revealed in the works of M. S. Asimov, B. Gnedenko, M. M. Rozhanskaya, B. A. Rozenfeld, A. S. Sadykov, N. A. Sadvoskiy, A. P. Yushkevich, academician R. B. Baratov, winner of the Abū 'Alī ibn Sīnā Prize, attending the work of the present session, and others. Recently, scholars of the Institute of Organic Chemistry of the Academy of Sciences of the Kirghiz SSR succeeded to translate into the language of the chemical formulae some lines from the treatises of Ibn Sīnā on the benefit of the eremurus, a perennial plant of the family of the liliaceae. The chemical analysis has shown that the plant contains the substance mannan, required for the use of pharmaceutical and chemical industry. Thus, the heritage of Ibn Sīnā continues to serve science and practice of the present times.

The works of the great scientist and encyclopedist attracted the attention of Soviet literary research (Ye. E. Bertels, I. S. Braginskiy, A. M. Mirzoyev, Sh. Husein-zade, H. Sh. Sharifov, B. Ya. Shidfar, and others), reconstructing the many-sided and complicated picture of the writer and humanist, in whose works the progressive popular tendencies were clearly felt, and the essence of the oeuvre represented the dominance of intellect, objectively resisting to the absolute power of the Islam. The mastery of Ibn Sīnā, the literary man, is shown by his works in verse that are up-to-date in form and in the simple exposition of the most complicated scientific problems. The essays «Ḥayy ibn Yaqzān», «Salaman and Absal», «Epistle on birds» written by him exerted a significant influence on later generations of poets and writers. Moreover, the «Treatise on love» written by him, according to the researchers, promoted the development of European medieval love poetry. Ibn Sīnā enriched the sūfī epic, widely represented in Persian and Tajik literature, with the subject of wandering under the guidance of the master.

The study of the creative heritage of Ibn Sīnā by the Soviet scientists in the above-mentioned fields of contemporary science characterizes the already definite differentiation of the systems of knowledge within the oriental studies composed as a complex science. However, even under these new circumstances the study of sources and the textological research continue to remain the initial basis of any scientific analysis. This thesis, formulated by N. I. Konrad,⁹ was developed in the works of specialists in epistemology (with regard to the East), particularly in those of Ye. B. Rashkovskiy.¹⁰

The Soviet textologists and students of source-material, as a whole, have carried out a significant work in the introduction in use and popularization of the works of Ibn Sīnā. We have in mind the research work of A. K. Arends, V. I. Belyaev, Ye. E. Bertels, P. G. Bulgakov, M. A. Salye, S. B. Serebryakov, A. B. Khalidov and others. With the efforts of Soviet scholars the works

⁹ N. I. KONRAD: *Запад и Восток. Статьи*. 2nd ed. Moscow 1972.

¹⁰ YE. B. RASHKOVSKY: *Наукведение и Восток*. Moscow 1980. 13—15.

«Canon of medical science», «Dāniš-nāma» («Book of knowledge»), «Risāla fi'l-ʿiṣq» («Treatise on love»), «Treatise on hygiene» (in translation into Uzbek language), parts from the «Kitāb an-nağāt» («Books of rescue») and «Kitāb aṣ-ṣifāʾ» («Book of healing»), etc. have been published in translations with introductions and commentaries. For the jubilee a 10-volume collection of the selected works of Ibn Sīnā is published in Dushanbe in translation into Russian and Tajik languages.

It has still to be admitted that the vast scientific heritage of Ibn Sīnā has been studied in our country and in world-wide oriental studies not at all satisfactorily so far. In connection with this, the ideas expressed by Ye. E. Bertels about the necessity of cooperation of the scientists studying Ibn Sīnā in complex research both of certain concrete works of his and of his whole oeuvre, have preserved their timeliness. Kindly permit in conclusion to quote this statement of Ye. E. Bertels:

«Science even now does not have a basis, on which firm conclusions could be made: there is no critical edition of the most important texts of the works of Avicenna so far. Moreover, the heritage of Avicenna cannot even be regarded as fully disclosed so far. It is true that there exist lists containing several hundreds of titles of his works, but without a careful study of the whole complex of the treatises contained in the lists, for the time being, it is impossible to tell which of these works really belong to the great scholar, and which are only ascribed to him. Further, it is quite possible that one and the same work, as it frequently occurs, appears in the lists under different titles. Considering that the manuscripts of the works of Avicenna are scattered in the libraries of the whole world, it can hardly be expected that the scholars of any one country could carry through the attainment of the whole of this vast heritage. Without a close scientific cooperation of scholars of many countries of West and East it is impossible to get the scientific edition of this heritage, and only on the basis of such an edition it is possible to give an accurate valuation of the role played by Avicenna in the history of medieval science. The time of general statements and hypotheses is gone. Now the concrete deep study of each single work is required. Only such an activity can carry science ahead; the attempts of generalizations on an unsatisfactory basis does not carry us ahead, but backwards, even in comparison with the Middle Ages.»¹¹

Using the participation in the work of the present international scientific session, I should like to express my hopes that in the course of time this very complicated but noble task will be performed.

Moscow.

¹¹ YE. E. BERTELS: Избранные труды. История персидско-таджикской литературы, Moscow 1960. 119—120.

IDEAS OF IBN SĪNĀ IN NATURAL SCIENCE

Abū 'Alī ibn Sīnā (Avicenna), the eminent physician and philosopher, has done much also for the development of mathematics, physics, astronomy, chemistry and geography. He united in his scholarly work nearly all sciences known before him in Greece as well as in the East and endeavoured to tell his opinion and to give something new in each of them.

The questions of the exact and natural sciences are examined in his following works: «Canon of medical science», «Book of healing», «Book of rescue», «Book of knowledge», «The criterion of intellect», «Sketches on nature», «Treatise on the causes of thunder», «Correspondence of Avicenna and Bīrūnī», etc. Ibn Sīnā, in his relation to philosophic questions, frequently appears also as naturalist, he endeavours to elucidate these questions with the help of the natural sciences and medical science.

In the conditions of Eastern Middle Ages, in the period of the beginning of the fury of religious mysticism and asceticism, Ibn Sīnā, defending the priority of intellect, turned towards nature and stressed the necessity of its study for the benefit of man.

There, where we have to do with the physical world, Ibn Sīnā recognized the natural regularity in it, the casual relations and the mutual conditions of the phenomena of nature. Even if not in a developed form, he expressed even the idea that the matter is not destroyed, but it undergoes transformation, from one condition it passes over to another, from one form to another.

It is very important that Ibn Sīnā frequently lays stress on the eternity of matter, on its non-reproducibility and indestructibility, he asserts that it is the basis of the infinite world of concrete and finite things.

Ibn Sīnā marks out a leading role for Physics. The scientist thought that «physics is a science that studies also the conditions, the conceptions of which cannot be separated from the matter» («Doniś-name», p. 231).

In his works, Ibn Sīnā elucidated the questions of mechanics — the motion of the bodies and the characteristics of inertia, the construction (manufacturing) and practical application of simple machines, the mechanisms and their classification; of acoustics — the formation of the sound, its spreading, the formation of the «echo», the resonance of the sound; of molecular physics

and heat as the structure of matter, the transformation of mechanic energy into thermal energy, the expansion and contraction of the bodies at warming up and cooling down, the causes of the formation of atmospheric phenomena (rain, snow, white frost, lightning, thunder, etc.); of optics — the mechanism of sight, the anatomy of the eye, the characteristics of the convex lenses, optical atmospheric phenomena, etc.

In his treatise on mechanics entitled «The criterion of intellect» the elementary theory of five simple machines-mechanisms is expounded, viz.: of the winch, the lever, the pulley, the screw, and the wedge. It contains a detailed explanation of their application for the lifting of heavy weights with small strength, it describes each one in single use and in combination with each other.

The teaching of Ibn Sīnā on motion, on its carrier, source and forms also deserves attention. It appears to be valuable that he as naturalist sought the source of motion in the physical world itself, although he was not free of its mechanical comprehension. Recognizing the existence of motion, Ibn Sīnā draws an important conclusion, viz.: the existence of motion shows the objective existence of space and time. Observing the motion of the bodies, he arrived at the conclusion about their natural inclination to preserve the condition of motion or stillness in the absence of the effect of exterior powers. Here we have to do with the germs of the law of inertia, formulated later by Galileo Galilei.

Ibn Sīnā thought that emptiness cannot exist in nature. This far-sighted assumption has found its convincing demonstration in modern science.

Certain theoretical and practical generalizations of Ibn Sīnā have preceded his age. Such are, particularly, his conclusions about the motion of the bodies in space, about the classification of machines and mechanisms, about the mechanical motion and heat of energy, his explanation of the structure of the eye, about the causes of the formation of the rainbow, of the halo, etc.

According to Ibn Sīnā, the mathematic sciences have four parts, viz.: the science of numbers, geometry, astronomy and the science of music; and also six branches, viz.: the science of addition and subtraction, the science of algebra, the science of measuring, the science of mechanics, the science of astronomic tables and the calendar, and the science of musical instruments. He gave an abbreviated explanation of the fundamentals of the Euclidean geometry, arithmetics and music, and added complements to each book of mathematic sciences. In the «Book of healing» Ibn Sīnā has formulated one of the most important mathematical rules, viz. the theorem of the «number nine» for the raising of figures to the second power and to the third power. In his works we find also definitions of certain trigonometric functions, the demonstration of a series of trigonometric theorems. A little known treatise of Ibn Sīnā «On research of coal» has also been preserved.

As it is known, the best brains of the whole humanity made attempts in the course of two and a half thousand years to demonstrate the fifth postulate of the «Principles» of Euclid on the parallel straight lines. Among them were Ibn Sīnā and his follower, the poet and astronomer ʿOmar Ḥayyām. Among those, who consecrated themselves and their life to the demonstration of this postulate, we find also the great Hungarian mathematician János Bolyai, who, together with the Russian mathematician Nikolay Lobachevskiy, is the creator of the non-Euclidean geometry.

Ibn Sīnā regarded astronomy as «the science on the structure and arrangement of the Universe, on the situation and form of motion of the sky and the stars for the cognition of truth in a proper way» (Doniś-name, p. 87). In Isfahan and Hamadan he made astronomic observations and constructed new astronomic tools, which excelled with their high accuracy. It has been established that Ibn Sīnā, on the 24th May 1032, observed with the naked eye and described the rare phenomenon when the Venus passed before the disk of the Sun. In science it was thought that such a phenomenon was observed first by Horox in England in 1639.

Ibn Sīnā was critically disposed towards astrology, a pseudo-science based on the belief that from the position of the planets and stars one can predict the fate of individuals and even of whole peoples. To this question he consecrated his single treatise «On the refutation of the predictions of the stars».

Ibn Sīnā and Abū Rayhān al-Bīrūnī are the founders of the scientific terminology in Tajik language (*fārsī dārī*).

The merits of Ibn Sīnā are not less important in the field of the development of chemistry. In his book entitled «Canon of medical science» he writes about the production, characteristics and application in medical practice of certain elements and chemical compounds. In the preparation of medicines he widely applied the gold, silver, mercury, arsenic, iron, tin, antimony, sulphur, lead, copper and salts (halite, sylvite, epsomite, alum, sulphate, salmiac), clay, sulphides, ferric oxide and oxide of aluminium. In curing of certain diseases he also applied mineral oil, resin, wine and vinegar.

Ibn Sīnā used gold and silver, basically, as disinfecting and antiseptic medicines. His idea regarding the obtaining of gold from ores by the help of mercury is used up to the present day in non-ferrous metallurgy. He understood that the presence of foreign matters significantly influences the characteristics of metals.

He was the first to introduce in chemistry the determination of the quantity of matters in diluted solutions with the method based on weight, which excels with its originality and simplicity. He wrote that to obtain pure water, it must be sublimated or distilled (i.e. we have to do with distilled water), and if this is not possible, then it must be boiled. His conclusions

regarding the process of the settling of matters contained in water, in the process of boiling, touch questions of the solvency of sediments that later on were elaborated by M. L. Lomonosov and other scientists.

Ibn Sīnā described in detail the kinds of water and their pharmaceutical characteristics. Stagnant waters, e.g., whatever they may be, are noxious to the stomach, and the rain water belongs to the good waters, especially that one, which falls from thunder-clouds in summer. His statement on the cleaning of running waters «due to the absorbing power of clay» is interesting.

Ibn Sīnā was one of the opponents of the idea about the transformation of simple metals into precious ones, and he was the first to show on the example of the qualities of mercury and other metals that certain alchemists-charlatans, using the qualities and colour of metals, obtained alloys which were played off as real gold. He also definitely refuted the idea about the existence of the imaginary «philosophers' stone» or the «elixir of life», supposedly having the property of healing all diseases, of returning youth, etc.

In his treatises we find very interesting statements on mineralogy, general geology and cosmology.

In the «Book of healing» Ibn Sīnā examines questions of geology and the formation of minerals. He divided the mineral kingdom into four main groups, viz.: 1) stones or earths, 2) metals, including mercury, 3) sulphuric or ignitable matters including sulphur, coals, bitumens, etc., and 4) salts, including halogenids, copper sulphates, alum, borax, sulphates, salmiac and other compounds soluble in water. For basis of his classification, Ibn Sīnā took the most significant properties of the minerals and first of all the «constancy of the substances», reflecting, as it turned out many centuries later, the type of the chemical compound. His classification, therefore, proved to be most stable. This division was fully accepted by the European mineralogists in the late Middle Ages and in the period of the Renaissance. Essentially, it was the basis of all mineralogical classifications up to the 19th century.

Discussing the mountains and the formation of mountains, Ibn Sīnā expressed a quite definite idea saying that the mountains are formed in connection with earthquakes. He brought the origin of earthquakes into connection with abyssal geological shifts, i.e. with tectonic movements. He understood well that this process is very prolonged in time. The statements of Ibn Sīnā regarding the geological processes were contradictory to the conceptions existing at that time about the Earth as the result of a single creation.

According to Ibn Sīnā, the water plays also a role in the formation of mountains, viz. it washes away the earth and forms high hilly banks. According to his opinion the changing configuration of the surface of the Earth considerably depends on the induration of the rocks of which it consists. He attributed great significance also to the activity of the wind, as one of the factors bringing about changes in the surface of the Earth.

Ibn Sīnā observed also such facts as the impressions of small animals on stones, which lived only in the seas. From this he made the bold conclusion that there, where now there is dry land, previously there was sea. In these single ingenious observations the strength of the method of Ibn Sīnā is shown that is based on experience.

Ibn Sīnā was the first to make the interesting observations on the processes of sediment accumulation, the formation of sedimentary mountain rocks and the continuity of their stratification. In the «Kitāb aš-šifāʾ» we can read: «Thus, it can be seen that certain mountains are so to say composed of (different) layers. And very likely this took place so that at that time their clay settled in layers. First one layer was formed, and thereafter in the course of another period of time there appeared another layer, covering (the first one)». Later on, in the 17th century the Danish scholar N. Steno expressed views close to the idea on the continuity of the stratification of the sedimentary rocks. As we know, the law of the historical continuity of the stratification of the sedimentary rocks is one of the fundamental principles of geology.

The statement of Ibn Sīnā on the origin of clays deserves attention. Under the designation of clays he understood the products of the natural destruction of all sorts of mountain rocks, viz.: «...as regards the layers of clay, to be found in the mountains, it can be presumed that these layers came into existence from the products of the destruction of mountains.» Ibn Sīnā was the first to divide the sedimentary rocks into two most important genetic types, viz. into fluvial and thalassic, and he also explained the ways of their formation.

The first ideas on the ways of the transformation of sediments into rocks (lithification) also belong to Ibn Sīnā. According to him, many stones were formed from a substance, in which the element of earth and the element of water dominated by turns. Ibn Sīnā clearly speaks about the precipitation of the salts in cisterns as a result of the evaporation of water. The explanation of the formation of intrusive, according to him, massive, rocks is given in his works only with a short allusion, viz. according to him: «Certain stones are formed from fire, when it burns out.»

The assumptions of Ibn Sīnā on the structure and composition of the Earth are interesting. «In the middle of the globe of the Earth there must be pure earth... Above this earth there must be earth with water, i.e. clay. On its surface water and earth are dominating by turns» («Doniś-name», p. 252).

In the book «Doniś-name» we can find profound ideas of Ibn Sīnā revealing the dialectic principle of actuality in geology, the necessity to study the contemporary processes in order to correctly understand their course in the past. All this was based on the materialist conception of the categories of space and time, which was closely approached by him: «The antecedents

— this is the state of the matter that does not exist at present. This state does not exist without motion, this motion can only be motion in space. Thus, we have explained that motion takes place in time» (pp. 208—209). According to Ibn Sīnā, for the planetary form of motion it is important to take into consideration the definition of rotation, as one of the forms of motion.

The profound philosophic statements of Ibn Sīnā on the causes of the motions in any of their appearance, can be regarded as important for the present geological and genetic conceptions on the motion of the magma, of the solutions containing ore, and tectonic motions. «Everything that moves must have a motive power, because nothing moves automatically» (p. 135). «When the cause ceases, then what was brought about by this cause, cannot exist» (p. 176). This means that Ibn Sīnā did not raise global geological problems, he interpreted the philosophic side of motion and matter in general, but these ideas can have an important meaning in the new geological constructions.

Ibn Sīnā also had his own observations. As it is quite definitely known, he observed and described in detail a meteorite rain in Khorasan. He particularly noted the fact of the falling of stone, as he ran there, cooled down, and pointed to the granularity of the stone, resembling to millet-like granules. It is clear that Ibn Sīnā saw pallasite. He carefully described the form of the stone, he gave its weight and tried to analyze the chemical composition of the meteorite.

Besides, Ibn Sīnā described, as one of the first, the real fulgurites, which are formed, when the lightning strikes into the earth, and the particles of earth or sand melt and stick together, forming characteristic arrow-shaped pieces.

He also made the first attempt to bring the formation of minerals in the earth's crust into connection with the observed process of the formation of glaze on pottery or on the walls of stoves.

Explaining the influence of the Sun and the Moon on the Earth, Ibn Sīnā quite clearly pointed out: «The light and powers radiating from the Sun and the other celestial bodies affect our world. One of the most apparent influences of the sky and the Moon is that the Moon urges the fruits to ripen, with its shine enlarging the kernel of the fruits, and it gives rise to the flood of the seas» (p. 253). Here the expression of Ibn Sīnā «The powers radiating from the Sun and the other celestial bodies» can be regarded as a brilliant foresight of correlations existing among all bodies of the solar system or cosmos, «sky» in his terminology. The connection of the flood tide with the phases of the Moon is doubtless, and he succeeded to brilliantly foresee this real geological power.

The hypothesis expressed by Ibn Sīnā on the effect of the lunar radiations on the living organisms has been confirmed by scientific experiments at the present time. Particularly, American biologists from the University

of Illinois have established by the help of instruments that, at the time of full moon, the accumulation of starch in the tubers of potato takes place considerably quicker than in the other phases of the Moon. According to their opinion, the cells of vegetables react intensively on the changes of the magnetic pole, connected with the change of the phases of the Moon.

The answer of Ibn Sînâ on the question of Bîrûnî is interesting, viz.: «Who of the two is right, the one who asserts that the water and the earth are moving towards the centre of the Universe, and the air and the fire move from the centre, or that one, who says that all these elements make for the centre, but that the heavier ones of them precede the lighter ones?» Ibn Sînâ convincingly proved that the second opponent is mistaken, because his conclusion is false. Essentially, the continuation of the discussion of Ibn Sînâ and Bîrûnî is contained in the present day considerations on the ways of the origin of the solar system and the planets. In the hypothesis of Kant and Laplace, e.g., it is asserted that the planets are formed through the sticking together of the particles of dust from the protoplanetary cloud, nebula, i.e. at the moving of the matter to the centre. Inasmuch as the stratification of the spheres can be observed according to the compactness of the component rocks, it is clear that the opinion of the «second opponent» is reflected in this fact, i.e. the different sorts of matter really move in different directions or at different speeds. The data of the present time contradict both to the one and to the other point of view. The discussions of the scientists are going on about the same thing, but on a qualitatively higher level. This is reflected also in the discussions on the expansion of the Earth.

In his oeuvre Ibn Sînâ recurrently returns to the theory of cognition and the ways of the perception of truth. He seeks the measure of comparison and calls to objectiveness, to accuracy, in fact with his words «...any knowledge that is not measured on the scales, is not authentic and, consequently, is not a veritable knowledge either».

The whole activity of Ibn Sînâ «is based on the postulates of truth and intellect». Actually, simplicity, consistency, logical harmony are characteristic of his works. He profoundly believed in the power of intellect, and therefore, of course, he showed intolerance towards the religious dogma.

Carefully dipping into the lines of his treatises, we can observe that Ibn Sînâ touches upon the most important problems of contemporary natural science.

Thus, many scientific conceptions of Ibn Sînâ on natural sciences contain the germs of valuable progressive ideas, which are intensively elaborated by contemporary science and are not yet solved in their full dimension even in our days.

Dushanbe.

ABŪ 'ALĪ IBN SĪNĀ AND HIS INFLUENCE ON THE MEDICAL SCIENCE OF THE WORLD

By the decision of the UNESCO, in 1980 the whole progressive humanity celebrates the millennial jubilee of Abū 'Alī ibn Sīnā (Avicenna), the great scholar, physician and encyclopedist of medieval East. Ibn Sīnā was really a scholar and encyclopedist. His works comprise the most different branches, viz. medical science, philosophy, physics, chemistry, mathematics, religious science, geology, mineralogy, astronomy, botany, theory of music, Arabic philology, and poetics.

His becoming a great scholar is connected with the flourishing of culture and science in Central Asia, especially in Chorasmia, Bukhara, Balḥ, Samarkand and Marāḥ. These cities had highly developed connections with Iran, Arabia, India, with the peoples of Eastern Europe, the Khazars, the Bulgars, the Russians, etc.

Avicenna learned medical science under the guidance of the well-known Bukharan physician Abū Maṣṣūr al-Bukhārī, and the great Khorazmian physician Abū Sahl Maṣīhī. He studied the works of his predecessors, al-Ḥuwārizmī, al-Fargānī, al-Fārābī, etc. Already in his young age, Ibn Sīnā studied the works of such medical scientists of Ancient Greece, Egypt and Rome, as Aristotle, Hippocrates, Galen, Dioscurides, etc. In his works he recurrently gave quotations from works of otherscholars, he gave commentaries on them, and now and then not agreeing with them, he mentioned his arguments.

As we see, the formation of the scientific and medical views of Ibn Sīnā took place in one of the largest and highly cultured cities of the Mussulman East, in Bukhara, capital of the state of the Samanids in the 10th century. The meeting of Abū 'Alī ibn Sīnā with the great philosopher, physicist, mathematician, mineralogist and astronomer Abū Rayḥān Bīrūnī had a very great significance for his development.

In spite of the very difficult historical conditions — the epoch of sanguinary feudal wars, the wild laws of the clergy and obscurantism of the Middle Ages —, in the formation of the scientific and medical views of Ibn Sīnā and his immortal works, the surroundings brought about by the Pléiade of scholars of the East and the tough work done in the study of the heritage

of the predecessors played, of course, a decisive role. The most weighty and valuable contribution was made by Abū 'Alī ibn Sīnā in medical science.

At present we know 36 works of Ibn Sīnā on medical science. Works of Ibn Sīnā are kept in many libraries of the world, in Paris, in Berlin, in Leningrad, in Tashkent, in Erevan, in Kansas City, in Teheran, etc. In the Institute of Oriental Studies of the Academy of Sciences of the UzSSR there are 67 works of Ibn Sīnā, of which 52 are manuscripts. This collection is very rich. Here there are also several manuscripts of the «Canon» (books III, IV, V), the «Small Canon» consisting of 10 chapters consecrated to the anatomy of the organism, hygiene and diet, the diseases of the certain parts of the body.

The «Poem in the metre *rağaz* on medical science» consisting of 1322 couplets was very popular. According to the opinion of many specialists, after the «Canon» this is the most significant work of Ibn Sīnā consecrated to medical science.

Of his medical treatises, we also know the «Book of commentaries on the Canon», the «Book on colics», «A short teaching on the pulse», «On hygiene», «Pyrexia and swellings», «Nervous ailments and paralyses», «Medical instructions», «On the preservation of health», «Aphorisms on medical science», «Rules on the use of medicines», «On measures on the removal of harmful influences on the organism of man».

By their systematic character, their clearness and the profoundness of their explanation, the works of Ibn Sīnā furnished to him great authority among the medical scientists. Getting acquainted with them, seldom anyone turned to the works of his predecessors. All his works are characterized by the positiveness of thought, by the endeavour to find the still unknown causes of a series of phenomena, and by the experimental method of research.

In the history of medical science the name of the great scholar stands in the same line with such giants of science, as Hippocrates and Galen. In part of scientific literature the erroneous tradition was set up to regard Ibn Sīnā as a commentator and popularizer of the Aristotelian ideas. In fact, Ibn Sīnā is similar to his ancient master in the profoundness and encyclopedic character of knowledge and in the system of philosophic thought. But, at the same time, he appears in many works as a consistent mediator of materialist ideas. Thus, on the followers of the Platonic idealist philosophy, Ibn Sīnā writes: «Even in the case, if it is true, what they say, we still want to rely upon ourselves, because we hope that on account of this advantage will come to science.» In the field of the elucidation of the phenomena of motion Ibn Sīnā proceeded considerably farther than Aristotle, in contrast to whom he acknowledged the internal motion that takes place «continuously, not only with one push».

The «Canon of medical science» is generally regarded as the culmination of the oeuvre of Ibn Sīnā. The rich heritage of medical science of the past and the results of the personal experience and own observations of Ibn Sīnā

are collected into one whole in it. Creating his capital work, Ibn Sīnā studied the works of the medical scientists of the Middle and Near East, of India, of ancient Greece, of Rome, etc. Thus, the continuity of the views of Hippocrates, Galen, Aristotle, ar-Razī and others is reflected in it, references to whom are frequently found on the pages of the «Canon». This is a whole medical encyclopedia, examining with an exhausting fullness everything that belongs to the health and diseases of man, within the limits of knowledge of his time. This is in many respects the precedence of those ways and those achievements, for the realization of which still several centuries were required. The «Canon» included the whole medical science of that time and brought world fame for him.

As from the 12th century — after the translation of the «Canon» into Latin — it was translated into many languages and it remained the handbook of physicians of Europe and the East up to the 17th century. In spite of the elapse of thousand years, many things expressed by Ibn Sīnā about the diseases and the methods of their curing have preserved their practical meaning even today, on account of which his work do not only have a historical value for us, but they enrich present-day medical science to a certain degree.

Regarding certain principles of approach to the health and disease of man, in some way Ibn Sīnā is more progressive than the present-day medical science. Here we give some examples. The principles of present-day medical science and preservation of health are based on the prophylaxis and curing of the certain diseases. Ibn Sīnā, on the other hand, asserted that one must know not only the disease, but also the conduct of the healthy ones, and this should be called the science of the preservation of health.

In this relation Ibn Sīnā believes that the theoretical part of medical science deals with the theorem on the cognition of powers, of nature, of the fluids, of the kinds of diseases, of their appearance and causes. The practical part of medical science, on the other hand, is divided into two parts, and the first of these deals with the knowledge of the conduct of the healthy bodies . . . it is consecrated to the questions of the preservation of health and, therefore, it is called the science of the preservation of health. The second part is the knowledge on the conduct of the diseased body, showing the ways of return to the healthy state. It is called the science of curing («Canon», book I, p. 293).

Speaking about the conduct of the healthy persons, he ascribes great attention to the individual characteristics of man, to the nature of the brain in its healthy and diseased state.

In his numerous works Abū 'Alī ibn Sīnā did not only give the knowledge accumulated before him, but he also developed it, enriching it with his own observations and his clinical experience, enumerating the data in a unique logical system and some sections of his research, especially connected with the «disturbance of the nature» of the brain, he preceded the medical science of later centuries and, also present day medical science to a certain degree.

Let us mention the medicinal treatment, balneological curing, climato-therapy, where at present we endeavour to take into consideration the individual characteristics of the human organism. In this, however, we are not always successful. Sometimes we do not succeed in separating the physiological phenomenon from the pathological. This is explained by the circumstance that for the time being there is no logical scheme or system of classification of the individual characteristics of the human organism both in the normal and the pathological state.

Data approaching those mentioned above are found in the parts of the «Canon of medical science» under the designation «Disturbances of the nature» of the brain (*mizāğ*). In this section Ibn Sīnā describes first the outward characteristics of the different types of the nervous system, defining by him as the nature (vehement, cold, dry and insipid, and their different combinations), and thereafter the functional changes on the part of the somatic and vegetative nervous system, characteristic of the given nature.

Ibn Sīnā points out that «the brain with a balanced nature is strong in its perceptive, intellectual and motional activities, it is balanced in removing what is removed from it, and in preserving (what is preserved), firmly resisting to the harmful phenomena» («Canon», book III, table I, p. 33). According to him the man «having (a balanced nature) is friendly, cordial, with a moderate appetite in eating and drinking».

The enumerated categories of the characteristics of the nature of the body contain the basic idea on the interdependence between the morphological and functional characteristics of the human organism. Thus, Ibn Sīnā includes among the functional characteristics «the quickness of reaction of the organs on the different influences», «the state of actions», «the state of the spiritual powers», etc. In this connection the teaching of Ibn Sīnā on the *mizāğ* is an improved, considerably completed and in its major part renewed variant of the teaching of Hippocrates and later on of Galen.

Thus, in the given section we find rather forgotten pages of medical science. Unfortunately, at present is not paid a sufficient attention to the characteristics and fineness of the nature of each patient (individually). The advices of Ibn Sīnā in the preservation of health, included in the «Canon», were acknowledged in the course of many centuries, and many of them even at the present time.

Studying the chirurgical section of the «Canon», V. V. Vakhidov (1979) remarked that «the technique of certain operations is described in it so clearly that it is easily understood by the persons performing these operations. The method of several operations described already by Hippocrates and Galen is elaborated by Ibn Sīnā with a profound knowledge of the subject, and some of them are considerably improved and changed.» The contribution made by Ibn Sīnā ten centuries ago in the development of traumatology has not lost

its actuality. Traumatologists of today note that the characteristic distinctive features of traumata and the periods of the joining of broken bones are described by him in such a detailed and accurate form that they can successfully be used even today (A. Sh. Shakirov, Ye. V. Luzina, 1979).

In the treatment of patients with stones in the kidneys and in the bladder Ibn Sīnā applied both medicaments and the chirurgic method. In this connection he stressed that «the aims that the physicians strive to achieve in the removal of stones are: the discontinuation (of the formation) of their matter, the prevention of the formation of stones by the removal of the causes and by improvement, and then the crushing and breaking the stones in pieces . . .» (Book III, p. 293).

We find original statements of Ibn Sīnā also in the field of prophylaxis.

As a result of his ingenious foresight, Ibn Sīnā was the first to express the assumption about the existence of tiny invisible living beings playing a decisive role in the transmission and spreading of infection. He attributed a very great significance to the factors of transmission of the infection (food, water, air, abode, clothing, insects and mammals, disease-carriers), and also to the direct contact with contagious sick persons.

Ibn Sīnā expressed the supposition regarding the favourable influence of the sun on the quality of water, although, of course, he did not know anything about the existence of the ultra-violet rays and their bactericidal effect. He understood well the significance of the constancy of the composition of the air, and the changes of its characteristics in connection with the seasons of the year. He examined in detail the possible effect on the state of health by the different kinds of settlement, particularly, depending on their climate, the height of their situation, the nearness of the sea and other circumstances. It must be noted that Ibn Sīnā examined this problem from the positions which are in harmony with the basic demands raised by the present-day hygienists and medical officers in the solution of the basic questions of the planning of settlements.

In the wide range of the medical heritage of Abū 'Alī ibn Sīnā, his neurological views are interesting for present-day medical science. According to him, the brain is the «source of (perception) apprehension» and «motion» («Canon», book I, pp. 38, 40).

The hypothesis of Ibn Sīnā on the interrelation between the psychical and physical processes deserves interest. For example he says that «phenomena perceived by memory are accepted by imagination, are reported by thinking and the thinking necessarily establishes the correctness or incorrectness of the impressed phenomenon and leaves it in the memory in order to turn to it at the necessary moment». The acknowledging of the subordination of the psychical processes, of the dependence of imagination and memory on thinking shows the materialist character of his teaching.

The materialist views of Ibn Sīnā are reflected in all his conceptions on the physiological mechanism of the psychological processes. He showed that the psychical activity is the reflection of the outward world, the result of the effect of the objective reality on the organs of perception, on the brain of man. This is his literal statement: «All capacities of perception are connected with bodily organs, ...perceiving the influence... Every perceived thing forms in the perceiving a picture being its likeness, and this picture is preserved or it disappears depending on the ability and perception and the power of the perceiving.»

Ibn Sīnā rejects the religious and vitalistic views on disease. He rejected, as absurdities, the attempts to explain the psychical diseases with the influence of ghosts and demons. Ibn Sīnā regarded the psychic diseases as the result of a physical illness.

He asserted that for the understanding of the processes in the brain, medical science should rely not only on the knowledge of anatomy and therapeutics, but also on the knowledge of the nature of the «spiritual powers». According to Ibn Sīnā in the cerebrum there are the centres of the «spiritual powers» governing the whole organism and its psychical activity.

Ibn Sīnā divides the spiritual functions into four classes, viz.:

- 1) the organs of sense, the connecting link between the internal and external world;
- 2) the perceiving internal intellectual powers (perception, ways of difference and generalization, memory);
- 3) motive powers, capacity of transmission of the power of perception through the nerves;
- 4) intellectual capacities (reason, emotions, concepts, knowledge).

Ibn Sīnā distinguishes four grades of perception, viz.: 1) perception with the senses; 2) perception with imagination; 3) reflective and evaluative perception; 4) formation of general concepts, universals.

Knowing the possibilities of the immense psychological effect of the word and being an excellent psychiatrist, Ibn Sīnā had a rare gift to give back the spiritual balance, calm and confidence in themselves to the psychically sick. Ibn Sīnā asserted that «nature is obedient to the influence of the spirit». His idea based on the possibility «to rear physical nature of man», was a kind of innovation in the clinic.

In the «Instructions» Ibn Sīnā advises to the physicians that in the examination and curing they should pay special attention to the psychical and nervous state of the sick.

In his extensive psychoneurological practice Ibn Sīnā ascribed a great importance to the method of objective observation. He showed that the various emotions can bring about changes in the heart, in the blood-vessels and in the organs of breathing. The shocks of the nerves, the profound impressions, and

fear can lead to the exhaustion and decay of the organism. Studying the inter-relation between the psychical and physiological processes, Ibn Sînâ did not restrict himself to abstract conceptions, but endeavoured to rely upon the observations, and to give experimental evidence.

In the «Canon» we find the first correct description of the clinical treatment and the course of meningitis that earlier had been mistaken for other diseases. On the basis of his own experience, Ibn Sînâ gives the accurate clinical characteristic of this sickness. He described the clinical treatment of real smallpox, tuberculosis, leprosy, anthrax, and cholera. Thus, his contribution to the science on infections has a great theoretical and scientific significance, and it has not lost its actuality even for present-day science.

Ibn Sînâ described 811 medicinal remedies of vegetable, animal and mineral origin and gave their pharmacognostical and pharmacological characteristics. Many of these grow in Central Asia and are used in medical science. He used as medicines such substances as mercury, arsenic, sulphur, copper, silver, tin, potash, gypsum, borax, alum.

Ascribing great importance to the curing of the sick with medicines, Ibn Sînâ was a follower of complex curing and represented the opinion on the necessity of influencing the pathological process from four sides, viz.: general and dietetic order, medicinal therapeutics, physiotherapeutical procedures and manipulations. This principle of curing the sick is in many respects similar to the present-day methodology.

The completeness and logic of the conclusions and syllogisms in every section of the «Canon» of Ibn Sînâ again and again convince us about the fact that his genius, including in himself what existed before him and at his time, transformed him from the talented scholar into the unequalled master for the physicians of the later generations.

During the last thousand years numerous abstracts have been made from different parts of the «Canon». Thus, K. Sprengel translated from Arabic into German the part on the nerves from the first book of the «Canon» (N. M. Madzhidov—V. D. Gordeyeva, 1979).

The works of Ibn Sînâ had a great influence on the Arabic medical science and philosophy. Roger Bacon was acquainted with his works. Six centuries before him Ibn Sînâ expressed views very similar to the fundamental thesis of the rational philosophy of Descartes, viz.: «I am thinking, so I exist.» The name of Ibn Sînâ and his advices are mentioned in many Arabic medical sources.

The significant poet, many-sided scholar, eminent philosopher, great mathematician and astronomer, and court physician 'Omar Ḥayyâm (1040—1123), regarding Ibn Sînâ as his master, in 1079 translated into the Persian language one of his philosophic works, the «Ḥuṭba» («Attitude»). 'Omar Ḥayyâm was a continuer of the scientific and philosophic views of Ibn Sînâ.

The medical ideas, views and statements of the great scholar were reflected also in the Grusian old theoretical and practical medical science, where he was known by the name Sina Ekimi.

The well-known Italian scholar, mathematician and physician Girolamo Cardano (1501–1576), writing commentaries to the «Canon» of Ibn Sīnā and touching questions of the immortality of the soul, explained: «All these conceptions of mine belong, however, not to me, but to Avicenna, under the judgement on which as nearest to the truth among the philosophic teachings I gladly sign my name» (Girolamo Cardano: On my life. Translation from Latin into Russian by A. F. Petrovskiy. Moscow 1938. pp. 73, 274).

Andre Vezali (1514–1564), attentively studying the works of Ibn Sīnā and noting the accuracy of his scientific definitions, acknowledged his priority in certain questions of anatomy and followed his methodological instructions. The structure of the work of A. Vezali is very near to that of the anatomic part of the «Canon». In his medical work in manuscript, entitled «Aristotelian gate» or «Secret of secrets» (16–17. centuries) there are references to Ibn Sīnā.

Muḥammad ibn Qāsim (17–18. centuries) based his work entitled «Diseases of the head» on the works of Ibn Sīnā. Thus the rapid development of medical science beginning in the 18th century was prepared by the scientific works of the great scholars of the Middle Ages, among whom Ibn Sīnā occupies the first place.

Thus, Ibn Sīnā is a famous physician, whose works served as the theoretical and practical basis of medical science in the course of several centuries, and his «Canon», translated into several languages, remained an unsurpassable handbook at the universities of Europe up to the 17th century. Many medical views of the great scholar have not lost their significance even in our days, and some of them, undoubtedly, should undergo further thorough study in order to become the public property of humanity.

Thus, in spite of the past millennium, many statements of Ibn Sīnā on the function and pathology of the human organism have a scientific interest even today, in connection with which his works do not have only a historical value, but they enrich also present-day medical science to a certain extent and therefore they should be studied and analysed in detail also in future.

Tashkent.

AVICENNAS QANUN IM WESTLICHEN ÄRZTEKANON

Der moderne Terminus «Kanon» zur Bezeichnung einer Sammlung als mustergültig erachteter Autoren bzw. Werke läßt sich — wie bekannt, — auf David Ruhnken's «*Historia critica oratorum Graecorum*» (1768) zurückführen. Wollten wir also über einen *antiken* oder *mittelalterlichen* «Ärztekanon» sprechen, so müßten wir mit dem Bekenntnis beginnen, daß es so etwas eigentlich nicht gab. Richtig hat zuletzt H. Gärtner¹ behauptet, daß die Entstehung solcher «Kanone» wie der Gruppe der neun Lyriker, drei Tragiker, zehn attischen Redner u. ä. «sich offenbar auf unterschiedlicher Weise vollzog und nicht bis ins letzte geklärt ist.» Verzeichnisse, in welchen bekannte oder nicht mehr bekannte Ärzte verschiedener Zeiten bis auf das XI. Jahrhundert und verschiedener Richtungen (Dogmatiker, Pneumatiker, Empiriker, Methodiker) aufgezählt werden, kennen wir;² als dürftige Bestandsaufnahmen sind sie selbst in ihrer verzerrten Form an und für sich interessant.

Unvergleichlich lehrreicher ist Dantes «Kanon». In der *Vorhölle*, d. h. nicht in die Hölle verstoßen befinden sich die *onorevole gente* des Heidentums, u. zw. nicht nur Homer, *poeta sovrano*, und sein Geleit: Horaz, Ovid und Lucan, denen sich Dante mit Vergil zugesellen darf, sondern auch die berühmtesten Gestalten der alten Geschichte (*e solo in parte. . . il Saladino*: Inf. IV 129) und zuletzt Aristoteles, *il maestro di color che sanno*, inmitten der *filosofica famiglia*: *tutti lo miran, tutti onor li fanno* (133). In dieser «Familie», unter den Moralisten und Geometern werden neben dem Pharmakologen Dioskurides (139: *il buono accoglitor del quale*) die Repräsentanten der philosophischen Medizin genannt: *Ipocrate, Avicenna e Galieno, Averrois, che'l gran commento feo* (143 f.). In derselben Gruppierung werden *Ippocrate et Avicenna et Galieno* als die großen Ärzte in Lorenzo Ghibertis Denkwürdigkeiten (I 7) namhaft gemacht, deren Werke man — selbst Nicht-Arzt — «gesehen haben

¹ Kl. Pauly III 109.

² Vgl. z. B. bei O. KRÖNERT: *Canonesne poetarum etc. per antiquitatem fuerunt?* Diss. Königsberg 1897. 8 sqq.; M. WELLMANN: *Zur Gesch. der Medizin im Altertum.* Hermes 35 (1900) 367 ff.; K. SUDHOFF: *Ein Bamberger hist.-propädeutisches Fragment.* Arch. f. Gesch. d. Med. 8 (1915) 411 ff. usw.

³ Vgl. L. EDELSTEIN: RE Suppl. VI. «Hippokrates» 1340.

muß». ³ Das heißt, daß «der arabische Galen», *al-Šaiḫh* ⁴ im westeuropäischen Bewußtsein festgewurzelt seinen Ehrenplatz hatte. Desgleichen liest man im Prolog von Chaucer's «*Canterbury Tales*», daß kein Doctor ihn ignorieren darf. ⁵

Zur Veranschaulichung dieses Tatbestandes möchte ich nun auf das (Abb. 1) Titelblatt von Petrus de Montagnana's (Petrus Mantuanus) *subtilissimus tractatus (Logica*, 1483, Hain GW 12854) hinweisen: Der Verfasser sitzt bei seinem Schreibtisch; vor ihm das geöffnete Buch des Caius Plinius («*De naturali*» sc. *historia*, vielleicht das vielgelesene «*Medicina Plinii*»); oben und unten sind die Namen der Größen der Medizin zu lesen: *Aristotile*, *Ipocrate*, *Galieno*, in der Mitte *Avicena*, *Ali Abate*, *Rasis*, *Mesue* und *Aver(roes)*, bzw. «*Conciliator*» (sc. *differentiarum philosophorum et praecipue medicorum*, Pietro d'Abano, XIII. Jh.), «*Isaahc*» (d.h. Isaac Iudaeus, X. Jh.) und *Abesoar* (Avenzoar, XII. Jh.). Vier «klassischen» Autoritäten stehen also *sieben* Araber (und ein Italiener) gegenüber: durch dieses Verhältnis wird das Übergewicht der arabischen Wissenschaft selbst zur Zeit der Hochrenaissance auf eine beredte Weise dokumentiert, wobei man auch die zentrale Stelle nicht vergessen mag, die in diesem kanonartigen Verzeichnis dem Avicenna eingeräumt worden ist. ⁶

Nicht weniger lehrreich ist das mit Kupferstichen von Giacomo Franco überfüllte Titelblatt einer zweisprachigen Hippokrates-Ausgabe, u.zw. derjenigen des Hieronymus Mercurialis aus dem J. 1588. Diese prächtige Juntina erschien zu einer Zeit, als bereits ein halbes Jahrhundert verflossen war, seitdem Paracelsus auf dem Basler Marktplatz Avicennas «Kanon» zusammen mit Galen verbrannt hatte. Mit der Hippokrates-Legende (wie «*Hippocrates imminet pestem avertit*»), die in der Mitte dargestellt wird, befaßten wir uns ⁷ vor einigen Jahren; jetzt machen wir auf diejenigen Partien des Bilderrahmens aufmerksam, wo die Repräsentanten der hippokrateischen Wissenschaft mit souveräner Außerachtlassung der Historizität ausgestattet und gruppiert erscheinen. So sieht man links (der Reihe nach, von oben nach unten): *Crateuas*, *Oribasius*, *Diocles*; *Podalirius* und *Machaon*, Söhne des «untadeligen Arztes Asklepios» (Il. IV 194), bei einer Trepanation; *Galenus* operierend, zusammen mit *Alex(ander Trallianus)*, *Dam(ocrates)* und *Eudemus*; *Nicolaus* (Falcucci) *Flor(entinus)*; *Herophilus*, mit allerhand ärztlichen Requisiten und dem Motto: «*Tuto, cito, iucunde*», dann rechts: *Aetius*, *Mesues* und *Avicenna* bei einem Tisch sitzend; *Ippocrates*, *Galenus* und *Rasis* beim Krankenbett; *Dioscorides* und *Theophrastus* in einem zierlichen Renaissancegarten spazierend; endlich *Mithridates Rex* mit seinen Giften und dem Pharmakologen

⁴ Vgl. T. J. DE BOER: Enzykl. des Islam II 446.

⁵ Vgl. A.-M. GOICHON: The Enc. of Islam III 944; F. KLEIN-FRANKE: Die klass. Antike in der Tradition des Islam, Darmstadt 1980, 17 ff.

⁶ Dazu vgl. man die ähnlich geordneten Bildergalerien der klassischen Autoren (z. B. die Titelblätter der Basler Frobenius-Ausgaben vom Anfang des XVI. Jh.-s), in welchen der Ehrenplatz Salomo dem Weisen zukommt.

⁷ In unserem Versuch: Das Bild der Antike im XVI. Jh. Bp., 1960, 444 ff.

Andromachus. Unten, in der Mitte, halten *Galenus* und *Hippocrates*, bzw. *Avicenna* und *Aetius* ein Band mit der Devise: ἀνθοῦντος ἀνθοῦμεν, bzw. *florente florescimus*. Die antiken Ärzte tragen im allgemeinen — den modisch gekleideten *Crateuas* und *Nicolaus* abgerechnet — einen hohen Hut, die Orientalen — so auch *Avicenna* — einen Turban, inkonsequenter Weise wird aber auch *Rasis* mit «westlichem» Hut und *Hippokrates* (unten) mit einer Art mönchischer Kapuze abgebildet. So sah ein «Ärztekanon» in der Phantasie eines *incisore* aus der Akademie des *Agostino Carracci* in den 80-er Jahren des XVI. Jahrhunderts aus (Abb. 2).

Der treffliche *Carracci*-Schüler hätte uns allerdings den Gefallen erweisen können, aus dieser Ärztegalerie *Erasistratos*, einen der bedeutendsten hellenistischen Mediziner, der vor der Entdeckung des großen Blutkreislaufs den Klappenapparat im Herzen als erster beschrieb,⁸ nicht auszulassen. Sonst wäre auf diesem Blatt, wo *Avicenna* u.a. mit *Galenos* und *Hippokrates* erscheint, außer der oben erwähnten *Hippokrates*-Legende eine noch populärere Geschichte verewigt worden, in deren Varianten die Rolle des weisen Arztes einmal dem Griechen *Erasistratos*, ein anderes Mal *Galenos* oder *Hippokrates*, in den orientalischen Versionen derselben Geschichte aber dem Perser *Avicenna* zugeschrieben wird.

Dabei denken wir an die «zarte Sage» von *Antiochos*, der seine Stiefmutter *Stratonike* (die zweite Gattin des Königs *Seleukos*) heimlich liebte,⁹ eine Geschichte, die alle Welt kennt, — und wäre es nur aus Goethes Anspielungen in «*Wilhelm Meisters Lehrjahre*». (I 17: «...wie der kranke Königssohn sich über die Braut seines Vaters in Liebe verzehrt» usw., oder VIII 10: «Wie heißt der Ziegenbart mit der Krone dort, der sich am Fuße des Bettes um seinen kranken Sohn abhärmt? Wie heißt die Schöne, die hereintritt und in ihren sittsamen Schelmenaugen Gift und Gegengift zugleich führt? Wie heißt der Pfuscher von Arzt, dem erst in diesem Augenblicke ein Licht aufgeht. . .?») ¹⁰ Die Ursache der Krankheit des Jünglings soll nur der berühmte *Erasistratos* erkannt haben: er ließ alle Hofdamen beim Krankenbett erscheinen; so bemerkte er an dem heftigeren Herzschlag des Patienten bei *Stratonikes* Eintritt den Grund des Übels. Auch die Fortsetzung der Geschichte dürfte bekannt sein: dank der Diplomatie des klugen Arztes trat *Seleukos* seinem Sohne die schöne *Stratonike* ab.

⁸ Vgl. P. DIEPGEN: *Geschichte der Med.* I. Berlin 1949. 96 f.; K. H. ABEL: *Die Lehre vom Blutkreislauf im Corpus Hipp.* *Hermes* 86 (1958) 201; FR. KUDLIEN: *Kl. Pauly* II 343.

⁹ Zum Weiteren vgl. E. ROHDE: *Der griech. Roman und seine Vorläufer.* ³ Leipzig 1914. 52 ff.; J. MESK: *Antiochus und Stratonice.* *Rhein. Mus.* 68 (1913) 366 ff.; F. GEYER: *RE* «*Stratonike*» 319 f.; auch ältere Lit. ist verzeichnet bei W. STECHOW: *The Love of Ant. with Faïre Strat.* in *Art. The Art Bulletin* 27 (1945) 221, 2.

¹⁰ «Die Hauptquelle von Goethes *Inspirations*» (d. h. *Andrea Celestis* «*Stratonice*» in der Kasseler Bildergalerie oder diejenige von Jan. Zick in Wiesbaden: s. bei STECHOW, 233 f., bzw. Abb. 4. und 14. Vgl. auch G. GRONAU: *Das Bild vom kranken Königssohn im «Wilhelm Meister».* *Zeitschr. f. bild. Kunst* 26 (1915) 157 ff., zitiert bei STECHOW, 228.

Diese vollständigere Fassung liest man in der Demetrios-Vita (c. 38) des Plutarch, die sich auch sonst als eine Fundgrube der dramatisierenden hellenistischen Erzählungskunst erweist; ¹¹ bei Appian (Syr. 59 ff.) und Lukian (De dea Syria 17); eine abgekürzte Version (ohne die ärztliche Diplomatie) bieten Julian (Misop. p. 447 sqq. H.), Suda s.v. Ἐρασίστρατος, und Valerius Maximus (V 7 ext. 1), wo aber statt des Arztes ein *mathematicus* Leptines genannt wird. Dazu kommt noch das Motiv der klugen Diagnose in den «Aithiopika» des Heliodor (IV 8), wo der Arzt das Liebesleiden der Heldin in ähnlicher Weise erkennt, sowie der Liebesbrief I 13 des Aristainetos, gleichsam eine Parodie auf Heliodor.¹²

«Die Geschichte enthält in sich nichts Unmögliches», schreibt Rohde (52), mit der Bemerkung (52,3), daß Galenos «eine ganz ähnliche Diagnose einer Liebeskrankheit selbst vollbracht zu haben behauptet» (XIV p. 626 sqq. K.) und auch «die Geschichte von der Entdeckung des Liebesleidens durch Erasistratos ausdrücklich für eine ἀληθῆς ἰστορία erklärt» (XVIII p. 18 K.).¹³ Immerhin gibt es zu bedenken, daß der um 310–300 geborene Erasistratos¹⁴ in den 90-er Jahren des III. Jh.-s sicherlich nicht als Hofarzt funktionieren konnte, und daß eine analoge Heilung eines liebeskranken georgischen (hyrkanischen) Prinzen auch von Avicenna erzählt wird.¹⁵ Zu dieser letzteren, etwas überspitzten Geschichte weist Browne (85 f.) auf Avicennas eigene Ausführungen in seinem «Qānūn fi'l-tibb» hin, u.zw. auf das Kapitel über die Liebe, dessen monströser Titel in der alten (Venedig 1544) lateinischen Übersetzung «*De Ilizi*» nichts anderes als arab. *al-'Isq* sein muß. Der Genesung des Antiochos soll eine Episode in der merkwürdigen arabischen Erzählung «Le pouvoir du destin» (Continuation des 1001 nuits, I 163 ff.) am nächsten kommen.¹⁶ Völlig dieselbe Geschichte, nur mit «Bukrat» (d.h. Hippokrates) statt Avicennas oder des Erasistratos findet man im «*Hirad-nāme-yi Iskandari*» (Alexanders Weisheitsbuch) des Persers Nūru'd-Dīn 'Abdu'r-Rahmān Ġāmī (um 1485),¹⁷ sowie in den Doppelversen des «persischen Dante»¹⁸ Ġelaleddin Rūmī.

¹¹ Vgl. z. B. c. 53 und dazu: Dē Thucydide à Tacite. Congr. de l'Ass. G. Bulg. I. Paris 1975. 236 f.

¹² Rohde: a. O. 55, 2.

¹³ Leider geht K. DEICHGRÄBER in seinem überaus gelehrten Vortrag über «Galenos als Erforscher des menschl. Pulses» (SB. DAW Berlin, Kl. f. Spr., Lit. u. Kunst 1956, 3) auf die erasistrateische Diagnose nicht ein, doch vgl. 15, 2; s. auch G. SPANOPOULOS: Erasistratos, der Arzt und Forscher. Abh. z. Gesch. d. Med. u. Naturwiss. H. 32. Berlin 1939.

¹⁴ FR. KUDLIEN: Kl. Pauly II 343: «Arzt um 250 v. Chr.», vgl. M. WELLMANN: RE «Erasistratos» 333 f.

¹⁵ Vgl. D.-D. CARDONNE: Mélanges de litt. or. II. Paris 1770. 153 ff.; Rohde, a. O. 53, 1; E. G. BROWNE: Arabian Medicine. Cambridge 1921. 84 f.

¹⁶ Rohde: a. O. 53, 2; bei SRECHOW (222) nur ein dürftiger Hinweis auf «many oriental tales».

¹⁷ Vgl. J. E. BERTELS: Dschami. M.-L. 1949.

¹⁸ Browne: a. O. 87; s. auch bei H. JOLOWICZ: Der poet. Orient.² Leipzig 1856. 512 ff.; nicht ganz genau bei J. E. BERTELS: Roman ob Aleksandre. M.-L. 1948. 106.

Betreffs der historischen Glaubwürdigkeit fand Rohde für bedenklich, daß die «zarte Sage» auch bei griechischen Schriftstellern auf andere Zeiten und Personen übertragen wurde. Es handelt sich um die unter dem Namen des kaiserzeitlichen Methodikers Soranos überlieferte Biographie des Hippokrates (ap. Westermann, Biogr. p. 450), in welcher dieselbe Begebenheit von *Hippokrates und Perdikkas*, dem Sohne des Makedonenkönigs Alexanders I. erzählt wird,¹⁹ mit dem Unterschied, daß Perdikkas sich erst nach dem Tode seines Vaters in dessen Haremfrau Phila verliebt. (Übrigens hieß auch Stratonikes Mutter Phila.)²⁰ J. Hornyánszky, der diese Einzelheit in seinem Hippokrates-Buch (88 f.) speziell unter die Lupe nahm, machte u.a. auf die chronologischen Schwierigkeiten aufmerksam (bestieg doch Perdikkas II. bereits im J. 454 den makedonischen Thron, als der künftige Arzt noch ein kleines Kind war), und wies dem liebeskranken Jüngling mitsamt dem klugen Arzt einen Platz im Reich der Novellenmotive der «griechischen Romantik» an. Von demselben Gelehrten wurden (87) zwei «törichte» Angaben der Hippokrates-Biographien als unbegründet erwiesen: zum ersten werden die im V. Jahrhundert ganz üblichen Wanderungen eines Arztes als «Flucht» apostrophiert,²¹ und zum zweiten soll Hippokrates das Tempelarchiv in Knidos (oder Kos) aus Eitelkeit in Brand gesteckt haben.²² Beide Motive kehren in der legendenhaften Überlieferung um Avicenna wieder.²³

Es würde zu weit führen, wenn wir den Weg dieser Novelle in der Literatur oder in der Kunst im Wandel der Jahrhunderte verfolgen wollten. Hier nur so viel, daß die Geschichte — allem Anschein nach durch Matteo Bandello's Novelle (II 55) übermittelt — auch in den «Briefen aus der Türkei» von K. Mikes (XVIII. Jh.) zu lesen ist,²⁴ und daß das Thema «Die Liebe des Antiochus und der schönen Stratonice in der Kunst» — und in der Literatur; — durch W. Stechow²⁵ eingehend behandelt wurde, wobei freilich über die eventuelle orientalische Herkunft der Sage kein Wort fällt. Vom weisen Arzt, der aus der *pulsuum perturbatio* die unfehlbare Diagnose stellt^{25a}, ist der kluge

¹⁹ Vgl. L. EDELSTEIN: a. O. 1296 f.

²⁰ J. HORNYÁNSZKY: A görög felvilágosodás tudománya. Hippokrates. Budapest 1910. 440, 66.

²¹ Zur «Flucht» der hellenistischen Ärzte vgl. FR. KUDLIEN: Der griech. Arzt im Zeitalter des Hellenismus. Abh. der Akad. d. Wiss. Mainz, Geistes- u. soz.-wiss. Kl. 1979/6, 73; wie enorm der Radius des «Wanderns» der Ärzte war, s. *ibid.* 29, 73.

²² Vgl. Tzetzes, Chil. VII 944.

²³ Vgl. z. B. BROWNE: a. O. 84, oder bei DIEPGEN: a. O. 183. Fest steht, daß bei der Feuerbrunst, die im J. 192 im römischen Tempel der Pax ausbrach, ein großer Teil von Galens Schriften zu Grunde ging, vgl. J. MEWALDT: RE «Galenos» 581.

²⁴ Vgl. G. KIRÁLY: A törökországi levelek forrásaihoz. EPhK 33 (1909) 337 ff.

²⁵ A. a. O.; vgl. auch A. PIGLER: Barockthemen. II. Budapest 1956. 348 ff.

^{25a} J. WIKARJAK wies in seinem Vortrag (Quo modo antiquorum medicina ab Jos. Struthio Posnaniensi saec. XVI restaurata sit? Trier, Sept. 1981) auf dieselbe Geschichte in den *Sphygmicae artis libri V* des polnischen Arztes Józef Struś hin: *quale experimentum pulsus amoris medicus fecerit in cuiusdam viri nobilis uxore adulteri amore correpti?* Vgl. J. STRUTHIUS: *Sphygmica ars*, ed. J. WIKARJAK (Poznań 1968), p. 256.

Richter, der vor Gericht auf dieselbe Weise verfährt und so den Angeklagten der Mordtat überweist,²⁶ nicht zu trennen, und letzten Endes dürfte auch das mittelalterliche «Bahrgericht» aus verwandten Vorstellungen hergeleitet werden. (Vgl. J. Arany's Ballade: «Tetemrehívás».)

Wie könnte nun die Wiederkehr so auffallend ähnlicher Sagen in *orientalischen* Erzählungen erklärt werden? Ob «der ganze Bericht als eine willkürliche Historisierung einer ursprünglich ganz unhistorischen Novelle»²⁷ aufzufassen ist? «Es könnte diese Geschichte, von Erasistratos auf. . . Avicenna übertragen, eben dadurch im Orient berühmt und beliebt geworden und in mannigfachen Wendungen nachgeahmt, endlich vom Orient aus durch Vermittlung der Gesta Romanorum (40 p. 335 Oesterley) und weiterhin des Boccaccio (Decam. II 8) in den Okzident zurückgekehrt sein.» Rohde glaubte wohl, daß die Geschichte «auf diesem Wege ihren Kreislauf vollendet habe», aber nach der Besprechung derselben, auf Hippokrates und Perdikkas übertragenen Erzählung gestand er ein (54), daß die historische Glaubwürdigkeit jener Geschichte «durch solche Wanderungen und Wandlungen» überhaupt fraglich wird; «es wird mindestens sehr zweifelhaft, ob wir es mit irgendeinem wirklichen Ereignis oder mit einer anmutigen Fiktion zu tun haben, die, ursprünglich rein im Reiche der Phantasie heimisch, . . . durch die geschickte Darstellung eines gewandten Geschichtschreibers gerade in der an Erasistratos und Antiochos geknüpften Form eine besondere Berühmtheit erlangte.»

Ob dabei die Frage der ursprünglichen Provenienz praktisch einen Sinn hat, steht dahin. U. E. sind wir beim Droysen'schen Phänomen «Hellenismus» angelangt. Es handelt sich um die weltgeschichtliche Auseinandersetzung zwischen Ost und West, bei welcher recht selten klipp und klar behauptet werden kann, wer und inwieweit der gebende, bzw. der empfangende Teil war. Sollte die behandelte Geschichte von *Erasistratos* auf *Avicenna* übertragen worden sein, so wird man fragen, warum z.B. bei Ġāmī *Hippokrates* erscheint. Oder ob man sich doch lieber den Orient als den ursprünglich gebenden Teil zu denken hat?

Was innerhalb der persisch-griechischen Wechselbeziehungen die Rolle des Arztes betrifft, so sollte man nicht vergessen, daß der aus knidischer Ärztfamilie stammende und der knidischen Schule zugehörnde Ktesias, der den «Übergang von der historiographischen Problematik eines Herodot oder Thukydides zur publikumswirksamen Sensationsliteratur des Hellenismus»²⁸ repräsentiert, lange Zeit hindurch als Leibarzt am Hofe des Artaxerxes Mnemon lebte und so Gelegenheit genug hatte, die dortigen Sensationen auch

²⁶ So z. B. in P. Bornemisza's Postillen, IV 875.

²⁷ ROHDE: a. O. 53.

²⁸ G. WIRTH: Kl. Pauly III 366.

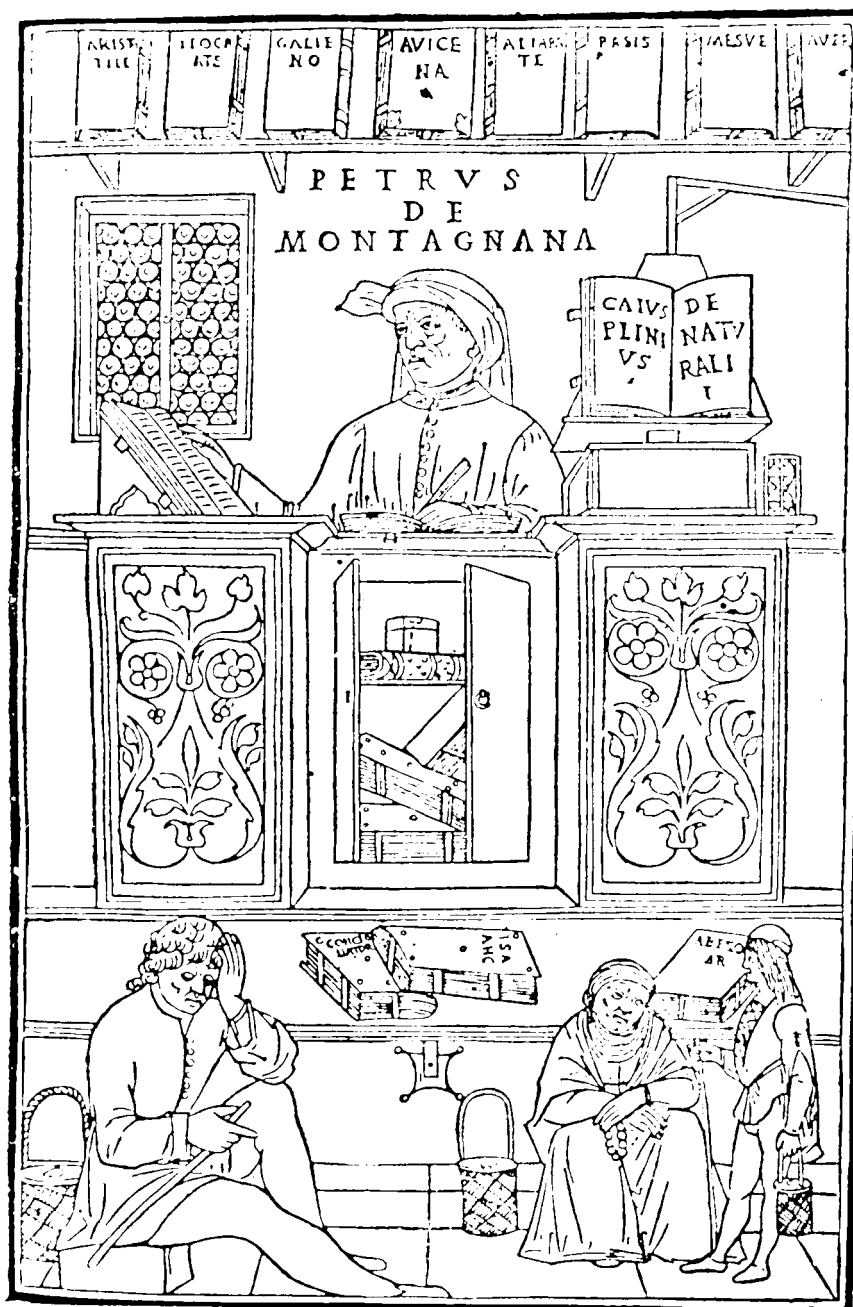


Abb. 1

seines Faches kennen zu lernen.²⁹ So ist es gar nicht so unwahrscheinlich, daß «ein gewandter Geschichtschreiber» in seiner Folge — ob Phylarchos? — einer sinnreichen *orientalischen* Anekdote «gerade in der an Erasistratos und Antiochos geknüpften Form» zu einer besonderen Berühmtheit verhalf. Die Richtung der «Wanderungen und Wandlungen» in *diesem* Sinne hat eigentlich bereits E. Rohde (44 ff.) durch seine weitblickende Interpretation einer anderen «anmutigen Sage», d.h. der Erzählung des Chares von Mytilene über Hystaspes und Zariadres (Athen. XIII c. 35) gezeigt, von welcher der Verfasser versichert, sie sei «in den Geschichtsbüchern» (doch wohl der Perser) aufgeschrieben (ἐν ταῖς ἱστορίαις γέγραπται). «Wer darf... daran zweifeln», schließt Rohde seine Betrachtungen (51), «daß wir in dieser schönen Sage eine sehr alte romantische Dichtung besitzen, die im Orient weit und lange... verbreitet, wie in einem matten Abbild sich in jener phokäisch-massaliotischen Sage» (d.h. in derjenigen vom Phokäer Euxenos, vgl. Aristoteles frg. 503 p. 499 Rose; ähnlich Iust. XLIII 3,8—11) «wiederholt hat?» So dürfte man sich auch die Wanderungen und Wandlungen unserer «zarten Sage» vorstellen, die sich im Westen an das Andenken eines Hippokrates, Erasistratos oder Galenos, im Orient aber — unter anderen — an dasjenige Avicennas, des persischen Galens geheftet hat.

Budapest.

²⁹ Über Demokedes von Kroton als unfreiwilligen Vorgänger des Ktesias am persischen Hof (und Helden eines modernen Romans) vgl. KUDLIEN: a. O. 73 und Kl. Pauly I 1477. Auch des späteren Archiaters Krateros Titel «für das Schlafgemach der Königin zuständig» (OGIS 256, dazu DITTENBERGERS Anm. 7) «weist deutlich auf orientalische, speziell wohl persische Einflüsse am Seleukidenhof»: KUDLIEN a. O. 76.

AVICENNAS «HAYY IBN YAQZAN» UND DANTES «COMMEDIA»

Die große Wirkung, die Avicenna auf das Geistesleben des mittelalterlichen Europa gehabt hat, ist von der philosophiehistorischen Forschung mehr und mehr ins Licht gerückt worden. Sein mystisch gefärbter Intellektualismus, seine Anweisung, durch die Anschauung des Weltganzen Gott näher zu kommen, seine Verschmelzung der neuplatonischen Emanationsvorstellung mit dem ptolemäischen Sphärenmodell, die eigentlich das Werk al-Fārābīs war, mit all dem hatte er zunächst einen durchschlagenden Erfolg im Abendlande, wo durch die seit jeher präsente neuplatonische Tradition ein günstiger Boden für die Rezeption bereitet war. Erst allmählich setzte eine kritische Reaktion ein, als man sich beispielsweise zu fragen begann, ob denn die Sphärenbeweger wirklich mit den Engeln gleichzusetzen seien. Der große Dichter und philosophierende Dilettant Dante Alighieri bildet im Rahmen dieser Auseinandersetzungen eine interessante Erscheinung, weil er von dieser scholastischen Kritik noch gänzlich unberührt ist. Die Danteforschung der Romanisten hat in jüngerer Zeit auf diese Zusammenhänge aufmerksam gemacht. Rudolf Palgen schließt seine Abhandlung «Dante und Avicenna» mit den Worten: «Dante hat, indem er ihn sichtbar werden ließ, dem Kosmos des Philosophen Avicenna zur poetischen Existenz verholfen.»¹ Dem wäre von arabistischer Seite nur hinzuzufügen, daß Dante nicht der erste war, der eine solche dichterische Gestaltung versucht hat, der allererste war kein anderer als Avicenna selbst.

Neben anderen allegorischen Dichtungen, dem «Lied vom Vogel», der Erzählung von «Salāmān und Absāl», hat Avicenna in seinem «Ḥayy ibn Yaqzān» eine merkwürdige und schwer verständliche Darstellung seiner Philosophie gegeben, die gerade in der neueren Forschung besondere Aufmerksamkeit erfahren hat. Grundlegend ist die Untersuchung von Amélie-Marie Goichon «Le récit de Ḥayy ibn Yaqzān commenté par des textes d'Avicenne»,² in der sie gezeigt hat, wie Avicenna bei aller orientalischen Phantastik

¹ Anzeiger der Österr. Akad. d. Wiss., phil.-hist. Kl. 88, 1951, S. 171 f.; vgl. dens., Werden und Wesen der Komödie Dantes. Graz, Wien, Köln 1955. S. 282–289.

² Paris 1959: vgl. E. BEHLER: Avicennas Ḥayy ibn Yaqzān als Ausdruck des mittelalterlichen Platonismus. In: Parusia. Festgabe J. Hirschberger, hg. v. K. FLASCH,

seiner Bildwelt immer wieder den engen Anschluß an die griechische Philosophie gesucht hat, darunter auch an Plato, der ihm durch die ausführlichen Referate des Arztes Galen von Pergamon nahegebracht wurde. Dieser «Ḥayy ibn Yaqzān» weist einige auffallende Übereinstimmungen mit Dantes «Commedia» auf, so die einleitende Schilderung dreier unheimlicher Wesen, die den Erzähler bedrängen, die Begegnung mit dem Jenseitsführer und der Gang durch die jenseitigen Reiche, in denen weitere Parallelen festzustellen sind. Darauf hat schon im Jahre 1938 der sowjetische Iranist E. Ė. Bertel's aufmerksam gemacht,³ aber leider hat man diese Spur nicht weiter verfolgt. Dies wäre gerade für die Danteforschung hilfreich gewesen, denn in ihr ist das Problem der möglichen literarischen Vorbilder der «Commedia» nach wie vor ungelöst. Alle großen Versdichtungen des Mittelalters haben sich in Stadien entwickelt, ihre Stoffe sind von verschiedenen Dichtern immer wieder erneut aufgegriffen worden. Und auch Dantes Jugendsünde, eine Neufassung des «Rosenromans», die unter dem Titel «Il fiore» bekannt ist, schließt sich sehr eng an die Version des Jean de Meung an.⁴ Nur die «Commedia» scheint aus dem Rahmen zu fallen, und die namhaftesten Danteforscher sind der Meinung, daß der ganze Aufriß von Eingangsvision, Höllenwanderung, bergförmigem Purgatorio und dem Aufstieg durch die Himmelssphären allein dem Genius des Dichters entsprungen sei. Hans Rheinfelder kleidet das Erstaunen darüber in die Worte: «Wie ein geheimnisvoller und rätselhafter erratischer Block liegt dieses Werk in der Kultur der Menschheit.»⁵ Dieses Bild aus der Geologie ist gefährlich, denn es provoziert die Frage, wo denn nun das Gebirge liegt, von dem sich dieser erratische Block abgelöst hat.

Angesichts der unbestreitbaren Einflüsse des islamischen Orients auf den Okzident ist man natürlich auch schon auf den Gedanken gekommen, die Vorbilder für Dantes «Commedia» in der arabischen Literatur zu suchen. Aber die Arabisten, die sich dieser Aufgabe unterzogen, haben dabei keine glückliche Hand gehabt. Miguel Asín Palacios suchte mit großer Gelehrsamkeit selbst entfernteste Anklänge in den Mi'rāğ-Legenden, bei Ibn al-'Arabī und sogar in al-Ma'arrī's «Risālat al-ğufrān».⁶ Die beiden letztgenannten haben sonst überhaupt keine Wirkung auf Europa gehabt, und nur für die Mi'rāğ-

Frankfurt/M. 1965. S. 351—375; G. C. ANAWATI: Gnose et philosophie. A propos du Récit de Ḥayy ibn Yaqzān de A.-M. Goichon. In: Études de philosophie musulmane, Paris 1974. S. 291—305.

³ Avicenna i persidskaja literatura. In: Izvestija Akademii Nauk SSR, otdelenie obščestvennyh nauk 1938. S. 80.

⁴ Positiv in der umstrittenen Frage der Echtheit A. BASSERMANN, in: Dante Alighieri. Die Blume (Il Fiore), übers. v. A. B., Heidelberg 1926, S. XI—XXVI, und Fr. SCHNEIDER: Dante. Sein Leben und sein Werk, 5. Aufl. Weimar 1960. S. 196—210.

⁵ Dante Alighieri. In: Die Großen der Weltgeschichte, hg. v. K. FAßMANN, Bd. 3, Zürich 1973. S. 781.

⁶ La escatología musulmana en la Divina Comedia. Seguida de la historia y crítica de una polémica. 3. Aufl. Madrid 1961.

Legende hat Enrico Cerulli lateinische und romanische Übersetzungen nachweisen können.⁷ Aber auch hier hat man von romanistischer Seite zu Recht eingewendet, daß Mohammed für Dante doch nur ein Gegenstand des Abscheus war und ihm von da her kaum in den Sinn gekommen sein dürfte, dessen Himmelsreise durch ein würdiges christliches Gegenstück zu überbieten. Man hätte lieber dort suchen sollen, wo Dante im höchsten Maße aufnahmebereit war, nämlich auf dem Gebiet der Philosophie. Und der «Hayy ibn Yaqzân» liegt schon seit 1889 in der Edition M. A. F. Mehrens vor.⁸

Eine lateinische Übersetzung scheint es zwar nie gegeben zu haben, aber es läßt sich eine hebräische Bearbeitung heranziehen, die nicht nur in sprachlicher und geographischer Hinsicht eine Brücke bildet, sondern sich auch durch tiefgreifende inhaltliche Änderungen der Dichtung Dantes noch mehr annähert. Der hebräische Titel lautet «Chaj ben Mekitz», also wie der arabische «Der Lebendige, der Sohn des Wachenden».⁹ Der Autor ist Abraham ibn Esra (1089–1164) aus dem maurischen Córdoba, der sich etwa zweihundert Jahre vor Dante in Italien aufhielt. Seine Autorität in der europäischen Judenschaft charakterisiert Wilhelm Bacher in treffender Weise so: «Er war ein Prophet der arabisch-jüdischen Wissenschaft bei den des Arabischen unkundigen Juden Frankreichs, Italiens und Englands, die seine in der heiligen Sprache verfaßten Schriften wie Offenbarungen begrüßten.»¹⁰

Im ersten Gesang des Inferno begegnet Dante nacheinander drei Tieren, ehe er mit seinem Führer Vergil ins Gespräch kommt. Sie beunruhigen ihn und flößen ihm Angst ein, tun ihm aber nichts zuleide, und die Erklärer sind sich darin einig, daß es sich um Allegorien für bestimmte Laster handeln müsse, die dem Erzähler in der eigenen Seele zu schaffen machen. Das erste Tier ist eine lonza, worunter man einen weiblichen Panther zu verstehen hat. Die meisten Kommentatoren nehmen sie als Symbol der lussuria, der Wollust. Das zweite Tier ist ein Löwe, der angeblich den Stolz verkörpern soll. Nur bei

⁷ Il «Libro della Scala» e la questione delle fonti arabo-spagnole della Divina Commedia (Studi e Testi 150). Città del Vaticano 1949; ders., Nuove ricerche sul Libro della Scala e la conoscenza dell'Islam in Occidente (Studi e Testi 271). Città del Vaticano 1972, dazu Rez. v. G. STROHMAIER, in: Deutsches Dante-Jahrbuch 55/56, 1980/81, S. 337–340.

⁸ Traités mystiques d'Abou Ali al-Hosain b. Abdallah b. Sinâ ou d'Avicenne, 1er fasc.: L'Allégorie mystique de Hay ben Yaqzân, Leiden 1889.

⁹ Textausgaben: Abraham ibn Esra, Reime und Gedichte, hg. u. übers. v. D. ROSIN. In: Jahresbericht des jüd.-theol. Seminars «Fraenckelscher Stiftung» 1–4, Breslau 1885–1891/94 (mir nicht zugänglich); Diwân des Abraham Ibn Esra mit seiner Allegorie Hai ben Mekiz, hg. v. J. EGGERS, Berlin 1886. S. 139–144. — Übersetzung bei H. GREIVE: Studien zum jüdischen Neuplatonismus. Die Religionsphilosophie des Abraham ibn Esra. Berlin, New York 1973. S. 149–175. — Zum Vergleich mit dem «Hayy ibn Yaqzân» vgl. G. M. GLUSKINA: «Chaj ben Mekic» Ibn Ezry i «Chajj ibn Jakzân» Ibn Siny. In: Vostokovedenie 1, 1974 (= Učenyje zapiski Leningradskogo . . . universiteta 374, serija vostokovedčeskich nauk, vyp. 17), S. 93–106; zum Vergleich mit der «Commedia» G. STROHMAIER: Chaj ben Mekitz — die unbekannte Quelle der Divina Commedia. In: Deutsches Dante-Jahrbuch 55/56, 1980/81, S. 191–207.

¹⁰ Abraham ibn Esra als Grammatiker. In: Jahresbericht der Landes-Rabbinerschule in Budapest für das Schuljahr 1880–81, Budapest 1881. S. 1.

dem dritten, einer Wölfin, hat Dante selber klar gesagt, daß sie die avaricia, die Habgier, darstellen soll. Bei Avicenna und auch bei Abraham ibn Esra befindet sich der Erzähler, der wie bei Dante in der ersten Person redet, auf seinem Gang ins freie Feld in Gesellschaft dreier unheimlicher Freunde. Der erste ist ein Schwätzer, der viel lügt, der zweite gerät leicht in Zorn, der dritte ist habgierig wie die Wölfin bei Dante. Den zweiten Freund vergleicht Avicenna und ihm folgend auch Abraham ibn Esra mit einem Löwen, Dante hat daraus einen leibhaftigen Löwen gemacht. Diese beiden letztgenannten Wesen sind in klarer Anlehnung an die platonische Psychologie konzipiert, sie verkörpern den mittleren «mutartigen» Seelenteil ($\tau\omicron$ θυμοειδής) und den unteren «begehrenden» Teil ($\tau\omicron$ ἐπιθυμητικόν) mit ihren spezifischen Lastern, nämlich dem Zorn und der Habgier.¹¹ Bei dem ersten Freund aber, der zum Lügen neigt, hat Avicenna die platonische Trichotomie auf eine originelle Weise weiterentwickelt, indem er den obersten «vernünftigen» Seelenteil ($\tau\omicron$ λογικόν) noch einmal aufspaltet in das Ich des Erzählers und die Einbildungskraft, die sich so leicht täuschen läßt. In der «Risāla fī'l-ʿiṣq» hat sie Avicenna als Sklaven des vernünftigen Seelenteiles bezeichnet.¹² Einen passenden Tiervergleich aber boten weder Plato noch Galen noch Avicenna noch Abraham ibn Esra. Dante fand ihn in der europäischen Tierfabel. Hier galt die Tigerin als Symbol für die getäuschte Einbildungskraft, denn wenn die Jäger ihr die Jungen entführt haben, legen sie ihr Spiegel oder Glaskugeln in den Weg, in denen sie statt ihres eigenen Bildes ihre Jungen zu erblicken meint und die Räuber entkommen läßt.¹³ Die lonza Dantes ist sicher eine Reminiszenz an dieselbe Geschichte, denn die Unterscheidung der verschiedenen exotischen Großkatzen konnte im mittelalterlichen Europa noch nicht sehr exakt sein.

Schon diese Übereinstimmung in der jeweiligen Eingangsvision ist derart, daß sie schwerlich auf einem Zufall beruhen kann. Folgt aber daraus, daß Dante von dem hebräischen «Chaj ben Mekitz» eine irgendwie geartete Kenntnis haben konnte? Hermann Greive hat in seinen «Studien zum jüdischen Neuplatonismus» den «Chaj ben Mekitz» zur Deutung der drei Tiere bei Dante herangezogen und ist dabei im wesentlichen zu den gleichen Ergebnissen gelangt.¹⁴ Nur leitet er daraus nicht eine literarische Abhängigkeit Dantes von dem älteren Werk ab, sondern möchte die Begründung für die Übereinstimmung in dem allgemeinen Hintergrund der zeitgenössischen philosophischen

¹¹ G. STROHMAIER: Platonische Psychologie in allegorischer Verkleidung von Avicenna bis Dante. In: Wissenschaftliche Beiträge der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg 1980/17 (1 12), S. 51–61.

¹² Hg. v. MEHREN (s. o. Anm. 8), fasc. 3, Leiden 1894. S. 12 (abgedruckt bei S. B. SEREBJAKOV: Traktat Ibn Siny (Avicenny) o ljubvi, Tbilisi 1976. Übers. S. 56).

¹³ N. SAPEGNO: Poeti minori del trecento. Milano, Napoli 1952. S. 754; Steier, Art. Tiger. In: Pauly-Wissowa, Real-Encyclopädie der classischen Altertumswissenschaft, 2. Reihe, Bd. 6, Stuttgart 1936. Sp. 951.

¹⁴ S. o. Anm. 9, S. 129–149.

Bildung sehen. Wenn dem wirklich so wäre, bliebe eine wichtige Frage unbeantwortet. Denn wie will man dann erklären, warum die ältesten Dante-kommentatoren, die z.T. noch Zeitgenossen des Dichters waren, in der Deutung der drei Tiere so hilflos sind. Sie denken an Wollust, Stolz und Habgier, nur Jacopo della Lana, der seinen Kommentar zwischen 1323 und 1328 schrieb, identifiziert die lonza mit der vanagloria, der Ruhmsucht.¹⁵ Und auch nach Greives Meinung sind diese Deutungen trotz ihres ehrwürdigen Alters falsch. Ihren Autoren fehlte eben eine literarische Bildung, die nicht jedem ohne weiteres zugänglich war. Dante aber hat sie besessen.

Greive verzichtet leider auf einen weitergehenden Vergleich der «Commedia» mit dem «Chaj ben Mekitz», aus dem sich eine Reihe anderer auffälliger Beobachtungen ergeben. Bei Avicenna und Abraham ibn Esra kommt der Erzähler mit einem ehrwürdigen und in ewiger Jugend strahlenden Greis ins Gespräch. Er nennt sich Hayy ibn Yaqzān und ist eine Verkörperung des aktiven Intellekts, des untersten der zehn himmlischen Intelligenzen. Richtig abstrahierendes Denken kommt nach Avicennas Auffassung im Menschen eben durch die Einwirkung des aktiven Intellekts zustande,¹⁶ und das belehrende Gespräch mit dem Erzähler ist ein schönes Gleichnis für diese Einwirkung. Dante aber ersetzt diese abstrakte allegorische Gestalt durch konkrete Persönlichkeiten, zunächst durch den allweisen Dichter Vergil, der schon in der mittelalterlichen Vergilsage zu einem Bewohner der Unterwelt geworden war, und dann durch seine frühverstorbene Jugendliebe Beatrice, die durch ihr großes kosmologisches Wissen schon manche Erklärer zu dem Schluß verleitet hat, daß sie gar nicht die Patriziersfrau Bice Portinari sei, von der Boccaccio schreibt, sondern ein abstraktes himmlisches Wesen. Der Italiener Francesco Perez hat 1865 die kühne These aufgestellt, daß Beatrice den abstrakten aktiven Intellekt verkörpern solle.¹⁷ Das wurde natürlich nicht ernstgenommen, aber im nachhinein läßt sich sagen, daß Perez damit die Wahrheit nur um Haaresbreite verfehlt hat, die darin besteht, daß Beatrice eine irdische Persönlichkeit war wie Vergil, aber an die Stelle des aktiven Intellekts der Vorlage gesetzt wurde.

Die anderen Übereinstimmungen zwischen dem «Chaj ben Mekitz» und der «Commedia», die ich an anderer Stelle ausführlicher dargestellt habe,¹⁸ sollen hier nur kurz angedeutet werden. Ehe die Schilderung der jenseitigen Reiche anhebt, redet Chaj über die drei falschen Freunde und wie sie zu bekämpfen seien. Dantes Vergil verbreitet sich nur über die Wölfin, dafür um so

¹⁵ Ebenda, S. 138.

¹⁶ H. A. DAVIDSON: Alfarabi and Avicenna on the active intellect. In: Viator 3, 1972. bes. S. 161—168.

¹⁷ La Beatrice svelata. Palermo 1865; zu den «häretischen» Zügen im Bild Beatrices vgl. I. BÉLZA: Beatrice. Nekotorye problemy sovremennoj dantologii. In: Dantovskie čtenija — Letture Dantesche 1973. S. 197—216.

¹⁸ S. o. Anm. 9.

ausführlicher. Eine auffällige Parallele bietet auch das Motiv des Bades in einer heilsamen Quelle, in die der Erzähler von seinem Führer Chaj ben Mekitz hineingetaucht wird und von der er auch trinken muß. Bei Avicenna bedeutete dies die Schulung in der Logik, aber Dante hat daraus unter Beibehaltung der äußeren Züge ein Bad in den Paradiesesflüssen Lethe und Eunoe gemacht.¹⁹ Die Schilderung der jenseitigen Reiche erscheint bei Avicenna ziemlich konfus und schwer verständlich. Sie beginnt mit einem Westreich, in dem die irdische Materie durch ein schlammiges Meer und eine unfruchtbare Salzwüste symbolisiert wird, während die himmlische Materie als dauerhafter Wohnsitz der Intelligenzen figuriert. Ein Ostreich, durch das der Weg schließlich zu Gott führt, ist als die innere Welt der Seele zu verstehen. Das Bild des Satans taucht auf, das in der allegorischen Koranexegese der Ismailiten wohl schon vor Avicenna ein Symbol für die irregeleitete Einbildungskraft war.²⁰ Aber an diesen Bereich schließt sich die Welt der Engel an, die den Geist schließlich zur Erkenntnis Gottes zu führen vermögen. Das alles ist im höchsten Maße unklar und verworren, und man versteht, warum Abraham ibn Esra sich hier veranlaßt sah, ganze Komplexe umzustellen und damit Avicennas Einteilung in ein Ost- und ein Westreich aufzuheben. Er nimmt das Bild des Satans in den ersten Bezirk herüber, in der die wüste Welt der irdischen Materie geschildert wird. Dantes Inferno war damit in den allgemeinsten Grundzügen präfiguriert.

Abraham ibn Esra schildert danach wieder in Anlehnung an Avicenna einen Bereich, der unsere sichtbare irdische Welt vorstellen soll. Es herrscht aber auch hier eine philosophische Ordnung, indem die einzelnen Naturreiche streng getrennt vorgestellt werden. Da gibt es die Tierwelt mit ihren verschiedenen Arten, die Gärten, in denen jede Art von Pflanzen zu finden ist, und von da erfolgt ein Aufstieg in ein Gebirge, in denen die kostbaren Mineralien verborgen sind. Hier gleitet die Schilderung hinüber in die poetische Darstellung der vier Elemente Erde, Wasser, Luft und Feuer. Der Weg zu Gott führt dann in einer realistisch geschilderten Himmelsreise durch die Luft und die Feuerzone der aristotelischen Kosmologie hinein in die neun Gestirnsphären. Diesen Komplex hat Abraham ibn Esra aus dem Westreich des «Hayy ibn Yaqzān» übernommen und an das Ende seines Werkes gesetzt. Schon Avicenna hatte in diesem Zusammenhang in die Schilderung der Planetensphären Züge der vulgären Astrologie eingetragen, indem er die Planeten zusammen mit ihren «Kindern» aufzählte, d.h. den Menschengruppen, die ihrer Herrschaft besonders unterstehen. Die Mondkinder sind kleinwüchsig und von schnellen Bewegungen, die Merkurkinder treiben die Wissenschaften und kunstreiche Gewerbe, die Venuskinder lieben Vergnügungen und Luxus,

¹⁹ Purg. XXXI 94—102, XXXIII 127—146, vgl. XXVIII 121—133.

²⁰ S. o. Anm. 11, S. 52.

die Sonnenkinder sind von großer Statur und schön, aber man darf ihnen nicht zu nahe kommen, die Marskinder sind böseartig und mordlustig. Ihr ebenso schlimmer Herrscher sei einmal der Überlieferung zufolge in die schöne Königin der Venussphäre verliebt gewesen. Man wird diese rätselhafte Bemerkung sicher als ein fernes Echo auf den homerischen Gesang über die Liebe von Ares und Aphrodite verstehen dürfen,²¹ Abraham ibn Esra hat sie nicht übernommen. Die Jupiterkinder sind gerecht, fromm und wohlthätig, die Saturnkinder hingegen verschlossen und böseartig, können sich aber auch dem Guten zuneigen. Diese Listen hat Abraham ibn Esra, der ein überzeugter Anhänger der Astrologie war, durch die Hereinnahme verschiedener passender Berufsgruppen erweitert. Dante ist hierin noch einen Schritt weitergegangen, indem er konkrete Personen als selige Geister in seine himmlischen Sphären gesetzt hat.²²

Bei der Idee des turmförmigen Purgatorio hat sich Dante nicht von der natürlich-irdischen Zwischenwelt bei Abraham ibn Esra inspirieren lassen, sondern, wie Rudolf Palgen gezeigt hat, von der Erzählung von den «Sieben weisen Meistern», die ebenfalls orientalischen Ursprungs ist.²³ In einer Episode greift er aber wieder auf den «Chaj ben Mekitz» zurück. Abraham ibn Esra hatte gegenüber Avicenna durch seine Umstellungen einen unmittelbaren Anschluß von der Welt der vier Elemente an die Gestirnsphären gewonnen. Dabei ließ er es sich nicht nehmen, den Durchgang durch die aristotelische Feuerzone zwischen der Luft und dem Mond sehr dramatisch auszumalen. Der Erzähler hat große Angst, aber der Führer redet ihm gut zu, geht selbst voran, und sie kommen hindurch, ohne in der schrecklichen Hitze versengt zu werden. Dante hat die Episode aus dem kosmologischen Zusammenhang gerissen und an die Spitze seines Läuterungsberges unterhalb des Paradieseswaldes versetzt.²⁴ Man hat immer Mühe gehabt, sich die Feuerzone in dieser Position konkret vorzustellen.

Die Fülle der Parallelen und ihre meist identische Abfolge schließen den Gedanken aus, daß beides unabhängig voneinander entstanden sein könnte. Einige schwer verständliche Motive wie die drei Tiere der Eingangsvision, die Gestalt Beatrices, die Feuerzone oberhalb des Purgatorio und überhaupt der

²¹ Odyssee VIII 266—366; vgl. eine ähnliche allegorisch ausgedeutete Reminiszenz bei dem Doxographen aš-Šahrastāni, *Al-milal wa-n-nihāl*, hg. v. 'Abdul'aziz Muḥammed al-Wakil, Kairo 1968. Teil 2, S. 166: «Zu seiner (d. h. Homers) Lehre gehört, daß Bahrām, das ist der Mars (lies mirriḥ), mit der Venus geschlafen hat, und es entstand aus ihnen die Natur dieser Welt. Er sagte: Die Venus ist die Ursache der Vereinigung und des Zusammenschlusses, während Bahrām die Ursache der Trennung und der Verschiedenheit ist. Die Vereinigung steht gegen die Zerteilung, und deswegen ward die Natur gegensätzlich: Sie wird aufgebaut und vermindert, vereinigt und getrennt.»

²² R. PALGEN; *Werden und Wesen* . . . (s. o. Anm. 1), S. 213—255; vgl. dens., *Dantes Sterngläubige*, Heidelberg 1940.

²³ *Werden und Wesen* . . . (s. o. Anm. 1), S. 58—89.

²⁴ *Purg.* XXVII 10—57.

ganze Zwittercharakter der Dichtung, die einmal philosophische Allegorie sein will und dann wieder eine volkstümlich-phantastische Jenseitsreise, dies alles erklärt sich zwanglos aus der bewußten Anlehnung an eine literarische Vorlage, die nun wiedergefunden ist. Die Lage ist ungefähr so, als würde man zu Goethes Faust erst jetzt auf die Volksbücher vom Doktor Faustus aufmerksam werden. Der Vergleich mit solchen Vorlagen hat den Wert, daß man die Tendenzhaftigkeit einer Dichtung im Kontext ihrer Zeit besser begreift, wenn man nämlich sieht, wo der Dichter bewußt geändert oder erweitert oder gestrichen hat. Für die Danteforschung vermag ich die Konsequenzen nicht restlos zu überblicken, es mag auch sein, daß in der unübersehbaren Literatur schon hier und da kühne Hypothesen aufgestellt wurden, die nun eine schlichte Bestätigung finden.

Ein Punkt verdient noch eine abschließende Erörterung. Dante war mit Sicherheit des Hebräischen nicht mächtig.²⁵ Die Juden Italiens aber waren zweisprachig, und man braucht sich nur vorzustellen, daß Dante auf seinen Wanderungen des Exils die Bekanntschaft eines gebildeten Juden machte oder in einen gelehrten Zirkel geriet, in dem sich Juden und Christen austauschten, um das sprachliche Problem der Abhängigkeit der «Commedia» vom «Chaj ben Mekitz» als unerheblich anzusehen. Der hebräische Dichter Immanuel ha-Romi, ein Zeitgenosse Dantes, hat unter dem Titel «Tophet waden» ein kleines Gegenstück zur Commedia verfaßt, worin er sich seinerseits einige Züge der Dichtung Dantes zum Vorbild genommen hat.²⁶ Aber in einem Punkt folgt er dem «Chaj ben Mekitz» enger als es Dante getan hat. Er wählt als seinen Jenseitsführer den Propheten Daniel, also auch eine konkrete Persönlichkeit, aber er stattet ihn mit den engelhaft strahlenden Zügen des ewig jungen Greises aus, mit denen sich Avicenna und Abraham ibn Esra den aktiven Intellekt vorgestellt haben. Von einigen Forschern wurde angenommen, daß Dante und Immanuel ha-Romi persönlich befreundet waren. Das müßte neu untersucht werden, aber es könnte natürlich auch irgendein anderer Jude gewesen sein, dem Dante seine Kenntnis des «Chaj ben Mekitz» verdankte. Die entscheidende Rolle der Juden bei der Vermittlung der arabischen Philosophie und Wissenschaft an das mittelalterliche Europa ist damit erneut unterstrichen worden.

Berlin.

²⁵ K. WITTE: Wusste Dante Hebräisch? In: Dante-Forschungen, Bd. 2, Heilbronn 1879. S. 43–47; H. RHEINFELDER: Dante und die hebräische Sprache. In: Dante-Studien. Köln, Wien 1975. S. 215–230.

²⁶ G. STROHMAIER: Aristoteles und sein Gefolge im Inferno des Immanuel ha-Romi. In: Antikerezeption, Antikeverhältnis, Antikebegegnung. Festschrift J. Irmscher, hg. v. J. DUMMER u. M. KUNZE, Stendal 1983, S. 130–141.

MOTHER GODDESS AND CONSORT AS LITERARY MOTIF SEQUENCE IN THE GILGAMESH EPIC

The Gilgamesh Epic (hereafter 'GE') is a composite epic about the exploits of Gilgamesh (hereafter 'G'), king of Uruk ca. 2600 B.C. (see Jacobsen 1939 : 89 ff, 187—90, 1976 : 195, 209 f; Lambert 1960; Sasson 1972 : 261 f w. lit.) and his companion Enkidu ('E'). The oldest extant portions date to the Old Babylonian ('OB') period (1894—1595 B.C.) — indeed the entire text may have existed in Hammurapi's time (1792—50) (Kupper 1960 : 102), — but the most extensive text currently available is an Assyrian redaction from the second half of the second millennium (Landsberger 1960 : 34 dates ca. 1250 B.C.; Matouš 1970 : 93, ca. 1100 B.C.) compiled, according to the colophon of a copy from the library of Ashurbanipal in Nineveh (668—627 B.C.), by Sîn-liqi-unninnî. Of those 12 tablets, only 1, 6, and 10—12 are fairly complete. The rest can be partially reconstructed from the OB version (mostly paralleling tablets 2, 3, and 10 of the Ninevite recension) and the fragmentary Hurrian and Hittite ('Hitt.') translations (on which see Kammenhuber 1967; Laroche 1968 : 82, §XII; 1971, §341), but none of these are identical (cf. Renger 1977 : 32). The translations utilized for this study are those of Heidel (1963) and Speiser and Grayson (1969). Quotes are from the latter unless otherwise specified.

Female and Male in GE

Although females in Mesopotamia could hold property, engage in business, and qualify as witnesses in law courts (Kramer 1963 : 78), they are slighted as much by GE as by any text in western literature :

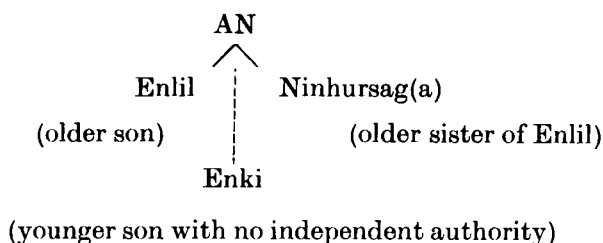
(1) The 'whore-madonna' complex is the chief criterion for classification. The first females encountered are Aruru and Ninsun — both mother figures. Then the antithetical temptress figure — the courtesan — is introduced, followed by the goddess Ishtar, the same figure on a higher plane. Ultimately, a synthesis is suggested by the divine barmaid Siduri who advocates a kind of reformed feminine that is simultaneously wife (subordinated to

the male) and mother, like the wife of Utnapishtim (the last female in the text).

(2) Crosscutting the dialectic is the immortal/mortal dichotomy. Excluding tablet 12 (on the separateness of which see Kramer 1944 : 19–23 ; Shaffer 1963 ; Komoróczy 1975), only immortal females have names ; mortal women are never referred to by name. The only female non-deity (?) named is Silili, the mother of the horse (!) that Ishtar loved (6.53–7).

(3) Not only are mortal women not given names, but the only one who plays any role in the text at all is the courtesan who civilized E. A courtesan is therefore *the* representative of mortal women. Bailey (440, 448 f) claims that the harlot's namelessness emphasizes the use of her as a tool or incomplete person, pointing to a cultural inferiority of women in Mesopotamia. While this is undoubtedly true, it misrepresents the problem that in GE only divinities, monsters, and heroes have names. Since there are no female monsters (unless Silili ?), and goddesses are named, the namelessness of mortal women suggests that they cannot be heroes (heroism is defined by our text as acquiring an everlasting name [4.6.36–9]; cf. Fiore, 185). The strength of this rule is evident from the Utnapishtims. Whether because the flood story was a separate tradition or by analogy to the *immortalized* flood hero, the constellation of characters surrounding Utnapishtim are all named (his father Ubara-Tutu, and even his boatman Puzur-Amurri and the ferryman Urshanabi). These evidently constitute exceptions to the rule for naming, but the obvious exception to this exception involves the only female in the flood story — Mrs. Utnapishtim — who is nowhere called anything but the wife of Utnapishtim, even though she has been immortalized !

(4) Females are systematically divested of power. The dialectic suggests that females are not 'frozen' in their classificatory categories. Indeed, the courtesan is also a mother figure : the deeds mentioned at 7.3.35–40 are like those done by a mother, and she 'begat' the civilized man E. But her status as a mother figure is also overcome. On the way to Uruk he leads, she follows — a clear sign of subordination. Ninsun, G's mother, is a goddess but essentially powerless. She prays and offers incense to Shamash (3.2.8–15 Ass.). She can advise G but not intercede to help him. Even Ishtar's power, except for her *threat* to release the dead (6.96–100), is confined to Circean magic and limited to her lovers. The real power (control of the universe) belongs to the male gods. At no time is Ishtar or any other goddess present at a council of gods, and our text suggests that important decisions affecting the life and death of mortals are decided by the gods in council. This example is especially important, since in the older tradition the council of gods consisted of *An(u)* (sky), *Enlil* (wind), *Ninhursag(a)* (silt), and *Enki* / (Akk.) *Ea* (fresh water) — the powers of the principal cosmic elements (Jacobsen 1976 : 121). The order is significant. It derives from the descent from *An* (ibid. 95–110) :



The major triad was thus An(u), Enlil, Ninhursag(a) (already demoted from earlier supremacy; see below); the younger Enki became a rival of Ninhursag(a) for a place in the cosmic rule. Ninhursag(a) is displaced one notch farther in the Ziusudra where the council of gods consists of Anu-Enlil, Enki, Ninhursag(a). During the flood, Nintu (Ninhursag(a)) cried out like a woman in travail and Inanna (Ishtar) lamented her people. In the flood story of GE, however, Ishtar replaces the Mother Goddess Ninhursag(a) completely, and 'Ishtar cried out like a woman in travail' (11.116) and condemned herself for commanding the flood at the council of gods (!) (11.117–22). Since she does not appear in any council of gods in GE, this contradiction is a relic from the older tradition where Ninhursag(a) (\Rightarrow Ishtar) was present at the (Sumerian) council of gods.

Given that Shamash (= Sum. Utu 'Sun') was a grandson of Enlil (son of his first-born Suen/Sin 'Moon'), his proper order, as newcomer to the council of gods, would be last, which it is: Anu, Enlil, Ea, Shamash. The deity conspicuously missing is Ninhursag(a) (or her replacement Ishtar). The message could not be clearer: Shamash is in, Ishtar is out. Shamash has replaced Ishtar (who has replaced Ninhursag(a) and all other Mother Goddesses; see below) on the council of gods.

The Mother Goddess and Fertility

... the earliest form of Mesopotamian religion was worship of powers of fertility and yield ...

(Jacobsen 1976: 26)

It is generally agreed that in Mesopotamia the generative forces of nature were associated with the earth (Frankfort, 282); cf. ^(d)URASĜ '(goddess) earth' who gives birth to plants and animals, and is the mother of the gods; ^(d)NAMMU '(goddess) water-depth' who gives birth to sky and earth (cf. Komoróczy 1973a: 36).

The general consensus concerning the mother goddess and fertility is summed up by Frankfort (284) as follows: «Throughout the ancient world in Syria, Anatolia, and Greece, Mother Earth was the source of all life. In these countries, as in Mesopotamia, the seasonal decline of nature was represented

by the loss of a child — Adonis, Attis, or Persephone — which the Great Mother suffered. . . The goddess personifies nature's prolific fertility ; in the guise of Tiamat this threatened existence itself, but as the Great Mother it guaranteed recovery from the annual injury which the loss of the child-god symbolized. Sometimes — in Greece and in the Levant — the young god represents the brief spring, a sudden blooming of indescribable loveliness which withers in a few weeks. Adonis and Persephone in particular derive the pathetic features of their character from this aspect of nature. But the Mesopotamians, although they viewed the goddess as the source of life, could not think of birth without conception. Tiamat needed Apsu as her complement ; and the mother-goddess celebrated annually her wedding with the god who was also her son.»

Jacobsen's study of the dying gods of fertility (1970, 1976 : 25—73) arrives at somewhat different conclusions. He distinguishes several cults ; the two most important for our purposes are (e.g. 1976 : 26 f) :

(1) Dumuzi and Inanna (supposedly from Ninanna(k), 'Lady of the date clusters' (36), numen of the communal storehouse of dates, but Gelb (1960) claims that the oldest form is Innin) are married. Later she bitterly laments his death when the heat of summer dries the pastures (he was a shepherd).

(2) Damu, 'the child', represented the rising sap among orchard growers on the lower Euphrates. Instead of a bride, the child Damu has only a mother and sister who enter the netherworld to search for him after his ritual (seasonal) death.

Both of these are old stories (4th mill. B.C.). According to Jacobsen (ibid. 25 f), the story of Dumuzi and his bride Inanna disseminated from sheepherding cities (Uruk, Bad-tibira, Umma, Zabalam) of the central grassland of the EDIN, or steppe. Dumuzi was son of Duttur the ewe, or, among cowherds, of Ninsûna, 'the lady of the wild cows'.

Also in contrast to the usual doctrine that the feminine (pro)creation force was primary, Jacobsen sees the masculine as primary. A text from the reign of Iddin-Dagan of Isin (ed. Reisman 1973) is significant, according to Jacobsen, for its 'shift in emphasis from Dumuzi to Inanna as the source of the sought-for blessing' (1976 : 39). Still another text (ibid. 40 ff) allegedly reverses the roles of Inanna and Dumuzi, making her rather than him the source of the blessings of general fertility and yield. Moreover, she makes the bed and *beckons the king* to it.

The relative dates of the origin of these texts are, of course, unknown, and Jacobsen does not attempt to prove that the 'role reversal' could not have gone the other way, i.e. a shift in emphasis from Inanna to Dumuzi in certain texts. This would seem to be more in line with the traditional account, for which additional evidence will be presented below.

The Descent of Inanna

A curious text (Kramer 1951; cf. Jacobsen 1976: 55–63) features an underworld journey by Inanna herself. She even suffers decay and her return is predicated on Dumuzi's ritual death/sojourn in the underworld. Moreover his semiannual revival in turn depends on the ritual death of his sister Geshtinanna for the other half of the year. Jacobsen (62 f) shows that Dumuzi in this text is connected with beer ('he is the power in grain') and Geshtinanna ('the leafy grapevine') is connected with wine. Thus, he dies when the grain is harvested and the brew stored underground (netherworld motif): 'Grain was harvested in the spring. . . the grape was harvested only in the autumn and was made into wine then' (ibid. 62). Therefore Dumuzi dies in the spring and Geshtinanna in the fall.

The rest is more difficult. Why did Inanna descend to the underworld in the first place? Her own reason is to try to conquer the underworld. Jacobsen tentatively suggests that it is a reflection of late winter when food supplies are at their most critical point: «In the humanizing terms of myth that becomes the death of the storehouse and the power in it to function, Inanna; its subsequent replenishment from the pastures in spring correspondingly becomes a revival of its power. . . Her actual death, the final inability of the storehouse to function as food supply, the myth dramatically symbolizes by the cut of tainted meat into which she is turned in the netherworld. The empty storehouse in late winter holding only a last side of decaying meat was undoubtedly an experience familiar to the ancients.» (ibid. 62 f)

She was revived by Enki, god of fresh waters, in the spring when rains turn the desert into green pastureland. 'Further, the revival implies the death of Dumuzi the shepherd, for the replenishing of the stores is at the expense of the flocks. . .' (ibid. 63).

It is possible that the 'Descent of Inanna' may provide even more information of historical importance. The sequence is striking:

- (1) Inanna goes to the underworld and 'rots'
- (2) Inanna returns *in exchange* for Dumuzi's ritual death

Two points are noteworthy: first, to state the obvious, neither Inanna nor Dumuzi were entirely immortal gods. This evidently recalls an older tradition where Inanna herself could die ritually, parallel to Hades' rape of Kore and her semiannual sojourn in the underworld as his queen Persephone. Second, and less obviously, the exchange of Dumuzi's death for Inanna's life supports the idea of an earlier stage, prior to the introduction of a consort, when the goddess herself (Inanna) died as an explanation of the seasons. The 'standard' tradition of the death of the 'consort' obviously correlates with the Mesopotamian custom of the royal substitute.

These implications go against the scholarly tradition and must be con-

sidered with extreme caution. There are many other possible interpretations of this highly problematical text. For instance, the second half incorporates Ishtar's anger at Dumuzi for his deception and the whole text may be a satire (cf. Alster 1975: 216—23; on satire, see also Cooper 1975). Even if this is the case, it need not contradict this interpretation. Silly as the 'explanation' may be, it is nonetheless an 'explanation' of the death of Dumuzi, and it is explicitly held to be an exchange for Ishtar's life following her death. This ordering is a basic presupposition of the text and is therefore unlikely to have participated in the satirizing, unless the idea for Inanna's death was patterned after that of the consort in later times and the goddess herself was never a dying figure (Wheeler prefers this interpretation, though typological parallels for her rescue-return are reported by Campbell, 207—16). Miller conjectures that Innanna was not originally a dying goddess but became one in the late Palaeolithic period when Mother Goddess figurines became associated with death (Levy, 54—70; cf. below). Other problems remain. On the one hand, it is argued (e.g. Frankfort, above) that creation/birth without conception was alien to Mesopotamian belief. On the other, Jacobsen claims that the main (pro)-creation power in ancient Sumer was the masculine. We have already noted that this claim is at variance with others who argue that the major (pro)-creative force was the feminine. Obviously both of these claims cannot be correct unless one was older than the other. Either there was the 'reversal' noted by Jacobsen whereby the feminine force gained the ascendancy, or the feminine force in nature was at some point subordinated to the masculine. The next section will investigate evidence for the latter.

Nature: Feminine Force \Rightarrow Masculine

The following facts argue for a very old feminine force in nature and subsequent subordination to a masculine force:

(1) Archaeological evidence clearly shows a stage of Mother Goddess (MG) alone (cf. e.g. Levy, 63; James, 239; cf. Graves and Patai, ch. 1 f). In the Palaeolithic period there are only MGs, no male figurines. The females are clearly maternal (large breasts, hips, and abdomen, and clearly delineated genitals). They are symbols of birth and generation (Neumann, 94 ff, pl. 1 f; Levy, pl. 6 f; cf. Friedrich 1978: 10 ff w. lit.). The Neolithic age features several developments:

a) The 'Holy Family' (Mellaart, 102; Neumann, pls. 156, 4, 38). This is dyadic (mother + child, e.g. Demeter-Kore) or triadic (mother + son + relatively developed daughter). The MG is sometimes portrayed giving birth.

b) Phallic images appear (cf. James, 159—61). This is the introduction of the masculine principle.

c) Some female figurines are shown as shapely, indicating a shift from the maternal to the erotic (see Hood, 22, illus. 7; Levy, 58 f).

The Bronze Age of Mesopotamia witnesses gradual disappearance of maternal figurines in favor of clearly erotic Ishtar figurines (Neumann, pls. 10–12, 16, 26, 33, 54, 126). Male deities are now primary and unchildlike.

The composite archaeological evidence suggests the following history :

- a) MG alone
- b) MG + offspring (= spontaneous generation)
- c) MG + male (→ conception)
- d) MG ⇒ erotic (temptress figure)

Recall how the introduction of females (then E & G) in GE preserves this order : (a) Ninsun ; (b) Nunsun + G, Aruru + E ; (c) courtesan + E, Ishtar + lovers (from Tammuz to (potential) G), (d) Ninsun and Aruru give way to Ishtar who herself has replaced the older MG Ninhursag(a) and is the dominant female in the epic.

(2) Some very old myths about primeval man (the Enkidu-type 'wild man') involve spontaneous generation by a female creative force (Aruru) without the aid of a masculine force at all. E is an adaptation of an old Sumerian myth about the first humans who knew nothing of cooked food or clothes but roamed the steppe (EDIN) naked, eating grass like sheep and drinking water from ditches (see Jastrow 1899 : 200, 204, 208 ; Pettinato 1971 : 86 ff ; Komoróczy 1973b : 140 ff w. lit.). The similarities between E and Adam are well known (Jastrow 1899 ; Graves and Patai 1966 : 78–81). It is significant that the patriarchal tradition of Genesis was strong enough to suppress this act of feminine creation (Graves and Patai, ch. 1), while in GE it survives as a curious myth from the past (cf. 'Creation of Man by the Mother Goddess', ANET 99 f). The act — fashioning primeval man from clay — remained as an archaic residue of spontaneous generation in both traditions (Jastrow ; Kramer 1961 : 69), but the act was attributed to the all-masculine 'God' in Genesis (Graves and Patai, ch. 1). Since Aruru's creation stood in flagrant contradiction to the (later) Mesopotamian doctrine of conception, it necessarily reflects the earliest stage of belief. For other examples of spontaneous generation by a female, see Kramer (1961 : 39) ; Frankfort (284).

(3) The heavily paternalistic/patriarchal bias in the bulk of Mesopotamian literature, with a marked increase in the later texts (GE, Enûma Elish, etc.), simply does not square with Jacobsen's claim that a supreme masculine force yielded to an ascending feminine force. One could always allow for some sort of regional aberration, but the composite archaeological and literary picture suggests that the masculine force was gaining the ascendancy (cf. Graves and Patai, ch. 1 f).

(4) The 'Descent of Inanna' is particularly instructive. Since it was she and not Dumuzi who attempted to overcome the netherworld's destructive

force, the suggestion is that she was the stronger life force. Jacobsen is bound to the claim that this is an innovation for an older (masculine) 'dying god', which seems to be at variance with the text itself where the death of the surrogate male consort is explicitly held to be later than the ritual death of the goddess herself. It makes eminently good sense that the stronger forces would have surrogates to die in their place. Since this was true of kings, it follows that the goddess was originally the stronger life force which agrees with her earlier role in spontaneous generation.

(5) The shift from the goddess's death and rebirth as an explanation of the fertility cycle to that of her consort motivates the shift in emphasis from the feminine creative force to the masculine (and from a maternal to an erotic view of the feminine; cf. below).

(6) The GE also 'remembers' a reversal of the feminine powers. The threatening mother/temptress images are suppressable by marriage, reflected most dramatically by the initial leading of E by the courtesan, followed by his leading her — a clear 'reversal' — into the city of Uruk (2.5.7 ff OB). It is also significant that she initially seduced him (see below).

(7) The Freudian overcoming of a powerful mother figure is also depicted vividly in the *Enûma Elish*, an Akkadian creation epic from the Cassite period (\pm 1350 B.C.) (cf. Pritchard 1975 : 1 ; Jacobsen 1976 : 167). Bearing in mind the risk of generalizing from one text tradition to another (especially *Enûma Elish* which because of its underlying storm-battle and its theomachy is of coastal, not Mesopotamian, origin [see Jacobsen 1968 : 107 ff ; Komoróczy 1973a : 31 ff]), the Near Eastern cultural 'koine' of the second millennium B. C. (Schachermeyr 1967) warrants at least a cautious comparison of texts from anywhere in the Near East. The source of life in the *Enûma Elish* is female, primeval chaos, *Ti'âmat* (= Hebr. *tehôm* (e.g. Gen. 1.2) 'the deep' (see Graves and Patai, 31) — a classic womb symbol [see Neumann, 39—54 ; Freud 1900 : 272 f]). The fact that she has a consort *Apsû* is to be expected because of the lateness of the text. But the essential points relevant here are : (1) there is conflict between *Apsû* and the offspring, instigated by *Apsû* ; (2) the mother *Ti'âmat* sides with her children ; (3) the father *Apsû* is slain by *Ea*, reinstating the mother to her former position of power ; (4) the next generation (*Marduk*) rebels against her ; (5) *Ti'âmat* spontaneously (!) gives birth to an army of monsters and chooses a second husband, *Kingu*, to whom *SHE gives the supreme power of the universe*, to command them ; (6) this very powerful and threatening mother figure *Ti'âmat* is eventually overcome and slain by *Marduk*, establishing an unquestioned and unthreatened masculine rule. A more patently Freudian text the world has never seen (for additional discussion of *Ti'âmat*'s 'motherliness' and the parricide theme, see Jacobsen 1976 : 186 ff ; on the slaying of the 'Terrible Devouring Mother' see Neumann, 27 ff et pass. ; for the Oedipus 'complex', Freud 1923 : 19—26).

All of these texts cannot be wrong in remembering a stage when feminine forces predominated, followed by a REVERSAL, and the prevailing of masculine forces, especially since they are corroborated by archaeological evidence. The creation epic and GE are fairly late, but there is no discrepancy if we assume a feminine force subordinated by and to the masculine. There is only discrepancy if we assume, with Jacobsen, an original masculine force, and then have to explain all of the above facts, including the rise of a powerful feminine force in an andrarchal culture, and the ultimate reassertion of male supremacy, as in GE and Enûma Elish. Admittedly, such a complicated history is not impossible, but it is unlikely on grounds of economy, probability, textual reminiscences, and archaeological evidence.

Myth and the Fertility Cycle

The problem with the mythic cycle of fertility is that there are several historical layers of 'explanations'. The first two have been outlined above:

I. The fertility cycle is explained by the death and rebirth of the Mother Goddess herself or her offspring. This is the 'basic' Mother Goddess (MG) pattern, itself an innovation for the stable (undying) MG.

II. The powerful Mother Goddess is deprived of her power of spontaneous generation (both natural and mythical) and provided with a consort. This change would most naturally accompany a more sophisticated conception of impregnation (cf. James, 239). The addition of a consort had the extra advantage of providing a *surrogate* for the dying goddess, reflected culturally in the Mesopotamian custom of the death of the 'royal substitute'. Myth II is the basic Mother Goddess and Consort (MGC₁) pattern.

III. A third layer involves an elaboration of the MGC₁ myth: The Mother Goddess has a consort, but rivals enter the picture and the old consort is slain. By this pattern (MGC₂), the Mother Goddess acquires a new consort with each (fertile) seasonal change. Such an innovation presumably accompanied the shift from a religion featuring resurrection/rebirth to a system that disallows any such return (as in GE, for instance, where the various consorts of Ishtar (= Sum. Inanna) are mentioned and one of the key messages is the finality of death: E will not return [on this important innovation, see Gresseth 1975]; Tab. 12 belongs to the older Shamanistic layer when it was believed that his spirit could return).

MGC₂ is essentially the system operative in GE where the first of Ishtar's lovers ('consorts') enumerated is, significantly, Tammuz (= Sum. Dumuzi), and the last could have been G himself (6.44—79).

From Mother Goddess to Temptress

We can also see in MGC₂ a possible origin of the female as *temptress* and the rejection of that figure (on this literary motif see Campbell, 120—6). The older Mesopotamian/Near Eastern view accredited females with wisdom, intelligence, and understanding, which only later (and in a few traditions, like the Judaic) came to be perceived as threatening. In any event, the older system is basically inconsistent with the female-as-temptress idea. In terms of the dialectic in GE, it is significant that the mother figure is presented before the temptress and that the rejection of Ishtar, which was originally rejection of a powerful mother figure, is presented rather as rejection of a temptress.

The destructive temptress, by this account, follows reasonably from the *fate of the surrogate* (consort), as G more-or-less points out in his diatribe against Ishtar (6.24—78).

As the old consort wanes and new fertility is needed, the Mother Goddess needs a new consort. But as the fate of her consorts becomes part of her reputation, her selection of a new consort degenerates to and becomes reanalyzed as the act of a negative, destructive *temptress* (which therefore has nothing to do with a male homosexual view of women, as Bailey, 450, asserts; even as a maternal figure, the hostility is 'normal' [i.e. nonhomosexual] in the Freudian sense (e.g. Freud 1923 : 22) and in terms of this culture's perception of human consciousness as masculine; see Neumann, 24 ff, 147 ff etc.). The Freudian implications of GE will be amplified by Wheeler elsewhere.

As a negative force, on a par with the all-powerful, consuming mother-figure, the temptress must also be *rejected*.

The idea that the mother figure is/can be simultaneously a temptress is driven home in GE both by the double-edged nature of Ishtar and by the use of a courtesan as the *mother figure* to E. She simultaneously 'seduces' him away from his blissful state of ignorance and teaches him the ways of civilization as a mother would a child. The overlapping of mother figure and temptress follows from the synthesis mentioned earlier. It is interesting that Ishtar and the courtesan are explicitly erotic and implicitly maternal, precisely as Friedrich claims for Aphrodite and Eos (1978 : chs. 2, 4, 7, 9; he also claims that 'Inanna is never maternal' (13) [cf. Jacobsen 1976 : 141], though he concedes (182) that the late Babylonian and Phoenician Ishtars have the erotic/maternal synthesis). For a more complete portrait of the multifaceted Inanna-Ishtar (minus her MG(C) function in GE), see Jacobsen (1976 : 135—43).

Rejection as a Reflex of REVERSAL

To reject all females as mother or temptress figures is obviously counterproductive, and so the dialectic in GE is resolved by the REVERSAL — overthrowing the dominant mother/temptress figure and accepting marriage

on terms of *male dominance*. E is able to temporarily effect this REVERSAL over the courtesan in leading her into the city, but in G's case the marriage proposed by Ishtar is the threatening kind (she would dominate and destroy him in accord with the customary fate of the surrogate/consort), and must be rejected (which G does).

The MGC myth explains why Ishtar has no direct power over G. As a result of his insults we might expect her to turn him into a rat (or something!) on the spot. But Ishtar's powers (e.g. of Circean transformations) are limited by the MGC myth to her lovers. In mythic terms, the consorts of the Mother Goddess undergo her fate as surrogates.

The literary reflex of this myth involves *the cruel fate inflicted on her lovers* by the goddess of lust (temptress). But since in the myth the fate only befalls her consorts, the literary reflex restricts her power to those who are her lovers.

By rejecting Ishtar's marriage proposal, G is precisely insuring himself against her devastating powers. He thus dominates her.

Since protection from a threatening female figure is the whole point of rejecting a dominant mother/temptress, the usual claim that G and/or E must pay for their insults to Ishtar (cf., e.g., Gordon 1962 : 271 ; Sasson, 273 ; Gresseth, 14 w. lit.) is erroneous, and it is significant that Ishtar is not present at the council of gods when the fate of G and E is discussed (nor any other time!), and their alleged sacrilege to Ishtar is not even mentioned among the deeds for which they are liable. Böhl (1953 : 283) appears to be alone in arguing similar lines, but not exact. He claims that G was purged of hubris by rejecting Ishtar. Bailey (456) finds this view 'surely erroneous'. We agree. G is 'saved' by rejecting Ishtar, but hardly purged of hubris which is irrelevant to the charges of Anu and Enlil (see Stefanini 1969 : 43 f).

Mythic Cycles and the Anatomy of a Text

It is well known that mythic cycles give rise to literary motif sequences that may be duplicated in different characters and situations to lengthen a story. To illustrate the point, independent of GE, recall the repeated story-patterns of bk. 1 of the Iliad (Lord 1965 : 188 ff) :

1. Wrath of Chryses :

1. Chryseis is captured and given to Agamemnon
2. Her father Chryses seeks her release offering ransom
3. Agamemnon refuses the offer and sends Chryses away
4. Chryses prays to Apollo who sends a plague of arrows on the Greek camp for 9 days ; Greeks are being devastated on account of wrath (initially Agamemnon's ; more directly, Apollo's)

5. Agamemnon returns the girl to her father

II. Wrath of Agamemnon :

1. Agamemnon's woman-friend-prize is taken away (= I, 5)
2. Agamemnon demands a replacement as his due
3. The embassy refuses and he takes Briseis from Achilles
4. Agamemnon and Achilles quarrel (parallel to the plague)
5. The seizure of Briseis satisfies Agamemnon's anger (parallel to the return of Chryseis which soothed Chryses)

III. Wrath of Achilles :

1. Briseis is taken from Achilles (= II, 5)
2. Achilles demands respect and compensation for his dishonor
3. His pleas are in vain ; he starts to draw his sword, but withdraws from action instead
4. Achilles prays to Thetis who entreats Zeus to help the Trojans defeat the Greeks because of Achilles' wrath (the original 'plague' had battle overtones : arrows for 9 days, parallel to 9 years of war)
5. Agamemnon (ultimately) acknowledges his mistake and sends an embassy to Achilles to offer restitution (including the return of Briseis)

These are all derivative of the basic story of the Iliad, which might be termed the 'Wrath of Menelaus' :

1. Helen goes off with Paris to Troy
2. To avenge his honor, Menelaus pursues Helen, as reflected in the battle between Menelaus and Paris (bk. 3) in which Menelaus claims the victory
3. The Trojans refuse to give up Helen without a fight
4. A 'plague' (the Trojan War, now in 9th year) ensues
5. Troy is (ultimately) destroyed and Menelaus returns home with Helen

The prototype underlying all of these is the old bride-stealing/rescue/return sequence going back to the rape of Persephone. In story patterns —

1. Bride-stealing
2. Dishonor/Request for release
3. Reconciliation refused → wrath → feud
4. (Withdrawal →) devastation
5. Rescue/Return

The story prototype in turn derives from the mythic fertility cycle of nature :

1. Rape of Kore/Persephone
2. Prayers for her return by her mother Demeter
3. Prayers ignored (for a season)
4. During her absence (sojourn in underworld) Demeter causes devastation/disaster (freeze, no crops, barrenness etc.)
5. Kore is returned to Demeter (for part of the year)

The MGC Paradigm and the Structure of GE

Various attempts have been made at analyzing the structure of GE. A partial Levi-Straussian analysis is attempted by Kirk (1970 : 132—52). Blenkinsopp (1975) interprets GE in terms of the 'moves' of Propp's folktale analysis (1968). Bynum (1978 : 193—239) analyzes GE as a variant of the tale of Two Trees. Jacobsen (1976 : 208—19) gives the most canonical literary analysis in terms of sources, themes, and pursuit of story-line (cf. Oppenheim 1964 : 259—63). Another strongly literary thematic analysis is that of Gresseth (1975) who concentrates on innovations in the Akkadian version and thematic parallels in Homer. Gresseth oddly misses the entire surrogate pattern of G and E that Achilles and Patroclus were run thru (see Webster 1956 ; 1964 : 69 f, 74—89, 244 f), paying only lip service (p. 15) to the comparison. None of the thematic or mythic analyses notice that the fertility cycle gave rise to a motif sequence that underlies GE in exactly the same way as the corresponding Greek Persephone cycle gave rise to several story paradigms (Lord's bride-stealing-dishonor-rescue/return ['BDR'] and with-drawal-devastation-return ['WDR']) that underlie the Iliad, Odyssey, and other epics from the Greek and South Slavic oral traditions.

The myth from which the main story pattern of E was dislodged is a modification of MGC₂. From the point of view of GE (and much contemporary and later literature), the temptress function of the Mother Goddess has become primary, and her acquisition of a consort is perceived as SEDUCTION. But since that implies dominance, the REVERSAL had to be(come) part of the motif sequence :

Underlying Mythic Cycle ('Temptress' MGC)

- (1) Seduction of male (~ marriage proposal)
- (2) Male succumbs to dominant female (~ accepts marriage)
- (3) Fertilization of female/'civilization' of 'savage' male
- (4) REVERSAL (male assumes dominant role, e.g. subordinating female to status of dependent wife, or undergoes the fate of the surrogate/consort) [this is only temporary (see below)]
- (5) Crisis
 - (a) Intrusion of rival
 - (b) Combat of rivals
 - (c) Death/disappearance of (old) consort
- (6) Winner becomes (new) consort (and the cycle is repeated)

The literary reflex of this cycle is the following motif sequence :

Derived Motif Sequence (MGC Paradigm)

- (1) Seduction/Consort selection
- (2) Bond formation [or (inverted) rejection]
- (3) Taming
- (4) Reversal (of roles or dominance)
- (5) Crisis
 - (a) Rivalry
 - (b) Combat
 - (c) Death/disappearance
- (6) New/renewed consortship

This paradigm is dislodged from the myth and has a 'life' of its own. That is, the 'slots' in the paradigm may be occupied by elements that have no intrinsic connection with the underlying mythic cycle, e.g. the seduction slot need not involve a male and female, the death need not be a consort, etc. What is important is that the expected events occur in the order prescribed by the paradigm unless a reordering can be motivated.

Application of the MGC Paradigm

Following are the examples (duplications) of the MGC motif sequence in GE that we have so far identified:

I. *E and the courtesan*

- (1) Courtesan seduces E
- (2) E succumbs
- (3) 'Civilization' of E
- (4) E takes the 'lead'
- (5) (a) G intrudes (he takes all other brides and could take E's too ; in our version of the text the intrusion is present but the scene reinterpreted as E's revulsion over G's orgies [other suggestions in Bailey, 413])
- (b) Combat of G and E
- (c) Disappearance of courtesan (temporarily)
- (6) G becomes the consort of E (see below)

There has been a lot of speculation surrounding the nature of the rivalry between G and E, e. g. G is associated with the sun, E the moon (see Albright, 320 n. 28 ; Bailey, 442 f). How this squares with the specific references to E as one of the *stars* of the heavens (1.5.27 f, 41 f, etc.) is not entirely clear. In any event, sun and stars or sun and moon explains rather their pairing ('alter ego' complementarity) than their rivalry which is really explained only by the inner logic of the MGC complex where a combat of rivals is required.

At points (5-c) and (6) a surprise shift is introduced. We expect the death/disappearance of the old consort, but it is the courtesan who disappears (temporarily). It would be easy to argue simply that the paradigm requires only a death or disappearance, not necessarily of a consort. This is true, but a more satisfying explanation is available. Recall the ambiguous status of E. He is a wild man frequently compared to a woman, which Ninsun essentially interprets as symbolic of the humanizing, faithful, moral qualities traditionally associated with women. His hair is compared to woman's (1.2.36). In G's first dream a star fell from heaven (2.2.7 OB ; 1.5.28 Ass.) to which G was drawn 'as though to a woman' (1.5.36 Ass.) and Ninsun identified this as E (1.5.47, 1.6.4 Ass ; 2.1.15—20 OB). In G's second dream he loved and was drawn to an ax 'as though to a woman' (2.2.33 ff OB, 1.6.14 Ass.), and Ninsun interpreted this as E (1.6.18 ff Ass.), underscoring his role as woman-substitute. In light of E's 'feminine' qualities and his function as a surrogate woman to G, the shift at (5-c) and (6) makes perfectly good sense. E becomes the (surrogate) temptress causing the disappearance of the courtesan (as consort !) at (5-c) and since (6) calls for a new consort, the bill is filled by G.

There is no doubt concerning E's 'womanly' qualities or the bond of love and friendship between G and E (cf. 2.2.22 OB ; 3.1.19 f OB ; 3.1.19 Ass. ; 7.1.19—22 Hitt ; 10.2.2, 7 OB ; etc.). After E's death, G 'veiled (his) friend like a bride' (8.2.17 Ass.), reminding us simultaneously of the emotional bond between G and E, and of the female companionship which G rejected (in real life and symbolically in his rejection of Ishtar). The relationship has been interpreted as homosexual (Jacobsen 1930 : 62—74 ; Bailey, 446 ff), but the surface story involves only friendship. The sexual imagery has intruded from the underlying motif sequence which requires a relationship on a par with the (heterosexual) temptress and consort. Since the characters filling the roles are G and E, it is easy to understand why the relationship would be interpreted as homosexual. That is all a male friendship equivalent to the underlying heterosexual relationship could possibly be. It is to Jacobsen's credit to have recognized the sexual nature of the relationship in spite of the superficial naive simplicity of the brotherhood friendship (6.156, 7.1.3 Hitt. [Stefanini : [ŠE]-Š-ni-mi 'my friend'], 7.3.40 f), on which see Bailey (448 f w. lit.).

Interlocking with I-(6), the sequence begins again with G and E :

II. *G and E*

- (1) E 'seduces' G (= I—6) (note the challenge to the wrestling match whose sexual overtones are well-known)
- (2) G and E form a bond (which, in view of the low valuation of friendship in Mesopotamia [Bailey, 443 f], is easily explicable only in terms of MGC 'union')
- (3) G is tamed ('civilized') by E (displaced over the remainder of the story ; E was created to temper G's exploitive character !)

- (4) REVERSAL : E becomes the consort and G adopts the feminine role (see below)
- (5) Crisis
 - (a) Huwawa intrudes (he is a classic consort figure, even guarding the cedar mountain, the 'throne seat of Irnini' [= Ishtar] – 5.1.6 Ass.)
 - (b) Combat rivalry between the consort E and G's potential consort Huwawa : E insists that Huwawa be killed and not 'serve' G ; he cannot tolerate a rival (cf. Bailey, 446).
 - (c) Death of the (new !) rival Huwawa (on this switch to delay the death of E as long as possible, see below) ; that E killed Huwawa is confirmed by a new OB fragment (5.C rev. = ANET suppl. 504) (cf. Sasson, 273).
- (6) Consort status of E reaffirmed (but only temporarily)

A number of items in this sequence require discussion, especially the REVERSAL (4), by which E becomes the consort (male role) and G acquires the female role. Most commentators agree that a role reversal occurs and that E adopts G's aggressive, arrogant, violent character (witness his treatment of Huwawa, the Bull, and hurling the thigh at Ishtar), while the feminine characteristics of E are imparted to G (esp. after E's death). The nature of this role reversal is not unanimously conceded, e.g. Kirk (1970 : 148) concentrates on the more animal nature of G ; Sasson (271, 273) on his gentler spirit. Bailey (452 f) disagrees. He argues that G remains equally violent, slaying all kinds of beasts on his journey (the antithesis of the early E) and ends up in the city (the opposite of the wild that generated E). On the literal plane he is obviously right, but he has gone too far in denying a role reversal that everyone intuitively feels is present, and misses the point that E was created precisely to minimize G's exploitation (which he does). The reason for the differences of opinion is that no one has heretofore suspected that the role reversal is less a matter of superficial resemblances than of underlying basic nature. The MGC paradigm requires a reversal in dominance, and this is effected by exchange of the Mother Goddess-consort roles. The two activities that best describe G through the second half of the epic are *mourning* and *search*. These are roles of the *Mother Goddess*, and the pattern is initiated by a fitting simile of G 'crying bitterly like a wailing woman' (8.2.3 Ass.). G has become the 'mourning goddess' and suffers her bereavement at the loss of her consort. To show to what extent E has become Dumuzi-Tammuz and G Inanna-Ishtar, the prototype of this episode is 'Dumuzi's Dream' (on which see Alster 1972 ; cf. Jacobsen 1976 : 48 f) which relates a dream of Dumuzi foreboding his death and giving a lucid picture of what was soon to follow (cf. E's dream in GE 7). He tries desperately to escape, but in vain. He dies, and in another text (Jacobsen 1976 : 49 ff), Inanna laments him. The choice of E as consort to the courtesan

(= Inanna-Ishtar) and G — is surely reminiscent of the story in which Inanna prefers the farmer (-god) *Enkidu* over Dumuzi (Kramer 1961 : 101 ff) — clearly ironic in light of the enmity between E and the hunter in GE (see Jastrow 1899). Remember, too, that in GE Ninsun *adopts* E (3.4.18 Ass. Heidel), which is significant in light of the older myths where Ninsûna was *Dumuzi's mother*. Additional evidence that G has become Inanna-Ishtar involves his associations with the lion (on the lion symbols of Inanna-Ishtar, see Jacobsen 1976 : 136) : the epithet 'perfect in strength' is shared only by G (1.4.38, 45) and the lion (6.51) ; he wears a lion skin (7.3.48, 8.3.7) precisely when he is 'mourning' and 'searching' ; he is threatened by (other) lions, fears them (9.1.9), and slays them (9.1.17 f (?) and a Hittite fragment [Stefanini, 46]), just as Ishtar dug 'seven pits and seven' for the lion (6.52) ; cf. (?) the relationship between E and the hunter. Since the Mother Goddess suffers as both mother and bride (Frankfort, 283), G's weeping over E's corpse 'like a lioness deprived of [her] whelps' (8.2.19) is precisely parallel to the Inanna-Damu (~ Dumuzi) cult, and the veiling of E 'like a bride' (8.2.17 Ass.) also has an especially ironical symbolic meaning (on the use of irony in GE, see Sasson 1972, esp. 266—74 ; the irony here is that G is the 'bride').

The fact that G and E exchange places — G as female figure, E as consort — also explains, in terms of underlying structural patterns, the death of E. The MGC paradigm requires the death of the consort. By the REVERSAL, E became G's consort and, having also been the prostitute's consort, his ultimate death is doubly motivated structurally.

The REVERSAL, of course, affected G only in his relationship to E. G is still a male and a potential consort to a female, like Ishtar — the next major episode in the story. Instead of the expected third duplication of the MGC paradigm, G's rejection of Ishtar prompts an INVERSION of the paradigm (all of the points are present but in negative form, except for the initial proposal, of course, without which the rejection would have no meaning) :

III. *G and Ishtar (Inverted Theme)*

- (1) Seduction : Ishtar proposes marriage
- (2) Inverted Acceptance = Rejection (anticipation of REVERSAL (4) in its most primitive form)
- (3) Failure of taming = G's unusually brutal treatment of her
 { Failure of fertilization = Ishtar's threats of famine (6.103 ff)
- (4) REVERSAL (displaced to (2), permitting the inversion)
- (5) Crisis
 - (a) Intrusion of consort rival (the Bull of Heaven = Ishtar's representative, not, as Frankfort (126 f) and Sandars (34) suggest, the personification of the drought (!) and punishment for G's rejection)
 - (b) Combat

- (c) Death of the consort — inverted: the new rival (the Bull) is killed, but the inversion is only temporary since the old consort (E) must ultimately die
- (6) New Consort (temporarily denied: G is ALONE thru the second half of the epic)

We expect the new consort to be G, since the Bull which should have fulfilled that bill is also slain, but G is still rejecting Ishtar, and the closed cycle is repeated. The myth requires that Ishtar acquire another consort. If G refuses, it must be someone else, but since that is irrelevant to GE, the sequence is truncated.

The slaying of Huwawa and the Bull raises some interesting questions since the two are linked in the council of gods (7.1 Hitt. [ed. Stefanini 1969]). In Sumerian there were separate tales involving the slaying of Huwawa (Kramer 1944: 14) and G's rejection of Inanna-Ishtar and her sending the bull of heaven (ibid. 15), possibly suggesting that the MGC cycle was a literary motif (sequence) then already, despite great differences between the stories. Especially interesting is that she threatens An (= Anu) with a council of gods. Any connection with a council of gods is expressly denied in our text where underworld connections are substituted (cf. 'Inanna's Descent' above) and Shamash replaces Ninhursag(a)-Ishtar in the council of gods. Moreover, as father and ancestor of all of the gods, An(u) was typically envisioned as a bull. He was the 'Bull of Heaven' (Jacobsen 1976: 95 f). That Shamash replaces Ninhursag(a)-Ishtar and his emissaries G and E slay the 'Bull of Heaven' (= Anu !) is obviously not coincidental in a text that is replacing the Anu-Ishtar cult with a Shamash cult. Whether or not the underlying motivation for the slaying of Huwawa and the Bull was the same in the Sumerian and Akkadian traditions is difficult to determine. In GE, the switch at (5-c) in sequences II and III could only be temporary because the *natural cycle* requires 'new blood' and death of the old. The old consort must die, entirely independently of whatever innovations the author(s) made in the story. The MGC paradigm requires death of the old consort, and consequently, regardless of how it is motivated in the story itself, E must die. The rationalizations offered in the text suggest that the author(s) no longer fully understood the underlying mythic reason, suggesting that the theme is of older (Sumerian) date. It is significant, however, that killing Huwawa and the Bull is specifically mentioned in the council of gods (7.1 Hitt.). Because Huwawa and the Bull died, E must die — a total non-sequitur (especially by Stefanini's translation) except in terms of the underlying MGC cycle where all are consorts and must suffer the death of the consort.

The last of the consorts to die in GE was E who, as mentioned above, was not only G's consort (by the REVERSAL at II-4), but he started his 'civilized' life as *consort to the courtesan*, and that sequence (I above) had an

altered ending by inverting the roles of E and the courtesan. In other words, the initial MGC sequence with E as consort was not completed. It was temporarily *interrupted* by the episodes involving G. The interruption at I-5c established a pattern of interruption in this slot, followed at II-5c and III-5c. Note that this pattern in the same slot provides additional evidence for the validity of our posited paradigm and its duplications. The poet(s) thus delayed E's death as long as possible, but now all of the other (potential) consorts have been slain, and it is time for the major consort of the epic to check out. The natural sequence of events in I would have concluded thus:

I'. *E and the Courtesan (completed)*

- (1) Courtesan seduces E
- (2) E succumbs
- (3) 'Civilization' of E
- (4) E takes the lead
- (5) (a) G intrudes
 - (b) Battle of rivals (G and E)
 - (c) *Death of the old consort = E!*
- (6) G becomes the new consort (denied, or just delayed?)

That the death of E (5-c) is due essentially to his original consort status to the prostitute is evident from his own awareness of that fact in his dying speech (7.3). The speech focuses on the prostitute and he precisely curses her as a *temptress* for 'civilizing' him, maintaining that this led directly to his downfall and death. In terms of the underlying MGC cycle, this is exactly correct. It is also interesting that Shamash intervenes and tells him this is right, the way things should be, and in the end he changes his curse to a blessing (cf. Sasson 1972 : 273 f; Bailey 1976 : 439 f). Note that the prostitute's brief return to discussion was necessary to override her earlier disappearance and resume the conclusion as originally programmed.

The concluding sequence (I') also explains the choice of a prostitute (classic 'temptress' figure) to represent all women and 'civilize' E: she is the *mortal reflex of Ishtar* (the Mother Goddess in GE). As if to underscore that fact, the same two words for 'prostitute' are applied to her that are used of Ishtar's devotees in 6.166 (see Bailey, 439 w. lit.).

The natural sequence was pursued up to (5-c); (6) is never realized in our text where G is specifically rejecting the marriage cycle (symbolized by his rejection of Ishtar) — precisely what Siduri later tells him is folly, which recalls Shamash's words to E and his ultimate blessing of the courtesan for 'civilizing' him. Since the courtesan represents all mortal women, it is possible that the ultimate fulfillment of (6) is implied by G's return to Uruk to accept the responsibilities of kingship. One of those duties was to be(come) the ritual embodiment of Dumuzi-Tammuz, as in the text from the reign of Iddin-Dagan of Isin (Reisman 1973; Jacobsen 1976 : 37 ff), which is to say, the consort of

Inanna-Ishtar (or her mortal reflex). Nevertheless, it is doubtless significant that the implication is not realized since the author(s) of GE apparently sympathize with G's anti-MGC attitude, possibly because the new Shamash cult is being introduced precisely as an alternative to Uruk's Anu-Ishtar cult (cf. Fiore, 169 f; Matouš 1960: 92 f w. lit.). As proof of this, recall that in GE the Mother Goddess (Ninhursag(a) → Ishtar) has been replaced by the late-comer Shamash in the council of gods, and the 'Bull of Heaven' (= Anu!) has been slain by Shamash's representatives G and E (cf. above).

Conclusions and Claims

The Mother Goddess fertility cycles in Mesopotamia have been traced from the beginnings to their ultimate generation of compositional paradigms. This paper makes the following claims:

- (1) There are several layers of Mother Goddess (MG) myths (with or without consort) from Mesopotamia.
- (2) The oldest layer has the MG functioning alone in spontaneous generation.
- (3) The MG's death and rebirth (or that of her offspring) were introduced to explain the seasonal changes (only obscure residues of this layer remain).
- (4) The MG was provided with a consort for conception.
- (5) Provision with a consort enabled his death as a surrogate for her (which correlates with the Mesopotamian custom of the 'death of the royal substitute' and the surrogate motif in literature).
- (6) Death of the consort motivated a switch in focus to the masculine (pro)creative principle as the chief natural force in procreation and as an explanation of the seasons (the synchronic state of affairs in most early Mesopotamian literature).
- (7) Changes in religion (denial of resurrection) entailed a new consort replacing the old with each fertile season.
- (8) Because of the fate of each consort the MG deteriorated to a destructive temptress that had to be rejected (the 'rejection of Ishtar' motif).
- (9) The apparent anomaly that Ishtar who functions as MG is nowhere a 'maternal' figure (cf. Jacobsen 1976: 141; Friedrich 1978: 13) is explained by the revised 'Temptress' MGC myth that transforms the MG into an erotic synthesis (hence the replacement of Ninhursag(a) etc. by Ishtar).
- (10) A literary motif sequence evolved from this mythic cycle which incorporated the rejection(reversal)overcoming of the feminine powers by the masculine.

- (11) This MGC paradigm was used by the author(s) of GE to enlarge the text by running different characters thru the sequence.
- (12) The motif sequence (MGC paradigm) is independent of the message to the extent that even though a dominant strain in the text is anti-Ishtar/MGC, the formal sequence could be utilized to express its own denial. The MGC paradigm is therefore solely a medium, not an end in itself; different meanings can be expressed by the same formal paradigm.
- (13) The basic plot is inextricably bound up with the MGC cycle (and its attempted denial). The basic plot is 'growing up', learning to face reality (Jacobsen, e.g. 1976 : 215—19). Gresseth (1975, q.v. for other suggestions) takes the basic message to be the impossibility of immortality (or anything like it) even for kings and heroes. These are not incompatible, for the reality G must grow to accept is precisely his mortal nature. He must replace his unrealistic quest for immortality with immortal achievement—Gresseth's 'heroic realism'.

In terms of the MGC cycle, as king, G must be Ishtar's consort. As Ishtar's consort, he must die. Structurally, then, G's pursuit of immortality is a vain attempt to deny the MGC cycle — vain because (a) in (one) prototype, 'Dumuzi's Dream' (see above), Dumuzi's lengthy attempts to escape death were also vain; (b) Shamash and Siduri have declared that this is the way life is to be; and (c) everyone — the Scorpion people (9.3.8 f), Shamash (10.1.8 OB), Urshanabi (10.3.7 Ass.) Utnapishtim (11.197 f), and Siduri (10.3.1—14 OB) — told G he will not find the life he seeks (cf. Gresseth, 13). The basic plot is therefore implemented by the MGC cycle and its character-representatives.

- (14) The MGC cycle unites the epic in two major ways :
 - (a) By individual parallel episodes. These are essentially paratactic, i.e. non-interdependent to the extent that they could be removed, e.g. the Huwawa episode, Ishtar, the Bull. These are all structurally parallel, actualized by the MGC paradigm.
 - (b) By 'threads' pervading the story. These are transepisodic and based on the MGC cycle but not (it would appear) effected by the MGC paradigm the way the episodes are. Examples are G's 'mourning' and 'search' in the second half, and his general rejection of consort-status (Ishtar episode and throughout) and concomitant pursuit of immortality.

The alert reader will notice that the structure of GE, consisting of basic story lines ('narrative') expanded by digressions of inserted narrative ('episodes'), fits exactly Aristotle's description of the Homeric poems (Poetics 1459a. 30—7), on which see Hainsworth (1970).

- (15) The distinction between form and content permits a more complete understanding of the role reversals. In the MGC cycle both E and G *formally* act as consort and MG in that order, returning to consort status in their final scenes —

consort → MG → consort

— iconic to the structure of the text as a whole with Ishtar in the center 'surrounded' by (actual and potential) consorts :

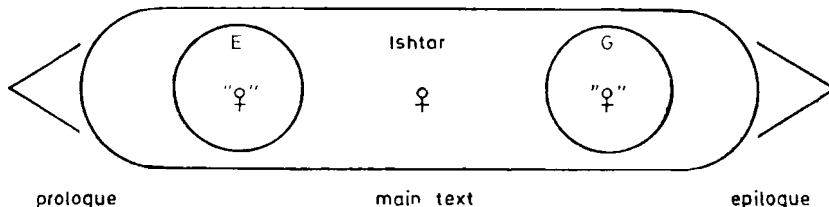


Fig. 1

The feminine is central even in the two main subplots ('halves'), but in all three is rejected. E is surrogate woman in the first half, G serves as MG (deprived of consort) in the second, and the most explicit rejection of the feminine involves Ishtar in the middle. The subplots are repetitions of the larger icon.

Recall also that E's role reversal entailed a parallel reversal in the harlot whose disappearance was predicated entirely on her (reversed) status as consort, but her later return in the MG function determined E's death. All of the role reversals, then, involved sexrole (MG-consort) exchanges :

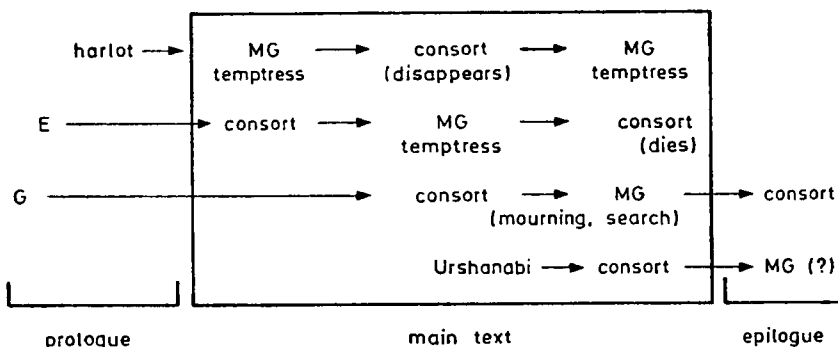


Fig. 2

The GE (main text) closes as it opens, with G acquiring a friend. The repetitions of the MGC paradigm predict that Urshanabi would take E's place, repeating the cycle.

Each of these claims is independent of the others. Refutation of any one will not affect the others. For instance, the third is bound to be among the most controversial, but whether it is accepted or not has no bearing on the other claims, especially the second half which are the targets of this paper. The remainder of the discussion was necessary to demonstrate why the sequence underlying GE is somewhat different from the MGC cycle generally reconstructed (e.g. by Frankfort, above). It is now clear not only what the sources of the epic were, but also how they were put together to form the GE.

Some Remaining Problems and Implications

Formalizing the motif sequence underlying GE has enabled us to notice a number of interesting facts about the development of the MGC cycle as well as the text itself, but the matter of thematic composition in GE raises a number of subsidiary questions. For instance —

- (1) What is the relationship between the structure of the old Sumerian lays and that of GE?

For the question of thematic composition, GE is an especially good case. Unlike the Homeric epics, many of the background sources of the epic are known, as are the primary changes and adaptations of the epic itself (see Kramer 1944; Matouš 1960; Jacobsen 1976: 208–15; Afanasjeva 1974; Komoróczy 1975; Gresseth 1975). Komoróczy (1975: 52–9) argues that primarily one Sumerian source (the first half of 'Gilgameš, Enkidu, and the Netherworld', also called 'Gilgameš and the *halub* Tree') underlies the Akkadian GE. This ingeniously explains both the homogeneity of the composition (although the innate cognitive faculty of *textuality* would have sufficed to produce a coherent text from multiple diverse sources; see, e.g., de Beaugrande and Dressler 1980, § 9.40, etc.) and the insertion of Tabl. XII: the *translator* (ca. 700 B.C.), realizing that 'Tabl. XII' was the *second half* of 'Gilgameš, Enkidu, and the Netherworld' and that GE contained only the first half, added it to 'complete' the text! Moreover, only that Sumerian text features E as the friend (*KU-LI*) of G (like the Akk. *ubru*); in all others he is G's servant (*IR(D)*). The Akkadian poet (sic Komoróczy) left off the long mythological introduction of the Sumerian epic and inserted another. The poet freely borrowed from other Sumerian epics, e.g. 'Gilgameš and Huwawa', and added stories without Sumerian parallel, such as the wanderings of G in the second half of the epic and the major part of the Enkidu story (on which see Dossin 1956). These innovations allegedly connect the Akkadian GE to the development of nomadism at the beginning of the 2nd mill. B.C. (OB, or Isin-Larsa, period). But the wandering need not have that association. Indeed, our analysis suggests that G's wandering is connected rather with the old myths about the wandering and

search of the Mother Goddess, and the Enkidu story is linked both to old spontaneous generation myths and to the Mesopotamian custom of the royal substitute (plus a few other Sumerian Enkidu stories), as noted above. In any event, the Enkidu story is executed by the MGC paradigm while G's wandering is not. This suggests a compositional difference between the two, but the nature of this difference is unclear to us now. If Komoróczy is right that G's wandering is an OB innovation, this could suggest that the MGC paradigm was older than the OB period, but a chronology would have to be worked out for the stages between the Sumerian MGC₁ cycle (as reflected in Tabl. XII, for instance) and the MGC₂ cycle that underlies the Akkadian GE. We prefer to view GE as having undergone a series of progressive expansions and adaptations as the cultural (e.g. theological) assumptions changed rather than being 'created' by one story-stitching poet in the OB period. If that is the case, the parts of GE built on the MGC₂ paradigm could have been relatively fixed by the OB period when a final expansion of G's wandering was added (on the nomadic model) and only loosely tied into the MGC₂ cycle of the epic. It is also possible, of course, that a nomadic journey was superimposed on the old MG wandering and search. The resolution of these problems will have to be reserved for future study. In any event, the journey was embellished to culminate in G's ritual death at the Paradise residence of Utnapishtim. Here the evidence for an OB innovation is manifest. Not only was the Atrahasis epic (on which see Lambert and Millard 1969) an adaptation of two Sumerian compositions — 'Enki and Ninmah' and the Epic of Zi'usudra (cf. Komoróczy 1975 : 46, 56), but the Atrahasis epic was then cleverly adapted to the goals of GE both by truncating the beginning and end to focus on Utnapishtim's acquisition of immortality (see Gresseth 1975), and by changing the flood hero's name to (OB) *Ūta-na'īštim* 'he has found life' — a pun on the text that G will not find the life he seeks (Komoróczy 1975 : 61). What could be more fitting to underscore the message that G will not attain everlasting life than to have him undergo a symbolic death in Paradise where there is no death! The OB period witnessed the pinnacle of creative epics. After that, texts came to be viewed as fixed and creative composition declined. A prize example is the name of the flood hero. The Ninevite editions was *U₄ZI^{bi}(rūqu* 'distant'), i.e. *Ūm-na-pišti(rūqu)*, a translation of Sum. *Zi'usudra* (*Zi-u₄-sud-rá*) 'life for long day(s)' (see Komoróczy 1975 : 61 ff w. lit.), which loses all of the epic genius of the OB invention. It is evident, then, that the MGC paradigm (like other creative compositional techniques) was no later than the OB period, but how much earlier it (or its predecessor) was in use and whether the Sumerian sources were already based on a similar paradigm remain questions for future investigation.

(2) How does the formal structure relate to the composition of GE?

We have shown that the text was enlarged by duplications of the MGC paradigm in different characters. Lord (1965 : ch. 4, pass.) and others (e.g.

Powell 1977) claim that such duplication and mingling of thematic complexes is evidence of oral composition. Story variants (and the general concept of a fluid text) are also evidence of an oral tradition (see Lord 1965), and the GE variants are well known. Forgetting the older Sumerian lays, which themselves are known in different versions presupposing a still older source (Matouš, 91) there are the quite different OB, Assyrian, and Hittite versions, among others (see Kupper 1960). In addition, the internal inconsistencies and contradictions that characterize oral compositions, Homer, and GE could be expected to have been ironed out by a literate author. Generally speaking, the use of prefabricated building blocks such as repetitions and composition by theme (like the MGC cycle and paradigm) are more necessary for improvised oral composition than for written literature. Indeed, the use of compositional paradigms is fundamental to oral narrative (see Jason 1977) which favors memorable plot structures (Mandler and Johnson 1977; cf. de Beaugrande and Colby 1979: 59). The difference between the MGC paradigm, Jason's universal model, and de Beaugrande and Colby's story-telling 'rules' is taken up in detail by Miller and Windelberg 1981. Since these methods underlie GE, it should have been an oral composition, but, we hasten to point out, acceptance or rejection of the orality of GE has no bearing on the theory presented in this paper. The dogma that GE is a written composition (e.g. Oppenheim 1964: 258 f; Komoróczy 1975 w. lit.) is a deeply entrenched *idée fixe*, defended religiously with all the zeal and fervor of the most ardent anti-Parry-Lord fanatics. As in the Homeric tradition, reason and evidence weigh so little against traditional biases and invective that one may inquire what would constitute reasonable evidence. For instance, Alster (1972) built a good case for the oral quality of Dumuzi's Dream, but the arguments are rejected out of hand by Komoróczy (1975: 63 n. 88) who merely asserts that the oral characteristics do not 'necessitate' oral composition! He even denies the evidence of the Sumerian variants (1974: 115 n. 10), but see Afanasjeva (1974). In such a reactionary context it is patently absurd for us to do more than signal the new 'oral characteristics'. 'Proof' is out of the question on either side of the oral/literate fence. Suffice it to say that the position of Komoróczy (for instance) on the development of GE (see above) is not incompatible with oral embellishment of an older Sumerian song by adapting it and parts of other oral songs to a new conception of the goals of the text (pace Afanasjeva 1974, who concludes that the coherence of the Babylonian redaction is evidence of writing). Yet the most that is generally conceded is that GE was *grounded* in a vast oral tradition (Matouš 1960: 91 ff w. it.), or possibly expanded from an oral composition in the manner described by Alster (1976) for other texts (cf. Afanasjeva 1974). The theories become vacuous at this point since there is no way to test them or decide between the alternatives.

University of Florida.

REFERENCES

- AFANASJEVA, V. 1974. Mündlich überlieferte Dichtung ('oral poetry') und schriftliche Literatur in Mesopotamien. *Acta Antiqua Hung.* 22. 121—35.
- ALBRIGHT, William Foxwell. 1920. Gilgamesh and Enkidu, Mesopotamian genii of fecundity. *JAOS* 40.
- ALSTER, Bendt. 1972. Dumuzi's Dream: Aspects of Oral Poetry in Sumerian Myth. Copenhagen: Akademisk Forlag.
- ALSTER, Bendt. 1975. Paradoxical proverbs and satire in Sumerian literature. *JCS* 27. 201—30.
- ALSTER, Bendt. 1976. On the earliest Sumerian literary tradition. *JCS* 28. 109—26.
- ANET (Suppl.): Ancient Near Eastern Texts Relating to the Old Testament² (1955), with Supplementary Texts and Pictures (1969), ed. James B. Pritchard. Princeton: University Press.
- BAILEY, John A. 1976. Male, female and the pursuit of immortality in the Gilgamesh epic. *La Parola del Passato: Rivista di Studi Antichi* 171. 433—57.
- BEAUGRANDE, Robert-Alain de, and Benjamin N. Colby. 1979. Narrative models of action and interaction. *Cog. Sci.* 3. 43—66.
- BEAUGRANDE, Robert-Alain de, and Wolfgang U. Dressler. 1980. Introduction to Text Linguistics. London: Longman.
- BLENKINSHOPP, Joseph. 1975. The search for the prickly plant: structure and function in the Gilgamesh epic. *Soundings* 1975: 200—20.
- BÖHL, Franz Marius Theodor de Liagre. 1953. Das Problem ewigen Lebens im Zyklus und Epos des Gilgamesch. In *Opera Minora*, 234—62, 498—502. Groningen: J. B. Wolters (1953). Reprinted in Oberhuber 1977: 237—75.
- BYNUM, David E. 1978. The Daemon in the Wood: A Study of Oral Narrative Patterns. Cambridge, MA: Harvard.
- CAMPBELL, Joseph. 1949. The Hero with a Thousand Faces. New York: Pantheon. Reprinted often.
- COOPER, Jerrold S. 1975. Structure, humor, and satire in The Poor Man of Nippur. *JCS* 27. 163—74.
- DOSSIN, Georges. 1956. Enkidu dans l'Épopée des Gilgameš. *Bulletin de l'Académie Royale de Belgique* 42. 580—93.
- FIORE, Silvestro. 1965. Voices from the Clay: The Development of Assyro-Babylonian Literature. Norman, OK: University of Oklahoma.
- FRANKFORT, Henri. 1948. Kingship and the Gods: A Study of Ancient Near Eastern Religion as the Integration of Society and Nature. Chicago: University press.
- FREUD, Sigmund. 1900. The Interpretation of Dreams. New York: Random House (1950).
- FREUD, Sigmund. 1923. The Ego and the Id. New York: Norton (1960; Norton Library, 1962).
- FRIEDRICH, Paul. 1978. The Meaning of Aphrodite. Chicago: University press.
- GARELLI, Paul, ed. 1960. Gilgameš et sa légende. Paris: Klincksieck.
- GELB, Ignace J. 1960. The name of the goddess Innin. *JNES* 19. 72—9.
- GORDON, Cyrus H. 1962. Before the Bible: The Common Background of Greek and Hebrew Civilisations. New York: Harper and Row.
- GORDON, Cyrus. 1965. The Common Background of Greek and Hebrew Civilization. New York: Norton (paperback).
- GRAVES, Robert, and Raphael PATAI. 1966. Hebrew Myths: The Book of Genesis. New York: McGraw-Hill.
- GRESSETH, Gerald K. 1975. The Gilgamesh epic and Homer, *CJ* 70. 1—18.
- HAINSWORTH, J. Bryan. 1970. The criticism of an oral Homer. *JHS* 90.90—8.
- HEIDEL, Alexander. 1963. The Gilgamesh Epic and Old Testament Parallels.² Chicago: University press (Phoenix Books). Reprint.
- HOOD, Sinclair. 1967. The Home of the Heroes: The Aegean before the Greeks. New York: McGraw-Hill.
- JACOBSEN, Thorkild. 1930. How did Gilgameš oppress Uruk? *Act. Or.* 8.62—74. Budapest.
- JACOBSEN, Thorkild. 1939. The Sumerian King List. Chicago (Assyriological Studies II) University press.
- JACOBSEN, Thorkild. 1968. The battle between Marduk and Tiamat. *JAOS* 88.104—8.
- JACOBSEN, Thorkild. 1970. Toward the Image of Tammuz and Other Essays on Mesopotamian History and Culture. Cambridge, MA: Harvard University.

- JACOBSEN, Thorkild. 1976. *The Treasures of Darkness: A History of Mesopotamian Religion*. New Haven: Yale University.
- JAMES, Edwin Oliver. 1962. *Prehistoric Religion: A Study in Prehistoric Archaeology*. New York: Barnes and Noble. Paperback reprint (original 1957).
- JASON, Heda. 1977. A model for narrative structure in oral literature. In Heda Jason and Dimitri Segal, eds, *Patterns in Oral Literature*, 99—139. The Hague: Mouton.
- JASTROW, Morris. 1899. Adam and Eve in Babylonian literature. *AJS* 15. 193—214.
- KAMMERHUBER, Annelies. 1967. Die hethitische und hurrische Überlieferung zum 'Gilgameš-Epos'. *MSS* 21.45—58.
- KIRK, Geoffrey Stephen. 1970. *Myth: Its Meaning and Functions in Ancient and other Cultures*. Cambridge/Los Angeles: University press.
- KOMORÓCZY, Géza. 1973a. The separation of sky and earth: the cycle of Kumarbi and the myth of cosmogony in Mesopotamia. *Acta Antiqua Hung.* 21.21—45.
- KOMORÓCZY, Géza. 1973b. Berossos and the Mesopotamian literature. *Acta Antiqua Hung.* 21.125—52.
- KOMORÓCZY, Géza. 1974. 'Folklore', Literatur, 'Folkloristik' in der sumerischen Überlieferung. *Acta Antiqua Hung.* 22.113—20.
- KOMORÓCZY, Géza. 1975. Akkadian epic poetry and its Sumerian sources. *Acta Antiqua Hung.* 23.41—63.
- KRAMER, Samuel Noah. 1944. The epic of Gilgameš and its Sumerian sources: a study in literary evolution. *JAOS* 64.7—23.
- KRAMER, Samuel Noah. 1951. Inanna's descent to the nether world, II. *JCS* 5. 1—17.
- KRAMER, Samuel Noah. 1961. *Sumerian Mythology: A Study of Spiritual and Literary Achievement in the Third Millennium B. C.* New York: Harper and Row.
- KRAMER, Samuel Noah. 1963. *The Sumerians: Their History, Culture, and Character*. Chicago: University press.
- KUPPER, Jean Robert. 1960. Les différentes versions de l'épopée de Gilgameš. In Garelli 1960: 97—102.
- LAMBERT, Wilfred George. 1960. Gilgameš In Garelli 1960: 32—56.
- LAMBERT, Wilfred George and Alan Ralph Millard. 1969. *Atra-ḫasis: The Babylonian Story of the Flood*. Oxford: Clarendon.
- LANDSBERGER, Benno. 1960. Einleitung in das Gilgameš-Epos. In Garelli 1960: 31—6; Oberhuber 1977: 171—7.
- LAROCHE, Emmanuel. 1968. Textes mythologiques hittites en transcription. 2. Mythologie d'origine étrangère. *RHA* 26, and Paris: Klincksieck (1969).
- LAROCHE, Emmanuel. 1971. *Catalogue des textes hittites*. Paris: Klincksieck.
- LEVY, C. Rachel. 1963. *Religious Conceptions of the Stone Age*. New York: Harper and Row. Paperback reprint (original 1948).
- LORD, Albert B. 1965. *The Singer of Tales*. New York: Atheneum. Reprint (originally appeared in *Harvard Studies in Comparative Literature* 24 [1960]).
- MANDLER, Jean, and Nancy Johnson. 1977. Remembrance of things parsed: story structures and recall. *Cog. Psych.* 9. 111—51.
- MATOUŠ, Lubor. 1960. Les rapports entre la version sumérienne et la version akkadienne de l'épopée de Gilgameš. In Garelli 1960: 83—94.
- MATOUŠ, Lubor. 1964. Review of Garelli 1960. *Bibliotheca Orientalis* 21.3—10.
- MELLAART, James. 1964. A neolithic city in Turkey. *Scientific American* 210 (April): 94—104.
- MILLER, D. Gary and Marjorie Lee Windelberg. 1981. A Text Linguistic analysis of formulaic composition. *Poetics*. To appear.
- NEUMANN, Erich. 1963. *The Great Mother: An Analysis of the Archetype*.² Tr. Ralph Manheim. New York: Random House (Pantheon).
- OINAS, Felix J., ed. 1978. *Heroic Epic and Saga: An Introduction to the World's Great Folk Epics*. Bloomington: Indiana University.
- OBERHUBER, Karl. 1975. Gilgamesch. In Oberhuber 1977: 1—22.
- OBERHUBER, Karl. ed. 1977. *Das Gilgamesch-Epos*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- OPPENHEIM, A. Leo. 1964. *Ancient Mesopotamia: Portrait of a Dead Civilization*. Chicago: University Press.
- PETTINATO, Giovanni. 1971. *Das altorientalische Menschenbild und die sumerischen und akkadischen Schöpfungsmythen*. Heidelberg: Winter.
- POWELL, Barry P. 1977. Composition by Theme in the Odyssey. *Beiträge zur klassischen Philologie* 81. Meisenheim am Glan: Anton Hain.

- PRITCHARD, James Bennett, ed. 1958, 1975. *The Ancient Near East*. 2 vols. Princeton : University press.
- PROPP, Vladimir. 1968. *Morphology of the Folktale*.² Austin : University of Texas.
- RENGER, Johannes M. 1977. Mesopotamian Epic Literature. In *Oinas* 1978 : ch. 2 (27—48).
- REISMAN, Daniel. 1973. Iddin-Dagan's sacred marriage hymn. *JCS* 25.185—202.
- SANDARS, Nancy K. 1964. *The Epic of Gilgamesh*. Baltimore : Penguin Books.
- SASSON, Jack M. 1972. Some literary motifs in the composition of the Gilgamesh epic. *Studies in Philology* 69.259—79.
- SCHACHERMEYR, Fritz. 1967. Ägäis und Orient. Die überseeischen Kulturbeziehungen von Kreta und Mykenai mit Ägypten, der Levante und Kleinasien unter besonderer Berücksichtigung des 2. Jahrtausends v. Chr. *ÖAW, Phil.-hist. Kl., Denkschriften* 93. Vienna.
- SHAFFER, Aron. 1963. Sumerian Sources of Tablet XII of the Epic of Gilgamesh. *Ann Arbor : University of Michigan Microfilms* (no. 63—7085).
- SPEISER, Ephraim A., and A. Kirk Grayson. 1969. *The Epic of Gilgamesh*. *ANET* 72—99, Suppl. 503—7.
- STEFANINI, Ruggero. 1969. Enkidu's dream in the Hittite 'Gilgamesh'. *JNES* 28.40—7.
- THOMPSON, Reginald Campbell. 1930. *The Epic of Gilgamesh : Text, Transliteration, and Notes*. Oxford : Clarendon.
- WEBSTER, Thomas Bertram L. 1956. Homer and Eastern poetry. *Minos* 4.104—16.
- WEBSTER, Thomas Bertram L. 1964. *From Mycenae to Homer*.² New York : Norton Library.

LA FORMATION DE LA NOTION «SYMBOLE»

1. UNE ESQUISSE¹ DE LA NATURE DES SIGNES

Qu'il s'agisse de geste, de voix (parole, discours), ou bien d'ouvrage humain (disposition de pierres, de rameaux, dessin ou objet d'avertissement) — le signe reste toujours un moyen de communication. Tout signal, en l'absence d'une communauté ou d'un compagnon, serait (faute de fonction) dépourvu de sens, donc impossible: même en invoquant son dieu ou en le priant en soi-même on le considère comme son partenaire. Et, de l'autre côté: aucune communauté ne peut subsister sans signes de communication, toute action collective n'étant concevable qu'en leur possession et en leur connaissance (par un décodage intellectuel des signaux transmis et perçus par voie sensuelle). Ce mécanisme demande donc une convention concernant l'émission et la perception des signes: celui qui ne parvient pas à apprendre le moyen et le décodage de la signalisation, ne pourra être que tout au plus un membre toléré de la communauté, et ne s'en fera jamais membre actif.

Nombre de disciplines, dont la sémiotique (sémantique, sémiologie), la psychologie, toute une série de sciences historiques (ethnographie, histoire des religions et des arts), ainsi que la théorie de la communication, se consacrent à l'étude des signes et des systèmes de signalisation des communautés humaines, formés, ceux-là, historiquement et variant toujours.² L'éthologie vient, elle aussi, y apporter ses nouvelles matières de recherche et ses propres points de vue. Le rôle de la philologie dans ces recherches est d'éclairer, à travers l'interprétation des sources écrites, la prise de conscience de la pratique très ancienne de la communication, ainsi que les motifs qui poussent à créer des signes nouveaux, à réinterpréter ou à modifier, au niveau des fonctions,³ les anciens motifs.

¹ Le mot *esquisse* est évidemment pris au sérieux. Il se peut aussi que dans ce premier chapitre, le lecteur trouvera peu de neuf pour lui, mais il nous paraît pourtant nécessaire de le dire. Alors que la littérature sémiologique ne cesse de s'enrichir et de se spécialiser, on a des fois l'impression d'être en présence de recherches mathématiques de degré supérieur sans une mise au point définitive des notions fondamentales.

² La bibliographie indispensable de M. LURKER: *Bibliographie zur Symbolkunde I—III*. Baden-Baden 1964—1968, ne comprend qu'une partie minime de la littérature spéciale des dernières 70—80 années.

³ Il arrive souvent que des signes (symboles) créés primitivement pour éveiller des pensées, perdent ce genre de rôle, tout en survivant en tant qu'éléments décoratifs; mais le phénomène inverse, à savoir qu'un ornement devient symbole, se produit égale-

Une énorme distance sépare dans le temps la pratique de la signalisation d'une part, et l'interprétation qui est à prouver à la base des sources, de la création, de la fonction, et du contenu des signes, de l'autre. Or, tant que nous ne disposons pas de source écrite *contemporaine* sur le rôle d'un signe, nous nous trouvons en présence d'un phénomène tout aussi incompréhensible pour nous, que si on écoute parler des gens d'une langue inconnue, ou bien en suivant la danse d'une communauté dont la symbolique de gestes ne nous est pas familière. La typologisation psychologique des analogies ethnographiques et de certaines coutumes de comportement et de communication ne permet de formuler que des idées bien vagues, en ce qui concerne les signes et les symboles⁴ des communautés dont le mode de vie et les représentations ne peuvent être reconstruits que sur la base des documents matériels. Il n'est aucunement recommandable à élever ces suppositions au rang de preuves, car il peut bien arriver (et c'est ce qui se produit à tout bout de champ) que l'interprète de ces symboles traduit ces souvenirs millénaires après son propre sentiment de la vie, tout moderne bien sûr.

Les recherches de symboles de plus en plus nombreuses depuis le milieu du siècle passé, se poursuivent principalement en deux directions. La première, adoptant la *position historique*, met l'accent sur le concret et cherche à trouver une réponse rationnelle au « pourquoi » du choix concret de tel ou tel symbole (c'est ainsi qu'elle cherche à expliquer les faits et les causes de la réinterprétation médiévale des symboles « païens »). La deuxième direction — diamétralement opposée à la première et se fondant, en premier lieu, sur la doctrine de Jung — se caractérise par sa préoccupation de trouver, avec une *approche métaphysique*, des archétypes exprimant, comme on prétend, les contenus éternels, immuables, de la conscience et de l'âme humaines.⁵ Entre ces deux pôles se place la méthode

ment. Seules des recherches concrètes permettent, si jamais elles en sont capables, de donner une réponse à la question de savoir ce que, dans un cas donné, « l'émetteur » du signal veut bien évoquer (une expression esthétique ou quelque décodage). Voir pour ceci l'article riche en matières et pourvu d'une bibliographie abondante de J. THIMME: *Vom Sinn der Bilder und Ornamente auf griechischen Vasen*. *Antaios* 11 (1969) 489—511. Ces deux fonctions sont, de par leur nature anthropomorphisante, inséparables l'une de l'autre, en art comme en littérature; pour l'Antiquité, voir P. HINKS: *Myth and Allegory in Ancient Art*. London 1939.

⁴ Ces deux noms seront, dans ce qui suit, employés comme synonymes et entendus en tant que moyens de communication servant à la suggestion d'idées ou à provoquer des associations — donc dans leur sens sémantique et non pas esthétique. Le mot 'symbole' fait penser d'une façon bien naturelle, à quelque objet, il se réfère à une communication figurative (dessin, sculpture), même si cette restriction n'est plus très prononcée (cf. l'image poétique); si j'évite de l'employer, c'est parce que les termes grecs *sēma*, *sēmeion*, *symbolon* (pour ceux-ci voir, outre la suite de notre travail, les articles de *Thesaurus Linguae Graecae* et de *Pauly-Wissowa*, ainsi que le dictionnaire de *Liddel—Scott—Jones*) s'appliquaient à des signes visuels aussi bien qu'acoustiques.

⁵ Il est normal que les matérialistes vulgaires secondent, cette fois encore, les idéalistes. Voir pour ceci mon livre *Az arany-metszés legendája* (La légende de la section d'or), Budapest 1982.

de l'*histoire des conceptions* qui, à son tour, explique l'apparition éparse dans le temps, l'espace ou la culture, de quelque symbole, par la coïncidence ou les mutations autonomes des représentations de l'âme humaine ou bien, se contente d'analogies purement formelles.

L'interprétation historique des symboles est, évidemment, loin de nier que, de l'unité biologique de l'espèce humaine, il résulte une certaine analogie ou identité, partout présente, entre réactions, représentations conceptuelles et formes communicatives. La formation du sens de l'équilibre par ex., supposant la présence simultanée des lignes de force verticales et horizontales, est bien un fait biologique, mais c'est la pratique du travail qui a fait naître le goût de l'ordre et du rythme,⁶ déterminant, à leur tour, l'élaboration des symboles géométriques: d'une façon ou d'une autre, les points viennent se ranger régulièrement, les lignes, en parallèles ou perpendiculairement l'une à l'autre, le carré sera compartimenté en forme de croix ou diagonalement, et le carré ou le cercle, considérés comme le signe de quelque chose de bien (de la sécurité ou de la perfection), justement en raison de leur régularité, etc.

C'est aussi un fait de notre constitution biologique que dans le soleil, nous voyons, en tout temps et en tout lieu, la lumière vivifiante et, dans son signe figuratif, la vie, elle-même et que la couleur blanche de la lumière est *presque* partout associée à la vie, tandis que le noir, à la mort, mais, ce dernier ne constitue pas une règle rigoureuse: suivant les cultures historiquement formées, on rencontre des exceptions (dans certains pays ou régions, les gens en deuil portant des vêtements blancs). La lune croissante ou décroissante et son image sont, généralement, considérées comme le cycle de la vie et de la mort, mais les associations diffèrent déjà d'une culture à l'autre (ainsi par ex., la représentation des cycles féminins ou la croyance de la résurrection), etc. Il est bien naturel que certains animaux et leur représentation ait incité des idées analogues et continuent de le faire (le lion = la force, le lapin = la lâcheté, etc.), mais, par contre, la question de savoir pourquoi la martre — annonçant pour les Grecs quelque mal — est-elle devenue, dans l'art chrétien médiéval, le symbole de la chasteté se laisse à peine déduire de quelque « éternel humain ».

En résumé des susdits on peut en tout cas affirmer, que toute signalisation visuelle sert à communiquer un certain état d'esprit, et que son décodage suppose une convention collective⁷ — sans quoi le geste le plus simple (signe de tête affirmatif ou négatif par ex.) reste sans fonction ou prête à équivoque. Le devoir de décoder l'idée formulée en « langage » visuelle suivant la convention préalable, incombe au « destinataire » du signal. Au lieu de *formuler*, on pourrait

⁶ Voir pour ceci Gy. LUKÁCS: *Die Eigenart des Ästhetischen*. Newied—Berlin—Spandau 1963. I. 253 et suiv.

⁷ La « communauté » peut ne se composer que de deux personnes, surtout dans le cas d'un message secret, excluant les non-initiés; voir pour ceci la partie terminale de ce travail.

dire *substituer*, et cela vaut non seulement pour les signes quotidiens,⁸ mais pour la symbolique des gestes, des beaux-arts, et de la poésie également. Il est vrai qu'une différence qualitative existe entre la communication de tous les jours et la nature — la formation, la structure, la fonction — des signes mis au service de l'esthétique, mais il n'en vaut pas moins pour tous qui désignent. autre chose qu'ils ne sont en eux-mêmes.⁹

Du concret à l'abstrait — tel est le cheminement historique de l'évolution de la pensée, et c'est ce même chemin que parcourt chaque homme, de sa première enfance jusqu'à son âge adulte. C'est de la même façon qu'évolue le moyen de communiquer une pensée, tant oralement qu'au niveau des gestes ou de la communication figurative. Il était bien naturel et même nécessaire par ex. que l'écriture pictographique précédât l'écriture syllabique et alphabétique ; les signes de la première étaient, évidemment, beaucoup plus faciles à décoder (grâce à une analogie visuelle entre la chose et sa représentation), mais un désavantage structurel en est qu'elle n'est apte à communiquer que des choses concrètes et leurs relations, mais des pensées abstraites, non. La formation de l'écriture pictographique, elle aussi, a été précédée de plusieurs milliers d'années, par les dessins rupestres de l'âge néolithique, de gravures, de peintures — prédécesseurs *sémantiques* de celle-là.

La présente esquisse s'étend uniquement sur les « phases d'alambic » de la *communication figurative* (symbolisation), la préhistoire du *dessin* ne l'intéresse pas. C'est que la priorité de la représentation figurative n'est pas, d'une façon générale, prouvée, bien au contraire : la plupart des documents néolithiques représentent une très grande variété de figures « géométriques ». Cette apparition relativement tardive des gravures et dessins figuratifs sur la lame ou le manche des armes, ou, sur les dessins rupestres, s'explique surtout par des facteurs d'ordre technique et on ne doit pas s'en étonner : il est plus facile de tracer une ligne ondulée ou une natte que quelque scène. En outre, bien que ce soit l'imitation naturaliste qui sert le mieux, dans la communication figurative, l'intelligibilité, mais l'ouvrage de dessin et le dessin même répondaient à autres fonctions aussi : le dessin était susceptible de symboliser une force magique (par ex. sur les tatouages) et de jouer un certain rôle dans la satisfaction des besoins esthétiques, disposant de plus en plus d'autonomie ; dans ce

⁸ Voir pour ceci le livre théoriquement très important de P. MIKLÓS: Kép és kommunikáció (Image et communication. Budapest 1980).

⁹ De ce point de vue, il est tout à fait indifférent si, à propos des signes artistiques, on dit métaphores, symboles ou allégories, l'essentiel c'est qu'ils sont « autres », le fait donc qu'un nom, un adjectif qualificatif, ou une syntagme désigne autre chose qu'on est habitué à n'y entendre, leur compréhension, leur décodage demandent ainsi une convention (une compréhension ou, ce qui laisse toujours quelque ambiguïté, une identification affective) nouvelle. En matière d'art, cette « altérité » ne consiste pas seulement à la seule différence entre signifiant et signifié, mais aussi à ce que ce symbole diffère du reste des symboles familiers et habituels dans la communication de la chose en question. Ainsi par ex.: *b a t e a u noir* (Alkaios), *b a t e a u ivre* (Rimbaud), *piano noir* (Ady).

cas, la représentation figurative était plutôt tendance et moins un acquis immédiat. Même pour les figures des boucliers grecs archaïques, il est difficile de définir¹⁰ la date et la manière dont les fonctions magique (communication de la protection divine du héros ou effarouchement de l'ennemi) d'une part, et esthétique, de l'autre, se distinguent, et de dire si jamais elles peuvent être séparées l'une de l'autre.

Plus le contenu du message est concret, et plus le signe ressemble à la chose désignée par lui (c'est-à-dire le substituant au substitué), plus le message est facile à comprendre, donc plus il est facile de retransposer le signe, formulant le plus fidèlement les idées et les sentiments, en définitive, dans la langue constituant, à elle seule, un système de signes. Et, inversement : plus la chose à communiquer est complexe ou abstraite — et, par conséquent, plus la transition entre le contenu et la forme du message est graduelle —, plus le décodage devient difficile et incertain.

Les grades *logiquement* déduisible de la symbolisation (de la communication visuelle) se présentent, en grandes lignes, comme qui suit :

- représentation figurative-mimétique, où le dessin d'une plante, d'un animal, ou d'un dieu anthropomorphe désigne la chose représentée elle-même, au cours du décodage, il faut le substituer par celle-ci,

- stylisation, où le rehaussage d'une partie évoque des idées, des pensées qui sont à y associer (ainsi, par ex., sur les Vénus néolithiques, l'agrandissement des seins et du pubis, répond aux idées de la maternité, de la fécondité),

- représentation dite *pars pro toto* qui demande à être complétée en un tout (par ex., la tête = l'homme entier) ou bien évoque les caractéristiques propres à la partie représentée (par ex., les cornes du taureau = force, puissance ; le membre viril = la fécondation ; le sexe féminin = la sexualité, la conception, la lâcheté),

- substitution de l'homme ou du groupe humain par le totem figurant en tant que protection (par ex., le lion = le souverain même ; le hibou = Athènes ; le loup = le peuple et l'Etat romains), substitution de quelque dieu par l'animal ou plante culturelle (l'aigle = Jupiter, la rose = Isis),

- représentation fonctionnelle, évoquant la fonction de l'objet ou son usager (par ex., une arme = la mort ; la hache double = le roi et le pouvoir de Crète ; *fascès* = la République romaine et le pouvoir administratif ; un outil = la personne ou la corporation exerçant ce métier),

¹⁰ Voir pour ceci le livre de G. H. CHASE, publié encore en 1902, et étant, jusqu'à nos jours, le plus complet : *The Shield Devices of the Greeks in Art and Literature* (reprint : Chicago 1979). Il distingue 268 types d'armoirie sur bouclier où les figures, les représentations *pars pro toto* et les signes géométriques apparaissent simultanément et cela au point que même leur chronologie et leurs fonctions (supposées) ne permettent pas de les distinguer ou classer. La même chose vaut pour l'empreinte des cachets.

— représentation d'un astre, d'un animal, d'une plante, mais non dans son sens propre, mais pour la substitution des idées qui s'y associent (par ex., le Soleil = la vie ; la Lune = la croissance et décroissance, vie et mort ; le serpent = mort et renaissance ; l'arbre de vie = la vie humaine),

— le processus *logiquement reconstruisible* de l'abstraction¹¹ atteint son comble dans la représentation non-mimétique des pensées à communiquer, l'emploi pour la substitution des signes non-figuratifs, « géométriques » — en dernière analyse, des lettres et des chiffres. Ici, on ne trouve plus aucune trace du motif primitif de la symbolisation, de la ressemblance.¹²

La simplification stylisée des signes figuratifs pouvait avoir pour résultat que certains dessins ressemblèrent plutôt à des figures géométriques (par ex., le disque solaire = cercle ; le pubis = triangle ; la hache double = deux triangles symétriques au manche et se tournant le dos l'un à l'autre).

Ce processus trouve ses racines dans la pratique du travail d'une part, et dans la faculté de l'homme à l'abstraction de l'autre, mais ce dernier motif est en rapport direct avec le premier et il se trouve comme sous son influence. Les travaux de construction, le filage, le tournage, le nouage, la préparation des lances et de l'arc, etc. ont perfectionné le goût de la symétrie et des rapports corrects, et éveillé le respect des droites parallèles, de l'angle droit, du cercle, etc., en un mot le besoin de la régularité, de la construction régulière, et cela dans toute communauté humaine. Le goût géométrique devint indispensable pour la conception et la réalisation de certains travaux, et, en outre, vint enrichir, par la formation des idées, ensuite des notions géométriques, la pensée elle-même.

Il l'enrichit encore en donnant un coup d'épée à l'imagination humaine : il lui apprend de tracer des lignes et de dessiner des figures qui n'étaient plus l'imitation de son environnement (facettes, disques de fleur, escargots, etc.), mais dont la régularité venait de son imagination créatrice. Si la ligne ondulée, la spirale, l'hexagone, l'octogone réguliers, la rosace penta- ou hexapétale pouvaient encore lui être inspirés par la nature, le méandre, le svastika, le carré long divisé par une diagonale ou l'étoile-pentagone, sont déjà bien

¹¹ Dans l'histoire des cérémonies, ce processus apparaît très nettement. La mort, la résurrection du dieu ou de l'aïeul totémistique sont, dans une première étape, symbolisés par le meurtre du roi décrépit, son enterrement ou sa consommation, ensuite, par l'initiation de son jeune successeur ; plus tard, tout ceci est sublimé en des récits légendaires. La cérémonie barbare de l'identification avec le dieu (mort volontaire, automutilation) fait naître des formes plus subtiles : substitution par masque, plongement dans du sang, bain rituel, consommation du pain et du vin, de l'ostie consacrée, pénitence, prières. Le sacrifice humain fut sublimé par le sacrifice des premiers-nés des animaux et des prémices des blés, et, encore plus tard, par l'invocation. Les péchés de la communauté primitive doivent être rachetés par un homme (qui est assommé ou chassé dans le désert), mais plus tard ils sont rejetés sur un animal (« bouc émissaire »), etc.

¹² Les symboles linguistiques sont, eux aussi, en quelque sorte, 'homologies' (*homoiōmata*), écrit Aristote, entendant par là l'ancien rapport entre signifiant et signifié, *Herméneutique*, 1. 16 a 3.

l'œuvre de l'imagination disciplinée, apprivoisée à la régularité et en demandant également.

Certains signes — donc des figures — se rencontrent par le monde entier, d'autres avaient été primitivement attachés à quelque culture collective, mais avec leur déplacement ou leur tradition, leur sens se renouvellent sans cesse. Cela est plusieurs fois arrivé, preuve en est le multiple changement de fonction du pentagramme, symbole tantôt décoratif, tantôt rituel, depuis l'Inde jusqu'au Guatemala et, dans la Méditerranée, symbole vivant de l'ancienne Mésopotamie, passé même dans la culture islamique.

Bien que triviale, il n'en reste pas moins une vérité que la naissance des langues avait bien précédé celle de la linguistique et, à l'intérieur de cette dernière, l'approche de la parole en tant que système de signes de la communication. Et, d'une façon plus générale encore : la représentation voulant qu'une chose ne soit pas la même qu'elle n'est conçue par les hommes, qu'elle incarne quelque chose de différent (= elle la substitue), avait été, depuis longtemps formulée dans la conscience magico-religieuse dédoublant le monde,¹³ et la signalisation, dont l'emploi secondaire (ayant pour fonction la substitution) d'une couleur, d'un objet, d'un être vivant, suivant une convention préalable, avait servi d'instrument de la communication quotidienne,¹⁴ mais les signes en tant que tels ne constituent l'objet d'un examen approfondi des savants grecs qu'à partir du 5^e siècle av. n. è.

C'est un tour d'horizon de la représentation linguistique (de la terminologie) des signes qui nous aidera à établir la valeur historique de leur fondement qui reste valable, sous plusieurs aspects, jusqu'à nos jours.

2. LA TERMINOLOGIE GRECQUE¹⁵

Séma, sémeion

Les marques distinctives, visuelles ou acoustiques, les moyens de communication étaient, d'une façon très générale et bien souvent, désignés par les Grecs des mots *séma*, puis, à partir du 5^e siècle, *sémeion* et, encore plus tard,

¹³ Par ex. la chèvre ou l'homme vêtu en peau de chèvre = Dionysos.

¹⁴ Quelques exemples: Egée et Thésée s'étaient convenus que, sur le bateau du fils de roi rentrant, la voile blanche annoncerait la vie et la victoire; ce n'est pas parce que le roi avait tellement besoin de ce lopin de terre et de cette gourde d'eau que les messagers perses en demandaient aux cités grecques, mais bien parce que cet acte représentait la soumission de la région. Il en était autrement si l'un des partenaires ignorait le sens de la chose (ce qu'elle voulait dire, *ti legei*) incarnant le message: dans ce cas, le décodage demandait un talent d'oracle ou beaucoup de lucidité. Darée, voyant un oiseau, une souris, une grenouille, et cinq flèches, cadeaux des Sycthes, s'est trouvé ainsi dans un grand embarras; il chercha donc à connaître (*gnōnai*) le sens des symboles en recourant à la comparaison (*eikazōn*); Gobryas, un de ses gens, agissait de la même façon, mais réussit une interprétation plus intelligente que le roi (Hérodote, 4, 131—2).

¹⁵ Un excellent aperçu est donné par l'étude *ΣΥΜΒΟΛΟΝ* de W. MÜRRI, écrite il y a plus d'un demi-siècle (première édition: Bern 1931; plus récemment in: Griechische

sémeia rencontré, celui-ci, sporadiquement. Ils disaient *séma* par ex. les marques d'un homme, d'un animal, d'un objet, permettant de distinguer cet être ou cet objet. Et, par voie de conséquence, cela pouvait signifier encore autant que « tombeau, pavillon, cri de guerre » ou bien désigner l'appartenance, un rapport de possession (ainsi, sur les dés employés lors des sorts, *Iliade* 7, 175 et 189, ou « sorte d'armoire » sur des boucliers, cachets, amulettes, etc.). Mais la tonnerre, le foudre, l'aigle ou un astre sont toujours *séma*, s'ils sont considérés comme l'incarnation des messages divins. En tant que terme technique médical (chez Galène, par ex.), il est « symptôme ». Au verbe *sémainō* (« marquer »), on attribue le même sens.

La fonction de certaines figures de s'adresser à une majorité s'est formée également dans la pratique de la communication, et cela de telle façon que le dessin d'un objet concret servait à évoquer des associations. Hérodote dit par ex. que Sesostris, roi d'Égypte, ayant emporté une ville d'emblée, sans combat, fit graver sur la colonne de triomphe, le sexe féminin, disant que le sexe féminin est la femme même, et la femme, elle, représente la lâcheté (2, 102). Il est bien probable qu'à la vue de la colonne, tout le monde eût la même idée.

Certains signes pouvaient, naturellement, être secrets : les enseignes militaires sont, bien entendu, destinées à ceux qu'elles concernent ; le message divin ne pouvait des fois être déchiffré que par les oracles — la faculté du décodage n'étant le lot que d'une minorité (initiée). C'est ainsi que le mot *séma* avait quelque fois le sens de « signe secret ». Bellérophon se met en chemin — qui faillit être fatal — avec de tels « signes funestes » (*sémata lygra*), secrets, et gravés sur une tablette, et ne pouvant être déchiffré que par le destinataire (*Iliade*, 6, 168 et suiv.) ; de même secrets étaient les signes dont le maître de l'esclave partant en messager, avait marqué au fer chaud — d'après Hérodote qui emploie ici le verbe *sémainō* (5, 35) — le cuir chevelu pour pousser son allié habitant loin, à la révolte.

Héraclite, en opposant au verbe *legō* (« dire ») d'usage courant et sans équivoque, l'augure d'Apollon, donnant beaucoup à réfléchir et demandant une interprétation profonde, emploie le verbe dans le même sens : « Le Seigneur, à qui appartient l'oracle de Delphes, ne dit (de mots communs), ni cache, mais, par sa parole, révèle des signes » (*sémainei*, B 93 ; cf. B 78 ; 79 ; 102).¹⁶

Studien. Ausg. wort- u. sachgesch. Forschungen z. Antike. Basel 1976. 1—44). Elle fournit plus d'éléments que notre travail concernant les rapports juridiques, linguistiques, et les doctrines mystiques (à partir du *Kratylos* de Platon jusqu'au 4^e siècle après notre ère) du mot *symbolon* ; elle néglige, en revanche, d'autres rapports, dont le sens d'entité coupée en deux¹⁷. Il s'en suit que mon interprétation peut apporter du neuf ou quelque chose de différent non seulement pour les détails, mais aussi par rapport à cette représentation (15 et suiv.) qui considère comme la spécificité du *symbolon*, la conception préalable des parties contractantes, et non pas le rapprochement des parties des tablettes ou du bâton.

¹⁶ Ὁ ἄναξ, οὗ τὸ μαντεῖόν ἐστι τὸ ἐν Δελφοῖς, οὔτε λέγει οὔτε κρύπτει ἀλλὰ σημαίνει (B 93). Stobée met à juste titre en parallèle la phrase d'Héraclite avec les *symbolons* des Pythagoriciens (I. 199, ed. H.).

A l'époque post-classique, les mots *séma*, *sémeion* et *sémainō* continuent de s'employer. Aristote emploie et interprète le mot *symbola* en synonyme du mot (au pluriel) *sémeia*,¹⁷ ce qui n'empêche pas que l'unité de sens ne disparaisse; il est presque certain que Philon par ex. n'aurait pas désigné du mot *séma*, mais de *symbolon*, les enseignes concrètes du récit d'Hérodote, comme dans la linguistique aussi, c'est ce dernier qui devient le terme pour le « symbole linguistique, parole obscure ou figurée ».

Symballō

Tous les deux mots, *symbolon* (avec une formation plus compliquée : *symbolaion*) et *symbolé* sont les dérivations substantielles du verbe *symballō*, formées par l'*ablaut* a/o ; la preuve en est le mot *symboleō*, au sens analogue. Le mot neutre est une espèce de *nomen rei actae* (nom de la chose faite ou à faire, donc « objet mis ou à mettre ensemble », ensuite l'« objet de la mise ensemble, le moyen de la conjecture »), le mot féminin, à son tour, représente un *nomen actionis* (la dénomination de l'action, donc « réunion, rapprochement, rencontre, mise aux prises, mise à la masse », etc.).

Mais, dans la pratique, il n'y a pas de nette limite entre ces deux sens, la même chose pouvait être désignée par les deux formes, neutre ou féminine, notamment dans le cas où la première se voit attribuer un sens conceptuel (« convention », « contribution », etc.).

Les sens propres du verbe *symballō* sont : « jeter, mettre ensemble, réunir ; jeter les uns contre les autres, mettre aux prises »,¹⁸ mais déjà dans l'épique homérique, et plus tard aussi, les formes active et médiale de sens intransitif et figurant comme le synonyme de *sympiptō*, se rencontrent assez souvent. Dans ce cas, le mot signifie : « coïncider, tomber l'un sur l'autre », ensuite : « se rencontrer, en venir aux mains », qu'il s'agisse de fleuves, de vents, de chemins ou de gens.¹⁹ Le mot « conjecturer » au sens propre transitif s'enrichit d'une nuance abstraite, et signifiera désormais : « rapprocher » (par ex. la vue de l'oracle, Hér. 1, 68, ou bien la valeur d'argents différents, *idem* 3, 95 ; voir encore

¹⁷ De même, le scoliaste de Pindare, à citer plus tard.

¹⁸ Dans ce sens-ci, il est le synonyme du verbe de *syniēmi* ('envoyer, lancer ensemble'), ce qui, du point de vue du processus allant du concret au général, est digne d'une attention particulière. C'est que les deux formes, active et médiale, du verbe *syniēmi* ont, déjà chez Homère, un sens métaphorique : 'entendre, se rendre compte de qch.', et, à partir d'Alkaios, 'saisir, comprendre'. Cf. *epistamai*, *syntithēmai*, *syllambanō*, *katalambanō*. La signification du nom *synesis* s'enrichit de même : 'union' d'abord, puis 'intellect, intelligence', et *epistēmē*, lui, est 'connaissance, savoir'. Dans l'univers mythologique, il est bien normal de voir un dieu ou une déesse 'jeter ou placer' une pensée, un sentiment subits dans le cœur du héros; la représentation de plus en plus rationnelle veut que ce soit l'homme lui-même qui 'jette ou compose' les sensations, les impressions venant du dehors, en une pensée.

¹⁹ Le verbe *emballō* ('jeter, lancer') a de même un sens intransitif : 'se terminer, se joindre'.

idem 2, 33 ; 4, 99) ; l'emploi de la forme médiale est justifiée par l'activité intérieure, mentale, du sujet, mais ceci n'est pas de règle (on trouve la forme active par ex. Plat. *Hipp. maior* 289 A, à la comparaison des singes et de l'espèce humaine, ou bien Athén. XIV 614 A, où il s'agit d'un rapprochement du vécu et de l'oracle).²⁰

On rencontre, en revanche, bon nombre de changements sémantiques dont ni la gestation, ni l'intelligibilité ne se laissent dérivées directement des sens propres transitif ou intransitif : « conclure un traité ou convenir de qch., payer une cotisation, avancer un prêt ». C'est que dans ces cas, il s'agit d'une réduction de l'expression : l'omission de l'objet dans les formules *symbola* (ou *symbolaia*) *symbolō* s'explique par la volonté d'éviter de tomber dans une tautologie. Le devoir de l'interprétation ne sera ici aucunement facilité par la constatation du fait que les noms à voyelle radicale *o* se sont formés des verbes à voyelle thématique *a*, bien au contraire, la compréhension des termes techniques commerciaux et juridiques demande un examen de l'histoire sémantique des noms mêmes.

Symbolon : rencontre, signe céleste

Chaque culture, chaque langue doivent être comprises à partir des caractéristiques, structure et régularités qui leur sont propres — et il faut se méfier d'y projeter nos idées modernes ou les spécificités de notre propre langue. Si c'est une vérité que la formation de mots et de notions des Grecs — le plus souvent par l'intermédiaire de la traduction latine²¹ — ait, et de nombreuses fois, servi d'exemple, il n'en est pas moins une autre que les différences sont toujours à considérer, surtout à cause de la différenciation ou de l'enrichissement du sens des mots. Pour ne pas quitter notre domaine, remarquons que les langues modernes emploient des verbes et des noms différents pour dire : « rapprochement, comparaison, rencontre, conclusion d'un traité, assistance juridique, insigne, bon, obligation, jeton sur la présentation duquel on participait à un banquet » etc., tandis que l'ancien grec exprime tout cela par le seul verbe *symbolō* et ses dérivés.

Le mot *symbolon* se rencontre la première fois dans un fragment d'Archiloque, dans le vers notamment qui a été cité, pour l'interprétation d'une ode triomphale de Pindare, par un grammarien tardif inconnu. Pindare dit que « personne, d'entre les mortels, ne reçut des dieux de *symbolon* rassurant concernant ses actes futurs » (01. 12, 7),²² et le scoliaste ajoute : le mot peut être

²⁰ Le même processus d'abstraction vaut pour le mot *symblēsis* : 'union' d'abord, 'rapprochement intellectuel, interprétation', ensuite. D'où *εὐσύμβλητος*² ou bien *εὐσύμβολος*² = 'facile à expliquer'.

²¹ Cf. les équivalents latins des : *symbolō*, *syniēmi*, *syntithēmi* = conicere, concipere, committere, conferre, componere, comparare, d'où le sens, dans nombre de langues européennes modernes de 'conjecter → comparer'.

²² *σύμβολον δ' οὐ πῶ τις ἐπιχθονίων πιστὸν ἀμφὶ πράξιος ἐσσομένης εἶδεν θεόθεν*

masculin ou neutre (donc c'est *symbolos* ou *symbolon*), mais, en tout cas, il est le synonyme du *sêmeion* (« signe, signe céleste »), car « nous disons *symbolos* les éternuements, les augures et les rencontres, comme Archiloque : 'Je considère comme étant un *symbolos* (= présage) de t'avoir rencontré' ». ²³ La croyance veut que l'éternuement et nombre de phénomènes pareils (dont le hoquet, le tintement d'oreilles, le fait de se cogner le coude, etc.) annoncent toujours quelque imprévu, et la rencontre peut toujours promettre quelque chose de bon ou de mauvais (un chat noir traversant la rue, un ramoneur vient à notre rencontre, etc.). Les Grecs ne l'avaient pas pensé autrement : il est mauvais de trouver dans son chemin, une martre ; il est bon, par contre, de découvrir un aigle haut dans le ciel. Le nom dérivé du sens intransitif du verbe *symbolō* (« rencontre = heureux auspice, signe d'en haut ») trouve très bien sa place dans le verset d'Archiloque au style galant.

Chez Pindare, il ne s'agit plus de 'rencontre' (lui, comme le fait très justement remarquer le scoliaste, redoute toute sorte de signe céleste), mais l'ancien caractère concret de cette représentation ²⁴ est justifié par un verset d'Eschyle : Prométhée, en énumérant tout ce qu'il a appris aux hommes, souligne l'interprétation des révélations divines et des songes et l'importance de ce que « je leur ai fait comprendre les *symboloi*, rencontrés chemin faisant ». ²⁵ Ce sens de 'présage' continue d'exister même quand 'rencontre' n'y est plus, nécessairement, associée, et cela non seulement en matière religieuse, mais de sciences naturelles aussi. C'est ce qui fait appeler l'arc-en-ciel *symbolon* de l'orage (Anaxagore, VS 59 B 19), et le coassement et le cocorico, annonce du printemps et de la pointe du jour, également *symbolon*, à Plutarque (*de Pyth. orac.* XII = 400 C).

Signe de reconnaissance

Le sens 'signe de reconnaissance' du mot *symbolon* se répand à partir du 6^e siècle. Première apparition : Theognis 1150 : « Ils tournent leur pensée vers la fortune d'autrui, et apposent par là de vils signes de reconnaissance sur leurs actes ». ²⁶

²³ *Μετέρχομαι σε, σύμβολον ποιούμενος,*

²⁴ A Athènes, on disait *symdolon* un carrefour, tandis que son pluriel, *symbola*, désignait le nom de plusieurs villes grecques, construites à l'affluent des rivières, collines, ou chemins. (Voir pour ceci les articles de *RE*). On trouve également le pluriel du mot dans le cas où quelque unité est le produit d'une rencontre ou du rapprochement de deux choses, les composantes, elles aussi, se disent *symbola*; c'est du même nom qu'on désigne les ailes rattachées au mât d'un voilier à deux parties, et la partie médiale à la rencontre de deux ailes.

²⁵ *Prom.* 487: *ἐγνώρισ' αὐτοῖς ἐνοδίου τε συμβόλους.*

²⁶ *Αἰὲν ἐπ' ἄλλοτρίοις κτεάνοις ἐπέχουσι νόημα, αἰσχρὰ κακοῖς ἔργοις σύμβολα θηγιάμενοι.* (1149 — 1150).

Dans le texte de Theognis, le participe *thékamenoï* ('apposant') est la clef de l'interprétation : 1. le verbe *tithestai* ('poser, mettre') désigne une action concrète, la position d'une chose sur une autre (sur un objet) ; 2. les gens médiocres marquent leurs actes par l'apposition et non par ajustement ; ici, le cachet pouvait servir de moyen de marquage, selon l'ancien procédé connu depuis la Mésopotamie et la Crète. Mais le cachet permet de marquer un objet et non pas des actes (*erga*). La métaphore acquiert donc un sens figuré : les actes de ceux qui veulent à la fortune d'autrui portent « l'empreinte abominable de leurs mains ». Le mot *sphrégis* ('cachet') figure chez le poète comme métaphore du même sens là où il insiste sur l'authenticité de ses propres pensées, dans la première élogie à Kyrnos.

La métaphore à deux degrés de la représentation est rendue claire par le participe du verbe au sens concret et la signification découverte dans d'autres sources du mot *symbolon* : 1. *symbolon* : 'partie d'une tablette coupée en deux, dont le rapprochement de 'autre servait à la reconnaissance ou à la preuve', et par la suite, d'une façon plus générale, 'signe objectif', 2. Dans le texte de Theognis, il cesse d'être quelque objet, et acquiert le sens de comportement ou de procédé permettant de conclure sur le caractère de la personne en question. Ce sens général-abstrait de 'signe de reconnaissance, de convention, de preuve' du mot *symbolon*, reste valable plus tard aussi, mais, dans certains cas (dont commercial ou d'affaires secrètes), la pratique est venue justifier que cette notion avait eu autrefois un caractère concret bien prononcé.

C'est donc un fait du lexique que le mot *symbolon* est bien le synonyme de *séma*, *sémeion*, et *gnōrisma*, *gnōrismos*, n'entrés que plus tard dans l'usage courant.²⁷ Si, par contre, on ne se contente pas des données du dictionnaire, mais on cherche à apprendre quelle peut bien être la fonction du préfixe *syn-* dans le cas de ce nom (c'est-à-dire, comment le sens de 'signe de reconnaissance' ou de 'signe secret' vient-il du sens de 'jeter ensemble, réunir'), nous nous voyons obligés, cette fois encore, d'associer le point de vue étymologique avec celui historique.

Les synonymes méritent toujours un peu de « méfiance » : il est bien naturel, dans les dialectes ou dans les innovations poétiques ou de rhétorique, de désigner la même chose ou les mêmes qualités, de mots différents — mais, dans le cas d'une notion aussi complexe que celle du « signe », il serait bien difficile d'expliquer par la seule spontanéité de la langue courante ou même par une innovation personnelle, pourquoi il était besoin d'enrichir le groupe de mots au sémantisme analogue du mot *symbolon* et comment celui-ci devint du premier coup intelligible à tout le monde.

²⁷ Le nom *symbolaion* signifie également 'signe, symptôme', par ex. Sophocle: *Philoktétés* 884, Euripide: *Ion*, 411.

On va voir que le complément « au sémantisme analogue » est loin d'être exact ; il ne s'agit là que d'une proximité de sens pour les mots *séma* et *symbolon*, voulant dire signe de reconnaissance en tant qu'œuvre faite par mains d'hommes, et c'est justement le préfixe *syn-* qui fait ressortir le caractère distinctif de ce dernier — ce sens propre et bien concret que déjà Theognis (et ses contemporains) devaient bien connaître, faute de quoi son emploi métaphorique eût été impossible.

Il faut donc partir de la scolie écrite au verset 613 de la Médée d'Euripide. C'est un dialogue violent et haineux entre Médée et Iason : la femme supplie d'amour et de pitié, tandis que l'homme, lui, veut à tout prix la chasser pour ne pas être dérangé, lors de ses noces, par cette femme dont il est déjà las ; il lui offre donc de l'argent qu'il serait prêt à compléter de *symbola* dont la vue devra pousser ses amis à bien traiter la femme qui sera allée les trouver.²⁸ Le scoliaste interprète le mot *symbola* : « Les hôtes coupent normalement un cube en os dont ils gardent chacun la moitié pour que, si, un jour, il leur arrive à eux ou à l'un des leurs d'accepter l'hospitalité où en offrir, cette partie présentée du dé, puisse servir à renouveler les échanges d'hospitalité. »²⁹ Les deux *symbola* ne peuvent donc être autre chose que les deux parties du cube coupé — mais, ce que le scoliaste ne précise pas, c'est à quoi la présentation des deux parties peut bien servir lors de l'hospitalité : son but est, sans aucun doute, que par le rapprochement des deux parties, les deux amis voient prouver l'amitié de leurs pères même si eux-mêmes ne se sont jamais vus l'un et l'autre. (A Sparte, c'est un bâton, *skytalé*, coupé en deux qui a servi de signe de convention dans les affaires commerciales et les accords secrets.)

En justification de son interprétation, le scoliaste cite deux versets d'Euboule, auteur comique, de la pièce intitulée *Xuthos*, présentée, comme on suppose, en 365 av. notre ère : « Eh bien maintenant, on finira par couper en deux bien joliment tout, mais vraiment tout — et puis à moitié, précisément, comme pour les *symbola* ? »³⁰

Deux endroits du *Banquet* de Platon dissipent toute ambiguïté de l'interprétation. Le premier, c'est le mythe de l'amour d'Aristophane où il explique que c'est en punition que les dieux ont fendu en deux l'homme jusque-là complet, moitié d'être féminin, moitié d'être masculin et que « Chacun de nous, par conséquent, est fraction complémentaire, *tessère* (*symbolon*) d'homme, et, coupé, comme il l'a été une manière de carrel, le dédoublement d'une chose unique ; il s'ensuit que chacun est constamment en quête de la fraction

²⁸ ὡς ἔτοιμος ἀφθόνῳ δοῦναι χειρὶ
ξένοις τε πέμπειν σύμβολ', οἱ δ' ὁράσουσι σ' εἶδ.

²⁹ Οἱ ἐπιξενούμενοί τινας ἀστράγαλον κατατέμνοντες θάτερον μὲν αὐτοὶ κατεῖχον μέρος, θάτερον δὲ κατελίμπανον τοῖς ὑποδεξαμένοις, ἵνα, εἰ δέοι πάλιν αὐτοὺς ἢ τοὺς ἐκείνων ἐπιξενουῖσθαι πρὸς ἀλλήλους, ἐπαγόμενοι τὸ ἡμιστραγάλιον ἀνανεοῖντο τὴν ξενίαν.

³⁰ Τί ποτ' ἔσθ' ἀπαξάπαντα διαπεπρισμένα
ἤμισε' ἀκριβῶς ὥσπερ εἰ τὰ σύμβολα;

complémentaire, de la *tessère* (*symbolon*) de lui-même.»³¹ Un deuxième élément se laisse dégager dans la conclusion du même mythe, notamment que : « Il est donc à craindre, si nous ne sommes pas envers les dieux ce que nous devons être, qu'une fois de plus on ne nous fende par moitié, et que nous ne déambulions, pareils à ces gens qu'on voit de profil en bas-relief sur les stèles, quand nous aurons été sciés en deux selon la ligne de notre nez et que nous aurons eu le sort des osselets ! » (191 D ; 193 A).³²

Ces remarques faites, on peut maintenant reculer un peu dans le temps, jusqu'à Hérodote. En rappelant les événements qui se sont produits à la suite de la mort (488 av. notre ère) du Spartiate Kléomène, il fait faire le récit d'une affaire précédant de trois générations son temps, à un Spartiate envoyé à Athènes en messenger. Il s'est trouvé qu'un Milésien avait déposé une partie de sa fortune chez un nommé Glaukos, en lui disant : « . . . Je suis sûr que toi, tu vas bien me la garder. Prends-moi donc la somme et ces signes de reconnaissance (*symbola*). Tu ne remettras l'argent qu'à celui qui le demandera en les présentant. » (6.86, 1)³³

La formulation de la phrase finale d'Hérodote est quelque peu hâtive, car ce n'est pas « ces signes de reconnaissance », à savoir ce qui vient d'être déposé chez Glaukos, qui resteront chez l'héritier ou le commis, mais bien la partie complémentaire prouvant l'identité de la personne par un rapprochement précis ou bien (et c'est ce qui nous semble plus probable) le cachet employé pour authentifier l'acte. On sait, par contre, que le texte d'Hérodote était facile à bien comprendre pour ses contemporains et cela même à une première audition ; s'il lui paraît donc inutile de préciser la fonction du *symbolon*, c'est parce que celle-ci était, par la pratique courante, bien connue depuis longtemps.

Le sens de « signe de reconnaissance » du mot *symbolon* pouvait donc très facilement être employé par Theognis, sans la nécessité de remonter jusqu'à son sens de couper en deux et rapprocher ensuite : la notion détachée du procédé concret obtient un sens plus large, mais porte toujours l'empreinte de l'ancienne pratique le faisant distinguer du mot *séma*.³⁴

³¹ Ἐκαστος οὖν ἡμῶν ἐστὶν ἀνθρώπου ξύμβολον, ὅτε τετμημένος ὥσπερ αἱ ψῆται, ἐξ ἐνός δύο. Ζητεῖ δὴ αἰεὶ τὸ αὐτοῦ ἕκαστος ξύμβολον. (On voit bien le caractère impérissable du motif dans le fait que R. MÜSIL aussi, l'intègre dans son « Mensch ohne Eigenschaften, » mais là, on trouve un accent tragique soulignant qu'il ne peut y avoir de rapprochement possible.)

³² Φόβος οὖν ἔστιν, ἐὰν μὴ κόσμιοι ὦμεν πρὸς τοὺς θεοὺς, ὅπως μὴ καὶ αὐθις διασχισθῶμεθα, καὶ περιμῆν ἔχοντες ὥσπερ οἱ ἐν ταῖς στήλαις κατὰ γραφὴν ἐκτετυπωμένοι, διαπετυσμένοι κατὰ τὰς εἵνας, γερονότες ὥσπερ λίσπαι. Quoiqu'on trouve ne trouve pas là le mot *symbolon*, les images n'en répondent pas moins à ce qu'on vient de lire ci-dessus. Entre l'*astragalos* de la scolie de Médée et le *lispé* (ou *lispos*) il n'y a pas de différence importante.

³³ Εὐ ἐξεπισταμένῳ ὥς μοι κείμενα ἔσται παρὰ σοὶ σόα. Σὺ δὲ μοι καὶ τὰ χρήματα δέξαι καὶ τὰδε τὰ σύμβολα σῶζε λαβίων· ὅς δ' ἂν ἔχων ταῦτα ἐπαιτέῃ, τούτῳ ἀποδοῦναι.

³⁴ En latin, *tessera societatis*, insigne des membres de quelque société secrète. C'est à une des inventions des Anciens qu'on doit une pratique des gangsters : ils se reconnaissent par le rapprochement des billets ou des cartes déchirés.

La moitié

Des passages d'Aristote, de plusieurs auteurs comiques, et d'Euripide nous apprenons que le sens propre, bien concret du *symbolon* continue d'exister ('objet rapproché ou à rapprocher, une partie de l'entité coupée en deux') dans la langue grecque. Dans ce qui suit, on passera en revue les sources de ce point de vue, sans nous en tenant particulièrement à un ordre chronologique rigoureux.

1. Les problèmes du changement et de la naissance préoccupaient les philosophes grecs, depuis la « triade ionienne », dont Empédocle. Celui-ci conçoit la naissance et l'évolution de l'humanité dans le même esprit que les autres Grands des « Lumières grecques » — Eschyle, Protagore, Anaxagore, Démocrite. En expliquant la formation des êtres, il dit que, jadis, ils étaient de forme mi-animale, mi-humaine, et que les hommes venant des êtres primitifs étaient encore « tout à fait dans leur état naturel, complets » (*oulophyeis*), sans distinction sexuelle — cette distinction et, avec elle, l'ardeur amoureuse, étant le fruit d'une évolution ultérieure.³⁵

Plusieurs passages d'Aristote sont consacrés à la théorie de l'évolution d'Empédocle. Il lui semble comme absurde cette représentation voulant que n'importe quoi — que ce soit une plante ou un être vivant — puisse évoluer et se diviser sans motif interne, or, pour la naissance, il faut du sperme (*sperma*); il trouve un peu confuse cette idée de « tout à fait dans son état naturel » (*Physique* B 8. 199 b 7). Il apprécie, par contre, beaucoup cette pensée selon laquelle la génération et la conception soient déterminées par la différence de sexes et l'accouplement; il adopte cette pensée dans son travail, *De la Naissance des Etres*, « puisqu'il (Empédocle) dit que l'homme et la femme ont en eux une espèce de *symbolon*, et qui n'est absente totalement en aucun d'eux ».³⁶ Ici, le mot *symbolon* ne pourrait signifier autre chose que la moitié de quelque chose — dans notre cas du liquide permettant la fécondation — se trouve dans l'homme et la femme également; ceci est renforcé par la suite de la phrase, par l'opposition de la moitié et du tout entier, et la restriction « espèce de » souligne le caractère métaphorique de l'expression. Dans le chapitre suivant du traité expliquant que la terre vient de l'eau de la même façon que le feu de la terre (cf. Héraclite B 31), Aristote emploie le même mot : *symbola* signifie ici le rapprochement des composantes, tout probablement leur rapport moitié-moitié.³⁷

³⁵ Est-ce que l'Aristophane du *Banquet* ne vient pas justement à parodier cette représentation ?

³⁶ Φησιν (Empédocle) ἐν τῷ ἄρρενι καὶ τῷ θήλει ὅλον σύμβολον ἐνεῖναι, ὅλον δ' ἀπ' οὐδετέρου ἀπύεσθαι. (*De gen. anim.* A 18. 722 b 10.)

³⁷ Il souligne, dans son traité *De la naissance*, que tout changement se produit en fonction des rapports qui existent entre les moitiés (*symbola*) à caractère opposé des éléments (*De generatione et corruptione* 4. 331 a 24, 34; 5. 332 a 29).

Un parallèle stylistique — et, en partie théorique — des susdits est donné par un passage de l'*Ethique à Eudème* (VII, 5) où Aristote procède à l'examen de la finalité et des facteurs de l'amitié, suivant le principe de l'« intermédiaire », résultant de la rencontre des contraires. « En effet, lorsqu'on atteint ce qu'on convoite, on atteint la fin et on ne désire pas le contraire ; par ex., le chaud ne désire pas le froid, le sec, l'humide. Mais, dans un sens, l'amitié du contraire est aussi celle du bien. En effet les contraires se désirent l'un l'autre à cause de l'intermédiaire : comme les deux faces d'un jeton (*symbola*), ils se désirent l'un l'autre car il naît ainsi à partir des deux une réalité, *une* qui est intermédiaire. »³⁸

Un troisième élément se trouve dans la *Politique* (IV, 9). Il s'agit là d'une formation théorique d'une république à bonne constitution et de la question de savoir à partir de quels éléments et comment les deux systèmes fondamentaux (démocratie et oligarchie) peuvent être mis en accord. « Et en même temps on verra clairement aussi par quels caractères on définit la démocratie et l'oligarchie ; il faut en effet bien saisir d'abord ce qui distingue ces deux régimes l'un de l'autre, et ensuite faire une synthèse des deux, en empruntant un élément à chacun, comme pour un *symbolon*. »³⁹ Là aussi, *symbolon* veut dire autant que 'partie coupée' et le sens du verbe concluant la phrase, *syntithémi* ('faire une synthèse') ne représente qu'une différence de nuance par rapport au *symbolō*.⁴⁰

2. Dans le dictionnaire de Pollux du 2^e siècle av. notre ère, on retrouve des passages des comédies contenant le mot *symbolon* (*Onomastikon* 9, 71—72). L'auteur y fait le commentaire des endroits cités intégralement ou en partie ; on donnera dans ce qui suit la traduction du texte de Pollux, et son interprétation, dans les notes :

« Le *symbolon*, lui aussi, peut désigner une partie coupe d'une monnaie sans valeur ou d'un jeton. C'est dans ce sens que dit Hermippe : 'Les épiciers vont bien me rendre mon demi-sou . . . ' »⁴¹ Ensuite : 'Que faire, à moitié plumé ?' La

³⁸ "Όταν γάρ τύχη οὐ ἐπιθυμεί, ἐν τῷ τέλει μὲν ἐστίν, οὐκ ὀρέγεται δὲ τοῦ ἐναντίου, οἷον τὸ θερμὸν τοῦ ψυχροῦ καὶ τὸ ξηρὸν τοῦ ὕγρου. Ἔστι δὲ πως καὶ ἡ τοῦ ἐναντίου φιλία τοῦ ἀγαθοῦ. Ὀρέγεται γάρ ἀλλήλων διὰ τὸ μέσον· ὥς σύμβολα γὰρ ὀρέγεται ἀλλήλων διὰ τὸ οὕτω γίνεσθαι ἐξ ἀμφοῖν ἐν μέσον. (1239 b 27)

³⁹ Ἄμα δὲ δῆλον ἔσται καὶ οἷς ὀρίζονται τὴν δημοκρατίαν εἰτα τὴν ὀλιγαρχίαν ληπτέον γὰρ τὴν τούτων διαίρεσιν, ἐκ τούτων ἀφ' ἑκατέρας ὥσπερ σύμβολον λαμβάνοντας συνθετέον. (1294 a 32)

⁴⁰ Les mots *συνθήκη* ou *συνθήμα* sont également des synonymes du *συμβολή*, au sens de 'convention'.

⁴¹ Παρὰ τῶν κατήλων λήφομαι τὸ σύμβολον (fr. 61). Ce verset se trouve dans la comédie *Phormophoroi* d'Hermippe, présentée, tout probablement, en 425 av. notre ère. Le contexte ne nous étant pas parvenu, on ignore aussi bien les personnages que la situation. Il se peut que ce soit la première interprétation de Pollux du mot *symbolon* qui est juste: le héros veut soutirer aux épiciers une somme de valeur minime, un demi-sou en tout, mais, par contre, aucun document ne justifie pas que ce demi-sou ait été un jeton demi-circulaire; les sources écrites ne disent plus que c'était de petite dimension, pas plus grand que le corps d'une araignée (Xen. *Mem.* 1, 13, 2); le demi s'entend donc ici

personne doit n'avoir été tondue qu'à moitié : ou bien il faut concevoir cette monnaie ne portant figuration que sur une face, ou bien coupée, et les deux parties gardée, chacune, par les deux concernés — l'acheteur et le vendeur — en signe de reconnaissance (*epi symbolō*) de ce que l'un a pris quelque chose à l'autre, donc il le lui doit.⁴²

Qu'une pièce de demi-sou ait peu valu, est bien prouvé par l'*Anagyros* d'Aristophane : ' — C'est ce que je fais justement : (je cherche) deux sous et demi sous le lit. — Mais non, on ne me l'a pourtant pas enlevé? !',⁴³ ainsi que par Archippe : 'Il a été mon hôte, mais n'avait même pas un demi-sou.'⁴⁴

'La moitié de quelque chose', 'un demi-sou' et (adverbialement) 'à moitié', tels étaient les sens du *symbolon* dans les comédies des 5^e—4^e siècles et, par conséquent, dans le langage courant, ou, plus précisément : tels pouvaient être ses sens sans pour autant écarter les autres ('présage', 'signe de reconnaissance').

Les tragédies ayant un langage plus élevé que les comédies, donc si là aussi, on trouve des exemples du sens de 'moitié' du *symbolon*, abstrait du découpage en deux des osselets ou des monnaies et ceci de telle façon que la

comme adjectif quantitatif, et non pas comme 'une des parties'. Il est beaucoup plus vraisemblable que Pollux se soit trompé pour toute l'interprétation de ce verset de la comédie. *Symbolon* en tant que terme technique commercial ('billet') rentre mieux dans le texte : le héros d'Hermippe devait espérer pouvoir dégager son « billet ».

⁴² *Οἷμοι, τί δράσω σύμβολον κεκαρμένους*; fr. 14, de la comédie *Démotai*. D'après l'interprétation de Pollux, il s'agirait là d'un personnage à qui on vient de couper la barbe ou les cheveux à moitié, ce qui, évidemment, peut toujours arriver, mais est loin d'être certain, surtout quand on part de cet unique vers. La plupart des philologues insistent sur l'interprétation de Pollux disant que le héros parlant dans cette scène porte une barbe rasée en forme de D, ce qu'ils croient soutenir avec une scène analogue de la comédie *Thestomophoriazousai* d'Aristophane — notamment celle où Euripide veut déguiser son beau-frère, Mnésiloque, en femme, mais qui se sauve, figure mi-rasée, derrière l'autel. C'est seulement un petit détail que dans le vers d'Aristophane en question (227), le mot *symbolon* n'apparaisse même pas, le parallèle littéraire est sans tout fondement : pourquoi (et, qui plus est, comment peut-on) supposer qu'Hermippe ou Aristophane ait copié, et d'une façon aussi primitive, l'idée de l'autrui? Pour ce qui est de la barbe en D des philologues du dernier siècle, voir KOCK: *Comicorum Atticorum fragmenta*. Lipsiae 1880. I. 228, et dans l'édition bilingue de J. M. EDMONDS: *The Fragments of Attic Comedy*. Leiden 1957. I. 291, et dans le dictionnaire de LIDDEL—SCOTT—JONES, la fin de l'article *symbolon*. BERCK est tout seul à avoir formulé une position différente en remaniant les paroles de Pollux en un trimètre grec : « Ma fortune est déjà fort probablement, coupée à moitié » (voir KOCK: *loc. cit.*). C'est un peu hardi, mais il reste un fait que le verbe *keirō* ('tondre') s'entend — surtout dans le style vulgaire — dans le sens de 'détruire, dévaliser, plumer', ce qui permet déjà d'interpréter le texte sous sa forme que je viens de citer : *symbolon* est, en effet, la moitié de qch., mais non seulement dans un sens concret, matériel, comme ceci apparaît dans les citations d'Aristote, mais dans un sens figuré aussi.

⁴³ *Α. τοῦτ' αὐτὸ πράττω, δὲ ὀβολὸν καὶ σύμβολον ὑπὸ τῷ 'πικλιντροῦ. Β. μὴν τις αὐτ' ἀνέλετο*; fr. 44., ne se laisse pas dater avec exactitude. Pollux reprend ici son sujet primitif, l'interprétation du vers d'Hermippe. Je répète encore une fois : des monnaies en D n'ayant pas existé, les héros d'Aristophane ne pouvaient pas en chercher une.

⁴⁴ *Ἀτὰρ παρ' ἐμοί γ' ὦν εἶχεν οὐδὲ σύμβολον*. Ceci est précédé d'un autre vers : « C'est l'homme le plus vaillant et il est bien un ami à moi ». Cela vient fort probablement d'une comédie d'Archippe, jouée, comme on le suppose, en 369 av. notre ère, sous le titre de *Hēraklēs gamōn*; fr. 8.

traduction du mot grec par n'importe quel autre mot se révèle gratuite ou dépourvue de sens, il sera encore plus évident et sans équivoque que la tendance allant du concret au général se réalise dans chaque couche de la langue.

3. Une scène, des plus passionnées et comme préparant le coup décisif, de l'*Oreste* d'Euripide, présenté en 408 av. notre ère, est celle où Pylade encourage le héros effondré et mourant. Il présente les raisons pour lesquelles il est de son devoir à lui d'aider l'autrui (versets 1085—1099), et dans un dialogue aux répliques rapides (versets 1100—1130), il lui explique son projet de vengeance : c'est Hélène qu'il faut tuer pour porter par là un coup mortel à Ménélas. Ensuite, il présente ses motifs soutenant la justesse morale du meurtre conçu (1131—1152), dans un monologue invitant Oreste à lui répondre dans un discours élevé et plein de courage (versets 1155—1176).

L'essentiel du projet est vite formulé par Pylade : «Tuons Hélène!» (1105) qu'Oreste est déjà prêt à accepter, mais il a des difficultés à le suivre concernant les détails. Et c'est bien normal, car il s'agit d'un projet bien rusé :

Pylade : Nous entrerons dans la maison comme qui veulent mourir.

Oreste : Jusque là, je comprends ; mais le reste, non.

(versets 1119—1120)⁴⁵

Ensuite vient l'explication de l'ami fidèle concernant la deuxième partie du projet, *complémentaire* de la première : ils passeront en fraude dans la maison des épées et chasseront les domestiques qui penseraient à témoigner de la résistance. Oreste s'enflamme :

Oreste : Et qui soufflera mot, nous devons le tuer.

Pylade : Et l'accomplissement nous fera savoir, par où il nous faudra avancer.

Oreste : Tuer Hélène, j'ai complètement pénétré le sens de ton projet (= sa partie jusque-là absente).

Pylade : Justement ; mais écoute maintenant mon honnête projet.

(versets 1128—1131, traduction en prose)⁴⁶

Oreste saisit déjà *complètement* ce que son ami vient de proposer au début. Pylade est bien pressé de le convaincre : non seulement Oreste commence à comprendre (*manthanō*) la proposition complémentaire, mais il en

⁴⁵ ΠΥ. ἔσιμεν ἐς οἶκον· δῆθεν ὡς θανούμενοι.

ΟΡ. ἔχω τοσοῦτον, τάπιλοιπα δ' οὐκ ἔχω.

⁴⁶ ΟΡ. καὶ τὸν γε μὴ σιγῶν' ἀποκτείνειν χρεῶν.

ΠΥ. εἰτ' αὐτὸ δηλοῖ τοῦργον οἱ τείνειν χρεῶν.

ΟΡ. Ἑλένην φονεύειν· μανθάνω τὸ σύμβολον.

ΠΥ. ἔγνωσ' ἀκουσον δ' ὡς καλῶς βουλευομαι.

Pylade veut être rassuré que le fils de roi a en effet compris le projet — c'est ce qui explique sa patience. Et l'infinité de cette patience est mise en relief par Euripide qui fait rimer les mêmes mots des deux premiers versets et a recours, à deux reprises même, à des jeux de mots (*apokteinein* — *teinein* et *symbolon* — *bouleuomai*).

pénètre le sens (*egnōs*).⁴⁷ C'est dans cet esprit que le scoliaste interprète le verset 1130 : « Maintenant, dit-il, j'ai bien compris comment il faut tuer Hélène ».

Symbolon est donc la deuxième partie du projet de Pylade, complétant en un tout l'intention de réaliser l'attentat, concernant son but et sa manière également.⁴⁸

Signe de convention

Les documents précédents ont servi à éclairer la manière dont les sens propres, transitif ('rapprocher', etc.) et intransitif ('se rencontrer', etc.) du verbe *symbolō*, donnèrent les sens de 'signe de reconnaissance', 'signe d'en haut' du mot *symbolon* et d'où vient cette différence de nuance le séparant, suivant les cas, des mots *séma*, *sêmeion*, *sphragis*, *gnōrisma*. Dans ce qui suit, on ne parlera que des symboles faites par mains d'hommes, donc en sens du mot intelligible, du moins à partir du 6^e siècle av. notre ère, à tout le monde.

Une condition préalable de toute communication (geste, voix, dessin, signal objectif) n'est qu'une convention soit établie concernant l'interprétation, entre celui qui émet le signal (le communiquant) et celui qui le reçoit (le récepteur) — voir pour ceci la première partie de notre travail. Fixer la fonction du rapprochement de la tablette ou de l'osselet coupés en deux et de déterminer de quoi sont-ils la preuve, c'est déjà là une convention. Plus complexe est la convention si l'une des parties contractantes (ou de leurs représentants) n'est pas présente en personne lors de la communication, il est alors obligé de faire connaître ce qu'il a à dire à travers des signes artificiels, et non pas par la présentation des preuves palpables, ou des gestes, de la voix — donc à travers une signalisation établie communément. Il peut arriver qu'il n'y a que deux personnes à savoir déchiffrer ces signes figuratifs (*séma* ou *symbolon*), dont les signes communiqués par Bellérophon d'Homère, ou l'esclave d'Hérodote, mais cette fonction d'écriture pictographique n'est pas obligatoire : le cercle des

⁴⁷ Le mot *gnōrisma* est dérivé de ce dernier verbe ('signe de reconnaissance', par ex. une amulette cachée dans les langes de l'enfant abandonné et qui n'est, par conséquent, connue que de la mère, et servant à la fois à la reconnaissance de l'enfant trouvé), et se disait aussi *symbolon*, par ex. Eur. *Ion* 1386.

⁴⁸ La scène se laisse diviser autrement aussi, on peut partir de l'importance que les deux personnages accordent à l'honneur (*kalon*, *kalōs*): Pylade, à la fidélité amicale (1093), Oreste, à la justesse de la vengeance (1106, ou seulement, à sa réussite, puisque dans l'usage des héros d'Euripide, 'le beau, le honnête' constituent non seulement le contraire de l'utile, mais l'équivalent du 'bon, salulaire', moralement neutres?). Une fois convenu ce qui reste à faire, Pylade s'engage dans un monologue suivant et complétant le dialogue où il cherche à soutenir la justesse de la vengeance. Autrement dit: il cherche à dissiper les doutes du fils de roi concernant la beauté morale du projet. En partant d'une telle division, on pourrait considérer comme *symbolon*, la première partie qui s'achève par le vers 1130, donc comme une partie du projet. Cette hypothèse, elle aussi, vient justifier l'interprétation proposée dans le sous-titre.

initiés peut être plus large,⁴⁹ mais ceci est tout à fait indifférent du point de vue de la communication.

Dans l'*Agamemnon* d'Eschyle, il n'y a que deux personnes à savoir que la torche ardente passée au relais doit annoncer la conquête de Troie, notamment le veilleur et Clytemnestre (8., et 315), cette dernière pour en être convenue avec Agamemnon, le premier par le fait que le secret du *symbolon* lui avait été révélé par la reine.

Pour d'autres cas, une œuvre faite par mains d'hommes est porteuse de quelque sens suivant un commun accord ; comme Platon écrit dans la *République* à propos de l'argent : « l'argent est le *symbolon* servant aux échanges » (371 B), donc un objet servant à indiquer la valeur échangeable des marchandises, incarnant, selon un commun accord, une valeur abstraite. Mais l'argent lui-même peut être substitué par quelque objet, dont un jeton légalisé par l'État et contre lequel on pouvait changer de l'argent ; de tels jetons ont été remis aux citoyens d'Athènes ayant droit, par leur participation à l'administration des affaires publiques ou par leur présence aux spectacles de théâtre, à une indemnité. On disait *symbolon* ou, en latin, *tessera*, les jetons que les empereurs romains au théâtre ou les aristocrates jetaient au peuple et sur la présentation desquels on pouvait prendre part, suivant leur empreinte, à une distribution de vivres, de vêtements, d'ouvrage d'argent ou d'or, de bêtes de labour, de bétail ou d'esclaves.⁵⁰

'Billet, obligation, gage, cotisation', tels pouvaient être le sens, dans le langage commercial, du *symbolon*, et, dans un sens plutôt figuré (en tant que *nomen actionis*), 'convention commerciale, assistance judiciaire, obligation', tout comme ceux du terme *symbolé*. Mais c'est le sens de 'signe figuratif' qui était courant, avec un champ sémantique plus large : on désignait de *symbolon*, la couronne de céleri symbolisant la victoire remportée par l'athlète, la colonne de triomphe rappelant la victoire du stratège, le diadème symbolisant le pouvoir royal, etc. Dans les littératures hellénistique et romaine, on rencontre bien souvent le sens évidemment intelligible à tout le monde, de 'symbole objectif, signe figuratif', employé soit pour l'enseigne militaire, soit pour l'insigne de quelque communauté (dont les Pythagoriciens).

Le sens de 'signe de convention' ne s'attache pas forcément à un objet : *symbolon* est par ex. le cri de guerre ou la coutume rituelle. De même le sont les mots et la parole, à la suite des recherches linguistiques des sophistes. Reprenant la théorie de l'évolution d'Empédocle et de Protagore, Démocrite considère la langue comme un trait caractéristique de l'espèce humaine : le

⁴⁹ L'intelligibilité est toujours relative: ce n'est pas la seule cryptographie qui reste cachée devant une forte majorité, mais les lettres courantes le sont également.

⁵⁰ Dio Cassius LXVI 25, 5; cf. idem LXI 18, 1—2. La même coutume est mentionnée par Suétone dans plusieurs de ses biographies d'empereur. Voir dans l'article *tessera* de RE (K. REGLING).

son n'avait primitivement pas de sens (*asémos*) et il était bien confus, mais, avec le temps, les hommes avaient appris « à créer, pour la communication entre eux, des *symbolons* concernant chacune des choses, et à rendre par là même intelligible la communication à tout le monde » ; c'est du moins ce résumé que donne Diodore de la représentation de Démocrite (I 8, 3 = VS 68 B 5), sans doute fidèlement en ce qui concerne l'essentiel.

Aristote, lui aussi, examine le rapport entre les mots (la parole) et les choses (la réalité matérielle), dans le même esprit.⁵¹ Dans le premier chapitre de son traité *Sur la sensation*, il écrit notamment : « L'ouïe contribue (*syμβάλλεται*) d'une façon spéciale et pour une grande part à la pensée intelligente. La parole constitue un motif à l'étude par ce qu'elle est audible, mais elle ne l'est pas en elle-même, mais d'une façon qui lui est propre, comme elle se compose de mots et chacun des mots est symbole (*symbolon*). C'est ce qui explique le fait que d'entre ceux qui sont nés infirmes sensoriels, le aveugles sont plus intelligents que les sourds-muets. »⁵²

En traitant, dans l'introduction à son *Herménétique*, la nature des signes indispensables pour le développement de l'intellect humain, Aristote différencie cette pensée dans plusieurs directions : « en avant » d'abord, en établissant le rapport entre l'écriture et la parole, « an arrière » et en approfondissant le problème, en formulant les relations qui existent entre la parole et les contenus psychiques qui s'y reflètent d'une part, et la réalité matérielle reflétée dans ceux-ci, de l'autre : « En effet, ce qu'on dit en parlant, sont les symboles des contenus psychiques, ce qu'on écrit, par contre, ceux de ce qu'on a dit en parlant. Et de même que tout le monde n'a pas l'écriture pareille, la parole diffère elle aussi. Mais les contenus psychiques dont — en tant que primordiaux — ceux-là sont les signes (*σέμεια*), sont identiques pour tous ; et les choses dont les contenus donnent une image, sont également les mêmes. »⁵³

⁵¹ Un antécédant chronologique et non pas théorique constitue le concept de Parménide pour qui le rapport du nom (dénomination erronée) et de la substance ne représente qu'une opposition, et qui ne disait juste que sa propre parole (*logos*). Beaucoup plus dialectique que lui est donc, outre Héraclite (cf. par ex. B 32), le poète Eschyle, parlant des représentations des dieux : les différents noms peuvent cacher un seul contenu (*Agamemnon* 160 et suiv., *Prométhée enchaîné* 209).

⁵² Κατὰ συμβεβηκός δὲ πρὸς φρόνησιν ἡ ἀκοὴ πλείστον συμβάλλεται μέρος. ὁ γὰρ λόγος αἰτιὸς ἐστὶ τῆς μαθήσεως ἀκουστός ὢν, οὐ καθ' αὐτὸν ἀλλὰ κατὰ συμβεβηκός· ἐξ ὀνομάτων γὰρ σὺνγίγνεται, τῶν δ' ὀνομάτων ἕκαστον σύμβολόν ἐστιν. διόπερ φρονιμώτεροι τῶν ἐκ γενετῆς ἐστερημένων εἰσὶν ἑκατέρας τῆς αἰσθησεως οἱ τυφλοὶ τῶν ἐνεῶν καὶ κωφῶν.

⁵³ « Ἔστι μὲν οὖν τὰ τῇ φωνῇ τῶν ἐν τῇ ψυχῇ παθημάτων σύμβολα, καὶ τὰ γραφόμενα τῶν ἐν τῇ φωνῇ. καὶ ὥσπερ οὐδὲ γράμματα πᾶσι τὰ αὐτά, οὐδὲ φωναὶ αἱ αὐταί· ὃν μέντοι ταῦτα σημεῖα πρῶτον, ταῦτα πᾶσι παθήματα τῆς ψυχῆς, καὶ ὃν ταῦτα ὁμοιώματα πράγματα ἤδη ταῦτα. (*De interpret.* I. 16 a 3) Un des meilleurs moments de la théorie de réfléchissement d'Aristote est la manière dont il caractérise les étapes du chemin conduisant du vécu, identique pour les différents personnes, jusqu'à une expression qui diffère dans la parole, et encore plus, dans l'écriture. Son raisonnement gagnerait quelque peu en exactitude si la proposition terminale était commencée par une conjonction non pas le liaison, mais conditionnelle, bien que l'idée n'en soit pas moins problématique : la même sensation ou expérience ne provoque pas forcément une réaction affective identique pour chacun. La théorie même de réfléchissement constitue, évidemment, de patrimoine classique de la

La découverte du fait que les mêmes contenus psychiques sont différemment formulés, s'expriment (peuvent être exprimés) à travers de *symbolons* différents dans la parole des personnes différentes, s'est révélée comme un important stimulant pour la linguistique antique.⁵⁴ Dans les sciences littéraires et ethnographiques, elle eut pour résultat que l'interprétation *symbolique* des textes des auteurs antiques ou étrangers, mais aussi des rites et des croyances religieux des peuples, se répandit — surtout dans le cas où cette sorte d'interprétation leur permit de soutenir leur propre position. Depuis Philon jusqu'à Plotin, attribuer à l'auteur une formulation symbolique (*dia symbolōn*, *symbolikōs*), donc une identification avec le style métaphorique ou allégorique, est une pratique très courante.

Doctrine secrète, style symbolique

Les deux interprétations, littérale et symbolique, des textes — même leur opposition — survivent dans les discussions d'exégèse, mais leur racine remonte jusqu'à l'époque classique.

On apprend dans une source antique tardive, dans le dictionnaire de Suda, qu'Anaximandre, historien milésien de la première moitié du 4^e siècle av. notre ère, avait écrit un livre sous le titre *Interprétation des symboles pythagoriciens*. Un ouvrage d'Aristote a le même sujet (fr. 192, 1512 a 40). Du livre d'Anaximandre, la tradition n'avait gardé que quelques citations, des principes moraux écrits dans le style symbolique, dont par ex. : «tu ne dois pas dépasser le joug !», «ne te sers pas de couteau en ranimant le feu !», «ne mange pas du pain qui n'est pas encore entamé !». Anaximandre recueillit et interprète donc tantôt les re-formulations du principe traditionnel de la modération («n'excède pas la mesure !»), tantôt les règles morales et de comportement des Pythagoriciens. Un demi siècle plus tard, il est suivi d'un certain médecin, nommé Androkydès, et encore plus tard d'un bon nombre d'historiens de la culture — dont Aristoxène, Plutarque, Lucien, Diogène Laërce, Porphyrios, Iamblique, Stobée.

On comprend facilement pourquoi ils ont trouvé du plaisir à interpréter les doctrines au style étrange et riche en traditions scientifiques et mystiques des Pythagoriciens se groupant en secrètes sociétés fraternelles. Si ce style leur

psychologie et de la théorie d'art, et même si les vues concernant les fonctions et l'appré-
ciabilité de la représentation symbolique de la réalité diffèrent profondément les unes des
autres, l'essence même des symboles — l'expression concrète de la conscience reflétant
la réalité, la référence linguistique et figurative — est formulée chez tout esthète rationnel,
à partir des principes aristotéliens.

⁵⁴ Pour ceci voir ZS. TELEGGDI: Zur Herausbildung des Begriffs «sprachliches
Zeichen» und zur stoischen Sprachlehre. Acta Linguist. Hung. 26 (1976) 267—279.

paraissait étrange, c'est parce qu'il abondait en métaphores frappantes que le non-initié devait trouver inintelligibles. Les interprétations savantes n'en finissent pas, mais elles tombent toutes d'accord pour dire que « *symbola* = doctrines secrètes ». C'est ce qu'on nous fait remarquer en traitant ces paroles — attribuées traditionnellement à Pythagore — comme des doctrines parlant symboliquement (*symbolikōs*) ou en énigmes (*ainigmata*).

Du point de vue de l'histoire de la notion même de *symbolon*, tout cela doit nous contenter. Il est, par contre, à remarquer que cette notion est employée non seulement pour les doctrines secrètes des Pythagoriciens, mais pour les dogmes également secrets d'autres sectes et pour les moyens de communication de ceux-ci. L'imploration de la communauté orphique formula — comme on apprend à partir d'un papyrus fort fragmentaire (VS 1 B 23) du début du 3^e siècle av. notre ère — les *symbolas* de Dionysos Un. Des festivités secrètes de la secte de Dionysos faisaient, plus tard aussi, partie les *symbolas* énigmatiques (*mystika symbola* = cultes mystiques) n'accessibles qu'aux initiés réunis dans leur assemblée (Plutarque: *Cons* 10 = 611 D).

Le sens 'signe da convention' s'enrichit de telle façon qu'il s'applique désormais non seulement aux ouvrages matériels, mais aux coutumes, aux rites à la parole humaine. Dans cette dernière interprétation adoptée par les grammairiens latins également, une place importance revient au sens de 'doctrine secrète, formule symbolique'. Bien qu'évident, que toute expression transmettant les choses de la conscience par une voie concrète, visuelle ou acoustique, communique symboliquement ce qui est à dire et la réalité y renfermée, l'adjectif *symbolique* ne s'en applique pas moins depuis à ce moyen d'expression qui s'adresse à son public intelligent et digne de l'initiation à travers des signes, et des systèmes de signes inhabituels. L'évolution antique de la notion de *symbolon* vint justement jeter les fondements pour cette interprétation.

Budapest.

ZUR BEDEUTUNG VON *ΑΣΤΥ* UND *ΠΟΛΙΣ* IM ARCHAISCHEN GRIECHENLAND

Neben dem Terminus *πόλις* als Bezeichnung für die griechische Stadt existierte der heute in der wissenschaftlichen Literatur kaum mehr beachtete Begriff *ἄστυ*. Polis scheint ursprünglich die Burgsiedlung, die auf einem Berg, einer Anhöhe gelegen war, bedeutet zu haben.¹ Sie war zugleich Herrschersitz und Kultzentrum. Diese Bezeichnung blieb lange Zeit erhalten, in Athen beispielsweise bis in das 5. Jahrhundert v. u. Z., wie aus Thukydides (2, 15, 6) und den Inschriften zu ersehen ist.² Erst dann wurde die Bezeichnung akropolis üblich. Es ist nicht festzustellen, welche Bezeichnung älter ist, *πόλις* oder *ἄστυ*. Möglicherweise kommt *ἄστυ* schon im Mykenischen als *wa-tu* vor; interessant ist die Übereinstimmung mit *vastu* im Sanskrit in der Bedeutung von Wohnstätten, Wohnsitzen,³ denn im Plural bedeutet *ἄστυ* auch die Wohnstätten.

Bei Homer ist in der Ilias sowohl der Terminus *πόλις* als auch der Begriff *ἄστυ* festzustellen. Sehr oft werden die Begriffe, wie es scheint, gleichbedeutend abwechselnd gebraucht.

Achilleus spricht von zerstörten poleis (Il. 1, 125: *πολίων*); er hofft, daß Zeus die Zerstörung der wohlbefestigten polis Troja gewährt (Il. 1, 127: *πόλιν Τροίην ἐντείχεον*). Der *πολλίπορθος* *Ὀδυσσεύς* (Il. 2, 279) erwähnt, daß Kalchas geweissagt habe, erst im zehnten Jahr werde die polis Troja (Il. 2, 329) erobert werden, alle müßten vor Troja bleiben, um die mächtige Stadt — *asty* — des Priamos einzunehmen (Il. 2, 332: *ἄστυ μέγα Πριάμοιο*). Die Troer flohen zum *asty*, zur Stadt (Il. 21, 607: *πρὸς ἄστυ*). sie füllten die polis (Il. 21, 607: *πόλις δ' ἔμπλητο ἀλέντων*), und wagten nicht, vor der polis und der Mauer auf die anderen zu warten (Il. 21, 608: *οὐδ' ἄρα τοί γ' ἔτλαν πόλιος καὶ τείχεος ἐκτὸς μεῖναι ἔτ' ἀλλήλους*). Sie strömten *ἐς πόλιν*, zur polis (Il. 21, 611); im *asty*, in der Stadt (Il. 22, 1; *κατὰ ἄστυ* stillten sie ihren Durst.

¹ E. KIRSTEN: Die griechische Polis als historisch-geographisches Problem des Mittelmeerraumes. (Colloquium Geographicum 5) Bonn 1956. S. 43.

² IG I², 6, 33. 119. 121. 91, 4. 15. 21. Allerdings scheint polis auch im 5. Jh. v. u. Z. schon die städtische Siedlung zu bedeuten, da in IG I² 924 vom Wohnen die Rede ist. In einer der ältesten Inschriften, 6. Jh. v. u. Z., aus Thasos (IG XII 8, 356), ist unklar, ob Stadt oder Staat gemeint ist. Erst im 4. Jh. v. u. Z. wird die Bezeichnung *akropolis* in den Inschriften üblich, in großer Zahl belegbar für Athen.

³ Den Hinweis verdanke ich J. HARMATTA.

Der Terminus *ἄστυ* wird häufig benutzt; die Angabe *πρὸς ἄστυ* kehrt immer wieder (Il. 2, 801; 3, 116; 7, 310; 11, 803; 12, 276; 12, 74; 13, 538; 14, 432; 15, 681; 16, 45; 16, 376; 16, 655; 17, 160; 17, 191; 18, 266; 21, 607; 21, 532; 22, 21; 24, 151; 24, 180), ebenso oft kommen die Wendungen *κατὰ ἄστυ*, *περὶ ἄστυ*, *ἐς ἄστυ*, *ἀνὰ ἄστυ* vor. Das *asty* als Stadt des großen Priamos ist eine gern verwandte Bezeichnung (Il. 2, 803; 7, 296; 9, 136; 16, 448; 22, 251: *ἄστυ μέγα Πριάμοιο*).

Eine Unterscheidung bemerken wir allerdings auch. Zu Hektor spricht seine Mutter vom Kampf um die Stadt, das *asty* (Il. 6, 256: *περὶ ἄστυ*). Sie meint, er wolle *ἐξ ἄκρης πόλιος* (Il. 6, 257), von der Höhe der *polis*, der Burg, die Hände zu Zeus emporstrecken. Glaukos nennt Hektor einen Feigling, der zusehen möge, wie er Burg — *polis* — und Stadt — *asty* — retten werde (Il. 17, 144; *πόλιν καὶ ἄστυ*).

Ein ähnliches Bild des wechselweisen Gebrauchs aber auch unterscheidender Nuancen läßt sich aus der Odyssee gewinnen. Athene ging *ἐς Φαίηκων ἀνδρῶν δῆμόν τε πόλιν τε* (Od. 6, 3) in das Gebiet, zur Stadt, *polis* der Phaiaken. Nausithoos hatte die Phaiaken nach Scheria geführt, und die Stadt — *polis* — mit Mauern umgeben, Häuser errichtet, Tempel erbaut und Äcker zugeteilt (Od. 6, 9: *ἀμφὶ δὲ τεῖχος ἔλασσε πόλει καὶ ἐδείματο οἶκους, καὶ νηὸς ποίησε θεῶν καὶ ἐδάσσατ' ἀρούρας*). Odysseus spricht zu Nausikaa: Ich kenne keinen von denen, die die *polis* und das Land bewohnen (Od. 6, 177: *τήνδε πόλιν καὶ γαῖαν*), zeige mir die Stadt — *asty* — (Od. 6, 178: *ἄστυ δέ μοι δείξον*). Nausikaa antwortet Odysseus: Du nährst dich unserer *polis*, unserem Land (Od. 6, 191: *πόλιν καὶ γαῖαν*), ich will dir die Stadt — *asty* — zeigen (Od. 6, 194: *ἄστυ δέ τοι δείξω*). Wir Phaiaken bewohnen die *polis* und das Land (Od. 6, 195: *Φαίηκες μὲν τήνδε πόλιν καὶ γαῖαν ἔχουσιν*). Nausikaa eilt dann in die Stadt (Od. 7, 2: *ἄστυ*). Odysseus folgt ihr *πόλινδ'*, zur *polis* (Od. 7, 14), er erreichte die Stadt (Od. 7, 18: *πόλις*). Odysseus erzählt, wie die Achaier die Stadt, das *asty* (Od. 8, 514: *ἄστυ*) zerstörten, die *polis* (Od. 8, 516: *πόλιν*) plünderten. Hier scheint bewußt unterschieden zu werden zwischen *asty* und *polis*. Meistens jedoch werden die Begriffe ohne uns erkennbare Unterscheidungsmerkmale gebraucht (Od. 17, 5 f.: *ἄστυδε . . . ἐς πόλιν*; 14, 472: *ποτὶ πτόλιν αἰπὺ τε τεῖχος, ἡμεῖς μὲν περὶ ἄστυ*), nahe der Burg, als wir die hohe Mauer und die Stadt erreichten. Odysseus will in die Stadt, in das *asty* gehen (Od. 15, 308: *πρὸς ἄστυ*), er will die *polis* selbst durchstreifen (Od. 15, 311: *πτόλιν*). Die Bezeichnung *asty* findet sich in der Odyssee etwa so häufig wie in der Ilias, eine eindeutige Unterscheidung ist, wie gezeigt, sehr selten möglich.

Die Bezeichnung *akropolis* begegnet uns in der Odyssee zweimal (Od. 8, 494; 8, 504).

Die von *ἄστυ* abgeleiteten Begriffe *ἀστός*, *ἄστωί* als Bürger oder eingesessene Einwohner der Stadt erscheinen in der Odyssee einmal (Od. 13, 192: *ἄστωί τε φίλοι*, Bürger und Freunde). Öfter sind *πολῖται* in der Odyssee erwähnt (Od.

7, 131; 17, 206), ebenso in der Ilias (Il. 15, 558; 22, 428). Eine Unterscheidung läßt sich zwischen *ἀστός* und *πολίτης* in der Ilias und der Odyssee nicht zuverlässig feststellen. Allerdings scheinen mit *πολίται* Stadtbewohner gegenüber der ländlichen Bevölkerung, den *ἀγροῖωται* charakterisiert zu werden (Il. 2, 806; 15, 558; 22, 429; Od. 7, 131; 17, 206 bzw. Il. 6, 549; 6, 676; 15, 272; Od. 11, 292).

Von Tyrtaios wird mehrfach der Terminus *polis* gebraucht, so wenn er erwähnt, daß Zeus selbst den Herakliden die *polis* geschenkt habe (2: *τήνδε δέδωκε πόλιν*) und dreimal in Apollons Offenbarung (3a, 4; 8; 10), in (3b, 6) und im Aufruf zur Tapferkeit (6, 3). *Asty* dagegen begegnet uns bei Tyrtaios nur einmal, als er den Mann besingt, der seinem *asty*, seinem Volk, auch seinem Vater zu Ruhm in vorderster Reihe gefallen ist (9, 24; *ἄστυ τε καὶ λαὸν καὶ πατέρα εὐκλείσας*).

Bei Solon gefährden die *ἄστοί* die *πόλις* (3, 5—6); vernichten das geliebte *ἄστυ* (3, 21).

Minnermos erwähnt Pylos, das *ἄστυ* des Aigyptos und des Neleus (12, 1), böswillige Bürger (7: *πολίται*).

Bei Xenophanes wird ein Sieger in sportlichen Wettkämpfen von den Bürgern (2, 6: *ἄστοισιν*) bestaunt, deswegen werde aber die *πόλις* nicht gerechter verwaltet, auch füllten sich nicht ihre Speicher (2, 19; 22).

Bei Archilochos kommen mehrfach *astoi* vor (7, 1; 64, 1; 88, 4; 109), aber immer in Verbindung mit *polis* (36; 88, 3), einmal auch *politai* (52).

Semonides läßt ein häßliches Weib durch die Stadt gehen (7, 74: *δὴ ἄστεος*).

Alkaios gebraucht nur den Begriff *πόλις* (24 A; 31; 42; 43), Anakreon ebenso (1, 6; 100). Bei Anakreon werden auch Bürger genannt (1, 8: *πολιήτας*). Er gebraucht auch den Terminus *ἄστυ* (107, 1; 353, 3; 448).

Ibykos verwendet den Begriff *ἄστυ* (3, 2), Simonides den Begriff *πόλις* (10, 2).

Bei den frühen griechischen Lyrikern⁴ läßt sich also keine Unterscheidung in der Verwendung der Begriffe feststellen.

Sehr oft begegnet uns der Terminus *asty* bei Herodot (1, 5, 3: große Städte; 1, 14, 4: die Stadt Kolophon; 1, 80, 1: die Stadt Sardes; 2, 181, 5: die Stadt Kyrene). Die Skythen haben weder Städte noch feste Plätze (4, 46, 3), weder Städte noch behaute Felder (4, 127, 2). Kleomenes kam in die Stadt (5, 64, 2), die Stadt der Plataier wurde besetzt (7, 233, 2), die Perser nahmen die leere Stadt Athen in Besitz (8, 51, 2), die *akropolis* war verbarrikadiert (8, 51, 3). Außer der Unterscheidung des *asty* von der *akropolis* ist bei Herodot keine Differenzierung zu finden. *Polis* und *asty* werden, wie uns scheint, gleichbedeutend gebraucht.

⁴ Zitiert nach DIEHL, Anth. lyr. Graeca.

Thukydides dagegen trennt die Bedeutung von *polis* und *asty*. Er beschreibt die Länge der phalerischen Mauer bis an die Ringmauer der Stadt (2, 13, 7: *πρὸς τὸν κύκλον τοῦ ἄστεως*). Bis zu Theseus, schreibt er, lebte man in Attika *κατὰ πόλεις* (2, 15, 1). Theseus löste die Prytanen und Archonten der einzelnen Gemeinden ab (*πόλεων*) und vereinigte sie zu der jetzigen einen *polis* (*τὴν νῦν πόλιν*, 2, 15, 2). Als sie in der Stadt eintrafen (*ἐς τὸ ἄστυ*) fanden die wenigsten dort Wohnungen . . . Sie behelfen sich auf den freien Plätzen der *polis* (*τῆς πόλεως*) oder zogen in den Tempel der Götter und Heroen ein, außer der *akropolis* und dem *eleusinion* (2, 17, 1). In der Stadt (*ἐν τῷ ἄστει*) glaubte man, die feindliche Flotte sei schon im Peiraieus (2, 94, 1).

Die Athener fuhren, als sie Italien erreicht hatten, mit ihren Schiffen an der Küste entlang, wobei die *poleis* sie von Markt und Stadt ausschlossen (6, 44, 2: *τῶν μὲν πόλεων οὐ δεχομένων αὐτοὺς ἀγορᾶ οὐδὲ ἄστει*).

In der Stadt glaubte man (*ἐν τῷ ἄστει*), der Peiraieus sei schon eingenommen, dort fürchtete man einen Angriff aus der Stadt (8, 92, 7).

Platon und Aristoteles sind Theoretiker der *polis*, des Staates. Beide unterscheiden *asty* von *polis*.

Man soll fähig sein, Staat und Stadt zu verwalten (Nom. 667a: *πόλιν δὲ καὶ ἄστυ*). Stadt und Territorium sollen Mittellage haben (Nom. 746a: *ἔτι δὲ χώρας τε καὶ ἄστεως, ὡς εἴρηκεν, μεσότητας*). Die *astynomoi* sollen die Aufsicht in der Stadt übernehmen (Nom. 849: *ἐν ἄστει*; auch 913d; 936c).

Aristoteles ist der Auffassung, daß die Bewohner des Peiraieus viel demokratischer sind als die der Stadt (Pol. 1303b12: *μᾶλλον δημοτικοὶ οἱ τὸν Πειραιᾶν οἰκοῦντες τῶν τὸ ἄστυ*). Er erwähnt, daß Gesetze zweckmäßig seien, die festlegen, daß Grundbesitz von *asty* und *polis* entfernt liegen solle (Pol. 1319a9: *πρὸς τὸ ἄστυ καὶ τὴν πόλιν*). Aristoteles mag die Leute nicht, die sich auf dem Markt und in der Stadt herumtreiben (Pol. 13139a29: *τὴν ἀγορὰν καὶ τὸ ἄστυ*).

Häfen sollen weder zum *asty* gehören noch zu weit von ihm entfernt liegen (Pol. 1327a34: *ὥστε μήτε τὸ αὐτὸ νέμειν ἄστυ μήτε πόρρω λίαν*). Die *σιτοφύλακες* sollen darauf achten, daß zwei Drittel des Getreides, welches im Hafen einläuft, in das *asty* zu liefern ist (Ath. Pol. 51, 4: *εἰς τὸ ἄστυ κομίζειν*). Fünf *αστυνόμοι* sollen im Peiraieus amtieren, fünf im *asty* (Ath. Pol. 50, 2: *ἐν ἄστει*), dasselbe gilt für *ἀγορανόμοι*, *μετρονόμοι*. Früher wurden auch fünf *σιτοφύλακες* für den Peiraieus, fünf für das *asty* erlost, jetzt aber zwanzig für das *asty* und fünfzehn für den Peiraieus (Ath. Pol. 51, 1—3). Die Bewohner des *asty* und des Peiraieus werden unterschieden (Ath. Pol. 40, 3: *τούς τ' ἐκ τοῦ ἄστεως καὶ τοὺς ἐκ τοῦ Πειραιέως*; 38, 4: *ἐν ἄστει . . . ἐκ Πειραιέως*). Ebenso stellt Aristoteles dem *asty* Athen Eleusis gegenüber (Ath. Pol. 39, 1: *τῶν ἐν ἄστει μεινάντων ἐξοικεῖν ἔχειν Ἐλευσίνα*), wer nicht mehr in dem *asty* leben will, kann nach Eleusis ziehen. *οἱ δ' ἐν τῷ ἄστει* (Ath. Pol. 14, 4) bezeichnet die Stadtbevölkerung, Aristoteles erwähnt, daß die Besiegten sich in die Stadt

zurückzogen (Ath. Pol. 38, 1: *ἐκ τοῦ ἄστεως*). Peisistratos gab armen Bauern Kredite, damit sie sich nicht in dem *asty* aufhielten (Ath. Pol. 16, 3: *ἵνα μὴτε ἐν τῷ ἄστει διατρίβωσιν ἀλλὰ διεσπαρμένοι κατὰ τὴν χώραν*), sie sollten auch nicht in das *asty* kommen (Ath. Pol. 16, 5: *εἰς τὸ ἄστυ*). Bei Beginn des Peloponnesischen Krieges war der *demos* in der Stadt eingeschlossen (Ath. Pol. 27, 2: *κατακλεισθεὶς ὁ δῆμος ἐν τῷ ἄστει*). Die Bürger sollten ihre Wohnsitze in das *asty* verlegen, weg von den Äckern (Ath. Pol. 24, 1: *ἐκ τῶν ἀγρῶν οἰκεῖν ἐν τῷ ἄστει*). Kleisthenes teilte zehn *τριτῦες* rings um das *asty* ein (Ath. Pol. 21, 4: *δέκα μὲν τῶν περὶ τὸ ἄστυ*).

Wenn bei Homer und den frühgriechischen Lyrikern festzustellen war, daß *polis* und *asty* sehr häufig gleichbedeutend gebraucht wurden, so wurde doch sichtbar, daß eine Differenzierung einsetzte, die dann im 5. Jahrhundert v. u. Z. dazu führte, daß deutlich zwischen *polis*, dem durch die Stadt beherrschten und geprägten Staat, und *asty*, dem städtischen Zentrum unterschieden wurde, wie dies aus Thukydides, Platon und Aristoteles hervorgeht.

Die *polis* war bei Homer oft der Herrschersitz, das Kultzentrum, hoch gelegen, stärker mit schmückenden Beiwörtern verbunden. *Polis* konnte auch die gleiche Bedeutung wie *demos* haben, im Sinne eines souveränen Gemeinwesens. Die Bezeichnung *polis* entwickelte sich dann zu der des Staates.

Platon und Aristoteles haben die *polis* untersucht, den Staat, durch den sie geprägt waren, den beide erhalten wollten, denn die *polis* erschien ihnen als der erreichbare Höchststand der Entwicklung, als das bestimmende Ziel der menschlichen Gesellschaft.

Das *asty*, die Stadt, ursprünglich Wohnsitz der Ackerbürger, löste sich durch die weitere Entwicklung von Arbeitsteilung, Spezialisierung und Austausch, die Evolution von Warenzirkulation und Warenproduktion, den Aufschwung der Ware-Geld-Beziehungen aus der agrarischen Produktionsphäre. Es kam zum Gegensatz von Stadt und Land. Im 5. Jahrhundert v. u. Z. hatten sich schließlich Stadt und Land als relativ eigenständige Wirtschaftsbereiche herausgebildet. Dorfgemeinden und Kleinstädte, die meist unbefestigt waren, blieben hinter der Entwicklung des *asty* zurück. Die Stadt repräsentierte die Macht der *polis*, die antike Polisdemokratie wurde vor allem durch die städtische Bevölkerung getragen, der Höhepunkt der ökonomischen und politischen Entwicklung ist an die Stadt gebunden. Die antike griechische Kultur war eine durch die Stadt geprägte Kultur.

Der Terminus *polis* setzte sich als Bezeichnung für die Stadt durch. Als die *poleis* ihre Autonomie verloren und in die hellenistischen Territorialstaaten eingegliedert wurden, lebte die *polis* als Stadt weiter.⁵ Der Begriff

⁵ Strabon und Pausanias verwandten ausschließlich den Terminus *polis* zur Bezeichnung der Stadt, z. B. Strab. 3, 4, 13; Paus. 10, 4, 1.

asty trat dagegen zück; interessanterweise bezeichnen die Ptolemäer Alexandria als *asty*.⁶

Die Begriffe *asty* und *polis* wurden im archaischen Griechenland, wie wir feststellen mußten, überwiegend in gleicher Weise benutzt. Eine Unterscheidung begann sich langsam zu entwickeln und war erst im 5. Jahrhundert v. u. Z. ausgeprägter. In diesem Jahrhundert war die Entwicklung der Stadt soweit fortgeschritten, daß sich das charakteristische Bild der antiken griechischen Stadt ausgebildet hatte,⁷ und auch der Staat erreichte als Polisdemokratie seine Blütezeit.

Berlin.

⁶ Dikaiomata. Auszüge aus Alexandrinischen Gesetzen und Verordnungen, hrsg. von der Graeca Halensis. Berlin 1913. S. 34.

⁷ E. KIRSTEN: Die Entstehung der griechischen Stadt. Archäologischer Anzeiger 1964. S. 892.

DIE ZWÖLF TEILE DES TAGES UND DIE GRIECHISCHE ASTRONOMIE

Dieser Aufsatz verfolgt einen doppelten Zweck: einerseits soll er die Interpretationsprobleme einer auch sonst oft zitierten Herodot-Stelle in ein schärferes Licht stellen, und andererseits versucht er zu einem Fragenkomplex der Wissenschaftsgeschichte — auch über die Textstelle hinausgehend — beizutragen.

Die zum Ausgangspunkt gewählte Herodot-Stelle (2, 109) besagt folgendes: «den Polos und den Gnomon, sowie die zwölf Teile des Tages haben die Griechen von den Babyloniern gelernt».¹ Zitiert wird dieser Satz meistens als Beleg für eine griechische Entlehnung aus der älteren orientalischen Kultur. Vorangehend sprach Herodot vom ägyptischen Ursprung der Geometrie; dagegen sollen die hervorgehobenen Dinge auf die Babylonier zurückgehen.

Wenige oft hat die moderne Forschung jene Interpretationsprobleme hervorgehoben, die durch den zitierten Satz — auch von der Ursprungsfrage abgesehen — gestellt werden. Und doch gibt es, wie mir scheint, zahlreiche solche Fragen, von denen hier nur einige behandelt werden können. Beginnen wir mit dem einfachsten.

Das Zitat spricht von den «zwölf *Teilen* des Tages», und man versteht unter diesen — auch ohne viel darüber nachzudenken — die *Stunden*, denn schon die Zwölfteilung selber scheint dieser Vermutung nahezulegen. Auch wir teilen den vollen Tag in zweimal zwölf Stunden ein. Die Textstelle scheint auf diese, oder mindestens auf eine verwandte Zwölfteilung hinzuweisen.

Aber es kann doch kein Zufall sein, daß Herodot das später gewöhnliche griechische Wort für *Stunden* (*ῥῆραι*) in diesem Zusammenhang *nicht* gebraucht. In der Tat hießen *ῥῆραι* ursprünglich *nicht* die «Stunden», sondern die «Jahreszeiten».² Erst später konnte man mit diesem Wort auch die «Teile des Tages»

¹ Herodot 2., 109: πόλον μὲν γὰρ καὶ γνώμονα καὶ τὰ δωδέκα μέρη τῆς ἡμέρης παρὰ Βαβυλωνίων ἔμαθον οἱ Ἕλληνες.

² Vgl. einerseits Platon, «Crat.» 410 C—D: ῥῆρα = «Jahreszeit», und andererseits Suda und Etym. magn. (s. v.): ῥῆρα σημαίνει τὸ δωδέκατον τῆς ἡμέρας. Über die Bedeutungsentwicklung des Wortes s. L. IDELER: Handbuch der mathematischen und technischen Chronologie, Berlin 1825. I 238—239.

bezeichnen, aber selbst diese Teile waren nicht immer die «12 Stunden», sondern manchmal auch solche Teile, wie «Tagesanbruch», «Vormittag» oder «Dämmerung». Außerdem könnte man antike Textstellen anführen, aus denen es auch nicht klar genug hervorgeht, in welchem Sinne das Wort *ῥῆραι* im gegebenen Zusammenhang zu verstehen sei.³ Man wird also der Ansicht, die im *Thesaurus graecae linguae* folgendermaßen formuliert wird, zweifellos beistimmen müssen:⁴

«Apud scriptores antiquiores ubi *ῥῆραι* hoc sensu (scil. diei horae XII, vel horae XXIV in quas dies et nox distribuitur) dici videntur, non horae, quas nunc dicimus accurate computatae, sed partes diei noctisque sunt intelligendae aliis modis divisae, etsi *astronomica illa divisio diei diu ante Hipparchum inventa quidem*, sed non in usum communem recepta neque *ῥῆραι* nomine designata fuit, cuius hanc significationem Herodoto ignotam fuisse colligitur ex verbis eius, 2, 109.»

Dieses modern-lateinische Zitat bezeichnet also die Zwölftteilung des Tages als «astronomisch», und behauptet, daß man diese schon lange v o r Hipparchos von Nikaia erfunden hätte, nur sie wäre nicht in den allgemeinen Gebrauch gekommen, und auch den Namen *ῥῆραι* hätte man für diese «Teile» nicht benutzt, wie dies gerade mit unserer Herodot-Stelle illustriert wird. — Nicht genau dieselbe, nur eine ähnliche Auffassung wird in den folgenden zwei Punkten der *älteren* Ausgabe des griechisch-englischen Wörterbuches von Liddell und Scott (1901) formuliert:⁵

a) Tag und Nacht wurden vermutlich durch Hipparchos (etwa um 150 v. u. Z. herum) in 24 Stunden geteilt;⁶

b) die Zwölftteilung des natürlichen Tages wurde v o r Herodots Zeiten (vgl. 2, 109) eingeführt, aber diese Stunden variierten in der Länge je nach den Jahreszeiten, und sie hießen: *ῥῆραι καὶ ῥῆραι*.

Es wird also diesmal die astronomische Einteilung des Hipparchos (in 24 Stunden) unterschieden, und jene andere Zwölftteilung des *Lichttages*, die Herodot erwähnt; die Ergebnisse dieser letzteren, «weniger wissenschaftlich aussehenden» Einteilung wären die zwölf «Tagesstunden je nach Jahreszeiten», die nämlich im Sommer länger, und im Winter kürzer waren.

³ Möglicherweise bedeutet das Wort «Stunde» bei Xenophon, Mem. 4. 3. 4; aber nicht so bei Platon, «Leg.» 784 A; nicht wahrscheinlich bei Aristot., Ath. pol. 30. 6. Aber Menandros spricht schon über «halbe Stunde» (*ἡμῶριον*): Men., fr. 1015 Kock (apud Poll. Onom. 1. 71). Etc.

⁴ Vol. VIII 2053—2054.

⁵ s. v. *ῥῆραι*: a) The day and night were probably divided into twenty-four hours by the astronomer Hipparchus (about 150 B. C.). b) The division of the natural day in twelve parts had been introduced before the time of Herodotus (2, 109) and those hours which varied with the year were distinguished as *ῥῆραι καὶ ῥῆραι*.

⁶ Der Gedanke, daß die Einteilung in 24 Stunden von Hipparchos stammen könnte, scheint auf L. IDELER zurückzugehen: «Lehrbuch der Chronologie». Berlin 1831. 97.

Aber bald fand man auch diese Präzisierung nicht befriedigend. Die späteren Ausgaben desselben Wörterbuches erklären unser Problem anstatt bloß in zwei schon *in drei* (A, B, C) *Punkten*:⁷

a) Hipparchos hätte das *νυχθήμερον* in 24 Stunden geteilt; diese heißen bei ihm: *ὥραι ἰσημεριναί*.

B) Im gewöhnlichen Leben hätte man die Lichttag (von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang) in 12 Stunden geteilt; diese hießen — wenn die einfache Bezeichnung *ὥραι* nicht genügte — *ὥραι καίρικαί*, d. h. «Stunden von unterschiedlicher Länge je nach Jahreszeiten».

C) Die Herodot-Stelle (2, 109) wurde deswegen von «12 Teilen des Tages» reden, weil diese *Teile* bei ihm eigentlich «babylonische Doppelstunden» wären; also ein solches *μέρος* = 2 *ὥραι ἰσημεριναί*.

Vergleicht man nun bloß die frühere und spätere Erklärung desselben griechisch-englischen Wörterbuches für unsere Herodot-Stelle, auch so wird man schon auf einmal ziemlich unsicher. Wie soll man die so einfachen Worte von Herodot verstehen, «zwölf Teiles des Tages»? Sind es «Stunden je nach Jahreszeiten», also zwölf *lange* Stunden im Sommer, und zwölf *kurze* im Winter? — so erklärte man es früher. Oder sind es eher «zwölf Doppelstunden», die ohne Rücksicht auf Jahreszeit immer unseren 120 Minuten gleich sind? — so erläutern es die späteren Ausgaben des Wörterbuches.

Dabei ist dieser Zweifel gar nicht das einzige Problem, das eben infolge der angedeuteten Erklärungen auftaucht. Wie soll man z. B. die Behauptung verstehen, daß im gewöhnlichen Leben (ordinary life) der Tag in 12 Stunden *von wechselnder Länge* geteilt wurde? Wie ist man auf diesen merkwürdigen Gedanken gekommen? Oder anders gefragt: Warum hat man an der Zwölfteilung festgehalten, wo man doch wußte, daß auf diese Weise die Stunden im Sommer länger, und im Winter kürzer sein müssen? Überhaupt: Wie verhalten sich zueinander die «Stunden je nach Jahreszeiten» einerseits, und die «Äquinoktialstunden» andererseits — *historisch*? Das heißt: Welche von diesen zweierlei Stunden sind die *ursprünglicheren*?

I

Um diese Fragen beantworten zu können, fassen wir zunächst ins Auge: Auf welche Weise hat man in der Antike die Tageszeit gewöhnlich bestimmt?

Es sei vorausgeschickt, daß man schon längst wahrgenommen hat: der Bericht des Herodot von der Zwölfteilung des Tages steht in der älteren

⁷ LIDDEL—SCOTT—JONES (1925, 1940, 1953). Von den oben im Text angeführten drei Punkten (A, B, C) zitieren wir hier nur B auch englisch: «In ordinary life the day from sunrise to sunset was divided into twelve equal parts called *ὥραι* (*ὥραι καίρικαί* when it was necessary to distinguish them from the *ἰσημεριναί*).

Literatur eigentlich für sich allein und so gut wie völlig isoliert da. Man kann nämlich das Berücksichtigen dieser «Stunden» im praktischen Leben aus der *klassischen Literatur* kaum belegen. Allgemein verbreitet wird das Messen der Zeit in Stunden — das man nach Herodots Worten erwarten sollte — erst in spätalexandrinischer und in hellenistisch-römischer Zeit.⁸

Denkt man also *nicht* an die hellenistische, sondern an die klassische Zeit, so ist die Behauptung, daß man *im praktischen Leben* den Tag sowohl im Sommer, wie auch im Winter von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang in 12 untereinander gleiche aber je nach Jahreszeiten unterschiedliche Stunden einzuteilen pflegte, eigentlich *irreführend*. Zu klassischer Zeit bediente man sich — anstatt der 12 Stunden — anderer Möglichkeiten um die Tageszeit auszudrücken. Ja, es gab auch *zwei* verschiedene Möglichkeiten dafür, von denen jedoch *keine* etwas mit jener Tageseinteilung zu tun hat, die Herodot (2, 109) erwähnt. Nur kurz soll es hier an diese beiden anderen Möglichkeiten erinnert werden — und einzig und allein mit dem Zweck, um den grundlegenden Unterschied gegenüber jenen «12 Teilen des Tages», die uns hier beschäftigten, hervorzuheben.

Die eine Möglichkeit läßt sich am einfachsten mit der aus Herodot selbst (7, 215) wohlbekannten Tageszeit-Bestimmung charakterisieren: *περὶ λύχνων ἀπός*, «um Zeit, wo man Lichter anzündet». Der Abend wird also mit einer täglichen, und jedes Mal ungefähr zu derselben Zeit wiederkehrenden Handlung umschrieben. — Nur eine Variante dieser Umschreibung ist das epische *βουλῶτόνδε* (Il. 16, 779 oder Od. 9, 58): «gegen Abend», «wenn die Ochsen ausgespannt werden». Und daß auch mit dieser Bezeichnung eine *ῥῆμα* — also eine «Stunde» in weniger exaktem Sinne des Wortes — gemeint ist, das ersieht man aus dem Wortgebrauch des Aratos, der zwar ein astronomisches Werk in Verse gefaßt hat, aber dennoch auch zweimal (825, 1119) von *βουλῶσιος ῥῆμα* redet: «die Zeit des Rinderausspannens».

Man könnte hier natürlich in Hülle und Fülle Ausdrücke und Redewendungen aus dem klassischen Sprachgebrauch anführen, die alle bezeugten, daß man im gewöhnlichen Leben die einzelnen Zeitpunkte des Tages mit je einer regelmäßig wiederkehrenden Handlung des Alltags zu bezeichnen pflegte. Wichtig sind für uns diese Ausdrücke und Wendungen deswegen, weil sie sogleich auch verraten, daß man in der klassischen Epoche von jener «Zwölftteilung des Tages», die Herodot erwähnt, *praktisch kaum Gebrauch gemacht hatte*. Gewöhnlich hat man den Tag nicht in Stunden, sondern in andere zeitliche Einheiten zerlegt. Ja, wir kennen auch die Namen dieser anderen, nicht als Stunden bezeichneten Tages-Teile.

⁸ G. BILFINGER: Antike Stundenangaben, Stuttgart 1888. 74.

Eine einfache Dreiteilung des Tages ist z. B. aus der Ilias (21, 111) bekannt:

1) «Frühmorgen», ἡώς

2) «Abend» oder «Spätnachmittag», δειλή; und

3) μέσον ἡμαρ, die ganze übrige Tageszeit zwischen Morgen und Abend.

Einer anderen, verfeinerteren *Fünfteilung* des Tages bedient sich Herodot selber (4, 181). Die Namen dieser fünf aufeinander folgenden zeitlichen Einheiten heißen:

1) ὄρθρος «Frühmorgen», «Tagesanbruch»

2) ἀγορὰ πλήθουσα, «Vormittag», wenn der Markt, oder die Volksversammlung voll wird»

3) μεσημβρία oder μεσοῦσα ἡμέρα (Her. 3, 104) «Mittag»

4) ἀποκλινομένη ἡμέρα, «Nachmittag», «wenn es mit dem Tag abwärts geht»; und

5) ὅτε δύεται ὁ ἥλιος «wenn die Sonne untergeht».

(Danach kommen, wie Herodot an derselben Stelle schreibt, die μέσαι νύκτες)

Man sieht also, daß Herodot die Zwölfteilung des Tages als Entlehnung aus Babylon zwar registrierte (2, 109), aber sonst eine völlig andere Einteilung anwendete (4, 181). Ja, er fand es auch nicht nötig, anzugeben: welchen «Zwölfteil» — also welchen «Stunden» — die verschiedenen Einheiten des fünfgeteilten Tages entsprechen. Und doch hätte er einerseits die Entsprechungen leicht feststellen können, und andererseits wäre dies auch nötig gewesen, wenn man die *Stunden* auch zu seiner (Herodots) Zeit schon, also im 5. Jh. v. u. Z., gewöhnlich gebraucht hätte. Man nehme z. B. die bei den Griechen besonders häufige Zeitbestimmung: ἀγορὰ πλήθουσα «wenn der Markt voll wird». Das Lexikon Suda (s. v.) erklärt, daß diese Periode dem Zeitabschnitt «von der dritten bis zur sechsten Stunde des Tages» entspricht. Und da der Sonnenaufgang (des Äquinoktiums) nach antiker Berechnung zu jenem Zeitpunkt erfolgt, der für uns als «6 Uhr morgens» gilt, ist die ἀγορὰ πλήθουσα nach unserer Einteilung des Tages zwischen 9 und 12 Uhr vormittags.

Und man bediente sich auch jener Benennungen der Tages-Einheiten, die nach dem Epos und nach Herodot eben aufgezählt wurden, nicht nur in klassischer Zeit; dieselben Benennungen blieben in Gebrauch auch viel später noch. Selbst jener Aelianus, der zur Zeit des Septimius Severus lebte, hat z. B. einmal den «Vormittag» und «Mittag» folgendermaßen umschrieben (De animalium natura 1, 20): «die Zikaden bleiben von Frühmorgen bis in jene Periode hinein, in der der Markt voll wird, still» (τὰ δὲ ἐξ ἔω εἰς πλήθουσαν ἀγορὰν σιωπῶσιν); «erst wenn die Sonne an ihre Akme heranschleicht, zirpen sie wieder» (ἡλίον δὲ ὑπερχομένον τῆς ἀκμῆς κελαδοῦσιν). Auch hier ist von «Stunden» und von «Zwölfteilung des Tages» gar keine Rede.

Aber es gab auch eine andere Möglichkeit in der Antike die Tageszeit zu bestimmen, die für uns noch interessanter ist, und die ebenfalls gar nichts

mit der von Herodot erwähnten (2, 109) «Zwölftteilung des Tages» zu tun hat. Denn man liest ja schon in der Odyssee (2, 388): *δύσετό τ' ἥελιος σκιάοντό τε πᾶσαι ἀγυιαί*, «die Sonne ging unter, und *schattig* wurden alle Straßen». Man kann in der Tat das Vergehen der Zeit am einfachsten mit dem Sich-Verändern der Schatten charakterisieren. Von Morgen bis Mittag wird der Schatten kürzer, und von Mittag bis Sonnenuntergang wieder länger. Es war also naheliegend die Tageszeit, oder auch einen Zeitpunkt des Tages, einfach mit der Länge des Schattens anzugeben.

Wir kennen diese antike Art des Zeitbestimmens besonders aus Komiker-Texten, und zwar sowohl aus der alten (Aristophanes), aus der mittleren (Eubulos), wie auch aus der neuen Komödie (Menandros). Man erinnert sich z. B. der Verse des Aristophanes in den «Ekklesiazusen» (651 f.): *σοὶ δὲ μῆλῃσει, ὅταν ἡ δεκάπων τὸ στοιχεῖον, λιπαρὸν χωρεῖν ἐπὶ δεῖπνον*, «den Sorge wird jedoch, wenn der Schatten des Stabes (*stoicheion*) zehn Fuß lang ist, wohlgesalbt zum Abendessen zu gehen». Sehr ähnlich ist der Sinn auch eines Menandros-Zitates:⁹ *κληθεὶς εἰς ἐστίασιν δωδεκάποδος* scil. *σκιάς οὔσης*, «zum Essen geladen, wenn zwölf Fuß lang ist der Schatten». — In beiden Fällen wird also die Länge des Schattens in *Füßen* gemessen, um einen Zeitpunkt des Tages zu bestimmen.¹⁰

Das Bestimmen der Tageszeit auf dem Wege des Messens der Schattenlänge scheint über das ganze Altertum hindurch in Gebrauch geblieben zu sein. Auch Jahrhunderte später noch — nämlich *nach* dem Zeitalter des Aristophanes — schrieb ein gewisser, näher nicht bekannter Sextus eine Abhandlung darüber, *wie man die Tageszeit mit dem Messen der eigenen Schattenlänge bestimmen kann*.¹¹

Aber nachdrücklich betonen muß ich anlässlich dieses Messens der Tageszeit mit Hilfe der Schattenlänge folgendes. Man wird bald sehen, daß auch die «Zwölftteilung des Tages», die uns hier beschäftigt, und die sich vom Gebrauch des *Polos* und des *Gnomons* nicht trennen läßt, mit *Schattenbeobachtung* zusammenhing. Doch haben die beiden Methoden, einerseits das Zeitbestimmen unmittelbar mit der Schattenlänge, die einfach nur praktisch empirische Regeln befolgt, und andererseits jene *astronomische Methode* — Schattenbeobachtung mit Hilfe von *Polos* und *Gnomon* — die im Laufe der späteren Entwicklung zu durchaus ernst zu nehmenden theoretisch-wissenschaftlichen

⁹ Beii Ath., VI 245 a.

¹⁰ Die von diesem Gesichtspunkt aus wichtigsten Stellen sind also: Arist., «Eccl.» 652 zusammen mit dem anschließenden Scholion; Eubul., frg. 119,6 (Kock, Com. Att. Fragm.); Men., frgm. 364 (Kock). Vgl. Hesych. s. v. *δωδεκάποδος*.

¹¹ «Sextus ὁ ὁρογράφος ad regem Philippum quomodo horae ad corporis umbram dimetiantur» in: F. BOLL: Catalogus codicum astrologorum graecorum, vol. VII (Codices germanici), Bruxelles 1908. 187 ff. BOLL selber schreibt, es wäre nicht bekannt, wer dieser 'König Philipp' gewesen sei, ebd. 18. Sextus stellt auch eine Tabelle der Schattenlängen für die einzelnen Monate zusammen, ähnliche Tabellen findet man auch beim Agronomen Palladius (4. Jh. u. Z.), vgl. G. BILFINGER: o. c. 75—77.

Resultaten führte, kaum etwas miteinander zu tun. Die eine Methode ent-
wuchs der unmittelbaren Beobachtung und der alltäglichen Praxis des Men-
schen; der anderen lag dagegen eine interessante kosmische Theorie zugrunde.

II

Um den Sinn der «Zwölftteilung des Tages» zu begreifen, müssen wir
auch jene beiden Instrumente, bzw. Teile eines Instrumentes näher ins Auge
fassen, die Herodot im demselben zitierten Satz erwähnt: *Polos* und *Gnomon*.¹²
Was den letzteren von diesen beiden, den *Gnomon* betrifft, können wir uns
hier auf das kurze Zusammenfassen dessen beschränken, was darüber in drei
kürzlich veröffentlichten Aufsätzen festgestellt wurde.¹³

Der Gnomon ist ein in der horizontalen Ebene senkrecht aufgestellter
Stab — etwa *AB* an der beigelegten Figur. Man beachtet zunächst den *täglich*
kürzesten, also den *Mittagschatten* dieses Stabes. Wir wollen annehmen, daß
der Mittagschatten dieses Stabes immer auf die Linie *BRCT* der Figur fällt.
Es wird demnach einen kürzesten Mittagschatten des Gnomons im Jahr,
zur Zeit der Sommerwende (*BR*) geben. Zu dieser Zeit steht nämlich die Sonne

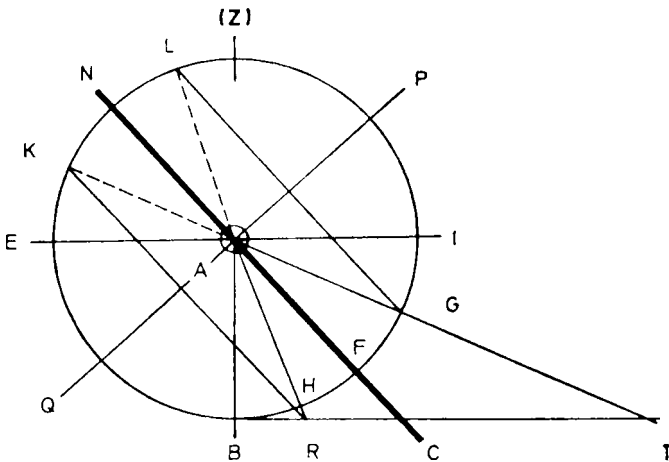


Abb. 1

¹² Wir lassen in diesem Zusammenhang das Problem der *Entlehnung aus Babylon*, das Herodot ausdrücklich betont, einstweilen völlig außer acht. Es genügt uns hier, wenn wir verstehen, wie die Griechen das Instrument benützten, einerlei, woher sie es genommen hatten.

¹³ Die drei Aufsätze sind: A. SZABÓ: Winkelmessung und die Anfänge der Trigonometrie. *Acta Ant. Hung.* 24 (1976) 163—182; ders.: Anaximandros und der Gnomon. ebd. 25 (1977) 341—357; und ders.: Der Schattenzeiger. *Humanismus und Technik*. Berlin 22. Bd. 1978. 37—62.

schematisch in Punkt L der Figur; das ist der höchste Mittagstand der Sonne im Jahr, vom Punkt B aus beobachtet. Darum ist der Mittagsschatten des Gnomons an diesem Tag so kurz: BR . Dagegen ist der Mittagsschatten zu Wintersonnenwende viel länger: BT . An diesem Tag des Jahres ist nämlich der Mittagstand der Sonne (vom Punkt B aus betrachtet) *am niedrigsten* am Himmelsgewölbe, schematisch an der beigelegten Figur: in Punkt K .

Der kürzeste und der längste Mittagsschatten des Gnomons (BR und BT) bezeichnen also zwei wichtige Daten des Jahres: die Sommerwende und Winterwende. Aus diesen beiden Angaben von Schattenlängen hat nun — nach der modernen, historischen Rekonstruktion — schon Anaximandros im 6. Jahrhundert v. z. Z. den *Mittagschatten des Äquinoktiums* (BC der beigelegten Figur) auf dem Wege bekommen, daß er zunächst mit dem Gnomon als Radius und mit der Gnomonspitze als Zentrum (A) den Kreis schlug; so bekam er den Kreisbogen \widehat{HG} als Spiegelbild des himmlischen Bogens \widehat{LK} zwischen den beiden Wendepunkten der Sonne. Verbindet man den Halbierungspunkt des Bogens \widehat{HG} in F mit der Gnomonspitze (A), so ergibt die Verlängerung dieser Linie auf der anderen Seite den äquinoktialen Mittagsschatten (BC).

Wichtig ist für uns aus dieser Erklärung jetzt besonders der Gedanke, daß der Bogen \widehat{HG} ein Spiegelbild des himmlischen Bogens \widehat{LK} ist. Um den äquinoktialen Mittagsschatten bestimmen zu können, müßte man eigentlich jene Stelle am Himmelsgewölbe finden, die die Sonne zur Mittagszeit des Äquinoktiums einzunehmen scheint. Es ist leicht einzusehen, daß — nachdem die Sonne am längsten Tag des Jahres (Sommerwende) den höchsten Mittagstand (in Punkt L), und am kürzesten Tag (Winterwende) den niedrigsten (im Punkt K) hat — zur Mittagszeit des Äquinoktiums sie wohl die Mitte zwischen den beiden Extremen (L und K) einnehmen wird. Darum halbiert man anstatt des nur scheinbaren himmlischen Bogens (\widehat{LK}) das leichter zugängliche Spiegelbild von diesem (\widehat{HG} an der beigelegten Figur).

Nun hat der eine vorhin erwähnte Aufsatz¹⁴ daran erinnert, daß die Antike auch eine vollständigere Variante desselben «*umgekehrten Spiegelbildes vom Himmelsgewölbe*» gekannt hat, das an der beigelegten Figur der Viertelkreis \widehat{BI} vertritt. Nach einem Bericht des Kleomedes¹⁵ hat Eratosthenes, als er die Länge eines irdischen Meridians messen wollte, zu dieser Messung den mit der 'Skaphe' ergänzten Gnomon benutzt. Die Skaphe war eine ausgehöhlte Halbkugel — oder eher nur eine *Viertelkugel* — deren Mittelpunkt mit der oberen Gnomonspitze zusammenfiel, und deren Radius der Gnomon selber war. Die Skaphe war also umgekehrtes Spiegelbild von einem Teil des Himmelsgewölbes.

Die vorliegende Untersuchung unterscheidet sich von jenem anderen Aufsatz, an dessen Inhalt eben erinnert wurde, vor allem in der Beurteilung

¹⁴ Vgl. den Aufsatz in Zeitschr. «Humanismus und Technik» a. a. O., besonders S. 53 ff.

¹⁵ Cleomedes, De motu circulari etc. ed. H. ZIEGLER, Lipsiae 1891. I 10.

der *Skaphe des Eratosthenes*. Denn es stimmt zwar, daß Vitruvius einmal (IX 8) das Erfinden der 'Skaphe' dem Aristarchos (im 3. Jh. v. u. Z.) zuschreibt, aber im Grunde dieselbe Einrichtung muß auch früher existiert haben. Ja, ich bin überzeugt, daß dieselbe an den senkrecht stehenden Gnomon angepaßte Einrichtung, die später Skaphe hieß, früher — wie auch in unserem Fall: Herodot 2, 109 — den Namen *Polos* hatte.

In diesem Sinne haben den *Polos* schon vor mehreren Jahrzehnten die beiden Forscher E. Ardaillon und A. Rehm in ihren Artikeln erklärt.¹⁶ Wie sie schrieben: es wäre aus der Bezeichnung 'polos' selber zu schließen, daß bereits bei den ältesten Horologien der Griechen der 'Schattenfänger' (*skothēras*, *hōrologion* oder *skiothērikon*) eine hohle Halb- bzw. Viertelkugel, des Gegenbild des Himmelsgewölbes war. Die Grundidee der Erfindung war nämlich, den Schatten eines Punktes in der Mitte der hohlen Kugel — also den Schatten der Gnomonspitze an der Wand der Kugel — zu beobachten; zeichnete man den Weg, den die Spitze des Schattens an einem Sonnentag beschrieb, wirklich ein, so erhielt man eine Kurve, die fast genau einem Parallelkreis (am Himmel) entsprach; es war das Abbild eines Tagbogens der Sonne. Man hat nach dieser Schilderung eigentlich drei Tageskurven der Sonne im Polos — von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang — in Evidenz gehalten. Es gab nämlich je einen Bogen für die Sonnenbahn der Sommer- und Winterwende, und eine dritte zwischen diesen beiden für die Tageskurve der Sonne an den Äquinoktien. (Nur nebenbei erwähne ich hier, daß den eben erwähnten drei Tageskurven der Sonne im Polos, in jenem anderen ebenen Ausschnitt der hohlen Viertelkugel, die die vorige beigelegte Figur veranschaulicht, bloß drei Punkte des Kreisviertels — also *H*, *F* und *G* — entsprechen.)

Diese frühere Erklärung wurde jedoch in der letzten Zeit mehrfach angezweifelt. Man hat für den Zweifel — soweit ich sehe — vor allem zwei Gründe namhaft machen können. Es war einerseits nicht klar, wieso man mit dem griechischen Wort *πόλος* denselben Teil des Instrumentes (die hohle Halb- bzw. Viertelkugel) bezeichnen konnte, die später *σκάφη* hieß. Andererseits hat man nicht genügend Belege für die postulierte Bedeutung des Wortes 'polos' anführen können. — Im folgenden versuche ich zunächst die eben genannten beiden Gründe zu entkräften.

Die Bedeutungsentwicklung des Wortes *πόλος* wird im Bailly-Wörterbuch¹⁷ folgendermaßen skizziert:

πόλος aus dem Verbum *πέλωμαι* bedeutet vor allem drei Dinge:

1. *Angelpunkt* (= pivot), um den sich ein Ding dreht, und daher *Pol der Welt*, *Polarstern*;

¹⁶ E. ARDAILLON: Artikel «Horologium» in: MM. CH. DARENBERG—EDM. SAGLIO: Dictionnaire des Antiquités grecques et romaines, 1900. — A. REHM: Artikel: «Horologium» in: RE VIII 1913. Sp. 2416—2433.

¹⁷ A. BAILLY: Dictionnaire Grec-Français, s. v.

2. *Kreis*, den um diesen Punkt herum die Sonne oder ein Stern beschreibt, und darum

3. *Himmel, Himmelsgewölbe*.

Die letztere Bedeutung, wofür im Wörterbuch auch Stellen aus der klassischen Literatur (Aischylos, Euripides etc.) genannt werden, möchte ich deswegen nachdrücklich betonen, weil aus dieser sich auch jener Wortsinn unmittelbar ergibt, der uns hier interessiert: Das astronomische Instrument — der *Polos* neben dem *Gnomon* — hat eben deswegen diesen Namen bekommen ('Himmel', 'Himmelsgewölbe'), weil die hohle Halbkugel in diesem Fall das *Gegenbild des Himmels* ist.

Man hat also mit der Bedeutungsentwicklung des Wortes eigentlich gar keine Schwierigkeit. Nicht so einfach ist die Frage der alten Belege.

Es wird in der modernen Literatur häufig als «*einzigster Beleg*» für jene postulierte Bedeutung, die das Wort 'polos' an der Herodot-Stelle (2, 109) nach dieser Erklärung hatte, ein gewissen Aristophanes-Fragment erwähnt. Es wurde uns nämlich aus der verlorenen Komödie «Gerytades» der Vers überliefert:¹⁸ *πόλος τὸδ' ἐστίν; εἴτα πόστιν ἥλιος τέτραπται;* Der Vers enthält also die zwei Fragen: «Ist dies der *Polos*? Auf wievielte Linie hat sich nun die Sonne gewandt?»

Das Fragment scheint nun mit der vorigen Erklärung für 'polos' völlig im Einklang zu sein. Aber darf man diese Worte, auch bloß in sich, als «*einzigsten Beleg*» außer Herodot selber hinstellen? Ist dies nicht sozusagen eine «optische Täuschung»? Denn schließlich wurden uns die angeführten Worte des Aristophanes durch jenen Grammatiker und Sophisten Julius Pollux überliefert, der im 2 Jh. u. Z. gelebt hat, und der Gewährsmann selber versichert uns: das Wort 'polos' heißt an der betreffenden Stelle dasselbe wie *ὁρολόγιον*. Auch der «*einzigste Beleg*» aus Aristophanes ist also auf diese Weise eigentlich ein Doppelbeleg.

Aber dasselbe gilt auch für ein zweites, später entdecktes Aristophanes-Fragment aus der verlorenen Komödie «Daitaleis» (= «Schmauser»), angeführt i. J. 427 v. u. Z., das ebenfalls das Wort 'polos' und in demselben Sinne benutzt.¹⁹ In diesem anderen Fall erklärt uns der andere Gewährsmann — jener Achilles, der im 2/3. Jh. u. Z. eine Einführung zu den Phaenomena des Aratos verfaßt hat — daß das betreffende Wort bei Aristophanes dasselbe heißt, wie *ἡλιοτροπίον*. Ja, es wird diesmal hervorgehoben: der Komiker im 5. Jahrhundert hatte das Wort 'polos' auch als Femininum benutzt. Durch

¹⁸ TH. KOCK: Comicorum Atticorum Fragmenta. Vol. I., II., III. Lipsiae 1880—88. Aristoph., frgm. 163.

¹⁹ E. MAASS hat dieses Aristophanes-Fragment entdeckt (E. MAASS: Commentariorum in Aratum reliquiae. Berlin 1898. 25 ff.; Achill. Introd. in Act. 62, 3), nachdem es in der klassischen Sammlung von TH. KOCK fehlt, und auch den späteren Herausgebern entgangen war. Vgl. dagegen: A. C. CASSIO: Aristofane, Banchettanti, i frammenti. Pisa 1977. (Biblioteca degli Studi Classici e Orientali) 72—73.

diese grammatikalische Beobachtung wird die Glaubwürdigkeit der Quelle nur noch mehr erhärtet.

Die zwei Aristophanes-Fragmente vermitteln auf diese Weise insgesamt vier Belege für die postulierte Bedeutung des Wortes 'polos'. Einen fünften Beleg stellt uns jener Lukianos im 2. Jh. u. Z. zur Verfügung, der in seinem 'Lexiphanes' (4) den affektiert attizisierenden Sprachgebrauch des zeitgenössischen Sophisten *Pollux* verspottet. Diese letztere Stelle erhärtet auch die Behauptung des anderen Gewährsmannes, Achilles, denn in der von Lukianos verspotteten archaisierenden Redewendung ist das Wort 'polos' in der Tat ein Femininum — wie auch in dem einen Aristophanes-Fragment. Lukianos drückt nämlich an der fraglichen Stelle die einfache Zeitbestimmung: «es ist Mittag» in dieser spitzfindigen Form aus: καὶ γὰρ ὁ γνώμων σκιάζει μέσην τῇν πόλον, «auch der Gnomon beschattet schon die Mitte der Polos». Die «Mitte der Polos» ist offenbar dasselbe, wie in der 'skaphe' des Eratosthenes der *Meridian*. In der Polos genannten Viertelkugel bezeichnet diese Linie die «Mitte des Tages», die vollbrachte *sechste Stunde* seit Sonnenaufgang.

Man besitzt also — zusammen mit unserer Herodot-Stelle (2, 109) — nicht weniger als *sechs* antike Stellen, die einstimmig beweisen, daß nach dem griechischen Sprachgebrauch des 5. Jh-s v. u. Z. das aus der hellenistischen Zeit als 'skaphe' benannte Instrument mit dem Wort 'polos' bezeichnet werden konnte.

Ja, wir können mindestens in einem Punkt auch noch über das bisherige weiter hinausgehen. Es sah nämlich — nach dem was bisher über den (oder über die) 'polos' geschrieben wurde — so aus, als hätte man diesen Bestandteil des Horologiums einfach nur für die Bestimmung der Tageszeit (also mit praktischen, alltäglichen Zwecken) benutzt. Ich glaube dagegen, daß das hier an zweiter Stelle erwähnte Aristophanes-Fragment, dasjenige aus den «Daitaleis» eher dafür spricht, daß dieses Instrument für wissenschaftliche (astronomische) Zwecke gedient hatte. Denn überlege man sich nur den Wortlaut: πόλος τοῦτο ἐστίν, ἥ ἔν Κολωνῷ σκοποῦσι τὰ μετέωρα ταυτί, καὶ τὰ πλάγια ταυτί. In dem ursprünglich leicht verdorbenen Text des Zitates hat den Namen Κολωνός Wilamowitz korrigiert, und dieser Korrektur hat später auch Maaß zugestimmt.²⁰ Wilamowitz erinnerte nämlich an eine andere aristophanische Komödie, an die «Ornithes» (= «Vögel», aus d. J. 414), in der einmal Meton, der Astronom, den Namen «Kolonos» rühmend erwähnt: er, Meton wäre wohlbekannt in Hellas und in *Kolonos* (Vers 998). — Verständlich wird diese durch Aristophanes verspottete Prahlerei erst dann, wenn man daran denkt, daß der Athener Meton i. J. 432 v. u. Z. auf der Pnyx — die zum Gebiet des

²⁰ E. MAASS (Aratea. Philologische Untersuchungen. Berlin 1892. 13) hat, leider, versäumt anzugeben: wo man eigentlich den Korrektur-Vorschlag von WILAMOWITZ lesen kann. Auch A. C. CASSIO (siehe die vorige Anmerkung) hat die betreffende Wilamowitz-Stelle nicht wiedergefunden.

Demos Kolonos gehörte — sein Heliotropion aufgestellt hatte.²¹ Auf diese Tat scheint er besonders stolz gewesen zu sein. — Wilamowitz hat nun eine ähnliche Anspielung auf dasselbe Heliotropion auch in den vorhin zitierten Worten aus den «Daitaleis» vermutet. — In der Tat wird diese Vermutung auch durch den zweiten Vers des Fragmentes erhärtet. Das ganze Zitat heißt ja doch: «das ist nun die *polos*, mit der man in Kolonos beobachtet — die *meteora* hier, und die *plagia* dort». — Unübersetzt ließ ich die beiden Worte, die eindeutig zeigen, daß das Instrument nicht einfach zum Messen der Tageszeit, der Stunden bestimmt war. Die 'meteora' sind Dinge hoch über der Erde, im Gegensatz zu denjenigen unter der Erde, den 'hypogaia'. Und daß nun auch die 'plagia' in einem speziellen Sinne (astronomisch) zu verstehen sind, das ersieht man aus jener Stelle, an der Aristoteles erklärt, daß die 'plagia' im Kosmos etwas anderes wären, nicht *ἄνω* und *κάτω*.²²

III

Nachdem es nun oben nachgewiesen wurde, daß jener 'Polos', den unsere Herodot-Stelle (2, 109) zusammen mit dem 'Gnomon' erwähnt, wohl ebenso ein umgekehrtes Spiegelbild des Himmelsgewölbes war, wie später die 'Skaphe' des Eratosthenes, und nachdem man weiß, daß nach dem attizisierenden Sprachgebrauch des späten Sophisten Pollux (bei Lukianos, in 'Lexiphanes' 4) der *Mittag* mit der Wendung umschrieben werden konnte: 'der Gnomon beschattet die Mitte der Polos', versteht man auch die von Herodot hervor gehobene 'Zwölftteilung des Tages' wohl etwas konkreter. Die Zwölftteilung der Tageszeit ist wohl die Zwölftteilung der Sonnenbahn am Himmelsgewölbe selbst. Das Spiegelbild dieser Sonnenbahn verfolgt man als den Schatten des Gnomons im Schattenfänger, in der Polos genannten Halb- oder Viertelkugel. Das hohe Kugelsegment des Instrumentes muß ebenso zwölfgeteilt gewesen sein, wie man auch das ganze Himmelsgewölbe mit dem Zodiakus zwölfgeteilt hatte. Allerdings galt die Zwölftteilung der Tageszeit nur für die Hälfte der ganzen sichtbaren kreisförmigen Sonnenbahn. Die Zahl der Zodiakus-Zeichen mußte also für die Sonnenbahn sozusagen verdoppelt werden.

Auf alle Fälle scheinen 'Polos', 'Gnomon' und 'Zwölftteilung des Tages' (d. h. der Sonnenbahn) ursprünglich eher für astronomische und weniger für alltägliche Zwecke gedient zu haben.

Padova.

²¹ Über Meton sieh KUBITSCHKE in der RE XV Sp. 1458 ff.

²² Aristot., De caelo 285 b 11 f.

G. A. TIRATSIAN

SOME ASPECTS OF THE INNER ORGANIZATION OF THE ARMENIAN SATRAPY

The problem of the institution of the satrap and the whole complex of questions connected with it are important both for the history of the Achaemenian state power as a whole and for the history of its constituent parts, countries and lands.

Their study leads us first of all to the problems of inner history, disclosing at this its broadest aspects, social, political and cultural. At the same time questions of more specific character, too, are clarified which are without doubt also interesting, viz.: the satrapal court and the system of organization of the satrapal governing, military organization of the satrapy, economic system of the satrapy, first of all its distribution, directly connected with the satrap himself.

These questions are not elucidated in an equal degree in the sources. We are well informed about a series of countries, like Babylonia, Egypt and certain countries of Asia Minor, while about others we know less. Armenia has to be included among the latter.

On account of the very fragmentary character of the informations, certain questions appearing at the first glance to be of partial character and are connected with the satrapal system in Armenia, essentially have been left out of the sphere of vision of the researchers. If, in spite of this, they can be explained, then this can only be done on the basis of the data concerning the whole Achaemenian Empire, the number of which is continuously increasing and is waiting for general interpretation.

1. Satrapal estates

The king of kings, the queen, and the members of the royal family had large estates scattered all over the empire. They are known in Northern Iran (*Plutarch*: Artaxerxes, XXV), in Babylonia, in the vicinity of Nippur¹ and

¹The Babylonian Expedition of the University of Pennsylvania. Philadelphia 1904. X. n° 128. Cf. I. M. ДИАКОНОВ: Рабовладельческие имения персидских вельмож, «Вестник древней истории» 1950. № 4. 87; М. А. ДАНДАМАЕВ: Чужеземные рабы в хозяйствах ахеменидских царей и их вельмож (XXV International Congress of Orientalists). Moscow 1960. 2.

Opis (Xenophon: *Anabasis*, II, 4; 27), and also in a series of other places,² in Syria, at the source of river Dardanos (Xenophon: *Anabasis*, I, 4; 9), in Phoenicia, near Sidon (Diodorus Sicilianus: *Historical Library*, XVI, 41),³ in Asia Minor⁴ and in other places.⁵

Big landowners were also the heads of the districts, the Iranian satraps. As a rule, the possessions of each satrap were situated within the borders of his own satrapy, but also such cases are known, when the satrap owned landed property also in other territories. From the Aramaic letters of Arsames, satrap of Egypt, we know that he owned landed property not only in Egypt, but also in a series of other countries, in Elam, in Media (or Assyria), Babylonia and Syria.⁶

Interesting data are contained about the satrapal estates in the works of Xenophon, who mentions especially the estates of Cyrus the Younger in Sardis (Lydia) and in Kelainai (Phrygia Maior) («On economy», IV, «Anabasis» 1, 2; 7), of Pharnabazos near Daskyleion (Phrygia Minor) («Greek history», IV, 1; 15, 16, 33), of Tissaphernes in Caria («Greek history», II, 12; Plutarch: *Alkibiades*, XXIV), of Belesys in Syria («Anabasis», I, 4; 10).

Estates were owned also by other aristocrats of the empire, what is shown by the same letters of Arsames, mentioning significant Iranian landowners in Egypt,⁷ by cuneiform documents, mentioning the owners of landed property in Babylonia also by name,⁸ and also by the reports of the Greek historians, among which the reports of Xenophon are especially valuable about the estates of the Persian Asidates in the western part of Asia Minor («Anabasis», VII, 8; 9, 12, 19, 21, 22).⁹

This diversified system of official and private estates in the territory of the empire permits to speak about the presence of such estates in Achaemenian Armenia. Particularly, certain data, mainly on the satrapal estates

² M. A. DANDAMAEV: *Контракты о сдаче в наем скота, принадлежавшего сатрапу Аршаму*. Сб. «Проблемы социально-экономической истории древнего мира». Moscow—Leningrad 1963. 133, note 34.

³ See CLERMONT—GANNEAU: *Le paradeisos royal Achéménide de Sidon*, *Compte rendu de l'Académie d'inscriptions et de belles lettres*. 1920, 405.

⁴ W. DITTENBERGER: *Sylloge inscriptionum Graecorum*, 3 Aufl. Lipsiae 1915. I, No. 22, 20, 24; cf. M. A. DANDAMAEV: *Чужеземные рабы...*, 2.

⁵ M. A. DANDAMAEV: *Контракты...*, 133, 134. The care of the Achaemenian kings for the lands is characterized well by Xenophon: «Wherever the king lived — the historian writes —, wherever he went, he made sure that everywhere should be gardens, called «*paradeisois*», full of everything beautiful and good, of what the earth can produce» («On economy», IV, 13; see also «*Κυροπαδεία*», VIII, 6; 12).

⁶ See G. R. DRIVER: *Aramaic Documents of the Vth Century B. C.* Oxford 1957. Cf. I. M. DIAKONOV: *op. cit.* 70—74; M. A. DANDAMAEV: *Контракты...*, 130, 131 and 137.

⁷ See I. M. DIAKONOV: *op. cit.* 73.

⁸ See M. A. DANDAMAEV: *Чужеземные рабы...*, 7; *idem*: *Контракты...*, 130; G. CARDASCIA: *Les archives de Murašû*. Paris 1951. 7; W. EILERS: *Iranische Beamtennamen in der Keilschriftlichen Überlieferung*, Teil I. Leipzig 1940. 12. On the estates belonging to court officials of Persepolis see I. M. DIAKONOV: *op. cit.*, 82.

⁹ See M. I. ROSTOVITZ: *Notes on the Economic Policy of Persian Kings*, *Anatolian Studies Presented to W. M. Ramsay*. Manchester 1923. 372—374.

(as we have been convinced, they are documented from a whole series of countries), permit to presume that the satraps of Armenia, particularly Orontas, governor of Armenia at the turn of the 5th and 4th centuries, B. C., also owned estates in the territory of the whole satrapy.¹⁰

It is possible that in Armenia of the Achaemenian times the district Eruandunik or Aruantunik,¹¹ in the vicinity of the town Van, mentioned in the medieval Armenian sources, was such an estate. The designation of the district, apparently, can be traced back to the names of satraps and kings of Armenia, Aruand—Eruand—Orontas. Similarly here, also two more topographic designations are fixed to be traced back to the same name, viz.: the region Eruandakans east of the city Van, at the mountain Varag, at the access to the territory of Tosp,¹² and the designation Eruandavan for the city Van,¹³ to be traced back to the late medieval manuscripts.

The district Eruandunik—Aruantunik itself, at the settlement Ordok, is lying close to the Armenian pass Hayotsdzor, which is identical with the valley of river Hoshab and is adjacent to the territory of Tosp. This permits the localization of the district more accurately east and south-east of the city Van.

The presence of three topographic designations containing the name Eruand at some distance from each other, is a quite remarkable phenomenon that could be referred to a comparatively late Hellenistic time (cf. Eruandashat, Eruandakert), if the form Aurantunik would not be preserved with the historian, the archaic appearance of which points to an earlier time of its origin, at least to the Achaemenian period. According to S. T. Eremian, the above-mentioned designation can even be connected with the activity of the ancient Armenian kings of the 6th century, B. C.¹⁴ The district-estate set close in ancient times to the environment of the city Van, was situated in one of the economically most developed territories of the state of Urartu, situated in the range of irrigation of the ancient canals, functioning also later

¹⁰ ED. MEYER expressed the verisimilar idea about the existence of nobleman's estates in Armenia belonging to satrap Vidarna and to his successors (ED. MEYER: *Geschichte des Altertums*. vol. III. Stuttgart 1901. 33). We do not know, on what data is this assumption based: most probably it originated from the general situation about the distribution of territories of landed property by the first Achaemenian rulers (Xenophon: *Κυροπαδεία*, VIII, 6; 4, 6; see also A. CHRISTENSEN: *Die Iranier*. München 1933. 271; M. БИТЕЧАН: *L'Iran sous les Achéménides*. Fribourg 1946. 102).

¹¹ See T'OMAY VRERUNI: *Patmut'iwn tann Vreruneac*. K. Polis 1852. 221. U. S. EREMYAN: *Hayastane est. «Ašxarhaçoyci»*. Yerevan 1963. 52, 109; N. ADONTs: *Армения в эпоху Юстиниана*. СПб. 1908. 315, 316 and 321.

¹² See T'OMAY VRERUNI: *Patmut'iwn*. . ., 54.

¹³ See U. S. EREMYAN: *Haykakan ašajin petakan kazmavorumnerə. «Patmabanasirakan handes»* 1968. No. 3. 106, note 73.

¹⁴ See also *ibidem* 107; *idem*: *Hayastane est. «Ašxarhaçoyci»* p. 51.

on and of other water structures, and it was one of the highest developed agricultural centres, renowned for its gardens, vineyards and wheat fields.¹⁵

About the circumstance that the satrapal or royal estates could be situated also near to the main city or the centre of the satrapy, there is a series of concrete examples (the royal estate near Sidon, the estates of Cyrus the Younger and Pharnabazos near Sardis and Daskyleion), supporting the idea about the existence of the satrapal estate in the vicinity of the centre of the Armenian satrapy, which, in all probability, was the city Van.¹⁶

An economic characteristic of similar estates is given by the same Aramaic letters of Arsames, by the cuneiform documents of Persis and Babylonia of the Achaemenian times, and by the Greek sources. They mention gardens and parks, so called *paradeisoi*, forests and game reserves full of wild animals, agricultural farms with wheat fields and vineyards, stock-breeding farms, fish-ponds and many other things. About the direct producers working on the estates it is known that they are mentioned under the designation of *grda* or *kurtaš*, working in the private as well as in the state farms. Part of them were recruited from people taken at the time of the suppression of revolts, and from people taken by force from other countries and reduced to slavery.

These *grda* did not own means of production and they had not personal freedom, but apparently they had movable property, and in Babylonia they also could own land.

They received board, as a rule, in kind and, judging from the tablets of Persepolis, in silver in the form of subsequent payment. There were also craftsmen, and even highly qualified ones among them.¹⁷

When the landowners, in the given case the satraps, lived in towns or in their residences, their estates were directed by managing officials (*paqids*), most frequently from among the local inhabitants, about whom reports have been preserved in the letters of Arsames. They were employed in the collection of poll-taxes from the estate, were in command of the slaves and the movable property.¹⁸

¹⁵ See N. V. ARUTIUNIAN: *Земледелие и скотоводство Урарту*. Erivan 1964. 16 ff., 53 ff.

¹⁶ Several examples can be mentioned, when the capitals of the subdued countries became the main centres of the satrapies, organized on the territories of these countries (Memphis in Egypt, Babylon in Babylonia, Sardis in Lydia, Ecbatana in Media, etc.). Of course, Van — capital of the state of Urartu, and thereafter of the oldest Armenian kingdom — must have become the main centre of the Armenian satrapy. At the place, on the rock of Van, Darius ordered to prepare the place for the inscription, and Xerxes had it written.

¹⁷ See I. M. DIAKONOV: *op. cit.* 75 ff.; M. A. DANDAMAEV: *Чужеземные рабы...*, 1 f; *idem*: *Контракты...*, p. 131.

¹⁸ See I. M. DIAKONOV: *op. cit.*, 72 ff. The above-mentioned short characteristic of economy, based on the data of the most developed countries in regard to economy (Southern Asia Minor, Babylonia, Egypt), of course, cannot always adequately reflect the

In connection with the estates of the satrap of Armenia, the reports of Xenophon given in the «Anabasis» are noteworthy. Crossing river Kentris (eastern Tigris, southern boundary of Armenia), the Greeks proceeded five *parasangai* (about 25 kilometres). «The village, at which they arrived — the historian states — seemed be extensive, the palace of the satrap was in it . . .» («Anabasis» IV, 4 ; 2). Continuing their march, the Greeks came to the territory of the so-called «Southern Armenia», the governor of which was Tiribazos. Proceeding 15 *parasangai* (75 kilometres), «the Greeks arrived at the palace and the numerous villages surrounding it . . .» («Anabasis», IV, 4 ; 7).

The comparative material promoting the correct understanding of the above-mentioned data of the historian, mainly relating to the royal palace (*basíleia*), shows that the latter is linked up with the concept of the satrapal estate. Fortunately, the most valuable comparative material is contained exactly in Xenophon.

In two occasions the *basileia* is mentioned together with a park (*paradeisos*), a frequent concomitant of the estates of the Achaemenian period (park at the palace of Cyrus, satrap of Lydia, Phrygia Maior and Cappadocia, in Kelainai in Phrygia («Anabasis», I, 2 ; 7) and the park at the source of river Dardanos at the palace of Belesys, satrap of Syria («Anabasis», I, 4 ; 10). park of Cyrus in Sardis, main centre of his satrapy, where the presence of a *basileia*-palace must be added in thought, is mentioned specially («On economy», IV, 21).

Describing the residence and estate of Pharnabazos, satrap of Phrygia Minor, near Daskyleion, Xenophon in his other work, «Greek history», mentions the palace-*basileia* with villages, park and gardens around it (IV, 1 ; 15).¹⁹

The fort of Asidates, significant Persian landowner, was situated in these regions of Western Asia Minor (in Mysia). His estate is described by Xenophon, who mentions here slaves and cattle («Anabasis», VII, 8 ; 9, 12, 13).

It follows from the above-mentioned reports of Xenophon that the *basileia*-palace for the governors of the province and the fort (*τόπος*)²⁰ for the other aristocrats could be the centre of the estate, which could comprise villages, parks, slaves and cattle. But the estate could also consist only of villages. Such estates belonged to Parysatis, mother of Artaxerxes II, and one of them was situated in Syria and the other in Mesopotamia («Anabasis», I, 4 ; 9 ; II, 4 ; 27).

From everything that has been said by Xenophon about palaces-

situation prevailing in Armenia, for which the analogies from Iran proper would be more suitable (with the exception of the royal estates).

¹⁹ See M. ROSTOVITZEFF : *op. cit.* 374.

²⁰ See *ibidem* 373, 374.

basileiai with villages around them in Armenia, one can see the residences and estates of the satrap Orontas and the hipparchos Tiribazos.²¹

We do not find, in the above passages, an answer to the questions: who worked in these estates, who were the inhabitants of the villages around them? We have already seen that in a series of estates of Iranian aristocrats the labour force consisted of slaves. For the characteristic of these estates the reports of Xenophon on the estate of the significant Persian Asidates in Mysia proved to be very important. With the historian, however, there are much more concrete reports on the villages of Parysatis, in one case with slaves in them, and in another case without them. The slaves reported from the Babylonian villages of the queen were, apparently, aliens taken prisoners by the Persians, reduced to slavery and settled in the villages.

The reports of Xenophon on the organization of the Armenian villages do not authorize us to look for slaves in them and also in the villages situated around the palaces-*basileiai*. It can be regarded as proved that the villages of Armenia in the Achaemenian period were village communities, about the existence of which there are several data also with Xenophon himself.²² According to their situation the villages in the estates of the satrap and the hipparchos in Armenia, with some reservations, resemble mostly to the villages-estates of Parysatis at river Chalos in Syria, given to the queen «as a present» («Anabasis», I, 4; 9; Ktesias: Persica, fragment 89). Here, apparently, differently from the estates of the same queen in Babylonia, free people lived, who besides the usual poll-tax to the king, were obliged to bear the expenditures on the maintenance of the various needs of the queen and her court. And the members of the peasant community in the above-mentioned estates of the satrap of Armenia, besides the tax to the king of kings, gave the major part of their income to the satrap himself. Possibly, Xenophon has in mind such a practice, usual in certain satrapal estates, when he speaks about the collecting of food-products for the satrap in one of the villages of Assyria in the vicinity of which the palace-*basileia* was situated («Anabasis», III, 4; 24, 31).

2. Court servants or slaves?

Xenophon tells that, marching through Armenia, the Greeks took the palace of Tiribazos, governor of Western Armenia, and in it a bed with silver legs, goblets and men calling themselves *distributors of bread* and *cup-bearers* («Anabasis», IV, 4; 21).

²¹ Craftsmen's workshops could also belong to the satraps of Armenia, for the preparation of artistic metal articles, about the activity of which there are several indirect data from the time concerned.

²² See S. T. EREMIAN: Основные черты общественного строя Армении эллинистической эпохи, «Известия АН Арм. ССР», обществ. Науки 1948. № 11. 37, 38.

The mentioning of the above-mentioned persons by the historian raises, of course, the question about the organization of the court of the satrap and other governors. The reports are apparently not sufficient to clarify the whole staff of the satrapal court, but the existing few data permit to state that it imitated the royal court in everything.

Xenophon shows in another work of his («Kyropaideia», VIII, 6) that the court of the satrap was organized according to the pattern of the court of the Persian king, and that the court customs of the satrap must have coincided with the customs of the great court of the king. This is shown, at the first glance, also by the comparison of the above-mentioned court offices — of the distributor of bread and of the cup-bearer — with the corresponding offices in the royal court. Contrary to the satrapal court, the offices at the court of the king of kings are elucidated by the original sources in greater detail. We know a few dozens of titles both of persons of state offices and of expressly court offices. The nature and content of these titles are subjected to a rather convincing explanation.

Among the high dignitaries of the royal court a special place is occupied by the *οἰνοχόος* of the Greek sources, the cup-bearer, mentioned, as has been seen, also among the persons surrounding Tiribazos, governor of «Western Armenia». He and the *hazarapatiš*, another high court servant, were entrusted with the security of the king. Under Cambyses this office was held by Artembares, son of the chiliarchos (*hazarapatiš*) Prexaspes (Herodotus: Histories, III, 34).²³ Under Artaxerxes I, the servant of the court Nehemiah especially stressed the circumstance that he was the cup-bearer of the king. It is also known that the all-powerful eunuchs of the court were invested with this title («Kyropaideia», VIII, 4, 2).²⁴ According to the opinion of certain researchers, cup-bearers can be discovered on two generally known reliefs from Persepolis (hundred-columned hall and treasury) in the figure standing immediately behind the king.²⁵

It is difficult to accurately define the rights and duties of the cup-bearer, and even more difficult to define his mutual relation to the chiliarchos (*hazarapatiš*). Apparently, he stood at the head of the pages and the personal servants of the king in the court. No matter how we try to clarify the essence of his duty, the original sources depict the figure of a high court and state dignitary, having the great confidence of the king of kings, and not once endeavouring to influence the course of the events of the empire.

²³ See A. CHRISTENSEN: Die Iranier. München 1933. 261.

²⁴ See F. ALTHEIM—R. STIEHL: Die aramäische Sprache unter den Achämeniden. Frankfurt am Main 1961—1962. Lieferung II. 145; P. J. JUNGE: Hazarapatis, Klio 33 (15) No. 2 (1940) 19—21 and 38; J. MARQUART: Untersuchungen zur Geschichte von Eran. Göttingen 1806. 229—232; E. MEYER: Geschichte des Altertums. Vol. III. Stuttgart 1901. 42; W. HINZ: Altiranische Funden und Forschungen (Medisches und Elamisches am Achämenidenhof). Berlin 1969.

²⁵ See E. SCHMIDT: Persepolis. I. Chicago 1953.

In the light of these data Xenophon's report, according to which «the king has numerous (thousands) cup-bearers» («Greek history», VII, 1 ; 38), appears to be quite unexpected. According to Altheim, the at one time important office its former significance, it lost its value and became widespread by the time of Xenophon. This is why Ahiqar in the book of Tobit boasts to be ἀρχιπονοχόος, head of the cup-bearers, to distinguish himself from the mass of the other cup-bearers.²⁶

We believe, however that one should distinguish the cup-bearer, an official person, from the numerous cup-bearers of the king mentioned by Xenophon. Certain data permit the assumption that at the time of Xenophon, as well as up to the end of the existence of the empire, the cup-bearer, one of the chief advisers of the king, continued to preserve his former high position. As regards the numerous cup-bearers, one should not see in them the former official personalities that underwent a certain evolution, and appeared for the first time in such a mass and mentioned in the report of Xenophon. In all probability, cup-bearers had existed in such a large number among the numerous workers of the king also earlier, and it appears to be, they were slaves.²⁷

There can be no doubt that Tiribazos, governor of «Western Armenia», being himself an official dignitary on the side of the king — «friend of the king» and the head of the stable (in his presence no one else helped the king into the saddle) («Anabasis», IV, 4 ; 4), had in his court officials and servants.

It is more probable that the persons at the court called cup-bearers and distributors of bread, are no official persons,²⁸ but slaves performing household work. Such and many others — like bakers, cooks, doctors, eunuchs, shepherds, vine-growers, brewers («Greek history», VII, 1 ; 38) — were in plenty, and they were recruited from the representatives of the subdued peoples.²⁹ Among them there were also more privileged layers, mostly craftsmen, artists, physicians, and possibly, also household slaves, apparently such were the cup-bearers and distributors of bread at the court of Tiribazos in Armenia.

3. *The question of the chancellery and scribe of the satrap*

Describing the next phase of the war of the diadochoi, Diodorus writes that Eumenes contrived a letter, the content of which was to encourage the warriors to fight, before the imminent battle with Antigonus. The letter was compiled in the name of Orontas, satrap of Armenia and addressed to Peukes-

²⁶ See F. ALTHEIM—R. STIEHL : *op. cit.* 165.

²⁷ See M. A. DANDAMAEV : *Чужеземные рабы . . .*, 10.

²⁸ See G. A. TIRATSIAN : *Происхождение древнеармянского царства. «Историко-Филологический журнал»* 4 (1966) 85, 86.

²⁹ See M. A. DANDAMAEV : *Чужеземные рабы . . .*, p. 10 ; I. M. DIAKONOV : *op. cit.*, 85, note 63.

tes, satrap of Persis, former member of the royal regiment of Alexander. In order to give an authentic character to the letter, it was written «with Syrian characters». The letter had the desired effect, and the spirit of the army changed («Historical Library», XIX, 23).

Diodorus does not give an answer to the questions, in what language was the letter, written with Aramaic characters, compiled and, consequently, what could be the language of the official relations of the satrap of Armenia. The letter could not be written in the Aramaic language, because it is more than probable that Peukestes, the addressee, satrap of Persis, former general of Alexander, did not know it. The language of the letter could not be Persian either, at least because the first application of the Aramaic script for the rendering of the Persian language is accepted to be dated from the time beginning with the first half of the 3rd century B. C., from which the inscription from Naqš-i Rostem is dated, which is Iranian in language and Aramaic in script.³⁰ Apparently, it can be stated that the language of the false letter was Aramaic, just like the language of the letter, according to the testimony of the same Diodorus, sent about 312 by the Arabs signalling alarm to Antigonos, similarly written with Syrian, i.e. with Aramaic characters («Historical Library», XIX, 36).³¹

Nevertheless, for a more thorough understanding of the above-mentioned intimations of Diodorus we have to stop at the question of the spreading and role of the Aramaic script and language in the Achaemenian Empire and in this context to examine the question of the satrapal chancellery and scribe in Armenia.

The history of the appearance and spreading of the Aramaic language as the language of the official relations in the Near East, up to its becoming the general administrative language in the conditions of the Achaemenian state-power, has been studied fairly well.³² On account of several advantages over the cuneiform script (alphabetic character of the script, the possibility of use of the easily transportable materials, viz. the papyrus and the parchment), the Aramaic language penetrated into various spheres of life of the ancient states of the Near East. As from the 8th century the Aramaic language appeared as the diplomatic and commercial language in Assyria. This is shown by the Aramaic and bilingual — Assyro-Aramaic — inscriptions, and also by the suspended seals or bulls, remaining from the burnt papyrus docu-

³⁰ See W. B. HENNING: *Iranistik* (Handbuch der Orientalistik). Leiden 1958. 24.

³¹ See F. ALTHEIM: *Weltgeschichte Asiens im griechischen Zeitalter*. Vol. I. Halle 1947. 33.

³² See H. H. SCHAEFER: *Iranische Beiträge*, *Schriften der Königsberger Gelehrten-gesellschaft, Geisteswissenschaftliche Klasse* 6 Jahr., II. 5, 1930 1—7; F. ALTHEIM—R. STEHL: *op. cit.* Lieferung I, 78—82, 102, 103 (see the review by M. A. DANDAMAEV on this work, «Вестник древней истории» 1963. № 4); F. ALTHEIM: *op. cit.* 33, 156, 157, etc.; W. B. HENNING: *op. cit.* pp. 22 ff.

ments compiled in the Aramaic language and found in various centres of the Assyrian state-power. The Aramaic language, possibly, was applied also in the state of Urartu. The find of a suspended seal or bull from bitumen in Karmiblur shows that the text of the papyrus that was fixed to it was, very likely, written in the Aramaic script.³³

Several data on the spreading of the Aramaic language in the New Babylonian kingdom are documented from finds in Babylon and Sippar and in other cities, of cuneiform tablets from the times of Nabûkudurriuşur and Nabûna'id with notes and summary in Aramaic language.

After the conquest of Babylonia by the Persians the Aramaic language became wide-spread also in the Achaemenian state-power. In the books of Ezra and Esther it is mentioned that royal statutes were compiled in the period of the reign of Cyrus II. These documents were compiled in the Aramaic language. The cuneiform inscriptions from the time of Cyrus II written in Old Persian also show the degree of spreading of the Aramaic language in the state chancelleries, because they were prepared after the pattern of the Aramaic alphabet.

This, however, does not authorize us to state that the Aramaic language became the state language of the whole empire already under Cyrus II. The state chancelleries under him used the Aramaic language only in the western part of the Achaemenian Empire. The introduction of Aramaic as the administrative language of the whole empire both in its western and eastern parts is connected with the name of Darius. This phenomenon must be connected with his numerous reforms, first of all of administrative and financial character. The Aramaic language soon began to supersede the Elamite language in Persepolis. The coexistence, or more correctly the competition of the two languages in administration ended in the year 459 with the ousting of the Elamite language by Aramaic.³⁴

The vitality of the Aramaic language in the easternmost territories of the empire, and at the same time the degree of its spreading in the Achaemenian period in these distant boundaries of the state are shown by the Aramaic inscriptions of king Aśoka (middle of the 3rd century B. C.), the fifth of which was discovered quite recently in Afghanistan.³⁵

The common language of the chancellery and the official inscriptions is shown also by the fragments of the Aramaic variant of the inscription of Behistun found in the other end of the empire, in Egypt. This is shown, otherwise, also by the inscription itself, pointing to the existence of variants

³³ See B. B. ПИОТРОВСКИ: Кармир-блур, I. I. Erivan 1950. 75, 76.

³⁴ See the works mentioned under note 32, and also M. A. ДАНДАМАЕВ: Проблема древнеперсидской письменности. Эпиграфика Востока 15. (1963).

³⁵ See A. DUPONT-SOMMER: Une nouvelle inscription araméenne d'Asoka, trouvée dans la vallée du Lamghan (Afghanistan). Comptes rendus de l'Académie des inscriptions et belles lettres. Paris 1970. Janv.—Mars.

written on leather, prepared, as we see, in the Aramaic language for the information of the subjects.

The especially broad spreading of the Aramaic language, the so-called Imperial Aramaic (*Reichsaramäisch*), was ensured by its exceptional ability for the creation of a single system of communication. Without a general administrative language, the centralized administration of the empire, the population of which consisted, as it is known, of different peoples and tribes speaking many languages and dialects, would have been impossible. The sphere of application of the Aramaic language was, of course, rather limited, not much exceeding the frames of the highest circles of power. Particularly, it was the language of correspondence between the royal court and the satraps and even more between the satraps themselves. From this point of view the letter of Eruand, satrap of Armenia, to Peukestes, satrap of Persis, could be written only in the Aramaic language.

The source further states that the letter of Eruand was ordered by Eumenes to be read before his allies. It is difficult to imagine that the letter was read in Aramaic, i.e. in the language in which it was written, because hardly anybody could have understood it. The Aramaic letter was, therefore, read before the allies of Eumenes in a language understood by them, i.e. in Persian. We have touched a very interesting phenomenon, characteristic of the chancellery practice of Achaemenian Iran, especially of the royal and satrapal courts, including also the court of Eruand, satrap of Armenia.

The role and significance of the Aramaic language in the administration of the empire — in the administrative or official relations — show that the opinion about the use of the Persian language in cuneiform in the correspondence does not correspond to reality. The correspondence was done with the help of a scribe, who wrote the letter in Aramaic, dictated to him by the king, the satrap or other aristocrats in Persian, translating the text off-hand. On receipt of the letter the opposite happened, viz. the Aramaic letter was read in Persian.

This practice of translation from a list or note of the off-hand translation is documented from Ezra, who for this mentions a special term, *mpāraš*, which means this procedure. This method, spread in the chancellery practice of the Achaemenian period, which must have been applied also in the case mentioned by Diodorus, permits to stress the special role and position of the scribe both in the royal and in the satrapal courts.

Together with the Iranian aristocracy, the caste of scribes, generally of Babylonian-Aramaic origin, paved its way to the highest spheres of state life, succeeding to ensure their special position by their indispensability. In the book of Esther (9, 2) the royal scribes appear to be in the same rank with the satraps. In order to bring some document to the knowledge of the king, in the court their inevitable mediation was necessary (Plutarch: Artaxerxes,

XXII). Ezra succeeded to rise to the highest level of the royal administration exactly in the quality of a scribe. Under Alexander, Amedines, scribe of Darius III, the last Achaemenid, was appointed governor of one of the eastern tribes. The comparison of the position of the Achaemenid scribe, a chancellery official of high standing, with the exclusive position of the *kātib* under the Abbasids or of the *dpir* in early medieval Armenia offers itself automatically.³⁶

There was a chancellery with its chief scribe and other learned personnel at the court of each satrap, including also that of Armenia. The letter of Eruand refers to this fact.

4. Military organization of the satrapy

The reports of the sources permit to speak about the categories of troops of the satrapy, about the relationship of the civilian and military power in the satrapy, about the military sector of the empire, to which also the Armenian satrapy belonged.

It is known that at the time of war the Achaemenian army was gathered and composed according to ethnic principles. At the time of the Greek invasion the army of Xerxes was composed according to this criterion (Herodotus: Histories, VII, 60) and troops of Darius III were also arranged similarly before the battle at Arbela (Arrian: The military expedition of Alexander, III, 8). Xenophon also reports about the royal army divided according to nationalities when he describes the battle at Cunaxa («Anabasis», I, 8; 9).

Consequently, it is a matter of course that the Armenian troop participating in all these military measures, similarly to the troops of the other peoples of the Achaemenian Empire, appeared as a separate ethnic unit, what is, otherwise, unanimously mentioned by the above ancient authors (Herodotus: Histories, VII, 73; Arrian: The military expedition of Alexander, III, 8, 5; III, 11, 7; Xenophon: Anabasis, II, 4; 8; III, 4; 1, 3). These were troops recruited from the local population, forming the satrapal cadres of the subjects liable to military service. At the time of war they formed the basic military force of the satrapy.³⁷

Besides the enlisted troops, in each satrapy there were also *regular forces*, performing permanent military service. Apparently, this category was kept in mind by Xenophon, when he said: «Each governor of each people has to maintain a certain force of troops.» According to the statement of Xenophon, the duty of these permanent troops was to defend the satrapy from the different inroads and invasions, and also to govern the population («On economy», IV, 5).

³⁶ See F. ALTHEIM: Weltgeschichte. 156, 157; V. S. NALRANDYAN; Mesrop Maštoçi kyank'e iv gorco. «Mesrop Maštoç», hodvacnere žolovacu. Yerivan 1963.

³⁷ See ED. MEYER: *op. cit.* 68.

They formed the permanent military force of the satrapy, and Xenophon possibly kept this in mind, when he mentioned Tiribazos, governor of «Western Armenia», appearing «with his troop» (*δύναμις*) («Anabasis», IV, 4; 18).³⁸

Those Armenians can be included into this category, who according to the «Anabasis» (IV, 3; 4), together with the Mardi and Chaldean mercenaries, blocked the way of the Greeks to the satrapy. According to the opinion of Hübschman and Krkiasharian, under the mercenaries *μισθοφόροι* in the above-mentioned passage Xenophon understood Chaldeans,³⁹ what cannot be doubted and is supported by other data. Markwart⁴⁰ and Manandian⁴¹ regard both the Mardi and the Chaldeans as mercenaries, and Maximova, publishing the translation of the «Anabasis», counts even the Armenians to them.⁴²

Since grammatically the designation «mercenaries» undoubtedly relates to the Chaldeans, but can also be referred to the Mardi and to the Armenians, therefore for the correct interpretation of the passage concerned we have also to take into consideration the above-mentioned data, from which one can see that besides the basic military force of the satrapy consisting of enlisted men, participating, as has been seen, in the battle of Cunaxa, also regular troops could exist consisting of Armenians, who together with the mercenaries performed one of their principle duties, the defence of the boundaries.

Besides the parts performing permanent service in the satrapy itself, there were also such forces of the same regular satrapal troops, which were ordered to other satrapies, where they performed garrison service. According to certain authors, in a series of collectives the aliens, documented from

³⁸ The interpretation of the report concerned of Xenophon depends in many respects on the question, whether Tiribazos participated in the battle of Cunaxa or not. If we believe Plutarch («Artaxerxes», X), Tiribazos was there. Then it is difficult to understand, how he could get to his hipparchia before the Greeks, who, as it is known, separated from the Persians persecuting them and marched ahead. Otherwise, Orontas was also among the persecutors, who, as a matter of fact, returned to his satrapy, but did not reach there before the Greeks. Consequently, it must be presumed that Tiribazos succeeded to return home immediately after the end of the battle, or that he did not participate at all in the war just started. In this case it is possible that under his military force we must understand regular troops providing for the defence of the province entrusted to him. We know several examples, which show that besides the satraps, the *hipparchoi* also had the right to maintain troops, of which they freely disposed in their own territories (ED. MEYER: *op. cit.* 73, 74). If we believe, however that Tiribazos just returned from Cunaxa, than in this case we must presume that he was accompanied by the main force of the hipparchia at the time of war, i.e. by the enlisted troops. This is exactly what Xenophon has in mind, when he mentions the troop of Orontas returning from war.

³⁹ M. H. HÜBSCHMANN: *Die Altarmenischen Ortsnamen*. Strassburg, pp. 190, 207. See K'senop'on, *Anabasis*. T'argm. S. KRKYASARYANI. Erivan 1970. 259.

⁴⁰ J. MARKWART: *Die Entstehung und Wiederherstellung der armenischen Nation*. Berlin 1919. 24.

⁴¹ H. H. MANADYAN: *K'nnakan tesut'yun hay zolovrdi patnut'yan*. Yerevan 1944. 68.

⁴² See Xenophon: *Anabasis*. Translated by M. I. MAXIMOVA. Moscow—Leningrad 1951. 102.

cuneiform records in Babylonia, can be regarded as soldiers. Among them people coming from the Armenian satrapy — *uraštai* — are mentioned, under whom one must understand Armenians performing military service in the garrison troops stationed in the Babylonian satrapy.⁴³

The *mercenaries* formed a special, characteristic category of troops of the empire. The possibility is not excluded that Armenian mercenaries also existed, similarly to the mercenaries from other peoples and tribes subordinated to the Achaemenids. In the troops of Orontas, satrap of Armenia and in those of Tiribazos, hipparchos of «Western Armenia», Mardi, Chaldeans, Chalybes and Taochi served as mercenaries. These were more or less independent tribes living in the Armenian highlands and coming into the most different connections with the royal power, with the satrap and the other high dignitaries.

The recruiting of mercenaries belonged among the rights of the governors of provinces and they were maintained by the state.

The role of the mercenaries, especially of the Greek mercenaries, in the life of the empire is well-known. We know also about Assyrian and Hyrcanian mercenaries («Anabasis», VII, 8, 15).

The Persian warrior mentioned in the troop of Tiribazos also corresponds to our conception about the organization of military affairs in the whole empire. It is not excluded that we have to do with one of the *body-guards* of Tiribazos. The body-guards of the satrap and the other governors were generally recruited from the ranks of Persians.⁴⁴

Besides the basic military forces of the satrapy, the enlisted and permanent forces of the army, the Mardi, Taochi, Chaldeans or Chalybes, mercenaries, and Persian body-guards, there must have been also special troops performing garrison service in the main centres and fortresses of the satrapy.⁴⁵ We know about the presence of such troops also from the reports of Xenophon («On economy», IV, 6).

In the known passage on the defence by cavalry-men and foot-soldiers of the southern boundaries of the satrapy against the Greeks attacking, beside the satrap Orontas, another personality, Artuches is mentioned. It is difficult to state, what office was held by him. Artuches could be a «state eye» — one of the important dignitaries of the empire, who was frequently sent out by the king to supervise the affairs in the certain satrapies. In these supervising journeys he was frequently accompanied by a troop («Kyropaideia», VIII, 6 ; 16). It must be noted that this assumption is not very likely already because exactly from this time Artasuras is known as the «royal eye» of the

⁴³ E. UNGER: *Babylon die heilige Stadt nach der Beschreibung der Babylonier*. Berlin 1931. 39, 40, note 6 ; G. CARDASCIA : *Les archives de Murašû*. 7 ; I. M. DIAKONOV : *op. cit.* 88.

⁴⁴ P. J. JUNGE : *Hazarapatîs*. 33, note 4.

⁴⁵ In the period examined, there were several such troops in Armenia, as this is shown by the written sources and by the archaeological data.

empire, whom Plutarch mentions among the aristocrats surrounding king Artaxerxes II («Artaxerxes», XII). As is seen thereafter from the corresponding passage of the «Kyropaideia», these journeys were meant for short duration and, usually, took place secretly.

The circumstance that Artuches is mentioned together with a troop in the given case blocking the access of the Greeks to Armenia, shows that he had direct relation to the military affairs of the satrapy and could be the commander-in-chief of the satrapal troops.

The question of the division of power in the subordinate countries, of the separation of the military force from the civilian power, was apparently raised after the suppression of the great revolts in the beginning of the reign of Darius. Before that, under Cyrus II, Cambyses, and even in the beginning of the reign of Darius, the satraps strongly held the military force in their hands. The description by Herodotus of the march of the Achaemenian army to the west shows that under Xerxes the division of the duties in the satrapies remained in force («Histories», VII, 61 ff.). As a rule, the satraps were not the commanders of the satrapal troops, although each people had its own commander (Herodotus: Histories, VII, 79). The Armenians and Phrygians marched under the commandship of Artochmes, son-in-law of Darius, who was not the satrap of either of these peoples. This office in Armenia was, apparently, held by the Hydarnids, the first governors of Achaemenian Armenia.

The reports, however, which we have at our disposal for the second half and the end of the 5th century, show that all duties, both civilian and military, were concentrated in the hands of the governor-satrap. It is difficult, e.g., to presume that the great uprisings of satraps beginning under Artaxerxes I could have taken place at all, if the military command had not been in the hand of the satraps.

This is eloquently shown by the description of the march of the «10 000» and of all military affairs connected with it, from which it becomes clear that the commanders-in-chief of the satrapal troops were the satraps themselves (see the corresponding passages of the «Anabasis»)⁴⁶.

This is seen on the example of the Armenian satrapy, the satrap of which, Orontas, «with his», i.e. satrapal, troop participated in the battle of Cunaxa («Anabasis», II, 4, 8, 9; III, 4; 13). This situation did not change

⁴⁶ See ED. MEYER: *op. cit.* 71–73. In fact, in two of his other works Xenophon speaks quite definitely about the division of the power between the governor-satrap and the commander of the troops (see «Kyropaideia», VIII, 6; 1–3; «On economy», IV, 9, 10). According to the opinion of Xenophon, these reports relate to the years of the reign of Cyrus II, the founder of the Achaemenian state, but in fact they reflect a later period but not contemporary with him, when, as we have already seen, such a division of power could really take place. Therefore, the conclusion of ED. MEYER about the concentration of the power, both civilian and military, in the hands of the satrap alone in the whole period of the history of Achaemenian Iran seems to be too categorical.

even later on, as it is shown by the data on the whole empire⁴⁷ and by the reports relating to Armenia. In the battle at Gaugamela, the Armenians participated under the commandership of their governors, Orontas and Mithraystos (Arrian: The military expedition of Alexander, III, 8; 5; III, 11; 7).

Returning to the question about the office of Artuches, most likely of military character, it has to be said that even in the case of the unique power of the satrap different generals could exist in the given satrapy (see Xenophon: On economy, IV, 7). One of them was the *phrurarchos*, commander of the fortress garrisons, subordinated to the satrap, but taking charge of the guarding of the fortresses and helping him in the defence of the country from hostile attacks and various inroads.⁴⁸

This seems to be also the office of Artuches.

The satrapies with the above-mentioned categories of troops were included into military sectors, into which the Achaemenian empire was divided. At the time of war commanders-in-chief are mentioned, commanding large groups of troops, which usually consisted of the troops of several satrapies. At the time of the military expedition of Xerxes against the Greeks (480 B. C.) there were six such commanders-in-chief of the imperial infantry (Herodotus: Histories, VII, 82), at the time of Artaxerxes II, more accurately in connection with the military expedition of Cyrus the Younger, four commanders-in-chief of the royal army are mentioned («Anabasis», I, 7; 11). We do not know, in which military sector were the troops of the XIII and XVIII satrapies exactly included at the time of the military expedition of Xerxes to the west. On the basis of the data of more recent times about them one can make only assumptions. As regards the reports of Xenophon, there exists a possibility to determine this question more concretely.

Xenophon states: «There were four commanders of the royal army (Abrakomas, Tissaphernes, Gobryas and Artakes) and there were 300,000 soldiers» under each commander («Anabasis», I, 7; 11). According to Ed. Meyer, examining this statement, Abrakomas commanded the troops of the Minor Asian military sector, Tissaphernes the troops of the Syrian and Euphrates district military sector, Gobryas and Artakes the troops of the Armenian and Iranian military sectors up to India.⁴⁹

Apparently, there is a possibility to interpret the report of Xenophon also otherwise. We have all reasons to think e.g. that the Minor Asian military

⁴⁷ See W. W. TARN: Alexander the Great. I. Cambridge 1951. 29.

⁴⁸ See M. L. CHAUMONT: Recherches sur les institutions de l'Iran ancien et de l'Arménie. Journal Asiatique 250 (1962) 17, 18 (Le titre et la fonction d'Argapat et de Dizpat).

⁴⁹ See ED. MEYER: *op. cit.* 75.

forces were commanded by Tissaphernes and that the troops of the Armenian satrapy were included exactly into the Minor Asian military sector.

In the Minor Asian possessions of the king of kings the main role was always played by the satrap of Lydia. It is true that at the same time the brother of Cyrus the Younger was the satrap of Lydia, Phrygia and Cappadocia. It must be thought, however, that under the existing circumstances Tissaphernes commanded the Minor Asian troops remaining loyal to the king of kings and also the Armenian troops. After all, before the appointment of Cyrus in Asia Minor, Tissaphernes was the satrap of Lydia, Caria and the Ionian cities (413—405 B. C.). It is interesting to remark that after the death of Cyrus, the Minor Asian provinces, including also Lydia, returned to Tissaphernes (400—395 B. C.).

The close connections of Tissaphernes with the Minor Asian affairs permit the assertion that exactly he was the commander-in-chief of the Minor Asian troops and, consequently, the *toparchos* (commander) of the military sector of Asia Minor. The other military sectors were commanded, respectively: by Abrakomas (Syrian), Gobryas (Babylonian) and Artakes (Iranian up to India).

The circumstance that Orontas was subjected to Tissaphernes and that, consequently, the troop of the Armenian satrapy was included into the Minor Asian military sector, can be seen from a series of reports of Xenophon. «At that time — Xenophon says — Tissaphernes arrived with his troop, apparently intending to go home, and similarly Orontas with his military force. From here they marched on, while Tissaphernes commanded, and he granted possibility to the troops to buy provisions» («Anabasis», II, 4 ; 8, 9). The historian laid down here the moment of the return of certain troops of the royal army after the battle of Cunaxa, having, as it is known, a favourable exit for them. We find Orontas together with one of the four commanders-in-chief of the royal army, with the commander of the Minor Asian troops.

In the following passage Xenophon state also clearly: «Tissaphernes appeared at this passage. He had with him his own cavalry, the troop of Orontas, who was married to the daughter of the king» etc. («Anabasis», III, 4 ; 13).

Not only the fact is noteworthy that Orontas and Tissaphernes are mentioned together, but also that the special position of Tissaphernes can clearly be felt, commanding not only his own troop but also the troops of Orontas.

Together with Orontas and Tissaphernes, Xenophon mentions also another general, Arieios and his troop, what again shows the connection of Orontas and even more of Tissaphernes with Asia Minor. Arieios was the friend of Cyrus and commander of his barbarian troop. In Cunaxa he went over to the king and joined Tissaphernes. In the second passage of those

mentioned above the troops of Arieios were among the returning troops of Tissaphernes. After some time Arieios became satrap of Phrygia.

This Minor Asian surrounding of Orontas, satrap of Armenia, is a very interesting phenomenon, supported by a series of data relating to the military organization of the satrapy, from which it can be seen that in all major military measures of the empire, the Armenians participated together with the peoples of Asia Minor.

At the time of the military expedition of the Achaemenian army against Greece, the Armenians marched together with the Phrygians (Herodotus: Histories, VII, 73). From the description of the arrangement of the imperial troops before the battle at Gaugamela, it can be seen that the Armenians stood together with the Cappadocians (Arrian: The military expedition of Alexander, III, 8; 5; III, 11, 7). Finally, judging from the data of the cuneiform documents, the warriors, and it is possible, only the rural workers, of the Armenian satrapy were mentioned in Babylonia together with the Meliteneans (*Milduaia*), i.e. with the inhabitants of Malatia.⁵⁰

All these data can be explained, if we presume that the Armenian satrapy belonged to the Minor Asian military toparchia in the course of almost the whole existence of the Achaemenian Empire. It is not excluded that in the beginning of the reign of Darius, at the time of the great uprisings of the peoples of the empire against the Achaemenian rule, the apparent alliance between Armenia and Media was the main reason, inspiring the Achemenids to include Armenia into the Minor Asian system of military organization of the empire, separating it by this from Media.

The discussed questions of the inner organization of the satrapal power in Armenia, examined in the all-imperial context of the similar phenomena, receive some special meaning and are suitable, if not to clarify, but at least to support the facts and data, general for the whole Achaemenian Empire.

On the other hand, they permit to complete the already drawn picture of the social development of Armenia of Achaemenian times, with its basic forms of economy, its rural community, the problem of the pre-Hellenistic city, commerce and craftsmanship to a certain extent.

Finally, the special significance of the questions examined here consists in the existing connections between the Armenian satrapy and the subsequent Armenian kingdoms (of the Eruandids, Artashesids, and even of the Arsacids) inheriting several definite features of the satrapal administration (the organization of the court and the chancellery, the use of the Aramaic language), known according to the Achaemenian traditions in ancient Armenia.

Yerevan.

⁵⁰ See E. UNGER: *op. cit.* 39, 40, note 6.

M. LOSSAU

ARISTOPHANES' RITTER

IM LICHTE VON
SOPHOKLES' KÖNIG OIDIPUS

Beziehungen zwischen der Oidipus-Tragödie und der Kleon-Komödie sind gelegentlich diskutiert worden. Veranlaßt war die Diskussion durch die ungesicherte Datierung des sophokleischen Stückes;¹ sie betrifft zunächst eine Reihe von wörtlichen Anklängen und gewisse funktionale Parallelen. Über diesen äußeren Anlaß hinaus wurde nun bald, und zwar aus Interesse an der Struktur des aristophanischen Stückes, ein auf Wesentliches gerichteter Vergleich beider Dramen angebahnt; dessen Ergebnis, das im übrigen für eine Lösung des alten Problems der «Ritter», des berühmten finalen «Saltomortale»² zur dramatisch unmotiviert scheinenden Exodus hin, nicht entscheidend genutzt wurde, lautete bei M. Landfester: «die Struktur der Handlung in den Rittern weist auf den OT des Sophokles, so daß man vermuten kann, daß der OT dem Aristophanes bekannt gewesen ist».³ Auf imitatio im ganzen zielte jetzt also die Hypothese, nachdem schon V. Milio aufgrund von fünf deutlichen Anklängen in der Anagnorisis-Szene, 1235–1252, festgestellt hatte, si tratta non della parodia di una frase, ma della imitazione di tutta una situazione tragica.

Solche Versuche wurden sehr reserviert aufgenommen, von Kennern des Sophokles⁴ wie des Aristophanes. Indessen scheint die kategorische Entscheidung, auf die die Reserve gerade in der Aristophanes-Forschung gestimmt worden ist — «gehen an der Realität und der Ästhetik der aristophanischen Komödie vorbei»⁵ —, eher durch eine prinzipielle Auffassung von aristophanischem Dichten vorbedingt, eine die Regellosigkeit hervorgehende Auffassung. Diese begann sich in der Zeit der Romantik auszubreiten,⁶ — und

¹ Vgl. V. MILIO: *Per la cronologia dell' Edipo Re*. BollFilCl 35 (1928/9) 203–205.
B. M. W. KNOX: *The date of the Oedipus Tyrannus of Sophocles*. AJPh 77 (1956) 133–147.

² So A. LESKY: GGL³ 1971, 488.

³ Die Ritter des Aristophanes. 1967. 75.

⁴ Vgl. J. C. KAMERBEK: *The Plays of Sophocles. Commentaries IV. The Oedipus Tyrannus*. 1967. 28f.

⁵ T. GELZER: *Aristophanes der Komiker*, 1971. SA aus RE, Suppl. XII, 1431.

⁶ Eben die «Regellosigkeit, Formlosigkeit, Wildheit und absolute Willkürlichkeit ist die schönste und beste Form der Komödie», in der denn auch im Unterschied zur Tragödie, «eigentlich nur der Schein einer Handlung» herrsche, — so Friedrich Schlegel zur «Charakteristik der griechischen Komödie» in: F. S., hrsg. E. BEHLER, 11 (1958) 88 f.

sie vermag sich immer wieder durchzusetzen;⁷ jedenfalls hat M. Landfester selber seine Ansicht des Jahres 1967 inzwischen vollständig revidiert und in seiner jüngsten Aristophanes-Studie ignoriert.⁸ Desto mehr aber verlangt der gegebene Fall selbst, der praktische Vergleich, erneutes Interesse. Eventuelle Konsequenzen für das Verständnis des Struktur des späteren Stückes oder gar der aristophanischen Komödie insgesamt wären natürlich nicht unerwünscht.

Äußerliches betreffende Anklänge brauchen hier um so weniger verfolgt zu werden, als Derartiges in Anbetracht aristophanischer Paratragodia zum Beweis einer imitatio ohnehin nicht ausreichte. Immerhin ist schon in diesem Bereich zumindest eine gewisse situationsgerechte Wortwörtlichkeit der Übernahmen eindrucksvoll: Etwa wenn die prologisierenden Sklaven dem Wursthändler versichern, er werde in der Stadt *ἀνὴρ μέγιστος*, 178, — nicht anders als Oidipus 775 f. sich selber als den *ἀνὴρ ἀστῶν μέγιστος* in Korinth bezeichnet; oder wenn Oidipus und Kleon, beide in Bedrängnis, in gleichen Formeln nach den eigenen beziehungsweise des Kontrahenten Eltern fragen: *ποιοῖσι; μεῖνον*, 437, und *ποίων; φράσον*, 448.

Bedeutender sind strukturelle Gleichheiten, auf die bereits aufmerksam gemacht worden ist: Ausgehend von M. Pohlenz' allgemeiner Erkenntnis, in den «Rittern» sei «wie in einer sophokleischen Tragödie . . . die ganze Handlung von einem Orakel überwölbt»,⁹ bemerkte M. Landfester folgende Parallelen: Wie Oidipus sich von Anfang an im Netze des Verhängnisses befindet, so ist Kleon sogleich mit dem Prologauftritt seines Kontrahenten auch schon der Besiegte. Beide Figuren erleiden ihre Erniedrigung beziehungsweise ihren Niedergang, beide nicht ohne ihr Zutun. Und wie bei Sophokles, so fallen bei Aristophanes Peripetie und Anagnorisis zusammen, was, darüber hinaus, im späteren Stück sogar wiederum in merklichem Anklang an das frühere geschieht: Nach der Einsicht, daß das Orakel sich an ihm erfüllt habe, schreibt Oidipus *ἰὸν ἰὸν τὰ πάντ' ἄν ἐξήκοι σαφῆ*, 1182; genau entsprechend Kleon 1248 *οἷμοι πέπρακται τοῦ θεοῦ τὸ θέσφατον*¹⁰.

Es erhellt, daß damit abgesehen war auf Kleon als die 'komische' Dublette des 'tragischen' Oidipus. Eine solche Gleichung geht allerdings nicht ganz auf, und M. Landfester selber mußte einräumen: «Wenn auch die Struktur der Handlung in den Rittern vom Ot beeinflusst zu sein scheint . . ., so ist der Paphlagonier seinem Wesen nach doch kein zweiter Oidipus»; und er

⁷ Vgl. die Übersicht M. LANDFESTER: Handlungsverlauf und Komik in den frühen Komödien des Aristophanes. 1977. 19–23.

⁸ Dort ist der Ausgangspunkt allgemein so formuliert: «Von einer organischen Struktur der beschriebenen Art (d. h.: wie in der Tragödie. Verf.) kann in den Komödien keine Rede sein», Handlungsverlauf 11; vgl. 277–279. Das hat selbstverständlich Konsequenzen für die Annahme einer Vergleichbarkeit des sophokleischen und des aristophanischen Dramas.

⁹ Aristophanes' Ritter, NGG 1952. 5, 119.

¹⁰ Die Übernahme ist schon von V. MILIO: a. a. O., 204, als solche erkannt worden.

mußte, in Konsequenz, des weiteren die Oidipus-Imitation von Kleon auf den Wursthändler übertragen: «Wie Oidipus der Soter Theben ist . . ., so wird auch der Wursthändler der Soter Athens.»¹¹

Solches Springen von einer Figur zur anderen im Zuge einer imitatio des tragischen Helden und der damit erzwungene Wechsel in der Zeitvorstellung¹² könnte, da in einer Komödie, also in einer vermeintlich durch totale Unberechenbarkeit und Willkür gekennzeichneten Gattung,¹³ womöglich als konvenient hingenommen werden. In Wahrheit wirkte es eher verwaschen und störte, infolge Unklarheit über deren Trägerfigur, ein Konzept der imitatio empfindlich. Daher dürfte eine Auffassung erwünscht sein, nach der jenes 'Springen' sich erübrigt; dies zumal, wenn außerdem eine gattungsspezifische, des nachschöpfenden Aristophanes würdige Pointe dabei sich enthüllte.

Die «Ritter» sind ein Drama, in dem die Niederlage Kleons zelebriert wird. Er, der Schikaneur der prologisierenden Sklaven und also auch der Bürger Athens, wird am Ende verurteilt, ἐπὶ ταῖς πόλαις und ἐν πόρναισι καὶ βαλανεῦσι an des Allantopoles statt fortan Würste zu verkaufen. Ist nun der Paphlagonier Verkörperung und Inbegriff des üblen Zustandes, bei dem die aristophanische politische Komödie typischerweise einsetzt und den es auf der Bühne zu überwinden gilt, so ist der Allantopoles ganz entsprechend Repräsentant der Kräfte, die ebenso typischerweise die Wende zum Guten herbeiführen.¹⁴ Wenn also die gute Partei den Sieg erringt und der Paphlagonier demgemäß eine Schlappe nach der anderen erleidet,¹⁵ und im selben Maße der Allantopoles triumphiert, so ist dieser, und zwar nicht nur in technischer Hinsicht, der Held des Stückes. Er also ist dem 'tragischen' Helden zu vergleichen.¹⁶

Oidipus bezeichnet sich, wie gesehen, als ἀνὴρ ἀστῶν μέγιστος, 775 f., der Priester im Prolog heißt ihn, wie es die Bürger Thebens tun, den Retter 47 f., und beide Prädikate erhält der Wursthändler. Was ist das Spezifische des Unterschieds?

Derjenige Umschlag von Glück in Unglück, angesichts dessen der Zuschauer Mitleid und Schrecken empfindet, ist der, den ein durch großen Ruhm und großes Glück Herausgehobener nicht durch Schlechtigkeit, sondern

¹¹ Die Ritter, 77.

¹² In «Oidipus» wird die Vergangenheit aufgehellt, in den «Rittern» der Retter der Zukunft gefunden.

¹³ Charakteristisch für Wertungen solcher Art ist die provokante Überschrift des Kapitels V, «Inkonsequenz als Bauelement der Komödie», in O. SEEL: Aristophanes oder Versuch über Komödie. 1960; im übrigen vgl. o., 1 f.

¹⁴ Vgl. Diakleopolis in den Acharnern, Bdelykleon in den Wespen und Lysistrate.

¹⁵ So T. GELZER: a. O., 1430.

¹⁶ Zu Hypothesen über Sonderfälle, wie Euripides' Taurische Iphigenie und Orest, vgl. Verf., Rez.: Aristote, La Poétique . . . notes par R. Dupont-Roc et J. Lallot, 1980: AfA 36, 1983, 17–19.

durch einen Fehler erleidet. Aristoteles belegt im 13. Kapitel der Poetik diesen ausdrücklich einzig tragischen Typus des Schicksalsumschlags selber mit Oidipus. Es ist klar, wann die genannten Prädikate, zum Unterschied von der Tragödie, dem Helden der Komödie zukommen mußten: Oidipus ist der größte Mann und der Retter vor der Zeit des Dramas, nämlich noch zu Korinth, beziehungsweise durch seine große Tat nach der Ankunft in Theben; der Allantopoles aber ist μέγιστος und σωτήρ natürlich nach dem Ablauf des Dramas. Das bedeutet Peripetie von δόξα und εὐτυχία in tiefste Tiefe dort, hier umgekehrt von ἀδοξία und κακία in höchste Höhe.

Diese Konstellation in der Gegenüberstellung beider Dramen, gekennzeichnet also durch die Entwicklung jeder der beiden Figuren von und zu den je entgegengesetzten Positionen, wobei die Positionen selbst auffällig gleich qualifiziert sind, sie hat ihre Entsprechungen in den wichtigsten Phasen und Situationen:

Gleich ist die Ungewißheit über des einen Gottverhaßtheit, des anderen Herrlichkeit. Der Schein ist es, unter dem Oidipus solche Ungewißheit über sich selbst so beharrlich hegt; das ganze Geschehen bestimmt, wie Karl Reinhardt bemerkt hat, «ein . . . Kampf um Rettung, Selbstbehauptung und Verteidigung eines bedrohten menschlichen . . . Scheingefüges. . . Der Ödipus ist . . ., zum Unterschied von anderen griechischen Tragödien, die Tragödie des menschlichen Scheins.»¹⁷ Schein ist es auch, der auf dem Allantopoles liegt, die Gewißheit über den wirklichen σωτήρ verhindernd, — freilich dann und wann um ein Weniges verflüchtigt, wie 634—638 in dem referierten Stoßgebet an die Dämonen und Kobolde, sie möchten ihn für den Kampf mit dem Paphlagonier rüsten, ihn dreist und unverschämt machen. Nur, daß der Schein, der sich um Oidipus gelegt hat, Teil des Verhängnisses ist, also von außen kommt, während in der Komödie seine Ausbreitung auch zur Rolle des Allantopoles selbst gehört; doch das ist gattungsbedingt. In gleicher Art schließlich verdichten sich in beiden Dramen allmählich die Anzeichen auf den tatsächlichen Ausgang.¹⁸

In frappanter Weise angeglichen an die ὕμνοι κλητικοί der sophokleischen Parodos sind dieselben der aristophanischen Parabase:¹⁹ Nach Kreons Rückkunft aus Delphi und Verkündigung des unheilvollen Götterspruchs, ἀνδρηλατοῦντας, ἢ φόνῳ φόνον πάλιν λύοντας, 100 f., ruft der Chor, in angsterfüllter Sympathie mit Theben und darin mit Oidipus,²⁰ in ἀντ. α

¹⁷ Sophokles, 41976, 108.

¹⁸ Vgl. u., 7, — und, die «Ritter» betreffend, 12—15.

¹⁹ O. NAVARRE charakterisierte beide aristophanischen Hymnen lediglich als verfaßt im Stile des Euripides, dazu als poésie facile, brillante, un peu banale, Les cavaliers d'Aristophane, 1956, 128 f. — Zumindest ein unparodistisch ernster Ton ist inzwischen anerkannt, vgl., nach R. A. NEILS Kommentar The Knights of Aristophanes. 1901. 83 f.; 88, H. KLEINKNECHT; Die Gebetsparodie in der Antike. 1937. 116; W. SCHMID; GGL I 4 (1946) 402.

²⁰ Vgl. 151—153 mit 164—166.

und *ἀντ. γ* zwei Göttertriaden an. — Zwei Gottheiten ruft, in hoffnungsfroher Sympathie mit Athen und darin mit dem Allantopoles, der soeben seinen ersten Agon mit dem Paphlagonier verheißungsvoll bestanden hat, der Chor der Ritter in *στρ. α* und *ἀντ. α*. Über diese situative Gleichstimmung hinaus sind die Anklänge im einzelnen so zahlreich und signifikant, daß sie gesucht sein müssen: Der tragische Chor beginnt die *ἀντ. α* mit einer Anrufung der Göttin Athene, — ebenso der komische Chor in der *ἀντ. α*; zweimalige Bitte um Epiphanie dort — *προφάνητέ μοι* und *ἔλθετε* — wie hier — *δεῦρ' ἀφικοῦ* und *δεῦρο φάνητι*; formelhafter Strophenschluß *εἵ(περ) ποτε . . . καὶ νῦν* dort wie hier. — *ἀντ. γ* beginnt bei Sophokles mit dem Anruf *Λύκει' ἄναξ*, *στρ. α* bei Aristophanes in analoger Periphrase und absichtsvoller Assonanz *Ἴππ' ἄναξ*; In beiden korrespondierenden Strophen wird der Bezug zum gottbefohlenen Lande hergestellt: *τᾶσδ' ἐπώνυμον γὰς (Βάκχον)* und *φίλτατ' . . . Ἀθηναίους*, denen Poseidon ja schon durch jenen mythischen Wettstreit mit Athene sein Interesse bekundet hatte; und in beiden Strophen leuchten die goldenen Attribute der Stadtschirmer: *χρυσομίτρας* und *χρυσοστράινος*.

In Anbetracht solcher gleichgerichteten Sympathie mit den Helden, die in derart gleichgestimmten Chören aufscheint, ist die umgekehrte Entsprechung der dramatischen Vorgänge prädisponiert: Gleich lange währt es bei Aristophanes wie bei Sophokles, bis die dramatische Handlung reif zur Entscheidung ist, zu Anagnorisis und Peripetie. Fünf Auseinandersetzungen mit je verschiedenen Personen bestreitet Oidipus, in allen fünf setzt er sich durch, als unabweisbarer Frager, gegen den Widerstand des ahnenden oder wissenden²¹ und gegen die trügerische Beruhigungsmission des unwissenden²² Partners, doch jeder der fünf 'Siege' ist eine Etappe auf dem Weg in die Katastrophe. Fünf Agone bestreitet gleichermaßen der Allantopoles, siegreich alle, alle freilich gegen denselben,²³ doch jeder dieser Siege ist eine Etappe auf dem Wege zum Triumph,²⁴ der, wiewohl mit v. 146, dem geweisagten Auftritt, bereits vorbestimmt, tatsächlich in offener Auseinandersetzung erkämpft wird.

Nach der Katastrophe des Oidipus folgt die Erniedrigung. Er demütigt sich als Verfluchten, von den Göttern Verdammten, 1340—1346. 1378—1383, und er begehrt seine Ausstoßung, 1409—1412, 1451—1454. Der Wursthändler erfährt nach dem Sieg seine Erhöhung. Er erscheint bekränzt, vgl. 1227 f. 1250 in verklärendem Glanz als Licht des heiligen Athen, — 1319 *ταῖς ἱεραῖς*

²¹ Teiresias, 316—412; Kreon, 513—645; Iokaste, 698—862; *Θεράπων*, 1123—1181.

²² *Ἄγγελος*, 924—1046.

²³ 284—460. 626—682, referiert. 763—959. 960—1099. 1100—1228.

²⁴ Auf einen Enthüllungsweg sophokleischer Art «läßt sich Aristophanes allerdings nicht ein», erklärt P. Raut; Paratragodie. 1967. 170, — mit vollem Recht freilich nur insofern, als er, wie gleichzeitig M. Landfester, gegen Oidipus den Paphlagonier hält. Die allmählich sich verdichtenden Vorausweisungen auf die moralische Berechtigung des Triumphes und also der Erhöhung sind anderer Art als jene allmähliche Enthüllung in der Tragödie.

φέγγος Ἀθήναις,²⁵ und seine Macht im Demos wird durch die Berufung ins Prytaneion, 1404, etabliert, durch Verkündigung seiner ersten beiden 'Regierungsprojekte', 1382 f.; 1397—1401, besiegelt.

Ein besonderer Aspekt dieser Erniedrigung des einen und der Erhöhung des anderen korrespondiert in gleicher Weise: Oidipus, vormals gegenüber der Sphinx hellstichtiger noch als der Seher Teiresias, schilt den Blinden, in eigener Sache selber blind, 370 f. blind an Ohren, Sinn und Augen; er wird sich nachmals, im Geiste sehend geworden, selber blenden. Das Gegenteil geschieht dem Wursthändler. Nichts sieht er — will er sehen — am Anfang; die zweimaligen Versicherungen, 163 *ὄρῶ*, 171 *καθορῶ*, bestätigen es beinahe sinnfällig. 1340—1354 aber, in den Enthüllungen gegenüber Demos, erweist er sich als hellstichtig — und mehr. Wenn er 1319 *φέγγος Ἀθήναις* geheißt ist, so soll das nicht nur ein epiphantisches Leuchten vorbedeuten,²⁶ sondern, in leicht nachvollziehbarer Doppeldeutigkeit, auch Auge heißen,²⁷ glänzend, wie es einst des Oidipus Auge war: 1483 *τὰ πρόσθε λαμπρὰ . . . ὄμματα*. Eine staunenswerte Konsequenz der Umkehrung!

Und nicht nur in der Figur des Allantopoles selbst wirkt solche Umkehrung. Die Stadt, das Land, die dem König und dem Händler anvertraut beziehungsweise bestimmt sind, — der eine zieht sie ins Verderben, der andere rettet sie und hebt sie auf die Höhe ihres alten Ruhms: Die tragische Anagnorisis enthüllte ja zugleich, daß Oidipus es ist, dessen Verhängnis als Fluch über dem leidenden Theben liegt. Athen aber kann nach des Allantopoles Triumph pindarisch²⁸ gepriesen werden *ὦ ται λιπαραὶ καὶ ἰοστέφανοι καὶ ἀριζήλωτοι Ἀθηναί* und der athenische Demos ist *τῆς Ἑλλάδος καὶ τῆς γῆς τῆσδε μόναρχος*, 1329 f.

Es hat sich gezeigt, daß die dramatischen Umstände für die sophokleische und für die aristophanische Figur gleich sind: Über beiden liegt eine der Anagnorisis bedürftige Ungewißheit, beide haben die Sympathie des Chores, beide bestreiten fünf agonale Szenen, in denen sie sich gegen ihren jeweiligen Gegenspieler durchzusetzen haben. Wenn dabei aber die Entfaltung beider Charaktere und Schicksale, wie gesehen, genau gegenläufig geschieht und demgemäß auch bei entgegengesetzten Ausgangspunkten entgegengesetzte

²⁵ Unübersehbar ist im übrigen das Spiel mit epiphantischen Vorstellungen. Wenn 1335 Demos gebietet *ὦ φίλτατ' ἀνδρῶν, ἔλθε δ' εὖρ' Ἀγοράκριτε*, so ist das eine Reminiszenz an die hymnenparodistischen Sklavenworte 147—149 *ὦ μακάριε ἀλλαντοπῶλα, δεῦρο δεῦρ' ὦ φίλτατε κτέ.* Daß hier am Ende aber Parodie nicht im Vordergrund steht, verbürgen die Situation selbst und die beiden epikletischen Hymnen der Parabase, deren entsprechende Formeln — 559; 586. 591 ff; dort authentisch, den Kontext der Schlussszene mitbestimmen.

²⁶ H. KLEINKNECHT: Die Epiphanie des Demos in Aristophanes' Rittern. *Hermes* 74 (1939) 58—65: 60 Anm. 4.

²⁷ Vgl. Eur. 1069. — *ὄφθαλμός* so von Personen Aesch. Cho. 934; vgl. Pers. 169, *ὄμμα*.

²⁸ Vgl. J. VAN LEEUVENS Kommentar. 1900. 226 f. und R. A. NEIL: a. O., 172 f.

Zielpunkte erreicht werden, so dürfte sich eine Folgerung empfehlen: Der Wursthändler ist die 'komische' Umkehrung des 'tragischen' Oidipus.

Die Annahme, daß in solcher Umkehrung das Verhältnis der Komödie «Die Ritter» zur Tragödie «König Oidipus» beschlossen liegt, mag durch zwei Momente begünstigt sein, die jene vorgelegten einzelnen Phänomene gewissermaßen summieren:

Ein richtig verfaßter Tragödienmythos, so erklärt Aristoteles am Ende des einschlägig schon zitierten 13. Kapitels der Poetik, muß eher einfach als zwiefach sein und aus Glück in Unglück umschlagen. Der zwiefache — also, wie in der Odyssee für die Guten zum guten, für die Bösen zum schlechten Ausgang führende — und von Unglück zu Glück umschlagende Mythos sei hingegen zweitrangig, an Qualität unterlegen. Aufschlußreich ist die Dokumentation des Gebotes: Dieser weniger gut verfaßte Mythos sei eher der Komödie angemessen, genauer: er biete nicht die von der Tragödie bewirkte Lust, *ἡδονή*, sondern eher die der Komödie eigene. Das von Aristoteles angeführte Beispiel, die Versöhnung der Klassischen Feinde Orest und Aigisthos am Ende eines Stückes,²⁹ trifft zwar für einen Vergleich der «Ritter» mit dem «König Oidipus» nicht zu, soll aber auch nur eine unter verschiedenen Möglichkeiten eines glücklichen Ausgangs belegen, eines komedienspezifischen Ausgangs eben. In Anwendung auf den gegebenen Fall läßt sich nun dem Text der Poetik Folgendes abgewinnen: Das Nichteintreten der Katastrophe — wörtlich: *ἀποθνήσκει οὐδείς ὅπ' οὐδενός* — hat Aristoteles als der Tragödien-norm entgegengesetzt gewertet; da es aber zugleich der Komödie eigentümlich ist, wären danach Komödienausgang und somit auch Komödienverlauf dramatisch eine Umkehrung von Tragödienausgang und Tragödienverlauf, *mutatis mutandis*³⁰ selbstverständlich. Aristophanes hätte also mit den «Rittern» geradezu ein perfektes praktisches Musterbeispiel komponiert,³¹ für eine Theorie, die zwar ein halbes Jahrhundert nach seiner Blütezeit, jedoch aus profunder Kenntnis des Verhältnisses zwischen Tragödie und Komödie klassischer Zeit formuliert wurde.

Sind nach allem die «Ritter» als Ganzes tatsächlich ein Stück *imitatio*? Sind sie Parodie? Denn daß sie sich auf den «König Oidipus» beziehen, dürfte sicher sein.

Gegen Parodie spräche eben jene Umkehrung des Oidipus in der Gestalt des Wursthändlers; sie verrät ein über paratragodisches Interesse hinaus-

²⁹ Glissement qui fait passer subrepticement de la fin... de l'Odyssée à la fin imaginaire que serait une Orestie traitée sur le mode comique. commentieren ansprechend R. DUPONT—ROC/J. LALLOT: a. O., 251.

³⁰ Die «Ritter» können nicht unter dem Aspekt einer zweitrangigen Tragödie gesehen werden; für eine solche aber gelten nun einmal dem Aristoteles komödienspezifische Elemente als Kriterium.

³¹ Auch der andere Ausweis komödienspezifischen Verfaßtseins, die «zwiefache» Anlage des Mythos wäre übrigens in den «Rittern» verwirklicht: Der Gute siegt, und koinzident unterliegt der Bösewicht, — *ἐξ ἐναντίας τοῖς βέλτοισι καὶ χελοῦσι*, ibid. 1453a 32 f.

gehendes Konzept.³² Gegen imitatio aber spräche, daß eine solche Auffassung nur einem Aspekt der Komödie gerecht würde, und zwar nicht dem wesentlichen. Der Sturz des Paphlagoniers ist freilich unerläßlich. Entscheidend aber ist der Sieg des Wursthändlers; mit ihm siegen nämlich die *καλοί τε κἀγαθοί*,³³ und ebendies, der Sieg des Besseren über das gegenwärtige Übel, ist das beständige Anliegen des Aristophanes.³⁴ Mit dieser glücklichen, wenn auch natürlich phantastischen Lösung der gegenwärtigen Probleme, und das ist das zweite, die Auffassung vom 'umgekehrten' Oidipus allgemein begünstigende Moment, ist die aristophanische Komödie insgesamt der Tragödie als Gattung entgegengesetzt. Dort die Auswahl eines Stückes ernststen Heroenmythos', in dem der Umschlag von Glück zu Unglück vorgesehen ist. Hier eine mißliche Ausgangssituation in sozial-politischem Milieu,³⁵ durch deren Überwindung der Überwinder als Retter dasteht — gelegentlich angemessen glorifiziert, wie der Allantopoles.

Eine derart begründete Ansicht von den «Rittern» als einer Umkehrung des «König Oidipus» müßte Konsequenzen haben für die Beurteilung des berüchtigten Skandalons der Komödie, jener dramatisch nicht vorbereitet scheinenden Erhöhung des Wursthändlers in der Schlußszene. Zumindest verheiße solches Vorbild von vornherein eine feste Organik der nachgedichtete Komödie, jedenfalls, eine fester gefügte Struktur, als es unter Berufung auf eine völlige Unvergleichbarkeit von Komödie und Tragödie gewöhnlich zugestanden wird.³⁶ Darüber hinaus sind freilich für eine Anerkennung einer organischen Zugehörigkeit des Schlußteils interne Indizien nicht nur wünschenswert, sondern unerläßliche Bedingung. Wie geschieht es also im Stück selbst, daß der Wursthändler, Kanaille von Anfang an und bis zuletzt entsprechend handelnd, in der Exodus als Soter in götternaher Erhöhung erscheint?

M. Landfester, der den status quaestionis diskutiert hat, verlangte sehr zu Recht eine Erklärung, die dem Künstler Aristophanes gerecht wird, und wollte solchem Anspruch nur eine gediegene dramatische Vorbereitung genügen lassen.³⁷ Eine solche aber fand er darin, daß schon bald der als edelster Mann

³² Vgl. P. RAUS theoretische Erörterungen, Paratragodia. 10—17.

³³ Das ist von 225—227 an klar.

³⁴ Vgl. W. SCHMID: GGL I 4 (1946) 409—413, C. H. WHITMANS Kapitel über Comic heroism, Aristophanes and the comic hero. 1964. 21—58. T. GELZER: a. O., 1525.

³⁵ Vgl. schol. Dion. Thr. 173, 2—4 HILGARD *διαφέρει δὲ κωμωδία τραγωδίας, ὅτι ἡ μὲν τραγωδία ἱστορίαν ἔχει καὶ ἀπαγγελίαν πράξεων γενομένων* (172, 21 f.: «ἥρωικῶς» δὲ, τοιούτων ἀξιολύτως, μετὰ πολλῆς σεμνότητος καὶ ὄγκου), ἡ δὲ κωμωδία πλάσματα περιέχει βιωτικῶν πραγμάτων, mit der von Diomedes übermittelten Definition *κωμωδία ἐστὶν ἰδιωτικῶν πραγμάτων ἀκίνδυνος περιοχή*, 488, 4 KEIL.

³⁶ Vgl. M. LANDFESTER: Handlungsverlauf. 4—15.

³⁷ Die Ritter, 83—89. Abgelehnt werden alle drei gängigen Erklärungsschemata. Das moralische: der Besieger des Paphlagoniers hätte wenigstens am Ende nicht mehr als übles Subjekt dastehen dürften; das gattungsbezogene: ein unvermittelter Umbruch zum preiswürdigen Allantopoles sei typisch für Tohuwabohu und Willkür der Archais; und schließlich das ästhetische: die Exodus sei ein flüchtig und mangelhaft angehängter Schluß.

und wirklicher Retter aus aller Not apostrophierte Wursthändler³⁸ und dessen mehrfach beschworene Allianz mit den *καλοί τε καὶ αἰσχροί* und gar mit Apollon³⁹ eklatant mit seiner tatsächlich an den Tag gelegten Kanaillenart in Paradoxie stehen; und die durch diese Paradoxie erzeugte Spannung werde durch den eindeutigen und klärenden Schluß gebührend aufgelöst.⁴⁰

Paradoxie als «konstitutives Element der Komödie», und zwar Paradoxie zwischen einem *ἀναιδής*, einem sich von Anfang an als Halunken aufführenden Wursthändler und einem solchen, der andererseits ein *ἀγαθός* ist, ein «von Anfang an als göttliches oder heroisches Wesen» vorzustellender, — so M. Landfester⁴¹ —? Eine solche Auffassung scheint, bei aller Ingeniosität des Grundgedankens, nun doch zu hoch gegriffen. Und so wollen andere Elemente, die das Bild des Wursthändlers mitbestimmen, sich zu Heroen- oder gar Göttergleichem nicht allzugut fügen. Doch in diesem Falle, hinsichtlich jenes Götter- oder Heroentums und damit auch der Paradoxie, mag eine Modifikation genügen:

Die Orakel, die die prologisierenden Sklaven dem Paphlagonier gestohlen haben, sehen vor, daß der gegenwärtige Demagoge gestützt werden wird durch einen Wursthändler. Dieser ist der letzte in einer Vierreihe von Händler-Demagogen. Das will nichts Gutes verheißen, denn der dritte, der regierende Paphlagonier, sollte nach ebenden Orakeln als ein noch größerer Schurke, *βδελυρότερος*, zur Macht gekommen sein denn der, den er stürzte. Sind sie aber alle Händler, vom gleichen Schlag also, und ist der dritte ärger als der zweite, so sollte der vierte wieder ärger als der dritte sein; die Reihenfolge wäre Rangfolge, — wie es über die Demagogen in den Ekklesiazusen heißt, daß der folgende immer schlimmer als der Vorgänger ist.⁴²

Doch andererseits trägt in jener Vierreihe als einziger ausdrücklich nur der dritte, der Paphlagonier, die üblen Attribute, *βδελυρότερος*, *ἄρπαξ*, *κεκράκτης* κτλ.; der folgende letzte ist lediglich der, der ihn stürzt, ein *πώλης* zwar wie die anderen, ganz Mensch also, doch bleibt seine Qualität offen, und das ist nicht unbedeutend: So ist die göttliche Instanz der Orakel⁴³ frei von dem Odium, als erlösenden Überwinder des bisher größten Gauners einen noch größeren zu verheißen. So auch kann es ganz passend den Sklaven vor-

³⁸ Vgl. 457 und 149. 458 mit 836.

³⁹ Vgl. 225. 227. 228. 229, *ὁ θεός*, mit 735 (loq. botularius).

⁴⁰ Die Ritter. 89—94.

⁴¹ Die Ritter, 94.

⁴² 179 *πλείον' ἔτι δράσει κακά*.

⁴³ Der Anflug des Göttlichen verdichtet sich ja in dieser Situation: *ὥσπερ κατὰ θεόν* tritt er 147 auf, mit dem bemerkenswerten Anruf *ὦ μακάριε* begrüßt, und ganz epiphanisch klingt die erste Anrede aus: *τῇ πόλει καὶ νῦν φανεῖς* 149. — Natürlich nur beziehungsreiches Spiel, vorweisend auf entsprechende Formeln in den beiden Hymnen der Parabase, vgl. σ., 6, und auf die Exodus, kein Dokument eines vorzustellenden Götter- oder Heroentums.

behalten bleiben, die Vorstellung vom Wursthändler als dem Allerabgefeimtesten zu hegen und zu verbreiten.⁴⁴

Einen nicht näher Bestimmten verheißen die Orakel. Es sollte also von Interesse sein, wie der Verheißene sich beim ersten Auftritt präsentiert. Und das geschieht sehr moderat. Als bescheiden und gar als ehrbar hat P. Händler die Art und Weise bezeichnet, wie der alsbald aufs Stichwort erscheinende Wursthändler den forschenden Aufforderungen der Sklaven begegnet, seine — angeblich in seiner Gemeinheit begründete — Vorbestimmtheit zum Demagogen nicht wahrhaben will.⁴⁵ Und tatsächlich sind es auch die Sklaven, die ihn in seine Rolle förmlich hineindrängen müssen, die er dann freilich perfekt spielt.

Soll nun ein derart eingeführter Mann, als Soter zudem ersehnt und im Verein mit den *καλοὶ τε κάγαθοί*, bei allem alsbald so unverschämten Gebaren als Rechtschaffener gelten können, so fehlt nur mehr eines: Dieses Gebaren, mit dem selbst der Paphlagonier noch übertroffen wird, muß als ein angenommenes, als Mittel zum Zweck, zum Zweck des Ausmanövrierens eines abscheulichen Gegners mit dessen eigenen Mitteln erscheinen können. Und das erlaubt der Text.

Der Chor frohlockt 328 f. dem Paphlagonier ins Gesicht, daß nun einer aufstand, der noch viel verruchter ist als er, *πολὸν* „... *μιαρώτερος*. Den Chor aber bilden die *ἐπιπῆς ἀγαθοί*, Repräsentanten der *καλοὶ τε κάγαθοί*, also Träger des über alle Bühnenkomik hinweg verpflichtenden Prädikats⁴⁶ und von ganz anderer Denkart als die Sklaven des Prologs. Ein solcher Chor kann solche Freude⁴⁷ nicht ausdrücken wollen über einen, der der Allverruchteste ist, sondern der allenfalls so erscheint und zweckdienlich entsprechend handelt.

Wenn dieser Chor nun 337 dem Wursthändler im Duell ums erste Wort empfiehlt, er solle doch, um Eindruck zu machen, erklären, daß er aus der Gosse komme, so ist darin bereits alles angelegt. Und der Wursthändler bekennt sich selber: Zu allen bösen Geistern betet er, wieschon erwähnt,⁴⁸ um Unverfrorenheit, 634, und deutlicher noch ist 889 das Wort an den ob der Dreistigkeit des Gegners schockierten Paphlagonier, *τοῖσιν τρόποις τοῖς σοῖσιν ὥσπερ βλαυντίουσιν χροῶμαι*, etwa: Deinen eigenen Schuh hab' ich mir angezogen.

Den besten Hinweis aber auf einen Trick mit der Gemeinheit gibt der Held, wenn er göttliche Eingebung eingesteht. Gleich zweimal beruft er sich

⁴⁴ Sie brauchen sich ja, nach Sklavenart um Allgemeines und Künftiges nicht notwendig bedacht, nur Befreiung aus ihren eigenen Kalamitäten zu wünschen, gleich um welchen Preis, — mag der Befreier denn noch übler sein; vgl. nur die ersten Ermunterungen, die sie dem Wursthändler machen, 164—167.

⁴⁵ Formen und Darstellungsweisen in der aristophanischen Komödie, 1963. 249.

⁴⁶ Über Aristophanes', in echtem Konservatismus begründeten, Eifer für die *καλοὶ κάγαθοί* Vgl. V. EHRENBURG: Aristophanes und das Volk von Athen. 1968. 117—121.

⁴⁷ *Ὅστε με χαίρειν*. Ganz entsprechend 460 *ἡδόμεσθα*, nach dem ersten Bravourstück der Vulgarität.

⁴⁸ O., 5.

auf die Patronin des listenreichen Odysseus, die ihm den Sinn gelenkt habe. 903: sie hätte ihn geheißt, den Paphlagonier mit Unverschämtheiten, *ἀλαζονεῖαι*, zu schlagen; und 1203, als Kommentar zu seiner letzten Tat, da er dem Paphlagonier den Hasen stiehlt und damit den Demos endgültig für sich gewinnt: *τὸ μὲν νόημα τῆς θεοῦ, τὸ δὲ κλέμμι' ἐμὸν*, «der Einfall gehört der Göttin, die Diebestat ist meine».⁴⁹

Gerade noch klar genug ist es bedeutet, daß alles wüste Bühnenspiel des Wursthändlers nicht Ausdruck seiner Art sein soll, sondern Methode ist. Deutlicher freilich durfte es nicht gemacht werden. Letzte Gewißheit hätte dazu geführt, die dramatische Spannung und damit auch den Genuß am phantastisch-erhabenen Schlußteil zu verhindern.

Händler zwar, doch rechtschaffener Mann — allzu menschlich freilich — ist dieser Agorakritos. Seine Bühnenhandlungen sind, so betrachtet, eher sympathische,⁵⁰ gelegentlich zwar starke Bubenstücke, am ehesten wohl sein Meisterstreich, der Hasendiebstahl, bei dem der Paphlagonier der betroffene Betrüger ist; doch sein unverfälschtes Ethos ist darin bestätigt, daß die Gemeinheit sich als eine vorgetäuschte zu erkennen gab. Erlaubt sei in diesem Zusammenhang der Hinweis auf Platons resp. 3, 389b 2—9 und 5, 459c3—d2 formuliertes Dogma, die in der Polis Regierenden dürften gegenüber den Regierten zum Nutzen der Stadt nach Art einer Arznei Trug und Täuschung anwenden. Jedenfalls ist nun dem Motivationsbedürfnis der Komödie vollauf Genüge getan. Der Wursthändler kann als Soter erhöht werden.

Paradoxie also und deren Auflösung? Schwerlich kann nach allem die dramatische Legitimation der Exodus mit einer derartigen Erklärung bestätigt werden. Eher sind die Ritter eine Intrigenkomödie des angenommenen Scheins, in der nämlich der Schein stärker ist als der Eindruck, den bis vor die Schlußszene der Autor über die wahre rechtschaffene Art des Helden gestattet; auch in dieser Hinsicht wird das Erbe des sophokleischen Oidipus Tyrannos offenbar. Und wenn in der Komödie die Vorstellung genährt wird, der Held gehe in seiner angenommenen Gossenrolle vollkommen auf, gleichwohl aber der Verdacht auf Rechtschaffenheit immer wieder wachgehalten wird, so resultiert, wie in mancher anderen aristophanischen Komödie,⁵¹ etwas Amphi-

⁴⁹ Durch dieses Patronat ist der Wursthändler eines anderen würdig, das allerdings nicht so direkt ausgeführt wird. Zu den Glücks- und Segenswünschen, die der Chor ihm auf den Weg zur Bule mitgibt, gehört dieser: Und dich beschütze *Ζεὺς ἀγοραῖος*, 499 f.; *ἔξ ἀγορᾶς* aber und *ἀγοραῖος* ist der Wursthändler 181 und 218. Das zählt zu den rollenbedingten minderwertigen Prädikaten: vom Markt, will sagen, vom Pöbel stammend; jedoch in des Wursthändlers 1257 entdeckten Namen Agorakritos und dessen Ambiguität — vgl. M. POHLENZ: a. O., 125 f. — soll die Beziehung offenbar werden.

⁵⁰ Vgl. M. POHLENZ: a. O., 109f.; im selben Sinne P. Händel: a. O., 249.

⁵¹ Daß in den «Fröschen» im ersten Teil Euripides begehrt ist, im zweiten Aischylos aus dem Hades heraufgeholt wird, daß für jenen das Herz des Dionysos sich äußerte, für diesen die Seele — 54; 1468 —, dürfte Ausdruck gleicher Amphibolie sein.

bolisches,⁵² — hier derart, daß der Umschlag ins — wahre — Gute gerechtfertigt ist. So, wie der Umschlag aus dem guten Schein ins Verworfenen dramatisch immer unausweichlicher gemacht wird im «König Oidipus». Die unbezweifelbare dramatische Einheit des sophokleischen mag so geradezu Garantie der dramatischen Einheit des aristophanischen Stückes werden. Wenn solche Garantie durch werkinterne Indizien eingelöst werden kann, — um so willkommener.⁵³

Trier.

⁵² Durch den Wursthändler selber am deutlichsten dadurch expliziert, daß er sich 733—735 in eine Reihe stellt mit den *καλοί τε κἀγατοί*, zu denen zu gehören er 185 f., auf die Frage der Sklaven hin, entschieden gezeugnet hatte.

⁵³ Grundsätzlich diskreditiert wurde das «Einheitsaxiom» von E.-R. SCHWINGE: Zur Ästhetik der aristophanischen Komödie am Beispiel der Ritter. *Maia* 27 (1975) 177—199, — freilich unzukömmlich, da mit unversicherter Voraussetzung. Der a. a. O. 183—186 berufene Aristotelestext *poet.* 5, 1449 b 7—9, *Κράτης πρῶτος ἤρξεν ἀφ' ἑμῶν τῆς λαμβικῆς ιδέας καθόλου ποιεῖν λόγους καὶ μύθους*, besagt nämlich weder so kategorisch, daß ein «Junktum zwischen der Möglichkeit, einheitliche Handlungen zu fingieren, und der Eliminierung persönlichen Spottes» bestehen solle, noch selbst, daß von der Zäsur zwischen einer Komödie des persönlichen Spottes und der von Aristoteles favorisierten *καθόλου* verfaßten «auch Aristophanes betroffen» sein müßte. S. H. BUTCHER: *Aristotle's theory of poetry and fine art.* 1898. 371 f., D. W. LUCAS: *Aristotle, Poetics.* *Introd., comm., append.*, 1968. 91, und R. DUPONT-ROC/J. LALLOT: a. O., 181, erwägen beispielsweise ernsthaft, ob der Spott des Aristophanes nicht vielmehr auf den Typus zielt, also *καθόλου* gelten müßte, zumal für einen Aristoteles, der, zumindest nach *poet.* 3, 1448 a 27 zu urteilen, Aristophanes als den *κωμωδοποιὸς κατ' ἐξοχήν* angesehen haben dürfte. — Davon, daß die vorgeführten Indikatoren eines gerade auch «darstellungsästhetisch» einheitlichen Konzeptes nicht ohne weiteres zu bagatellisieren sind, einmal ganz abgesehen.

АБЛАТИВ В ЭТРУССКОМ ЯЗЫКЕ

К этрускологическим работам имеется весьма рациональный подход: различают ли авторы их функции употребления букв «сигма» и «сан» в этруском языке? К сожалению, почти никто подобного различия не проводит. Так допускается одна из фундаментальных ошибок в этрускологии. Её возникновение, правда, связано с пониманием того, что в этруском существовала не одна, а две грамматики — североэтрусская и южноэтрусская, бывшие зеркальным отражением одна другой. Сути дела это не меняло, но вносило изрядную долю путаницы в этрускологию.

Если обратиться к надписям из Вульчи, Тарквиний и других южноэтрусских городов, то в них функцию генитива передаёт не просто сибилант, как принято считать, а буква «сигма», которая могла как получать огласовку в качестве закрытого слога, так передавать «нуль» гласного.

Ю/этр. надпись на оссуарии из Тарквиний (CIE 5550): *aleðnei aules puia* «Аледней — жена Авла». Это предложение номинальное, т.е. употреблённое без глагола-связки.

aleðnei = номинатив женского имени, происходящего от гентилиция Аледна. *puia* = ном. существительного «жена», как было установлено с помощью комбинаторного метода.¹

aule-s = ген. мужского имени Авле (= лат. Aulus), весьма распространённого в Этрурии. Оно завсвидетельствовано в 141 надписи.²

Ю/этр. надпись на могильном камне IV—I вв. из Хорты (TLE 285) *esa : šuði : seisna* «Это (есть) гробница Кейкны». *esa* -- ном, указательного местоимения³.

šuði = ном. сущ. «склеп, гробница», как было установлено с помощью комбинаторного метода.

seisna-s = ген. жен. имени, происходящего от гентилиция *Seisna* (CIE 19 и т. д.).

¹ А. И. Немировский, А. И. Харсекин: *Этруски. Введение в этрускологию*. Воронеж, 1969, с. 55 сл.; М. Паллоттино. *Этрускология*. — В сб. «Тайны древних письмен». М., 1976, с. 375 сл.

² M. PALLOTTINO. *Thesaurus linguae Etruscae*. Roma, 1978, с. 47—8, 79—80.

³ А. ТРОМВЕТТИ. *La lingua Etrusca*. Firenze, 1928 с. 14; М. PALLOTTINO. *Etruscologia*. Milano, 1963, с. 390, 407; А. I. PFIFFIG. *Die etruskische Sprache*. Graz, 1969, S. 90.

Ю/этр. надпись на туфовой балке IV-Iвв. из Тарквиний (TLE 115):
 eca : mutana : cutus : velus «Это (есть) гроб Вела из (рода) Куту».

eca = «это».

mutana > mutna — ном. сущ. «гроб, саркофаг», как было установлено с помощью комбинаторного метода.

cutus = ген. разделительный гентилиция.

vel-us = ген. принадлежности муж. имени.

Ю/этр. надпись на фронтоне гробницы УIв. из Орвието (TLE 247):
 mi larices telaðuras šuđi «Я (есть) склеп Ларике из (рода) Теладура».

mi = ном. местоимения «я».⁴

šuđi = «склеп, гробница».

larice-s = ген. принадлежности муж. имени.

telaðuras = ген. разделительный гентилиция.

На основании приведённых надписей, количество которых можно увеличить во много раз, но суть дела от этого не измениться, приходим к выводу, что в южноэтрусской грамматике функцию генитива передавала буква «сигма».

Если обратиться к надписям из Перуджии, Клузия и других северо-этрусских городов, то в них функцию генитива передавала буква «сан», могущая как получать огласовку в качестве закрытого слога, так и передавать «нуль» гласного.

С/этр. надпись на оссуарии из Кулзия (CIE 2041):
 ruia : cumniś : ŋucerna | ś «Жена Кумни из (рода) Дукерна».

ruia = «жена».

cumni-ś = ген. принадлежности муж. имени.

ŋucernaś = ген. разделительный гентилиция.

С/этр. надпись на крышке оссуария из Перуджии (CIE 3866):
 ŋana : arnziuś : ruia «Дена — жена Арнзия».

ŋana = ном. жен. имени.

arnzi-uś = ген. принадлежности муж. имени.

ruia = «жена».

С/этр. надпись на камне из Вайано (TLE 528):

ŋanicu : ađ : caeś | lautniða «Данику — вольноотпущенница Арнда из (рода) Кае».

ŋanicu = ном. жен. имени.

ađ = это муж. имя arnđ.

caeś = ген. гентилиция.

lautniða = ном. сущ. «вольноотпущенница», как было установлено с помощью комбинаторного метода.

С/этр. надпись на урне из Перуджии (CIE 3936):

⁴ F. SLORTY. Beiträge zur Etruscologie, I, Heidelberg, 1952, с. 168 cn.; M. PALLOTINO, 1963, с. 390, 413; A. I. PFIFFIG, *ibid.*, S. 84a.

velu aniš lau | tni «Велу вольноотпущенник Ании или Ания.»

velu = ном. муж. имени.

ani-š = ген. принадлежности жен. или муж. имени.

lautni = «вольноотпущенник».

На основании приведённых надписей, количество которых можно увеличить во много раз, но суть дела от этого не изменится, приходим к выводу, что в североэтрусской грамматике функцию генитива передавала буква «сан». Таким образом в этрусском языке существовали две грамматики — североэтрусская и южноэтрусская.

С/этр. на свинцовой табличке из Перуджии (CIE 3960): larði : vipi : puia : titeš | satnaš : vatiniā : šec «Ладри Випи жена Тите из (рода) Сатна, дочь Ватинии или Ватиния». Ю/этр. надпись на саркофаге III в. из Тарквиний (TLE 127): larði : spantui : larces : spantus : seḥ : arnðal : partunus : puia «Ларди Спантуи дочь Ларке из (рода) Спанту, жена Арнда из (рода) Партуну». Исследователи не проводят различия между ними, в результате чего приходят к ошибочному выводу, что в этрусском языке буквы «сигма» и «сан» передавали одну только функцию генитива. Свою роль в этом деле сыграл тот факт, что в южноэтрусских городах встречаются надписи, построенные по правилам североэтрусской грамматики, и наоборот. Надпись на могильном камне из Клузия (CIE 1873): fastia : cainei : clanties : puia : ame «Фастия Кайней есть жена Клантия». Хотя она происходит из североэтрусского города, но построена по правилам южноэтрусской грамматики, поскольку в ней функцию генитива передаёт буква «сигма».

На основании вышеизложенного становится очевидным, что в североэтрусской грамматике буква «сигма» и соответственно в южноэтрусской — буква «сан» передавали функцию не генитива, а другого падежа, ибо чего в таком случае этруски проводили различие между ними? И на самом деле, эти буквы передавали функцию аблатива.

Ю/этр. надпись на саркофаге из Тарквиний (TLE 179): esa : mutna : arnðal : vipinanaš : šedrešla «Это (есть) гроб Арнда из (рода) Випинана, происходившего от Седре».

esa = «это».

mutna = «гроб, саркофаг».

arnð-al = ген. муж. имени. На это склонение следует обратить особое внимание.⁵ Оно названо мною «ламедным», ибо образует генитив с помощью морфемы — могущей получать огласовку в качестве закрытого слога (чаще всего -al) или передавать «нуль» гласного.⁶

vipinanaš = ген. разделительный гентилиция, в котором функцию этого па-

⁵ Подробно об этрусском склонении будет говориться в другой статье.

⁶ Подобное значение данной морфемы ни у кого из этрускологов не вызывает сомнений. Единственное исключение составляет академик В. И. Георгиев, который принимает её за суффикс номинатива притяжательного прилагательного, вступающего в функции генитива: В. И. Георгиев. *Etruskische Sprachwissenschaft*, 1—2. Sofia, 1970—1.

дежа передаёт буква «сигма», согласно правилам южноэтрусской грамматики. *śedre-ś-la* = подобные формы С. Бугге переводил «des (Sohnes) des Sethre» и приходил к выводу, что морфема *-la* является окончанием двойного родительного падежа.⁷ Ошибка допущенная им, очевидна: подобно своему учителю В. Деекке, другим этрускологами того времени да и современным тоже, он не проводил различия в функциях употребления букв «сигма» и «сан» в этрусских грамматиках и считал, что обе они являются окончаниями генитива. Однако в южно этрусский грамматике функцию генитива передавала только буква «сигма», что видно на примере гентилиция. В форме же *śedre-ś* буква «сан» передавала функцию творительного падежа, которому морфема *-la* придавала специфическое значение аблатива происхождения *Sehtrō nati*. Так что данная морфема является не окончанием двойного генитива, как принято считать, а аблативным послелогом происхождения.

Ю/этр. надпись на саркофага IV – I вв. Из Тарквиний (TLE 144).

larθi . einanei . śedres . sec . ramdas | ecnatial . puia . larθl . cuclnies . velðuruśla . . . «Ларди Эйнаней — дочь Седре (и) Рамды из (рода) Эгнати, жена Ларда из (рода) Куклин, происходившего от Велдура».

larθi einanei = ном. согласованных жен. имени и гентилиция

śedre-s = ген. принадлежности патронима (ср. с абл. *śedre-ś-la*)

sec = ном. сущ. «дочь».

ramda-s = ген. принадлежности жен. имени.

ecnatial = ген. разделительный гентилиция.

puia = «жена».

larθ-l = ген. принадлежности муж. имени.

cuclnies = ген. разделительный гентилиция.

velður-uś-la = абл. происхождения патронима.

Ю/этр. надпись на саркофаге IV – I вв. из Тусканы (TLE 187):

larθal : statlanes : veluśla «Ларда из (рода) Статлане, происходившего от Вела».

larθ-al = ген. принадлежности муж. имени.

statlanes = ген. разделительный гентилиция.

vel-uś-la = абл. происхождения патронима.

Ю/этр. надпись на саркофаге из Вульчи (TLE 913):

ramθas : tetnial : purze : śla | ramθas : tetnial : purzes : la «Рамды из (рода) Терни, происходившей от Пурзе».

ramda-s = ген. принадлежности жен. имени.

tetnial = ген. разделительный гентилиция.

purze-ś-la = абл. происхождения патронима.

В северозетрусской грамматике функцию аблатива передавала буква «сигма», ибо с буквой «сан», как было сказано, связана функция генитива.

С/этр. надпись на оссуарии из Клузия (CIE 1394):

⁷ S. Bugge. Etruskische und Armenisch. Christiania, 1890, с. 47.

arnðal : pulfnaś : nuśtesla «Арнда из (рода) Пулфна, происходившего от Нусте».

arnð-al = ген. принадлежности муж. имени.

pulfnaś = ген. разделительный гентилиция.

nuśte-s-la = абл. происхождения патронима или, быть может, матронима, происходящего от гентилиция. Вопреки мнению М. Паллоттино, А. И. Харсекина, Х. Рикса и других авторов, в этрусском языке отсутствовали склонения муж. и жен. рода, каковые, например, имелись в латинском языке. Поэтому другой раз трудно решить, идёт ли речь об имени матери или отца.

С/этр. надпись на оссуарии из Клузия (CIE 2625):

að : nuśtesla : arnðal : cainal «Арнд, происходивший из (рода) Нусте, (сын) Арнда (и) Кайны».

að = ном. муж. имени arnð.

nuśte-s-la = абл. происхождения гентилиция.

arnð-al = ген. происхождения патронима.

cainal = ген. происхождения матронима, который в билингве TLE 554 переведён как *Cainnia natus*.

С/этр. надпись на крышке оссуария из Клузия (CIE 1061):

larði : pulfnei : perisnei : rapasla «Ларди Пулфней Перисней, происходившая от Папа».

larði pulfnei perisnei = ном. согласованных жен. имени, гентилиция и когномена.

rapa-s-la = абл. происхождения патронима.

С/этр. надпись на оссуарии из Перуджии (CIE 3750):

tlapu : lautni : capznaś | tarχisla «Тлапу — вольноотпущенник Капзна, происходившего от Тархи».

tlapu = ном. муж. имени.

lautni = «вольноотпущенник».

caprna-ś = ген. принадлежности муж. имени.

tarχi-s-la = абл. происхождения патронима или матронима.

Ю/этр. надпись на оссуарии IV—I вв. из Клузия (TLE 552):

arnð : seate : cuiśla : zilat «Арнд Сеате, происходивший от Куи, зилат».

arnð seate = ном. согласованных муж. имени и гентилиция.

zilat = ном. названия магистратуры.

cui-ś-la = абл. происхождения патронима или матронима. Хотя надпись происходит из североэтрурского города, но построена по правилам южноэтрурской грамматики, ибо в ней функцию аблатива передаёт буква «сан». Ср. с формой *cuisla* из Клузия (CIE 795), в которой функцию аблатива передаёт буква «сигма», согласно правилам североэтрурской грамматики.

Следует обратить внимание, в приведённых надписях образование аблатива, т. е. косвенных падежей, происходило от именительного падежа. Это даёт право говорить о номинативном склонении. Понятие «ламедное» склонения

ние пришлось ввести по той причине, что в нём образование косвенных падежей происходило от родительного падежа, а не номинатива. Очень хорошо это видно на примере ю/этр. надписи на саккофаге из Витербо (TLE 174): (al)ednas : arnθ : larisal : zilaθ : tarχnaldi : amce «Арнд из (рода) Аледна, (сын) Лариса, зиладом в Тарквиниях был».

arnθ = ном. муж. имени.

alednas = ген. разделительный гентилиция.

laris-al = ген. происхождения патронима.

zilaθ = ном. названия магистратуры.

amce = «был».

tarχn-al-θi = локатив «в Тарквиниях», на примере которого хорошо видно, как образование этого падежа происходило от генитива названия tarχn(a) «Тарквинии». Точно также образован локатив в названиях velclθi «в Вульчи» (TLE 336) и velsnalθi «в Вольсинях» (TLE 902). Эти формы М. Паллоттино называет «locativo su genitivo».⁸ Казалось бы сделан шаг в правильном направлении. Осталось только придти к выводу, что на подобной генитивной основе образуются формы не только локатива, но и других падежей. На этого решающего шага М. Паллоттино не делает, а начинает заниматься изобретением «морфологических ридетерминаций», «двойных генитивов» и тому подобных названий, за которыми на самом деле скрываются различные формы аблатива. Феномен этрусского языка — генитивное склонение — стал камнем преткновения для индогерманского сознания этрускологов.

Ю/этр. надпись на саркофаге из Тусканы (TLE 183):

esa mutna veldurus stalanes larisaliśla «Это (есть) гроб Белдура из (рода) Сталане, происходившего от Лариса».

«еса — это».

mutna = ном. сущ. «гроб, саркофаг».

veldur-us = ген. принадлежности муж. имени.

stalanes = ген. разделительный гентилиция.

laris-al-iś-la = подобные формы М. Паллоттино тоже переводит с помощью двойного родительного падежа «del (figlio) di Laris».⁹ Вообще-то, если подсчитать, должен получаться не двойной, а кубический генитив, но для формы laris-al-iś М. Паллоттино по совету А. Тромбетти придумал название «морфологическая ридетерминация»,¹⁰ к которой морфема —la присоединяется в качестве окончания двойного родительного падежа. Никакой ридетерминации генитива здесь нет. М. Паллоттино допускает ту же ошибку, что и другие исследователи, не проводящие различия между функциями употребления букв «сигма» и «сан» в северо- и южноэтруских грамматиках. Здесь

⁸ М. PALLOTTINO. *La lingua degli Etruschi*. — В сб. «Popolo e civiltà dell' Italia antica», vol. «Lingue e dialetti», II, Roma, 1974, с. 10.

⁹ 1974, с. 10.

¹⁰ М. PALLOTTINO. *Rideterminazione morfologica*. SE VII, 1933, с. 221—243.

буква «сан», получившая огласовку в качестве закрытого слога, передаёт функцию аблатива, только образование этого падежа происходило от генитива, а не номинатива, как, например, *vel-us-la*. Этой форме послелог *—la* тоже придавал специфическое значение аблатива происхождения *Larisō nati*.

Ю/этр. надпись на колонне из Тарквиний (CIE 5437):

tites : velus | arnθaliśla «Вела из (рода) Тите, происходившего от Арнда».

tites = ген. разделительный гентилиция.

vel-us = ген. принадлежности муж. имени.

arnθ-al-is-la = абл. происхождения патронима.

Ю/этр. надпись на саркофаге IV—I вв. из Тарквиний (TLE 138):

ramθa : apatruī : larθal : seχ : larθialc : alednal : camnas | arnθal : larθalislā : ruia «Рамда Апатруи — дочь Ларда и Лардии Аледны, жена Арнда из (рода) Камна, происходившего от Ларда».

ramθa apatruī — ном. согласованных жен. имени и гентилиция.

larθ-al = ген. принадлежноси патронима.

seχ = «дочь».

-с- экликтическая сочинительная частица, тождественная латинскому —
-que «и».

larθial alednal — ген. согласованных матронима и гентилиция. Следует обратить внимание, что в этрусском языке женские имена как правило согласуются с гентилициями, тогда как мужские — нет.

camnas = ген. разделительный гентилиция.

arnθ-al = ген. принадлежности муж. имени.

larθ-al-is-la = абл. происхождения патронима.

ruia = «жена».

В гентивных склонениях североэтрусской грамматики функцию аблатива передавала буква «сигма», как это видно на примере надписи на оссуарии III (?) в. из Монтериджоне (TLE 428):

mī : sapra : calisnaś : lardal | šepuś : arnθalislā : cursnialχ «Я (есть) сосуд Ларда из (рода) Калисна Сепуя, происходившего от Арнда и Курснии».

mī = «я».

sapra = ном. названия сосуда.

calisnaś = ген. разделительный гентилиция.

larθ-al = ген. принадлежности муж. имени.

šepu-ś = ген. когномена.

arnθ-al-is-la = абл. происхождения патронима в гентивном склонении (ср. с абл. происхождения в номинативном склонении *papa-s-la*).

-χ- — «и».

cursnial — ген. происхождения матронима.

С/этр. латино-этрусская билингва из Монтепулчано (TLE 521):

(l)arθ ceinzna varnalislā

C. Caesius C. f. Varia nat.

varn-al-is-la = это выражение никак не истолкуешь с помощью двойного родительного падежа. Зато, согласно нашим выводам, оно представляет собой аблатив происхождения ламедного склонения, который на латинский и переводится как аблатив происхождения I скл., образованный, правда, без всяких предлогов.

Этот аблатив имел тенденцию к переходу в генитив происхождения, как можно судить по ещё одной латино-этрусской билингве (TLE 545):

ad unata varnal az

Un. Otacilius Rufus Varia natus.

varn-al = этот ген. происхождения матронима соответствует латинскому абл. происхождения I скл. Тоже самое отмечается и в других билингвах, например TLE 503: *arntnal* = *Arria nat.* или TLE 605: *cahatial* = *Cafatia natus*. По всей видимости в этом явлении сказалось влияние греческого языка, в котором древний аблатив слился с родительным падежом.¹¹ Латинская грамматика в данном вопросе оказалась более консервативной.

Если в североэтрусской грамматике буква «сан» передавала функцию генитива и «сигма» — аблатива, то в грамматике южноэтрусской всё обстояло наоборот: в ней функцию генитива передавала буква «сигма» и аблатива — буква «сан». С чем связан такой перевернутый порядок, трудно сказать. . . Сути дела он, как видим, не менял, однако вносит изрядную долю путаницы в этрускологию, в которой эти буквы принимают за окончание одного только генитива.¹² Отсюда проистекает ошибочное толкование аблативного послелого происхождения *-la* в качестве окончания двойного родительного падежа, присущее подавляющему большинству этрускологических работ, как частного,¹³ так и общего характера.¹⁴

Мы рассмотрели только две формы аблатива, но в этрусском языке существовали и другие формы аблатива, речь о которых пойдёт в другой статье.

Рига.

¹¹ С. И. Соболевский, Грамматика латинского языка. М., 1948, с. 467.

¹² W. DEESKE. *Etr. Fo.*, I, с. 75; K. PAULI. *Etr. Stu.*, II, с. 65 cu.; S. BUGGE, *ibid.*, *passim*; E. LATTES GLOTTA, III, с. 67; G. Herbig. *Glotta*, IV, с. 180; E. FIESEL. *Das grammatische Geschlecht im Etruskischen*. Göttingen, 1922, с. 117 cu.; M. PALLOTTINO, 1963, с. 387; 1974, с. 10 cu.; I. KAIMIO. *The Etruscan genitival forms in -s/-al and -sa/-alisa*. «*Arctos*», VIII, 1974, с. 43—58; M. CRISTOFANI. *Introduzione allo studio dell'etrusco*. Firenze, 1973 u gp.

¹³ Обстоятельную библиографию см. в работе: N. CAFFARELLO. *Arrianiento allo studio della lingua etrusca*. In: «*Scritti in onore di A. Neppi Modona*». Firenze, 1975, с. 82—93. Из работ не вошедших в списки Н. Каффарелло, можно указать: A. I. PRITFIG. *Stellung und Funktion der allomorphen Suffixe -s(i) und -(a/e) im etruskischen Kasus-system*. «*Anzeiger d. Österr. Akademie d. Wissenschaften. Phil. - hist. Kl.*», Irg. CXI, 1975, с. 410—438.

¹⁴ На базе существования двойного генитива построена, например, монография Н. RIX. *Das etruskische Cognomen*. Wiesbaden, 1963. Единственное исключение составляет опять-таки академик В. И. Георгиев (1971, с. 64. — 72), который не выделяет этого слога а считает его составной частью формы — *śla* — аблатив сущ. *sul* «род». Но такого слова в этрусском языке не существовало вовсе.

J. HARMATTA

PARTHIA AND ELYMAIS IN THE 2ND CENTURY B. C.

IN MEMORIAM R. GHIRSHMAN

I

In the province Hozestan of Iran, at the northwestern edge of the plain Izeh/Malamir, in a large circular combe, which bears the name Hong-e Nouruzi, at the foot of the mountain, there arises a 9 metres high solitary rock, on whose northwestern side there is a 4.50 metres high and 7.40 metres broad relief from the Parthian Age.¹ The relief represents a scene, viz. on the left a horseman — apparently a royal person — is riding at slow-pace forward towards the right, behind him a pedestrian person, evidently his page, is standing or stepping forward, and in front of him four standing persons are waiting for him reverently (Figs 1 and 2).

Let us start the analysis of the relief from the left towards the right. The figure of the page is rather effaced, however it can be ascertained that he was represented in profile. With his left leg he is stepping forward, however not behind the horse, but he is following the horseman on the left side of the horse. His hair is combed in curls and he has a beard. He is holding his right hand perpendicularly hanged down beside his body and he is keeping a crescent-shaped object with it, the back extremity of which is hanging downwards. This crescent-shaped object can still be observed also on two of the six persons represented on the relief, and on the basis of the parallel of the paintings of Pendžikent and East Turkestan, of the Altaic rock drawings, as well as of the archaeological finds of the conquering Hungarians (Fig. 3), it can be defined as a bow case.² With his left hand lifted up to the height of the face (his finger can be seen just before his nose), he is holding a pole inclining forward at about 75°, on which the military ensign of the Parthian kings, a dragon sewn of leather, is fixed (Figs 4 and 5). The two ears, eyes, mouth, crested back and tail of the dragon extending behind the head of the page can be observed.³ On the back of the page, almost at the height of his shoulders, arrows sticking

¹ The relief was published in an exemplary form by L. VANDEN BERGHE: *Le relief de Hung-e Naurūzi. Iranica Antiqua* 3 (1963) 154—168.

² The bow case of the conquering Hungarian was reconstructed by GY. LÁSZLÓ: *Contribution à l'archéologie de l'époque des migrations. Acta Ant. Hung.* 8 (1957) 165—198, on the bow case 172—186. We publish here its reconstruction by way of comparison (Fig. 3).

³ Cf. Appendix I.

out from his quiver can be seen. Thus, he apparently carried the quiver on a strap cast on his left shoulder.

The head of the horseman was represented in profile, his chest in three-quarters profile, and the horse in profile. The horse, which is represented with a high carriage of the neck and low carriage of the head, is led by the horseman «pulled together», on short bridle. The neck of the horse forms an even arch upwards, its brow-line is almost perpendicular, its highest point is its nape. It lifts its left foreleg forward according to the «Spanish pace» of the «haute école». The horse is ornately harnessed, the long hair of its tail is bound in a knot.⁴ The back part of the saddle-cloth, framed by 8 round plaques, is well discernible, as well as the saddle, whose hind-bow and side-flep are partly seen. The saddle is fixed by a shoulder strap, a croup strap and a strap girth. The shoulder strap and the croup strap are ornamented by two large circular phalerae. The bridle is a simple colt bridle, its parts are also well discernible, viz. the crossings of the cheek strap with the nose strap and of the nape strap with the front strap are ornamented by one circular plaque each. To the upper plaque a ribbon is fixed, the rosette of which is between the nape strap and front strap, and its end is hanging down along the middle line of the neck of the horse up to the reins.⁵ At the front strap the brow mane of the horse is well discernible, while its crest is cut short, but on three places, behind the ears, above the left noose of the rosette of the ribbon fixed to the upper plaque of the bridle, as well as somewhat behind, three crest locks, left a little longer, arise from it.⁶ The brow of the horse is covered by a front plate made of leather or metal, the lower end of which is fixed to the lower bridle plaque by a separate nose strap. The reins are also covered by circular plaques (Fig. 6). [See additional note, p. 211].

The hair of the horseman is arranged into curls pressed down by a band (diadem?), fastened behind into a rosette, while its two ends are hoveringly hanging long down. His moustache and beard are well discernible. His attire consists of a coat of mail, made of oblong plates, and a pelerine, the latter is fastened in front under his neck by two circular brooches. The pelerine flows behind on the croup of the horse. The oblong plates of the coat of mail are well

⁴ As it can also be observed on the horses of the Sasanian rulers on the reliefs, R. GHIRSHMAN: *Parthes et Sassanides*. Paris 1962. Figs 165 and 200.

⁵ Such a ribbon can also be observed on the harness of the horses of the Sasanian kings, e.g. R. GHIRSHMAN: *Parthes et Sassanides*. Figs. 211 and 248.

⁶ Such formation of the mane of the horse reminding of a dragon's crest was widely spread in East Turkestan and Bactria, see A. v. LE COQ: *Bilderatlas zur Kunst- und Kulturgeschichte Mittelasiens*. Berlin 1925. 47 Fig. 32, 48 Fig. 33, 49 Fig. 34, 67 Figs 99—100. At the time of Bahrām V (420—438) such a formation of the mane of the horse appears also with the Sasanians, because on a silver dish the horse of this ruler was represented so, F. SARRE: *Die Kunst des alten Persien*. Berlin 1925. Pl. 104. Moreover, if we identify the ruler represented on the silver dish of the Teheran museum correctly with Ardašir II, then this custom can be shown with the Sasanians already at the end of the 4th century. On the problem see A. v. Le Coq: *Auf Hellas Spuren*. 127; *RI.V XI*. 216.

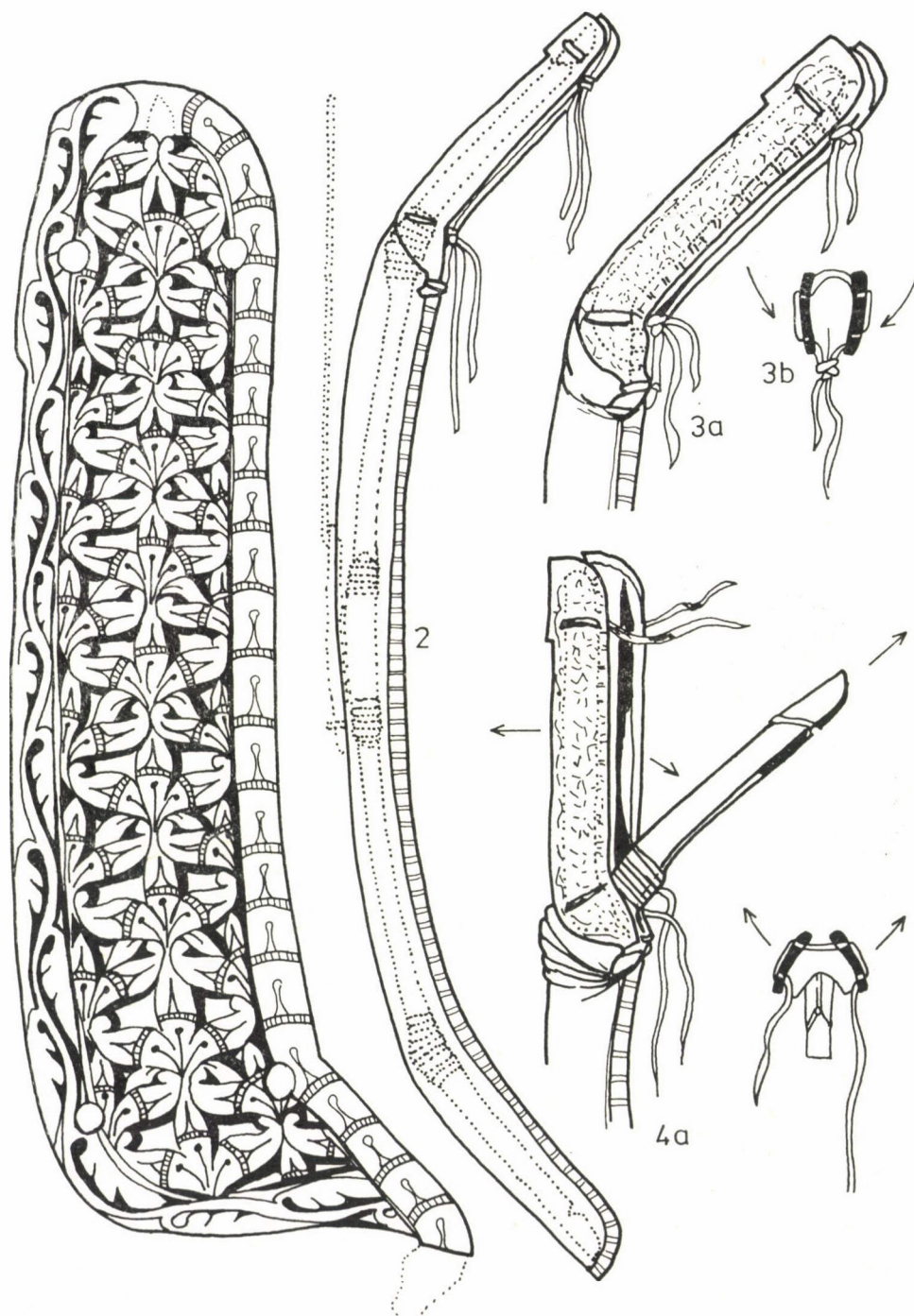
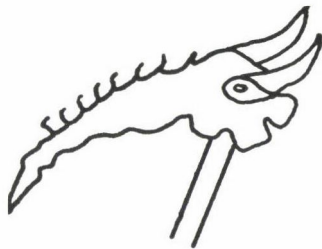
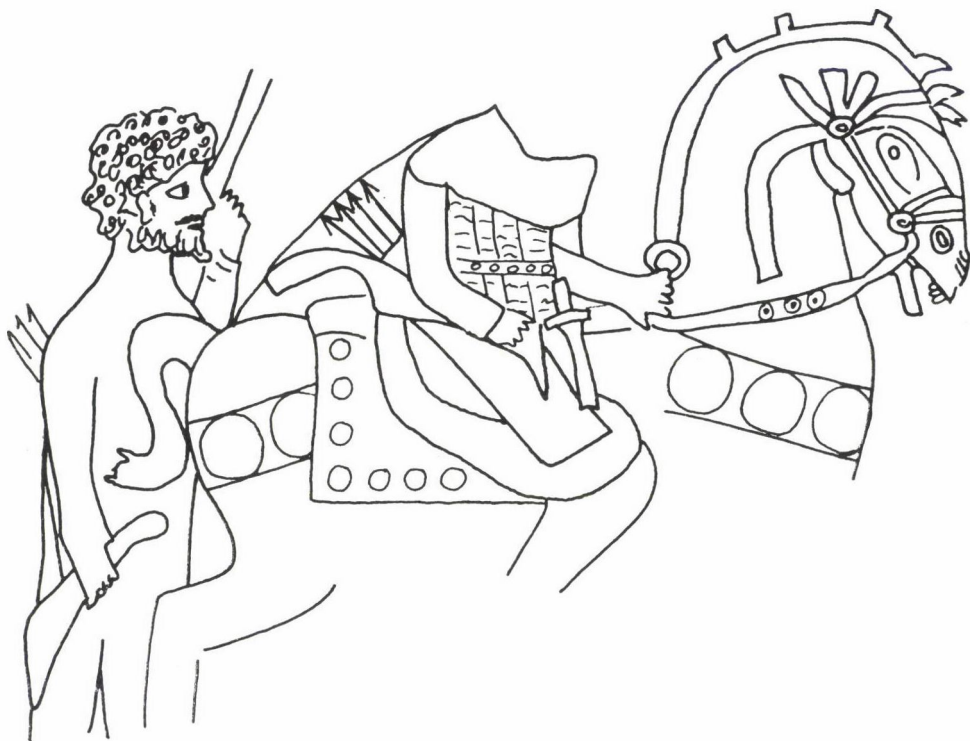


Fig. 3

*Fig. 4**Fig. 5**Fig. 6*

discernible in the triangle formed by the right arm, the pelerine and the belt, but also under it, at least 20 plates can be counted. At his shank the stone has chipped, thus it cannot be ascertained, whether he wore the pleated Parthian trousers or high boots. On the waist of the horseman a belt adorned with round plaques can be seen, on which a bow case and a quiver are fixed. The upper end of the quiver can be seen above hind-bow of the saddle, and its lower end on the thigh of the horseman. The quiver is behind him, the arrows rising from it are well discernible above the upper end of the quiver, behind the back of the horseman.⁷ In front of the lower end of the bow case, from the belt a dagger is hanging down and lying on the thigh of the horseman. He is holding the reins between his little finger and ring-finger, and his forefinger and thumb. He is resting his right hand on the bow case.

On the right side of the relief four standing figures can be seen. All are represented in front-view, only their feet are somewhat in profile. The first figure from the left is considerably bigger than the other three, and his attire and armament are also showing that he is of the highest rank among them. The main figure wears a knee-deep tunic that ends below in two big scallops, and a pair of pleated trousers, which are fastened at the ankles. Above the tunic he wears a pelerine similar to that of the horseman, which stretches in front to the middle of his chest, and behind perhaps slightly below his waist. The pelerine is held together on his chest by two round brooches. On the tunic in the middle a band or edge can be seen, which is embellished above the belt by 5 big circular plaques. On his neck he wears a necklace consisting of 9 big links, the middle link being oval and the 4 on both side being globular. On his waist we can observe a double belt, the lower one is the weapon belt, from which on the right side a dagger (only its hilt can be seen), and on the left side on 2 sword-slings a long sword with a cross-bar at its hilt is hanging down (Fig. 7). The head of the figure is slightly damaged, but he obviously wears a moustache and a beard, and his hair is combed on both sides in spherical shape. He is lifting up his right hand with homage towards the horseman, while he is holding his left hand on his sword-hilt.

Of the other three standing figures, the one following after the main person can also be a chief person (eventually brother or son of the main person), because he also lifts his right hand with palm turned ahead towards the horseman as homage. His coiffure is also similar to that of the main person and he obviously wears a long beard. His attire consists of a tunic and of a pair of wide pleated trousers. The edges of the tunic starting from the two shoulders

⁷ The bow case and the quiver were similarly represented side by side also on relief D of Tang-i Sarvak (W. B. HENNING: *The Monuments and Inscriptions of Tang-i Sarvak*. AM NS 2 (1925) Pl. XX), however, these are there fixed not on the belt of the equestrian, but on the hind-bow of the saddle in order that they should not hinder the warrior fighting with a spear in his movement.

and meeting at the middle of the chest are adorned with beads. This chief person also wears a necklace which, however, consists of much smaller beads than that of the main person. The number of the links can be estimated at 8 on both sides, which are also connected by a bigger oval plaque or precious stone. On his waist only *one* belt can be seen, the fastening of the waist-belt and its two ends hanging down are well discernible. On his right side a dagger is hanging down from the belt. On his right shoulder, between his hair and his lifted hand a bow case can be observed, which is adorned by a triquetrum. On his left side he is holding a quiver with his left hand, which is fixed behind on his left shoulder with a strap noose.⁸ Unlike the main person, he does not wear a pelerine.

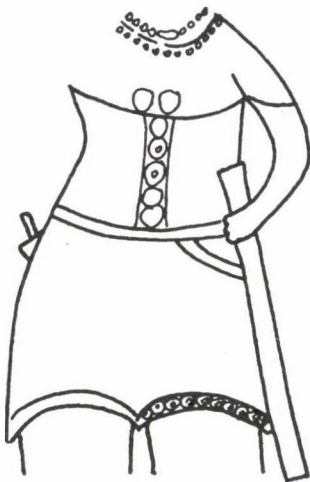


Fig. 7

The attire of the third and fourth figure is similar, *viz.*: they wear tunic and a pair of wide pleated trousers, and from their belts on the right side one dagger each is hanging down. They wear no pelerine either. Their lower rank is clearly shown that they hold their hands folded on their chests.

From the viewpoint of the interpretation of the relief it is important that turning towards the head of the horseman and the first standing person one eagle each hovering in the air can be seen, of which the one before the head of the horseman holds in its claws a diadem and in its beak a palm-twig, while the one turning towards the standing figure holds a diadem in its beak. Between the two eagles turning their backs to each other a rosette (sun-disk) represented by a wheel with 12 spokes can be observed (Fig. 9).

⁸ Cf. Appendix II.

II

It is an interesting peculiarity of the relief of Hong-e Nouruzi that outside the deepened slab, above the relief representations also have been carved. Of these only the outlines have been executed, and their background was not deepened. Therefore, they are hardly discernible and their study is even more difficult than that of the relief itself. It is above the head of the horse that the representation, carved into the undepened rock wall outside the frame of the relief, can most easily be recognized. This is an eagle represented



Fig. 8

in front-view hovering with outspread wings, which turns its head from the viewpoint of the spectator to the left and holds a diadem in its beak. Above the head of the second standing figure from the left a similar representation can be observed. This has been much less finished, but the outlines, feet, wings and head of the bird looking to the right can be recognized, while the diadem held in its beak can only be guessed (Fig. 10).



Fig. 9

Between the two eagles in the middle, in the elongation of the streak between the head of the horse and the first standing figure, an ornate sun-disk can be seen, which on the basis of its preserved details can be accurately reconstructed. A central circle with a dot in its middle is surrounded by 8 similar circles with a dot in the middle of each, their outer edges are connected with a line, which forms with the circles a series of small triangles. Outside

the circle formed thus, there are dots (16?), which are included into a further frame by a notched line. From each notch of this a short ray (16?) starts out (Fig. 11).

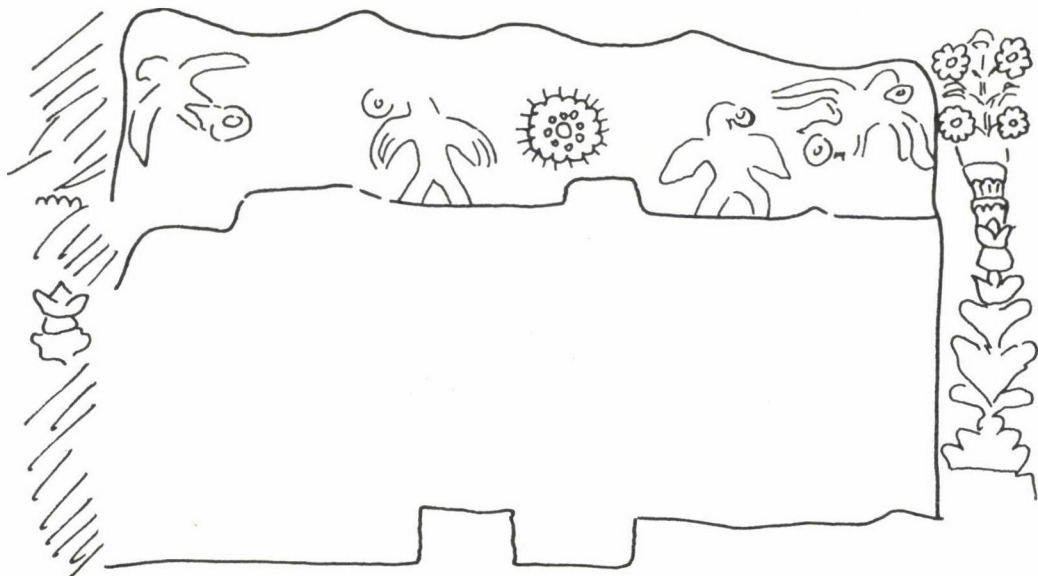


Fig. 10

Above the right corner of the relief the outlines of an eagle represented in flight are discernible. The eagle is represented in front-view, the axle of its body, however, is not perpendicular, but it leans to the right at an angle of nearly 50° , as if it would fly towards the right hand of the spectator. Its head looks towards the right, and it holds in its beak a round object, perhaps a diadem, and as if it would carry a bigger diadem also in its claws. The line

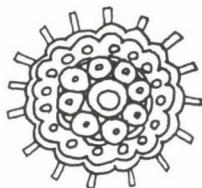


Fig. 11

of its stretched wings reminds of a bent reflex bow. It can rather be guessed that above the left corner of the relief a similar eagle was also symmetrically carved. The rock is here considerably eroded, still it looks as if the outlines or remainders of the body, the wings and the bigger diadem would be visible.

To the right of the relief, outside the frames of the deepened slab, some representation can also be observed. If we are not misled by the damaged

stone surface, then the impression created by it most probably evokes the representation of a wall pillar or column, which had a base and a crown. The latter was embellished by flower rosettes (Fig. 12), and its shaft as if would consist of leaves and flowers alternating each other. This column or wall pillar, the crown of which reminds of that of a wall pillar at Taq-e Bostan,⁹ and its shaft of those of the columns¹⁰ to be seen on the Maqqay funeral triclinium (Palmyra, 229 A. D.), rises higher than the relief and practically comprises the stripe including the eagles and the sun-disk into a frame.



Fig. 12

Thus the whole composition can be reconstructed as follows: in the middle the sun-disk was arranged with one standing or hovering eagle each on its two sides, with slightly outspread wings, with their heads turned away from the sun and with diadems in their beaks. On the two ends of the representation one eagle each is flying towards the spectator with one diadem each in their beaks and in their claws. Without doubt, this representation arranged outside the frames of the relief forms a closed unit. Just therefore, the question can be raised with justification, in what relationship it stands with the relief, whether it is connected with the same, whether it was carved in at the same time, or it is a later work, independent from the relief.

Another interesting peculiarity of the relief is that in it the contrast of the frontal and profile representations, and of the motionless and moving figures is solved in the unity of the action brought about with the application of the different layers of the representation. The left half of the composition represents moving figures in profile. The motion is clearly suggested by the parade «Spanish pace» of the horse, by the foot of the page stepping forward, by the hovering of the ribbons binding their hair of the horseman, and by the horizontal flight of the dragon ensign filled with air. On the right half of the relief we can see motionless figures represented in front-view. These, standing

⁹ F. SARRE: *Die Kunst des Alten Persien*. Pl. 92.

¹⁰ R. GHIRSHMAN: *Parthes et Sassanides*. Fig. 90.

in a certain order, are waiting with homage for the approaching mounted figure, who is not going face to face with them, but will pass before their front like in our days the heads of state before the guard of honour ordered for their reception.

The separation of the motion and the motionlessness to the two sides of the relief does not spoil the coherence of the composition, and it will not become an inorganic side by side arrangement, because the action is divided into different layers of the perspective. The first layer of perspective is represented by the horseman himself. He is felt by the spectator of the relief to be nearest. To suggest the perspective depth the artist used the following means : 1) the bulge of the figure from the background (the more bulging a figure is, we feel it the nearer, while the flatter it is, we feel it the more distant), 2) the distance of the figure set on the horizontal axis of the representation, 3) the moving of the figures on the perpendicular axis (the higher the figure is arranged, the more distant it seems to be), 4) covering, and finally 5) the size of the figures (the smaller the figure is, the more distant it appears to be).

The throwing of shadow gives a good basis for the ascertaining of the bulging of the figures. The bulging of the horseman is undoubtedly the most pronounced, he can be included into the first perspective layer. The holder of the military ensign going on the left side of the horseman belongs to the second perspective layer. The circumstance that in the perspective this figure is more inside than the horseman, besides its smaller size and flat execution, is also shown by the fact that it is partly covered by the right hind leg and tail of the horse. The bigger distance between the horse and the first standing figure suggests that this is much more distant from the spectator than the horseman and the holder of military ensign going closely beside him. The other three standing figures are executed even flatter, and they are also smaller than the first one, and as it can be observed on the lower edge of their tunics, each of them is arranged a little higher than the preceding one. As regards the horizontal distance between them, it is bigger between the first and the second figure, than between the second and third one, or between the third and fourth one. Thus, the impression of the spectator is that the second figure is standing by about 2 steps farther back, than the first one, while the third one is by one step farther back than the second one, and similarly the fourth one is standing by one step farther back than the third one. Looking at the picture of the relief from a proper distance these perspective layers become clearly perceptible. The perspective impression created by the original could be even stronger.

Similar means of the suggesting of the perspective can be observed on a relief of Palmyra, which originates from the Bêl temple.¹¹ Here, a cultic

¹¹ D. SCHLUMBERGER: *Der hellenisierte Orient. Die griechische und nachgriechische Kunst ausserhalb des Mittelmeerraumes*. Baden-Baden 1969. 91 upper Fig.

procession can be seen, and the size, bulging, covering and moving along the perpendicular and horizontal axis of the figures render possible the distinguishing of at least four perspective depths. However, the Bêl temple of Palmyra originates from the beginning of the I. century A. D., and thus it is one and a half century later than the Hong-e Nouruzi relief, which thus could have a pioneering role in the development of Parthian art.

III

Several attempts have been made for the interpretation of the represented scene. According to the one of the conceptions¹² the relief represents the homage of a prince, appearing accompanied by his leading men, to a ruler of higher rank. According to another interpretation¹³ we have to do with an investiture scene, *viz.* the king sitting on horseback confirms on his throne the prince represented standing. Arguments can be brought forward in favour of both conceptions, *viz.*: the hand position of the standing prince and of his chief men really expresses homage to the king sitting on horseback, and at the same time the diadem carried by the eagle towards him refers to an investiture. Thus the two interpretations do not exclude, but as a matter of fact, complete each other.

Nevertheless, the scene represented on the relief is probably more than a simple homage or investiture. In fact, if it would represent a simple investiture scene, then the handing over of the diadem would be justified only for the standing prince, as we can see this on the relief of Xvāsak, satrap of Susa.¹⁴ Here, however, the eagle hovering in front of the mounted king, is holding a diadem and a palm-twigg also towards him. The sun-disk to be seen above the deepened slab of the relief on its two sides with 2 eagles each holding diadems can also refer to the extraordinary character of the represented scene. This can only be understood, if we presume that the king sitting on horseback has attained a success of unique historical meaning, he gained a great victory, or conquered significant territories, which meant the extraordinary increase of his power.

Obviously, the comprehensive interpretation of the relief can only be successful, if we can identify the represented persons and the scene from the historical point of view. The ruler sitting on horseback could be identified

¹² L. VANDEN BERGHE: *Iranica Antiqua* 3 (1963) 160 «... nous avons ici affaire à une scène d'hommage rendu par un prince, suivi de ses dignitaires, à un souverain de rang supérieur».

¹³ R. GHIRSHMAN: *La frontalité dans l'art iranien et ses origines*. Académie des Inscriptions et Belles-Lettres CR 1975. 56 «Le sujet du tableau est une scène d'investiture. Mithridate confirme le prince d'Elymaïde sur son trône», cf. also R. GHIRSHMAN: *Terrasses sacrées de Bard-è Néchandeh et Masjid-i Solaiman*. I. Paris 1976. 275.

¹⁴ R. GHIRSHMAN: *Parthes et Sassanides*. Fig. 70.

on the basis of his effigy on his coins with the Parthian king Mithridates I already earlier.¹⁵ Since the relief was prepared in the territory of Elymais, the conclusion was logical that it has eternized the scene, when Mithridates I confirmed the represented prince of Elymais on his throne.¹⁶ The conception was also raised that after the conquest of Elymais, Mithridates I put an Arsacid prince on the throne in place of Kamniskires, king of Elymais, or in place of the successor of the latter.¹⁷ Evidently, it would be only possible to arrive at a more accurate result, if we had a contemporary inscription explaining the relief.

At the publication of the relief it has come up that under the lifted left foreleg of the horse perhaps there was an inscription which, however, has already completely been damaged by now and became indecipherable.¹⁸ Really, the traces of the inscription are still clearly discernible on the stone surface under the left foreleg of the horse stepping forward. What can be seen of it, has been fixed by us by copying the published photo (Fig. 13). The inscription, written with the characters of the Parthian alphabet, consisted of 2 lines. Both lines began with the character *m*, the traces of which are almost accurately under each other.

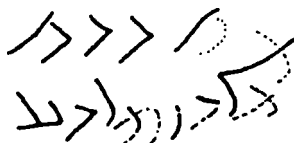


Fig. 13

At the end of line 1 a letter *t* is clearly to be seen, before which indistinctly two *d/r* can be observed. Between them and the *m* to be read in the beginning of the line, an almost perpendicular long stroke of a letter can still be observed, which can be the left stroke of a *t*. Thus we can read the first line as *m^rt^rrdt*, that is it contains the name *Miθridāt*.

Line 2 is also beginning with letter *m*, after which an *l* is discernible, the upper end of which touches the left lower end of the stroke of the *m* of line 1. After this the faint upper part of a *k/d/r* can be observed, and then after 4–5 letter spaces at the end of the line a distinctly readable ' can be seen. In between, after the *k/d/r* two perpendicular letter strokes, and then the upper part of an *m* and hereafter the heads of an *l* and of a *k* are discernible. Thus we get as the reading of line 2 the phrase *ML^rKYN MLK^r* that is the title *šāhin šāh* «king of kings» of Mithridates.

¹⁵ L. VANDEN BERGHE: *Iranica Antiqua* 3 (1963) 165 foll.

¹⁶ L. VANDEN BERGHE: *op. cit.* 167, R. GHIRSHMAN: *Académie des Inscriptions et Belles-Lettres* CR 1975. 56.

¹⁷ L. VANDEN BERGHE: *op. cit.* 167, note 1.

¹⁸ L. VANDEN BERGHE: *op. cit.* 160, note 1.

Thus the whole inscription can be read as follows :

line 1	<i>m^ʿt^ʿrdt</i>	«Miθridāt the
line 2	<i>ML^ʿKYN MLK^ʿ</i>	'king of kings».

The inscription carved under the lift left foreleg of the horse completely verifies the assumption that in the mounted king we must see Mithridates I.

However, there is also another inscription on the relief, which is carved into the smooth surface between the head of the horse and the first standing figure. This has been preserved in a much better state than that under the left foreleg of the horse. It consists of three lines and its reading is as follows (Fig. 14) :



Fig. 14

line 1	<i>kbnškr</i>	«Kabneškir, governor of Susa»
line 2	<i>šwš</i>	
line 3	<i>PHT^ʿ</i>	

The first two lines can clearly be read. In line 2 before the word *šwš* there would be place still for *ZY*, but sure remainders of letters cannot be seen and the inscription of Xvāsak (*hwsk šwš hstrp*) proves that in this phrase *ZY* was not necessary. In line 3 *P* and *ʿ* can be seen comparatively well, while *HT* and *T* are less distinctly discernible.

IV

Without doubt, these two inscriptions contain some surprises for research. The first surprise is the fact itself that an inscription of Mithridates I in Parthian language has been discovered. Up to now the earliest text written in Parthian language has come to light among the documents of Nisa from the year 148 of the Arsacid Era, *i.e.* from 100 B. C.¹⁹ On the other hand, the inscription of Hong-e Nouruzi can originate from 140 B. C., when Mithridates I conquered Elymais. The alphabet of the inscription is accurately identical with that of the documents of Nisa, and it is still rather close to the Aramaic

¹⁹ И. М. Дьяконов – В. А. Лившиц: Документы из Нисы. I в. до Н. Э. Moscow 1960. 15.

script. This inscription, however, is written already undoubtedly in Parthian language, even if beside the names all its elements are Aramaic. In fact, such a structure like *šwš PHT'* (= *Šwš xšaθrap*) is not possible in Aramaic. Thus, the use of the syntactic structure in the inscription proves that the transition from the Aramaic cancellary practice to the use of the Parthian system of writing had already been carried through by this time.

The other surprise is the use of the title *MLKYN MLK'* in the inscription in connection with Mithridates I. The discussion has been going on from the beginning of the century about the questions, whether Mithridates I had already assumed the title «king of kings», whether he had coins minted with this title, and whether the coins with the inscription *ΒΑΣΙΛΕΩΣ ΜΕΓΑΛΟΥ ΑΡΣΑΚΟΥ ΕΠΙΦΑΝΟΥΣ* and with the inscription *ΒΑΣΙΛΕΩΣ ΒΑΣΙΛΕΩΝ ΜΕΓΑΛΟΥ ΑΡΣΑΚΟΥ ΕΠΙΦΑΝΟΥΣ* were issued by Mithridates I or Mithridates II.²⁰ A single tablet with Babylonian cuneiform script dates from 140/139 has only mentioned the title «king of kings» of Mithridates I (*šattu 108kan Ar-ša-ka-a šar šarrāni*) so far,²¹ this, however, has been regarded as an exceptional case.²² Now, however, the title *MLKYN MLK'* of Mithridates I has come up also on the inscription of Hong-e Nouruzi. This inscription and the relief could come into existence only after the victory of Mithridates I over the Elymaeans, which can be dated after the attack by Demetrios II and his subsequent capture to be dated to the second half of 140, eventually to the spring of 139.²³ The Parthian Empire attained its greatest expansion after the conquest of Elymais, as this is stressed also by the text of Iustinus (XLI. VI, 7–8): *... Mithridates... bellum cum Elymaeorum rege gessit, quo victo hanc quoque gentem regno adiecit imperiumque Parthorum a monte Caucaso multis populis in dicionem redactis usque flumen Euphraten protulit.* Accordingly, at this time Mithridates I stood on the summit of his power and this fact could also render justified the assumption of the title *šāhin šāh* «king of kings» on his part.²⁴ On account of his death at the end of 139 or in the

²⁰ W. WROTH: *Catalogue of Greek Coins in the British Museum*. London 1903. A. v. PETROWICZ: *Arsakiden-Münzen*. Wien 1904. (Nr. 3—76 Mithridates II). J. JUNGE: *Saka-Studien*. Leipzig 1939. 106—112. G. LE RIDER: *Suse sous les Séleucides et les Parthes*. Paris 1965. 363, note 4.

²¹ J. N. STRASSMAIER: *ZA* 3 (1888) 129 foll., cf. also E. BRECCIA: *Mithridate I il Grande di Parthia*. *Klio* 5 (1905) 41, note 1. E. H. MINNS: *Parchments of the Parthian Period from Avroman in Kurdistan*. *JHS* 35 (1915) 36, note 35.

²² G. LE RIDER: *Suse sous les Séleucides et les Parthes*. 363, note 4.

²³ G. LE RIDER: *op. cit.*, 370 foll.

²⁴ The title *MLKYN MLK'* of Mithridates I and the estate name *Artaxšaθrakān* mentioned already in 92 B. C., which refers to the (actual or fictitious) descent of the Arsacids from Artaxerxes II (И. М. Дьяконов—В. А. Лившиц: *ВДИ* 1953/4. 125, 127 and *Исследования по истории культуры народов Востока*. 1960. 328 and *Документы из Нисы I в. до Н. Э.* 20), refutes the theory expounded by J. NEUSNER (*Parthian Political Ideology*. *Iranica Antiqua* 3 (1963) 40 ff., par. 46, 48, 58 foll.), according to which the ideology of the descent of the Arsacids from Artaxerxes II was elaborated only about the middle of the 1st century B. C.

beginning of 138, however, the use of the title could not be firmly established in the practice of the Babylonian scribes and it could not be reflected in his coinage either.

V

The eagle carrying a diadem and a palm-twig towards Mithridates I, on the one hand, and the sun-disk and eagle representations in the stripe above the relief, on the other hand, receive a meaning in this context. By his victories Mithridates I united the whole Iran under his power, and hereby he earned for himself the *xvarənah-*, the «glory of monarchic power», owned by the «king of kings». A rich symbolism of the *xvarənah-* developed in Iran. Already the Avesta (XIX. Yast 35) knows about it that one of the forms of appearance of the *xvarənah-* is the bird *Vārəgan* (an eagle species²⁵). The *xvarənah-* stood in close relationship with *Vrθrayna*, the victorious warlike deity,²⁶ and also with Miθra, and in the course of time it was also invested with the system of symbolics and with the forms of appearance of these gods. Thus the *xvarənah-* could appear not only in the form of an eagle, but also in the form of a ram, a wild-boar, in the form of fire, of the sun, and also in other forms.^{26a}

On the relief of Hong-e Nouruzi the *xvarənah-* of Mithridates I receives a unique emphasis by the fact that it appears in the framework of a homage and investiture scene. Kabneškir, governor of Susa, receives only a small diadem from the *xvarənah-* appearing in the form of one of the eagles, while in the form of the other eagle the *xvarənah-* hands over to Mithridates I a big diadem and a palm-twig.²⁷ The sun rosette hovering between the two eagles clearly refers the origin of the *xvarənah-* into a divine sphere. Finally, the *xvarənah-* of the «king of kings» is lifted up into cosmic perspectives by the big sun-disk hovering above the relief, and by the four eagles holding diadem in their beaks and partly in their claws.²⁸ It is possible that the four eagles also refer to the four quarters of the world and hereby the relief extols Mithridates even as the cosmic ruler of the four quarters of the world.

²⁵ The Sogdian word *w'ryn'k*, *w'ryn'y* is the name of a hawk species, H. W. BAILEY: *Zoroastrian Problems in the Ninth Century Books*. Oxford 1943. 24.

²⁶ H. S. NYBERG: *Die Religionen des Alten Iran*. Leipzig 1958. 71 «Vrθrathraghna ist sehr nahe verbunden mit dem Chwarənah (*xvarənah*) oder Machtglanz».

^{26a} See e.g. H. W. BAILEY: *op. cit.* 29—31.

²⁷ It seems that the size of the diadem (or crown) had a meaning from the viewpoint of the monarchic rank (*šāh*, *vazurg šāh*, *šāhān šāh*). According to the Mānī-codex of Köln Šāhpuhr I *šāhān šāh* at his accession to the throne put on the «biggest diadem» (διάδημα μέγιστον). A. HENRICHS—L. KOENEN: *Der Kölner Mani-Kodex* (P. Colon inv. nr. 4780 *ΠΕΡΙ ΤΗΣ ΓΕΝΝΗΣ ΤΟΥ ΣΩΜΑΤΟΣ ΑΥΤΟΥ*. Edition der Seiten 1—72. ZPE 19 (1975) 21. Cf. M.-L. CHAUMONT: A propos de la Chute de Hatra. *Acta Ant. Hung.* 27 (1979) 215 foll., esp. 217—219.

²⁸ The four eagles floating above the scene and the sun-disk recall also the Iranian ideas, according to which the king takes over his *xvarənah-* in heaven from Ōhrmazd or eventually from another god, cf. R. MERKELBACH: *Mythische Episoden im Alexander-roman*. 613 ff.

The eagle symbol was widely spread in Ancient Near East. However, we must look for its origin and iconographic formulation very likely with the Achaemenid dynasty in the Old Persian Age. The eagle with outspread wings — obviously as the form of appearance of the royal *xvarənah* — was the dynastic emblem of the Achaemenids very likely as from the reign of Artaxerxes II, and the pair of brooches representing eagles with outspread wings were also worn by the Achaemenid Great Kings on their caftans.²⁹ As it is shown by a whole series of monuments, the dynastic emblem of the Achaemenids was taken over and used also by the rulers of the minor kingdoms coming into existence in the territory of the Old Persian Empire in the Hellenistic Age, who were descendants of the Achaemenids or at least traced their descent from the Achaemenids.³⁰ The two eagles with outspread wings and the sun-disk or sun head with a crown of rays to be seen also in two different formulations on the Hong-e Nouruzi relief, appeared also in Hatra and Palmyra,³¹ moreover in the latter place we find also the two circular brooches representing the eagles with outspread wings looking at each other, on the dress of the sun god.³² We do not know this iconographic formulation from the Old Persian Age, thus we could think that this connection of the eagles and the sun god came into existence only in Hatra and Palmyra. It is doubtless, however, that the idea of the connection of the eagles and the sun can be shown already in the *R̥g-Veda*,³³ and thus it dates back very likely to the Indo-Iranian period. The Hong-e Nouruzi relief of Mithridates I is much earlier than the known monuments of Hatra and Palmyra.³⁴ Accordingly, it is not impossible that even the iconographic formulation of this idea was mediated by the Parthian art towards Mesopotamia.

We find interesting parallels of the sun-disk and the eagles, represented above the relief of Hong-e Nouruzi, in Palmyra. On a door-inlet from the temple of Ba'alšamin, in the middle the representation of a big eagle with fully outspread wings, on both sides one smaller eagle with outspread wings each, one head of a god with crown of rays each (sun god and moon god?), and one

²⁹ J. HARMATTA: Royal Power and Immortality. The Myth of the Two Eagles in Iranian Royal Ideology. *Acta Ant. Hung.* 27 (1979) 305—319. To this rich and complicated complex of questions J. E. KORN: Adler und Doppeladler. Göttingen 1969. Nachdruck. Marburg 1976. 6 can only say: «Der Sage nach soll Achaemenes, der Gründer der persischen Dynastie, von einem Adler aufgezogen werden. In den «Persern» des Aischylos erscheint der Atossa, der Frau des Dareios und Mutter von Xerxes, im Traum ein Adler, den sie auf die Perser bezieht. Das königliche Feldzeichen war, wie Xenophon aus der Schlacht bei Kunaxa (401 v. Chr.) berichtet, ein goldener Adler auf einer Lanze.»

³⁰ J. HARMATTA: *op. cit.* 307—313.

³¹ J. HARMATTA: *op. cit.* 312, Fig. 6, D. SCHLUMBERGER: Der hellenistische Orient. Fig. 32.

³² R. GHIRSHMAN: Parthes et Sassanides. Fig. 2.

³³ J. HARMATTA: *Acta Ant. Hung.* 27 (1979) 316.

³⁴ The latter ones date back to the 1st century B. C. and to the 1st—2nd centuries A. D.

bigger eagle with outspread wings each can be seen.³⁵ The other parallel is even more important. A drawing engraved on a rock mass from 147 A. D. represents a sanctuary, in the tympanum of which we can see a sun head with a crown of rays, on its two sides one eagle each with outspread wings, below them on the two ends of the architrave also one such eagle each, on the capital of the column holding the architrave also one similar eagle each, and beside the capitals outside also the representation of one such eagle each can be seen. Of the 8 eagles 6 are looking towards the middle of the representation and the two outermost ones are looking outward.³⁶ The representation of a relief in «archaic» style from Palmyra can also be ranged here. In the middle of this relief, in the lower field, we can see a sun head with a crown of rays, on its two sides one eagle each with outspread wings, and in its two edges one rosette each.³⁷

On all the three monuments the representation of the sun and the eagles dominate over a certain area and ensure a cosmic background to it. This representation is arranged on the first and perhaps also on the third monument above a doorway, and on the second one above the façade of a sanctuary.

The representation of the sun-disk and the eagles above the relief of Hong-e Nouruzi together with the column to be seen on the side also create the impression of the façade of a sanctuary or of a building in general. If it can be presumed that originally the frame of the deepened slab on the left side of the relief also existed, and the part reminding of a flower to be observed behind the head of the page is also the remainder of the representation of a column or wall pillar, then it seems to be very likely that the artist arranged the scene represented on the relief before the façade of a sanctuary or another building in a way that he represented Kabneškir, king of Elymais and his leading men surrendering to Mithridates I, before the entrance of the building, eventually in its entrance under the façade, and the Parthian «king of kings» is also pacing to the same place accompanied by his page holding the dragon ensign to receive the homage and to install Kabneškir to the office of the governor of Susa (and Elymais).

After all the only question is, whether the represented façade has reproduced a real sanctuary or other building, or we have to do only with an imaginary environment. The same question can also be raised in connection with the scene to be seen on the relief, viz. whether the submission of Kabneškir before Mithridates I really took place, or the artist only wanted to eternize the glory of the Parthian king with the carving of an imaginary scene on the rock. The scene represented on the relief undoubtedly has real elements.

³⁵ D. SCHLUMBERGER: *Der hellenistische Orient*. 89, Fig. 31.

³⁶ D. SCHLUMBERGER: *op. cit.* 93, Fig. 32.

³⁷ D. SCHLUMBERGER: *op. cit.* 97. Appendix Fig. 13.

Mithridates I and Kabneškir were historical persons, the Parthian king has really conquered Elymais and forced its ruler Kabneškir to surrender. On behalf of Mithridates the assumption of the title *MLKYN MLK'* and the appointment of Kabneškir to governor of Susa are also historical facts, both are verified by the inscriptions discussed. Thus, essentially the scene can be regarded as being of historical authenticity^{37a}, and thus the further conclusion is also obvious that the surrender and installation of Kabneškir as governor must also have taken place in some real environment. All these speak in favour of the assumption that the façade of building, framing the relief, reproduces a real sanctuary or other building, in front of which the historic meeting of Mithridates I and Kabneškir took place.

If we have to do with a really existing façade of a building or sanctuary, then we must look for this first of all there, where the eagle and sun symbology to be observed on it is demonstrable. The parallels of Hatra and Palmyra mentioned above are later, than the relief of Hong-e Nouruzi, thus from the historical point of view they cannot be taken into consideration. We know, however, the representation of the eagle with half outspread wings holding a diadem in its beak, from the coins of Kamniskires (Kabneškir II) minted about 147 B. C. in Susa.³⁸ On these coins the eagle can also be understood as the form of appearance of the *xvarənah*-. The issue apparently celebrates the victory of Kamniskires and the occupation of Susa. We know an even more accurate parallel of the eagle holding a smaller diadem in its beak and a bigger one in its claws from Bard-e Nešandeh. Here, on a fragment of a statue, we can see the representation of an eagle holding a smaller ribboned diadem in its beak and a bigger one in its claws.³⁹ Unfortunately the piece cannot be dated accurately, but since it came into light on the landing of the north-western big staircase, it is likely that it is dating from the time after the construction of the lower terrace.

Thus, on the basis of the data available at present, we could imagine the scene and façade of a building represented on the relief most in Susa or in Bard-e Nešandeh. Of course the possibility cannot be excluded either that connection of the ideas *diadem — eagle — sun — xvarənah*-, which could be generally spread in contemporary Iran, was reflected also elsewhere in material monuments. There can be no doubt, however, that the surrender and installation of Kabneškir could be arranged only in a royal seat or in an important

^{37a} L. Vanden Berghe: *Iranica Antiqua* 3 (1963) 167 saw already clearly that the Hong-e Nouruzi relief can be regarded as «la représentation d'un fait historique».

³⁸ G. LE RIDER: *Suse sous les Séleucides et les Parthes*. 358, no. 9090, R. GHIRSHMAN: *Terrasses sacrées de Bard-e Nechandeh et Masjid-i Solaiman*. I. 36.

³⁹ R. GHIRSHMAN: *op. cit.* I. 36, II. Pl. XXX. 2.

cultic centre. On the basis of this consideration, on the one hand Susa and Soloke, the seats of Kamniskires, and on the other hand the seats of Athene, Artemis and Belos can be taken into account. The fact speaks in favour of Susa that this city became the seat of the governor and that the eagle—*xvarənah*-symbolism can be pointed out there. However, it is also likely that the surrender and installation did not take place in a city conquered, plundered and ransacked in the course of the fights. Susa was captured by Mithridates already in the beginning of 140, who in his next military expedition, in the second half of 140 or in the spring of 139 captured also Soloke and sacked even the sanctuaries of Artemis and Athene. The latter ones can be identified with Šāmī and Masʿjid-e Soleiman. Thus, of the cities and sanctuaries to be taken into account, as a matter of fact, only Bard-e Nešandeh, the cultic place of Belos (Bēl-Ōhrmazd-*Iuppiter Elymaeus*) remained untouched from the devastation of the fights. Consequently, this place could be taken into account most as the scene of the surrender and installation of Kabneškir.

In connection with this, however, the difficulty arises that in Bard-e Nešandeh there was no such sanctuary, the façade of which could have served as a model for the frame of the relief of ʿHong-e Nouruzi.⁴⁰ The cultic place of Bēl-Ōhrmazd was the fire altar of the platform rising on the upper terrace.⁴¹ Here, the scene of surrender and installation would rather be imaginable in front of the platform. On one side a building joined the platform, which could serve as a *sacristy*.⁴² The about 7 metres broad front side of this was open, at the entrance on both sides very likely there was one column or pillar

⁴⁰ The situation is not quite clarified. R. GHIRSHMAN in his letter dated July 6th 1974 writes: «Ce n'est qu'au IIe s. A. D. que, sur une terrasse *inférieure*, construite postérieurement, fut élevé un temple à Anahita et à Mithras. Quoted by J. HARMATTA: *Elymais történetéhez* (To the History of Elymais). Ant. Tan. 21 (1974) 37. Thus this sanctuary cannot be taken into consideration, because about 140 B. C. it did not exist as yet. At its final publication GHIRSHMAN judged the dating material already more uncertainly: «La monnaie de Kanishka et les oboles parthes permettent de dater le temple tétrastyle, ou plutôt sa dernière restauration, du IIe siècle de notre ère.» Terrasses sacrées de Bard-è Néchandeh et Masʿjid-i Solaiman. 40. Here, in room 1 of the sanctuary, under the upper step a rich coin hoard has come to light, which consisted of 5000 coins, and among these there was also a coin of the Kušāna king Kanishka. GHIRSHMAN first held the coin hoard very likely a «dépôt de fondation» and therefore he concluded that the temple was built in the 2nd century A. D. In fact, several factors speak against the coin hoard to be regarded as a «dépôt de fondation». One of these factors is the place of its hiding, the second is its composition, and the third is the date of its hiding, which now, on the basis of the accurate elaboration of the hoard, is said to be 190/191 A. D. (CHR. AUGÉ—R. CURIEL—G. LE RIDER: Terrasses sacrées de Bard-è Néchandeh et Masʿjid-i Solaiman. Les trouvailles monétaires. Paris 1979. 38). The end of 2nd century A. D. is very likely a too late date for the construction of the temple. Thus, it seems to be likely that the coin hoard, which could be collected as sacrificial donation, was hidden at the time of some disaster, and on account of its sacred character, it was not taken out later on from its hiding place. Thus, the date of the construction of the temple still requires clarification. It is likely, however that its construction took place considerably later.

⁴¹ R. GHIRSHMAN: Terrasses sacrées de Bard-è Néchandeh et Masʿjid-i Solaiman. I. 50.

⁴² R. GHIRSHMAN: *op. cit.* 27.

each. As regards its structure, it could correspond to that façade of a building, into which the deepened slab of the 6.30 metres broad relief fits. It is imaginable that the façade of the building between the two columns was decorated: with a sun-disk and four eagles, just like on the relief (Fig. 15). The reception of Mithridates on behalf of Kabneškir could take place most probably here in front of the building or in its open vestibule, and afterwards the agreement between the two kings was corroborated with a sacrifice offered to Bēl-Ōhrmazd on the fire altar of the platform.

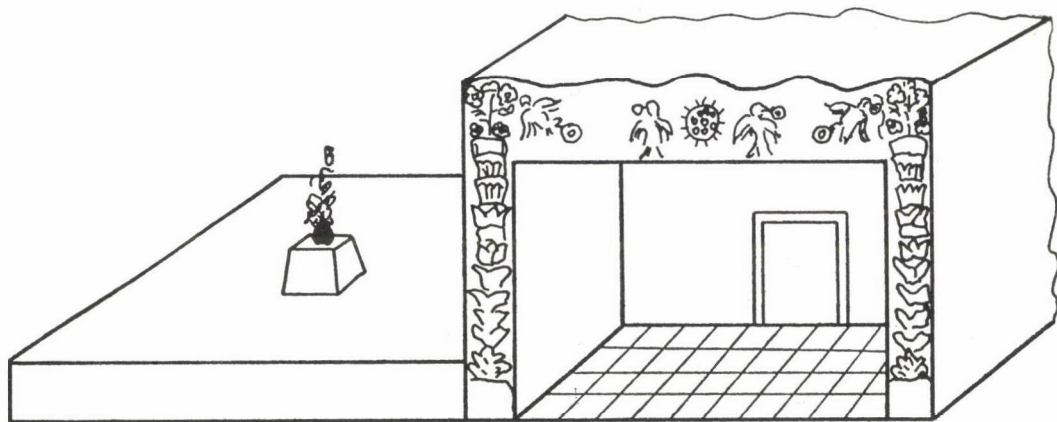


Fig. 15

Very likely, this reconstruction is not more than a historical possibility,⁴³ but at any rate it is suitable to explain the dating, message and peculiarities of the Hong-e Nouruzi relief. Still one question requires elucidation. The data known so far speak in favour of the circumstance that the iconographic formulation of the system of symbols diadem — eagle — sun — *xvarənah* — was created in Elymais already before the Parthian conquest. The Hong-e Nouruzi relief testifies that this system of symbols was not alien to the Parthians. Very likely, the reason for this phenomenon could be that the ruling layer of the Parthians and the Arsacid dynasty itself brought along its religious and mythological ideas, and system of symbols from Central Asia, where Ahuramazda assumed such strong solar features that his name later on with the Sakas (*urmaysde* < **Ahuramazdāh*-) meant simply «sun».⁴⁴

⁴³ The remains of buildings do not furnish a basis either for the decoration of the *sacristy*, or for the structure of the façade. The area was arable land for centuries, and in the course of cultivation the carved stones were crushed into pieces, R. GHIRSHMAN: *op. cit.* 30.

⁴⁴ On this question see И. М. Стеблин-Каменский: Памирские языки о мифологии древних иранцев. Этнические проблемы истории Центральной Азии в древности (II тысячелетие до н. э.). Moscow 1981. 238 ff.

VI

The third surprise is the inscription *kbnškr šwš PHT*. In connection with the interpretation of the relief it could be thought so far that this figure is a minor local ruler, or eventually the new vassal king of Elymais, who was set by the Parthians in the place of Kamniskires. However, the inscription testifies that Mithridates I, after his victory, entrusted the governorship of Susa (and Elymais) to Kabneškir, the defeated ruler of Elymais. Kabneškir appearing on the inscription must apparently be identified with Kamiskires having coins minted in Susa between 147 and 140 B. C., in whom we must see Kabneškir II, the second ruler of the dynasty. If namely we bring the foundation of the dynasty and the becoming of Kabneškir I an independent king into connection with the averting of the attack launched by Antiochus III in 187 B. C. upon the sanctuary of Belos, then the ruler founding the dynasty would have been a very old man. It is true, in any case, that according to the evidence of the *Makrobioi* by Lucian, king Kamnaskires, whom we must apparently identify with Kabneškir I, lived 96 years, but in 147 B. C. he could already reach this age, because he probably gained his success against Antiochus III in his ripe manhood. Kabneškir I, the founder of the dynasty, the victor over Antiochus III, must apparently be held identical with that king Kamniskires, who occupied Susa in 147 B. C. and had coins minted there with the legend *Basileus Megas Kamniskires Soter*. However, Kabneškir I died very likely not much after the conquest of Susa, and thus his son Kabneškir II could issue in Susa the series of coins bearing the name *Kamniskires Nikephoros*. This Kabneškir II could be the adversary of Mithridates I, whom later on the Parthian king, after his victory, appointed governor of Susa. The name Kabneškir of the inscription does not furnish a basis for the decision of this question, because for a long time each ruler of the dynasty bore this name. For historical reasons and on the basis of the data of the coinage, however, it is by all means likely that in the first standing figure of the relief we must see Kabneškir II, *i.e.* Kamniskires Nikephoros. It also seems to be likely that in the second standing figure we also have to do with one of the younger members of the Kabneškir dynasty. In fact, similarly to the first figure, this is also lifting his right hand with the palm turned outwards towards Mithridates as homage, and wears a rich armament, *viz.* a dagger, a bow case and a quiver.

Even if we must see Kabneškir II in the first standing figure of the relief, it is surprising at all events that Mithridates installed him not as the king of Elymais, but as the governor of Susa. The explanation of these measures can only be that Mithridates occupied Susiane and the most valuable parts of Elymais. This territory was organized by him as the satrapy of Šūš and he made Kabneškir, the representative of the local dynasty, governor of the

conquered territory. This fact also means that the Parthian ruler did not acknowledge Kabneškir as a «king», who very likely kept his old possessions in the territory of Elymais, but he ruled over his former kingdom only as the governor of the Parthian king.

Thus, the inscription «Kabneškir, xšaθrap of Šuš» of the relief testifies that Mithridates wanted to preserve the unity of Susiane and Elymais created by Kabneškir I in 147 B. C., only that he organized Elymais and Šuš into a satrapy. This step apparently did not mean a substantial change as compared with the administrative conditions of the period 147—140 B. C., because already Kabneškir I transferred his seat to Susa, when he occupied the city.

This conception of Mithridates I, however, was still not materialized finally. His death taking place soon after the preparation of the relief, at the end of 139 or in the beginning of 138, prevented him in the stabilizing of the organization of the new satrapy of Šuš. In Susa in 138 B. C. a usurper grasped the rule, who issued his coins with the legend βασιλεὺς Τίγραιος till 133/132 B. C., when Phraates II, son of Mithridates I re-occupied the city.⁴⁵ The name *Tigraios* is undoubtedly of Iranian origin (< Old Iranian **Tigra-vahya*-), but it does not occur among the Parthian names from Nisa. Thus it is possible that in the person of Tigraios we have to do with a local Iranian aristocrat.

At any rate, the coming to power of Tigraios in Susa frustrated the original conception of Mithridates I. Since the coins of Tigraios have come to light only in Susa, we must presume that his power comprised only Susa and its environment. (His coins have not come to light either in Bard-e Nešandeh or in Masjīd-e Solaiman.) Thus, his rule divided again the hardly organized Parthian satrapy Šuš into two parts, Susiane and Elymais, which became again independent. Although the further expansion of Tigraios could obviously be prevented by the Kabneškir dynasty, the loss of Susa and the plain hindered the strengthening of Elymais for a long time. As a result of the independency of Susa, the Kabneškir dynasty ruling there could not get back the governorship of the satrapy Šuš, even when Phraates II re-occupied Susa from the usurper of the throne. The Parthian king, whose country was threatened by the invasion of the northern nomad Iranian tribes (he fell after a few years in fight against them), obviously could not conquer Elymais again. Thus, the separation of Susiane and Elymais became stable for a long time. The Kabneškir dynasty forced back to the mountainous region in the disturbed decades after 138 B. C. slowly regained its strength and as from 82 B. C. it started its own coin minting again. The first issue bears the names of king Kamneskires and queen Anzaze.⁴⁶

⁴⁵ G. LE RIDER : Suse sous les Séleucides et les Parthes. 378—379, 385.

⁴⁶ CHR. AUGÉ—R. CURIEL—G. LE RIDER : Terrasses sacrées de Bard-è Néchandeh et Masjīd-i Solaiman. Les trouvailles monétaires. 55 ff.

ADDITIONAL NOTE

Having read the Hungarian version of my paper (*Ant. Tan.* 28 (1981) 111—133), my friend Professor J. Gy. Szilágyi kindly drew my attention to the fact that some part of the stone was not cut out between the forelegs of the horse and this may be some object or a human head. In fact, it is a striking phenomenon that the stone between the forelegs of the horse was not cut out because otherwise the background was fully cut out on the relief. Thus, it seems to be very likely that the mason intentionally left the stone high at this place and he wanted to represent something by it. If we examine the photo of the relief, we can ascertain that the object between the forelegs of the horse really reminds us of a human head lying on the soil and facing the horseman. One can observe the eye, the nose and the coiffure which seems to be the same as that of the standing figures. If we are not misled by the bad condition of the stone, then the relief may represent the head of an Elymaean prince, most probably of Kabneškir, the Elymaean king himself, who might have been killed in the battle. The cutting off of the head of the defeated and killed enemy was a well-known custom of the Parthians (cf. the case of Crassus). If the above interpretation proves to be correct, then the relief may represent the head of Kamniskires Nikephoros and in this case the Elymaean prince installed as satrap of Susa could be Kabneškir III. Accordingly, the succession of the four first Elymaean kings can be reconstructed as follows:

- 1) Kamniskires Soter (Kabneškir I), ruling between 187 B. C. and 147 B. C.
- 2) Kamniskires Nikephoros (Kabneškir II), ruling between 147 B. C. and 139 B. C.
- 3) Kabneškir III, installed by Miθridāt I as satrap of Susa in 139 B. C.
- 4) Kamniskires (Kabneškir IV) and queen Anzaze, minting coins from 82 B. C. on.

APPENDIX I

THE DRAGON MILITARY ENSIGN

The object held in the hand of the page behind the king was defined by earlier descriptions as a fly-whisk.⁴⁷ Really, we know several Sasanian reliefs, on which behind the king a page is standing holding a fly-whisk in his hand over the head of his master. Among these monuments three are the reliefs of Ardašir I. The relief of Naqš-i Rostam represents the king on horseback,

⁴⁷ L. VANDEN BERGHE: *Iranica Antiqua* 3 (1963) 159, with note 2, R. GHIRSHMAN: *Académie des Inscriptions et Belles-Lettres CR* 1975. 56.

the page standing on foot behind him holds the fly-whisk in his right hand over his head.⁴⁸ In the relief of Firuzabad the king standing takes over the diadem from the hand of Ōhrmazd, behind him the page is standing, he lifts the fly-whisk also here with his right hand over the head of the *šāhān šāh*.⁴⁹ Finally, on the relief of Naqš-i Rājāb, Ardašīr also appears standing, behind him the page is represented in front-view, but his head is in profile. He holds the fly-whisk with his right hand also here, although his posture would have rendered the holding with the left hand necessary. Thus, he holds his right hand crosswise before his body.⁵⁰ This shows that in this age the holding of the fly-whisk with the right hand was a ritual rule.

Very likely, we can presume the representation of the fly-whisk still on another relief from the Sasanian Age. This is the Bišapur relief of Šāhpuhr II,⁵¹ on which to the right from the king sitting on a throne, a man without moustache and beard, thus a young man, can be seen, as he is lifting his right hand high and holding something over the head of the ruler, while with his left hand he holds the hilt of his sword. The carriage of the young man is the same as that of the page of Ardašīr on the relief of Firuzabad, and we cannot be quite sure in the interpretation of the scene only because of the cracking damaging the lifted arm and the object held with it. However, in all probability we have to do also here with the representation of the page holding a fly-whisk.

The holding of the fly-whisk over the head of the king can obviously be traced back to the court ceremony of the Old Persian Great King, as this is testified by one of the reliefs of Persepolis. On this monument behind the Great King a servant is standing and with his right hand he holds a big umbrella while with his left hand he holds a fly-whisk over the head of his master.⁵²

Thus, from the historical point of view there would be no difficulty to presume the ritual use of the fly-whisk in the Parthian royal court also at the time of the Arsacid rule between the Old Persian Period and the Sasanian Age. However, there can be no doubt that its use could not be pointed out from the Arsacid Age so far, and the object lifted high by the page on the Hōng-e Nouruzi relief cannot be regarded as a fly-whisk either. In fact, the form of this object entirely differs from the representations of the fly-whisk to be seen on the reliefs from the Sasanian Epoch or Old Persian Age. While

⁴⁸ F. SARRE: *Die Kunst des Alten Persien*. Pl. 70, L. VANDEN BERGHE: *Archéologie de l'Irān ancien*. Leiden 1959. Pl. 28. c, R. GHIRSHMAN: *Parthes et Sassanides*. Figs 157 and 168.

⁴⁹ L. VANDEN BERGHE: *op. cit.* Pl. 70.

⁵⁰ L. VANDEN BERGHE: *op. cit.* Pl. 25 b, W. HINZ: *Altiranische Funde und Forschungen*. Berlin 1969. Pl. 57.

⁵¹ R. GHIRSHMAN: *Parthes et Sassanides*. Figs 225 and 226, R. GHIRSHMAN: *Bichāpour*. I. Paris 1971. 84, Pl. XIX and Fig. 10. It can clearly be seen also on the drawing of FLANDIN and COSTE that the figure standing beside Šāhpuhr on the right side wears neither a moustache, nor beard.

⁵² F. SARRE: *Die Kunst des Alten Persien*. Pl. 15.

the latter ones create the impression of a thin twig of a plant held by the page almost perpendicularly, but slightly arched with his *right* hand over the head of the king, here on the pole held with the *left* hand of the figure standing behind the Parthian ruler a horizontally hovering object can be seen, which is undulating backwards above the head of the figure. Regarding its general impression, this object reminds of the «flag» to be observed on the Bišapur relief of Šāhpuhr II, which is held by the figure (flag-bearer) standing behind the page, and which meanders horizontally backwards above his head, reminding rather of a serpent than of a flag.⁵³

Examining the photograph of the Hong-e Nouruzi relief more thoroughly, we can observe that the wavy object fixed on the pole, as a matter of fact, is a dragon serpent, not only the head of which, but also the details of the same, *viz.* the eyes, ears and mouth are also clearly discernible. Thus, we can obviously see here the dragon emblem described by the Greek and Roman writers. The representation of the royal ensign occurs several times also on Sasanian monuments. Beside the Bišapur relief of Šāhpuhr II, already mentioned, we can observe on two reliefs of Hormizd II that beside the king represented on horseback, during a single combat, on one of them a mounted and on the other a pedestrian page is holding a peculiar ensign, on the cross-beam of which above three globular and below two oval ornaments are fixed.⁵⁴

According to the data to be found in Graeco-Roman literature and representations the dragon ensign was used by the Parthians, Dacians and Scythians, from these it was taken over by the Romans.⁵⁵ The dragon emblem was also the monarchic emblem of the Constantine dynasty, which was described by Ammianus Marcellinus also several times. In one of his passages (XVI. 10, 7) in connection with Constantius he mentions: *eumque . . . purpureis subtegminibus texti circumdedere dracones, hastarum aureis gemmatisque summitatibus illigati, hiatu vasto perflabiles et ideo velut ira perciti sibilantes, caudarumque volumina relinquentes in ventum*. In another passage he alludes to it in connection with Julian (XVI. 12, 39): *quo (sc. Iuliano) agnito per purpureum signum draconis, summitati hastae longioris aptatum velut senectutis*

⁵³ R. GHIRSHMAN: Bichâpour. I. Pl. XIX and fig. 10. The front part of the «flag» is not carved (the whole relief is not completely finished, the carving of several details has not been done), thus it is possible that this was also a dragon ensign. Since we have no data on the dragon ensign with the Sassanids, and the flag opens the procession leading the captured warriors of the enemy before the king, it is likely that we have to do with a seized military ensign, which perhaps came to the hands of the Persians in the course of the fights against the Chionites. If it were the military ensign of the Persians, then it ought to be in the stripe to the left of the king, where the Persian leaders and warriors are standing.

⁵⁴ F. SARRE: Die Kunst des Alten Persien. Pl. 83, L. VANDEN BERGHE: Archéologie de l'Irân ancien. Pl. 29 b—c, R. GHIRSHMAN: Parthes et Sassanides. Figs 156 and 220.

⁵⁵ PWRE IV. 1633—1634 s. v. *Draco*, O. SCHRADER—A. NEHRING: Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde. I. Berlin—Leipzig 1917—1923, 279, Figs 24—25 (Dacian dragon ensign from the column of Trajan).

pandentis exuvias . . .». The most detailed description of the dragon emblem is given, however, by Arrian (Techn. tact. 35, 3): *Τὰ Σκυθικά δὲ σημειὰ ἐστὶν ἐπὶ κοντῶν ἐν μήκει συμμέτρῳ δράκοντες ἀπαιωρούμενοι. Ποιοῦνται δὲ ξυρραπτοὶ ἐκ δακῶν βεβαμμένων, τὰς τε κεφαλὰς καὶ τὸ σῶμα πᾶν ἔστε τὰς οὐρὰς εἰκασμένοι ὄφεισιν, ὡς φοβερῶτατα οἷόν τε εἰκασθῆναι, καὶ τὰ σοφίσματα ταῦτα. (4) ἀτρεμοῦντων μὲν τῶν ἱππῶν οὐδὲν πλέον ἢ ῥάκη ἂν ἴδοις πεποικιλμένα ἐς τὸ κάτω ἀποκρεμάμενα, ἐλαννομένων δὲ ἐμπνεόμενα ἐξογκοῦται, ὥστε ὡς μάλιστα τοῖς θηρίοις ἐπεοικέναι, καὶ τι καὶ ἐπισυρρίζειν πρὸς τὴν ἄγαν κίνησιν ὑπὸ τῇ πνοιῇ βιαίῃ διερχομένη. With the Parthians Lucian mentions the use of the dragon ensign (Hist. Conscr. 29): *γράφω τοῖνυν, ἃ εἶδον, οὐχ ἃ ἤκουσα. καὶ οὕτως ἀκριβῶς ἅπαντα ἐωράκει, ὥστε τοὺς δράκοντας ἔφη τῶν Παρθυαίων (σημεῖον δὲ πλῆθους τοῦτο αὐτοῖς· χιλίους γὰρ, οἶμαι, ὁ δράκων ἄγει).* The evidence of Lucian dates from the time of the military expedition of Verus against the Parthians. Thus, in this period (in the second half of the 2nd century A. D.) the Parthians used the dragon ensign as regimental flag with the troops consisting of a thousand men. This shows that they preserved not only the dragon ensign from the culture of the equestrian peoples of Central Asia, but also the organization of their military force based on the decimal system.⁵⁶*

Judged on the basis of the source material available so far, we can look for the origin of the dragon ensign in Central Asia. The Parthians could take it along with them from there, from whom thereafter also the Romans took it over in the 2nd century A. D. The dragon emblem could be carried from Central Asia also to Eastern Europe by the Sarmatian tribes,⁵⁷ and from them its use could come over to the Dacians. Now on the relief of Hong-e Nouruzi we could come to know the earliest representation of the dragon ensign.

APPENDIX II

THE SACRIFICER'S STOLE

Several attempts have been made at the interpretation of the band to be seen on the left shoulder of the second standing figure on the relief of Hong-e Nouruzi. First of all, the idea was raised that we have to do with the representation of a bow.⁵⁸ According to another conception the band on the shoulder would be a twisted up sleeveless mantle, which would indicate his

⁵⁶ On the social and military organization based on the decimal system recently Gy. GYÖRFFY: *A tízes és száz-as szervezet* (The decimal and centesimal organization). MTA II OK 22 (1973) 57 ff.

⁵⁷ The designation «Scythians» of Arrian in the 2nd century A. D. can be referred already to the Sarmatians (Jazygi, Roxolani, Aorsi, etc.) or the Alan tribes.

⁵⁸ L. VANDEN BERGHE: *Iranica Antiqua* 3 (1963) 158.

being a priest.⁵⁹ As regards the first explanation, its difficulties are obvious, *viz.* the band on the shoulder creates the impression of a closed noose and its form does not remind of a bow either. If we add to this that the bow is worn by the figure on its right shoulder in the bow case, then it is obvious that this conception has to be given up.

The second explanation deserves a thorough examination. Obviously, its basis was a relief representing a sacrificial scene, found in Bard-e Nešandeh.⁶⁰ On this monument five persons are to be seen, *viz.* a ruler pouring something on a low censer or fire altar with his right hand, while with his left hand he holds the hilt of his sword. On the other side of the fire altar a priestly person lifts his right hand towards the king over the fire altar, and perhaps he holds with it a twig of plant similar to that held in his lowered left hand. He carries no weapon, and from his shoulder a long twisted up textile material is hanging down up to the lower edge of his attire.

The same attire can be observed on several statues and reliefs from Elymais,⁶¹ which appears in the descriptions as a «twisted up sleeveless mantle», or as a «twisted up textile material», or again as a «twisted up shawl», but in each case it is worn by a person praying or performing some cultic act,⁶² with whom we never can see a weapon. Since, otherwise according to the evidence of the reliefs a sacrifice can also be offered by a ruler wearing weapons, the conclusion is apparently correct that this attire indicates the priestly function of the persons concerned.⁶³

As regards the definition of this piece of attire, the definition as a sleeveless mantle can surely be excluded, because there are such representations, where the person offering the sacrifice wears this piece of attire exactly over a sleeveless mantle.⁶⁴ The following observation can help to the correct definition. On a figurine⁶⁵ this piece of attire can be observed without twisting up, *viz.* this is a palm-size broad textile material, which hangs down from the left shoulder in front and behind to the lower edge of the attire. On another relief⁶⁶ it is worn twisted up, but thrown over the neck of the praying person. On the basis of these representations it seems to be most

⁵⁹ R. GHIRSHMAN: Académie des Inscriptions et Belles-Lettres CR 1975. 56.

⁶⁰ R. GHIRSHMAN: *op. cit.* Fig. 4 and Terrasses sacrées de Bard-è Néchandeh et Masjid-i Solaiman. Pl. XIII. Figs 3 and 11.

⁶¹ R. GHIRSHMAN: Terrasses sacrées de Bard-è Néchandeh et Masjid-i Solaiman. II. Pl. XXXII 1-2, Pl. XXXVII 1-4, Pl. LXXVIII 3, Pl. LXXXIX 5, Pl. LXXXII 1-2, 3, 4, Pl. LXXXIII 3-6, Pl. LXXXIV 1-2, 3, 4-5, Pl. LXXXV 1-2, 3-4, Pl. LXXXVIII 4-5, Pl. LXXXIX 4, Pl. CXXVI, Pl. CXXIX 2, Pl. CXXX 2, Pl. CXXXV 6.

⁶² The recognition of this is the merit of R. GHIRSHMAN.

⁶³ R. GHIRSHMAN: *op. cit.* 22.

⁶⁴ On the Tang-i Sarvak relief ANW, W. B. HENNING: The Monuments and Inscriptions of Tang-i Sarvak. AM NS 2 (1952) 157, Pl. IX.

⁶⁵ R. GHIRSHMAN: Terrasses sacrées de Bard-è Néchandeh et Masjid-i Solaiman. II. Pl. LXXXIII 3-4 and Pl. 70 G. M. I. S. 28.

⁶⁶ R. GHIRSHMAN: *op. cit.* Pl. LXXXVIII 3 and Pl. 25 G. M. I. S. 163.

probable that we have to do with exactly such a stole, which is worn by the Catholic priests over the vestment. This is a palm-size broad ribbon, which is the symbol of the sacerdotal jurisdiction. After all, it is imaginable that in the last analysis the Catholic priestly stole goes back to the discussed attire of the Parthian priests.

On the basis of this evidence, it is obvious that the band to be seen on the left shoulder of the second standing figure on the Hong-e Nouruzi relief cannot be interpreted as such a stole and this figure cannot be regarded as a priestly person either. The band surrounds only his shoulder, thus it cannot be a stole, and he wears a rich armament, *viz.* a dagger, a bow case and a quiver, consequently he cannot be a priest.

However, the possibilities of the interpretation of the band to be seen on the shoulder of the second standing figure of the relief have not been exhausted hereby. On the coins issued in Elymais with the names of king Kamnaskires and queen Anzaze, as well as on the coins issued with the name of a later king Kamnaskires,⁶⁷ we can observe a similar band on the shoulder of the king, as on the second standing figure of the Hong-e Nouruzi relief. Thus, the agreement is complete from the formal point of view. It is a question, however, whether the same can be established also from the viewpoint of the function. On the coins mentioned above the king wears an ornate waistcoat or breast-plate,⁶⁸ and the band is either the edge of this waistcoat, or the thick band joining up the breast-plate with the back-plate. On one of the coins⁶⁹ it can well be observed that the band does not reach under the armpit, but somewhat farther up it terminates with a broader horizontal closing up. This peculiarity of it speaks rather in favour of an armour band. On the other hand, the shoulder band to be seen on the Hong-e Nouruzi relief cannot be a part of the attire, because in the armpit it clearly separates from it, but it cannot be an armour band either, because the represented person definitely does not wear an armour. Thus, however conspicuous the similarity between the shoulder bands to be observed on the figures of the coins and the relief is, we can still not think of their functional identity.

Finally, we know several such reliefs from Palmyra, which represent warriors wearing Parthian attire and armament. On one of these reliefs⁷⁰ the warrior holds his left hand on the hilt of his sword, and with his right

⁶⁷ G. LE RIDER : *Suse sous les Séleucides et les Parthes*. Pl. LXXII 11—18.

⁶⁸ CHR. AUGÉ—R. CURIÉL—G. LE RIDER : *Terrasses sacrées de Bard-è Néchandeh et Masjid-i Solaiman. Les trouvailles monétaires*. Paris 1979. 56. We can see such an ornate waistcoat on a bust from Palmyra (2nd—3rd century A. D.), R. GHIRSHMAN : *Parthes et Sassanides*. Fig. 89, although the edge of this does not project so much as the band to be seen on the coins of Kamnaskires. The shoulder band connecting the breast-plate and the back plate can be observed well on a stele from Dura-Europos, D. SCHLUMBERGER : *Der hellenistische Orient*. Appendix. Fig. 17.

⁶⁹ G. LE RIDER : *op. cit.* Pl. LXX 15.

⁷⁰ R. GHIRSHMAN : *Parthes et Sassanides*. Fig. 91.

hand he grasps into the strap noose going over his right shoulder, with which he holds a bow case on his back. On another relief⁷¹ one of the warriors holds in his right hand the bent bow, while with his left hand he holds the strap thrown over his shoulder, on which the quiver is fixed. On the basis of these representations we can think most of all that the band to be seen on the left shoulder of the second standing figure on the Hong-e Nouruzi relief is a weapon holding strap, from which a quiver is hanging down. The figure pulls the quiver with his left hand slightly forwards and above the arrows sticking out from the upper part of the quiver, part of the strap pulled forward from behind can also be observed.⁷²

Budapest.

⁷¹ R. GHIRSHMAN: *op. cit* Fig. 90.

⁷² This can be observed best on D. SCHLUMBERGER: *Der hellenistische Orient*. Appendix. Fig. 6.



MITHRIDATES I AND THE RISE OF PARTHIAN WRITING SYSTEM

V. A. LIVSHITS SEXAGENARIO

The beginnings of the use of Parthian writing system *i.e.* the transition from the Aramaic chancellery practice to the logographic Parthian system of writing was dated by research so far to about the middle of the 2nd century B.C.¹ A long discussion was going on,² and the opinions are divided even today, whether this transition *i.e.* the development of the Parthian system of writing has taken place already by the age of the Nisa ostracons (100 B.C. – 13 B.C.³), and whether these literary monuments should be regarded as written in Parthian or Aramaic language. Now the inscriptions of Mithridates I from Hōng-e Nouruzi⁴ dating from 140/139 B.C. render doubtless that at that time the use

¹ J. HARMATTA: The Parthian Parchment from Dura-Europos. *Acta Ant. Hung.* 5 (1957) 298 thinks of a time about 150 B. C., W. B. HENNING: *Iranistic. III. Linguistic. Handbuch der Orientalistik. I. Abt. IV. Bd. Leiden—Köln 1958.* 34 thinks of the age of Mithridates I (about 171—139 B. C.), while V. A. LIVSHITS: *Документы из Нисы I в. до Н. э.* Moscow 1960. 54 believes that the transition could not take place earlier than the 2nd century B. C.

² For the literature of the discussion see I. M. DIAKONOFF—V. A. LIVSHITS: *Parthian Economic Documents from Nisa. CIIr Part II. Vol. II. Texts I. 3—4.*

³ И. М. Дьяконов: *Документы из Нисы I в. до Н. Э.* 15 believes that the earliest document from Nisa is dated from the 148th year of the Arsacid Era, and the latest from the 235th year of the Arsacid Era, И. М. Дьяконов—В. А. Лившиц: *Новые находки документов в Старой Нисе. Пер. Сборн. II. Moscow 1966.* 139 think that the «new» documents are dated from the period between the years 100 and 208 of the Arsacid Era. According to V. A. LIVSHITS: *New Parthian Documents from South Turkestan. Acta Ant. Hung.* 25 (1977) 166, the documents from Nisa date back to the period from the end of the 2nd century B. C. to the thirties of the 1st century B. C.

Thus, the publications made so far regarding the dates of the documents from Nisa are contradictory. In the material published so far the date of ostracon No. 269 seems to be earliest, which was read by DIAKONOFF and LIVSHITS as *I C'XX?XX III'I'* (= 105 B. C.), *Parthian Economic Documents from Nisa. CIIr Part II. Vol. II. Texts I. 31.* However, on the facsimile of the document (*CIIr Part II. Vol. II. Parthian Economic Documents from Nisa. Plates I. London 1976.* 98 Pl. 269) its text can be read as follows:

line 1 'Š'NT II 'C'XX III'I'
2 'rtbnwkn 'MN' KRM'
3 'wzbrj

Thus, this document was dated from the 223rd year of the Arsacid Era, and therefore it falls between the originally given dates (between the 148th year and the 235th year of the Arsacid Era. In the given dating of the «new» documents (the 100th year of the Arsacid era), we have possibly to do with a lapsus calami or an erratum (e.g. instead of 160). If the dating from the 100th year of the Arsacid Era would be proved, then this would excellently agree with the testimony of the inscriptions from Hōng-e Nouruzi of Mithridates I.

⁴ J. HARMATTA: I. Mithridates és Kamneskires. (Mithridates I and Kamneskires) *Ant. Tan.* 28 (1981) 120 foll. and here *Acta Ant. Hung.* 29 (1981) 199 foll.

of Parthian writing system already existed, and the transition from the Aramaic chancellery practice to the Parthian logographic system of writing must have taken place something earlier than this, at the latest about the middle of the 2nd century B.C., eventually even earlier, but very likely during the reign of Mithridates I. One of the documents from Nisa, dated from the 148. year of the Arsacid Era or from 100 B.C.,⁵ could be regarded as the earliest monument of the Parthian writing system so far, provided that we hold the language of the Nisa ostracons already Parthian and not Aramaic. The inscriptions from Hong-e Nouruzi however, originate from a time four decades earlier, and although besides the names all their elements are Aramaic logograms, still the structure of the phrase *šwš PHT* (= *šwš xšaθrap*), which is not possible in Aramaic,⁶ proves that the Aramaic chancellery practice was already replaced by the use of the Parthian language in the framework of a logographic system of writing at that time.

For this development we have also an indirect evidence. Among the Parthian documents from Nisa some exercises of writing have also come to light, which contain introductory formulas of letters. Among the latter ones those texts deserve a special attention, which mention the names of Mithridates and Phraates. 1. Nov. 305 (1961), 2. Nov. 136 + 388 + 376 (1960-1961), No. 3 902 recto, No. 4 902 verso.⁷

Nov. 305 (1961)⁸

line x + 1	<i>MN mtrdt 'L 'HY prht</i>
x + 2	<i>MN mtrdt 'L 'HY pr'ht'</i>
x + 3	<i>MN mtr' dt 'L 'HY pr'ht'</i>
x + 4	<i>MN mtrdt 'L 'HY prh<t></i>

Remarks on the reading: [] = disappeared, but once existing letters, ' ' = faded, partly disappeared letters, < > = originally missing letters.

⁵ И. М. Дьяконов: Документы из Нисы I в. до Н. Э. 15. However, in the material published so far (Parthian Economic Documents from Nisa. Texts I) there is such an ostracon, No. 1(2160), on which the publishers believed to read the 147th year of the Arsacid Era: 'SNT I C'XX XX IIII 'III' = 101 B. C. The facsimile of the document (Parthian Economic Documents from Nisa. Plates I. Pl. 1. 1), however, permits also the following reading: 'SN'[T] I C XX XX IIII I[III]. Thus, very likely, this ostracon also dates from the 148th year of the Arsacid Era (from 100 B. C.).

⁶ The structures of words possible in Aramaic would be as follows: 1. *pht šwš*, 2. *pht' zy šwš*, 3. *pht zy šwš*.

⁷ These documents could be studied by me in the originals, as a favour of professors I. M. D'YAKONOV and V. A. LIVSHITS, in Leningrad in 1966 and 1967. For their kindness, as well as for the possibility of publication of the unpublished ostracons I extend my sincere gratitude.

⁸ Unpublished. I publish here its text with the kind permission of the professors I. M. D'YAKONOV and V. A. LIVSHITS.

Translation :

lines x + 1 - 4 «from Miθridāt to his brother Frahāt»

This interpretation of the model text is possible, if we hold the text already of Parthian language. However, it is doubtless that we can interpret the introductory formula of the letter also of Aramaic language, because no such syntactic structure occurs in it, which could not be Aramaic. In this case the translation of the Aramaic address *mn mtrdt 'l 'hy prht* would be as follows : «From Mithridates. To my brother, Phraates». The significance of this type of text is that it elucidates, why and how in the Parthian system of writing the Aramaic form *'hy* «my brother» containing the possessive suffix first person became the logogram for the word «brother». In the original Aramaic text of the introductory formula of letter, the use of the form containing the possessive suffix first person was necessary, but in Parthian it was not. Therefore, when the Aramaic model text *mn mtrdt 'l 'hy prht* was reinterpreted as a Parthian formula of logographic writing (*MN mtrdt 'L 'HY prht*), then the Aramaic form *'hy* lost its original function determined by the possessive suffix. This process apparently took place exactly in such frequently used and exercised model texts, as it is represented also by the introductory formula of letter discussed.

Nov. 136 388 376 (1960 1961)⁹

line x + 1	「MN mtrdt	「'L	「'HY prht」
x + 2	「MN m」[trd]t	「'L	「'HY pr」ht」
x + 3	「MN m」[trd]「t	「L」	「'HY prht
x + 4	[MN mtrdt	「L	「'HY pr」ht」
x + 5	[MN mtrdt	「L」	「'HY pr」[ht]

On this ostrakon, we also find a model text identical with the former one, in which the Parthian and Aramaic interpretation are equally possible. Both ostracons are very likely defective. On the top, a piece might have broken off from them, therefore the original number of the lines cannot be established. As it is shown by the following ostrakon containing a similar exercise of writing, such a text could contain also 9 lines. The translation of the text in the case of a Parthian interpretation is «From Mithridates to his brother Phraates», and provided that the formula was written in Aramaic, it would be «From Mithridates. To my brother, Phraates».

⁹ It is mentioned by I. M. D'YAKONOV and V. A. LIVSHITS : Пер. Сборн. II. 145, nr. 31. I publish its text here with their kind permission.

No. 902. recto¹⁰

line 1	<i>MN mtrd</i> ^t 'L [L] 'H [Y <i>prht</i>]
2	<i>MN mtrdt</i> 'L 'HY [<i>prht</i>]
3	<i>MN mtrdt</i> 'L 'H [Y <i>prht</i>]
4	<i>MN mtrdt</i> 'L 'H [Y <i>prht</i>]
5	<i>MN mtrdt</i> 'L 'H [Y <i>prht</i>]
6	<i>MN mtrdt</i> 'L 'HY [<i>prht</i>]
7	<i>MN</i> 'mtr [<i>dt</i>] 'L 'H [Y <i>p</i>] ¹ [<i>rh</i>]
8	<i>MN mtrdt</i> 'L 'HY <i>p</i> ¹ [<i>rh</i>]
9	' <i>MN m</i> ¹ [<i>t</i>] 'rdt [<i>L</i>] 'H [Y] [<i>prht</i>]

The earlier reading of the ostracon was as follows: 1 *MN mtr*^t *dt* 'L 'H [Y] [*BR*Y] 2 *MN mtrdt* 'L 'HY [*BR*Y] 3 *MN mtrdt* 'L 'H [Y *BR*Y] 4 *MN mtrdt* 'L 'H [Y] [*BR*Y] 5 *MN mtrdt* 'L H [Y *BR*Y] 6 *MN mtrdt* 'L 'HY [*BR*Y] 7 *MN mtrdt* 'L 'HY [*BR*Y] 8 *MN mtrdt* 'L 'HY 'B [*RY*]. Thus, at the publication the introductory formula of letter was reconstructed in the form *MN mtrdt* 'L 'HY [*BR*Y]. The ostracons Nov. 305 and Nov. 136 + 388 + 376 the texts of which were given above, however, have proved that the model text was *MN mtrdt* 'L 'HY *prht*. Obviously, the same introductory formula of letter was practised also on the ostracon discussed, because at the end of lines 7 and 8 the right stroke of the *p* of the word *prht* can be observed clearly enough. This letter cannot be read as *b*, because below the letter stroke does not bend towards the left. Besides, on the lower edge of the ostracon another line can still be observed, of which only the heads of the letters have been preserved, but they can clearly be identified. Obviously somewhat has broken off from the sherd below, thus the number of the lines was possibly even more than nine. The text of the exercise of writing is identical with the former ones: «From Mithridates to his brother Phraates» (in the case of a text in Parthian), or «From Mithridates. To my brother Phraates» (provided that the formula is written in Aramaic).

No. 902 verso¹¹

line 1	['L 'HY] <i>mtrdt</i> ŠLM
2	['L 'HY] <i>mtrdt</i> ŠLM
3	['L 'HY] <i>mtrdt</i> ŠLM 'LYK ¹
4	['L] 'HY <i>mtrdt</i> <ŠLM> 'LYK
5	'L 'HY <i>mtrdt</i> 'LYK ¹ ŠLM

¹⁰ I. M. D'YAKONOV—V. A. LIVSHITS: Документы из Нисы I в. до Н. Э. 99. I could study the ostracon both in its original and in its photograph.

¹¹ I. M. D'YAKONOV—V. A. LIVSHITS: *op. cit.* I could not check the reading of the verso of the ostracon on the basis of the original, thus I can rely only on the readings of the publishing authors.

Obviously, on this ostrakon we have to do with an introductory formula of letter differing from the former ones. On the basis of the previous exercise of writing we could think of the possibility also here that the address began with the preposition *MN*, thus its text ran as follows: [*MN 'HY*] *mtrdt ŠLM*. In this case, however, the address formula would not contain the name of the addressee, what is obviously impossible. Therefore, contrary to the introductory formulas of letters, discussed above, we have very likely to restore the preposition 'L in the beginning of this text. Thus, the interpretation of line 1 would be as follows: «To his brother, Mithridates, peace (should be)!». However peculiar this introductory formula of letter may appear, the correctness of the restoration is supported also by the fact that the phrase 'L 'HY faintly could be observed in the beginning of line 5.¹²

Line 2 is identical with line 1, the other three lines, however, already contain a somewhat differing introductory formula of letter. The correct form of it is apparently furnished by line 3: «To his brother, Mithridates, peace (should be) with you!» In line 4 the scribe-pupil omitted the word *ŠLM* by mistake, and the same happened with him also in line 5, but there, after the word 'LYK, finally he still wrote the phrase *ŠLM*. Thus, however, the word order became incorrect. Therefore, it can hardly be doubted that we have to restore line 4 and line 5 in accordance with line 3.

In connection with the text of this ostrakon we have to clarify two questions. The one is the striking phenomenon that the name of the writer does not appear in the introductory formula of letter. The other one is, whether the formula is already written in Parthian language, or it is still in Aramaic. As regards the first question, it seems to be doubtless that there is a certain relationship between the first three writing exercises and the fourth one, or more precisely between the introductory formula of letter practised in the first three exercises and that appearing in the fourth one. The first introductory formula of letter: «From Mithridates to his brother Phraates» can serve as the address of the letters sent by Mithridates to Phraates, while the second one: «To his brother, Mithridates. Peace (should be) with you!», can only be interpreted so that it was used by Phraates in his letters sent to Mithridates. The reason that the two addresses are not simply the reverse of each other from the linguistic point of view, can only be that there is a certain difference of rank between the two brothers.¹³ Apparently Phraates is of higher rank (or older), who could allow to himself to omit his own name in his correspondence with Mithridates.

Regarding the question of the language of the formula, first of all we have to remark that we do not find any syntactic structure in this text, which

¹² I. M. D'YAKONOV—V. A. LIVSHITS: *op. cit.*

¹³ For similar cases see J. HARMATTA: *Acta Ant. Hung.* 5 (1957) 281.

would exclude unambiguously the use of Aramaic, as it is done by the phrase *šwš PHT* in the case of the inscription from Hōng-e Nouruzi. Just in the contrary, the use of the pronominal suffix 2nd person (*LYK* = Aramaic preposition *l* furnished with the pronominal suffix 2nd person *-k*, cf. Old Aramaic and Imperial Aramaic *lyk* «to you, towards you») in the second part of the formula (*šLM LYK* «Peace should be to You!») expressively requires that in the first part the word *HY* should not be interpreted as the logogram of the Parthian word *brāt* «brother», but as the Aramaic form *hy* «my brother» containing the Aramaic possessive pronoun 1st person. In this case the formula can be interpreted as follows: *l hy mtrdt šlm lyk* «To my brother, Mithridates. Peace (should be) with you!»

As can be seen, these introductory formulas of letters practice the initial phrases of the correspondence of two brothers, Mithridates and Phraates. It can hardly be doubted that the scribes of the royal chancellery practised first of all the writing of such texts, which were needed frequently. Thus, the introductory formulas of letters could apparently be composed and introduced into the practice of the scribes of the Arsacid royal chancelleries, when two brothers, of the royal family, named Mithridates and Phraates, corresponded with each other. As it is known, the Parthian king Priapatius had two sons, of whom the elder one, Phraates succeeded on the throne. Then after his death about 171 B.C. his brother, Mithridates I inherited the power (Iustinus XLI. V, 9). The Parthian inscriptions of Mithridates I on the relief of Hōng-e Nouruzi clearly show that the Parthian writing system must have developed before 140 B.C. It is obvious, therefore, to think that this process could start, when after Priapatius (**Friyapit*) his elder son, Phraates (**Frahāt*) ascended the throne and carried on a lively correspondence with his brother, Mithridates (**Miθridāt*), who most probably played a significant role in the life on the Parthian kingdom already before his accession to the throne. The introductory formulas of letters could be composed at that very time, very likely still in the framework of the Aramaic chancellery practice.

Later on, the significant conquests of Mithridates I, which expanded the territory of the Parthian kingdom considerably, and brought the Parthian Empire into existence, rendered necessary the development of the royal administration and economic organization. Consequently they required the creation of the Parthian system of writing and also the rapid development of the Parthian chancellery practice. Since the latter could be developed only from the earlier Aramaic chancellery practice, therefore the Parthian writing system was built on an Aramaic logogram system. This solution rendered possible the simple re-interpretation and further use of the earlier created chancellery formulas — as the models of the introductory formulas of letters discussed — and later on their transformation. Very likely, the complete excavation

of the Parthian economic archive of Nisa,¹⁴ would allow an accurate inspection into this important process of history of culture. At any rate, the introductory formulas of letters containing the names of the pair of brothers Phraates—Mithridates render likely that the process of the development of the Parthian writing system started in the first half of the 2nd century B.C. under the reign of Phraates I in the framework of the Aramaic chancellery practice, and it completed under Mithridates I about the middle of the century with the creation of the logographic Parthian system of writing.

Budapest.

¹⁴ The greater part of the archive, in all probability, is still under the earth, V. A. LIVSHITS: Пер. Сбор. II. 139.

LE REMPART HELLENISTIQUE DE SAINT-BLAISE

II. SONDAGE STRATIGRAPHIQUE DE LA CAMPAGNE 1981

A NOS AMIS ET COLLÈGUES HONGROIS

L'étude que nous présentons ici fait suite à celle que J.-Cl. Bessac a publiée en 1980, concernant la technique de construction¹ : dans l'état de nos connaissances sur la fortification, il apparaissait depuis plusieurs années qu'un sondage stratigraphique devenait nécessaire, en raison en particulier des fouilles voisines de Marseille et de la datation tardive de son rempart. Pour Saint-Blaise, on sait qu'H. Rolland avait longtemps hésité entre le IV^e et le III^e siècle, non pour des motifs liés à la stratigraphie, mais à la suite de comparaisons avec le monde grec d'Occident.² Toutefois, les données nouvelles, et notamment celles qu'ont fourni les fouilles 1974—1978 — sondage Q 8/9 —, et qui viennent d'être publiées,³ tendaient à abaisser cette chronologie dans le courant du II^e siècle.

L'emplacement choisi (fig. 1) pour la campagne de 1981 présentait l'avantage d'abord de ne pas avoir été dégagé par des moyens mécaniques, ce qui est le cas du secteur Nord-Est, bordant la ville basse, là où des engins importants avaient accès. En second lieu, l'existence à cet endroit — voir le relevé planimétrique de M. Fincker — d'un second mur bien appareillé doublant le premier à l'extérieur constituait un facteur supplémentaire d'identification chronologique.

Pour faciliter la circulation des visiteurs, la fouille a été répartie en 3 sondages (fig. 2) : le sondage A confié à H. Tréziny, M. Szabó et G. Bandi, et

* Université de Provence, 29, avenue Robert-Schuman, 13621, Aix-en-Provence

** Bureau d'Architecture Antique, Pavillon des Arts, Boulevard des Pyrénées, 64000 — Pau.

*** Centre Camille-Jullian, CNRS, 29, avenue Robert-Schuman, 13621, Aix-en-Provence.

¹ J.-CL.-BESSAC: *Le rempart hellénistique de Saint-Blaise Saint-Mitre-les-Remparts, B. du Rhône*: technique de construction, *Doc. d'Arch. Mérid.*, 3, 1980, p. 137—157.

² Pour la bibliographie d'ensemble de Saint-Blaise, je renvoie à mon *Guide archéologique de Saint-Blaise (Saint-Mitre-les-Remparts, Bouches-du-Rhône)*, Rognes—Marseille, 1980, p. 19—20; on trouvera, par ailleurs, le plan du site, restitué par photogrammétrie, dans *Saint-Blaise: note sommaire sur cinq années de fouilles et de recherches (1974—1978)*, *Gallia*, 37, 1979, 2, p. 236.

³ B. BOULOUMIÉ: *Recherches stratigraphiques sur l'oppidum de Saint-Blaise*, Avignon, 1981 (1982).



Fig. 1. Plan général du site avec localisation des sondages 1981

qui concernait les couches extérieures ; les sondages Y et E, destinés à étudier le blocage du mur de renforcement et du rempart proprement dit.⁴

I. LE SONDAGE E (FIG. 3)

Une tranchée de 7 mètres de longueur a été pratiquée en travers du rempart sur 3 mètres de largeur. Son tracé a permis d'unir le « contreforts » intérieurs (blocs interprétés comme tels par H. Rolland) et l'angle Nord du mur qui double le rempart à l'Est.

A cet endroit, le mur principal mesure 1,80 m de hauteur, face Ouest et 3 mètres, face Est. Il a été écréte à une époque indéterminée : ne subsistent plus que deux assises du parement extérieur. Le mur de renforcement présente également deux assises visibles au-dessus du niveau du sol, là où H. Rolland a estimé avoir atteint le niveau de construction du rempart. Comme on le verra pour le sondage A, il avait vu juste. Le parement extérieur a été démantelé, soit pour réutiliser les blocs, soit pour anéantir l'ouvrage : les carreaux ont disparu et les boutisses ont été brisées.

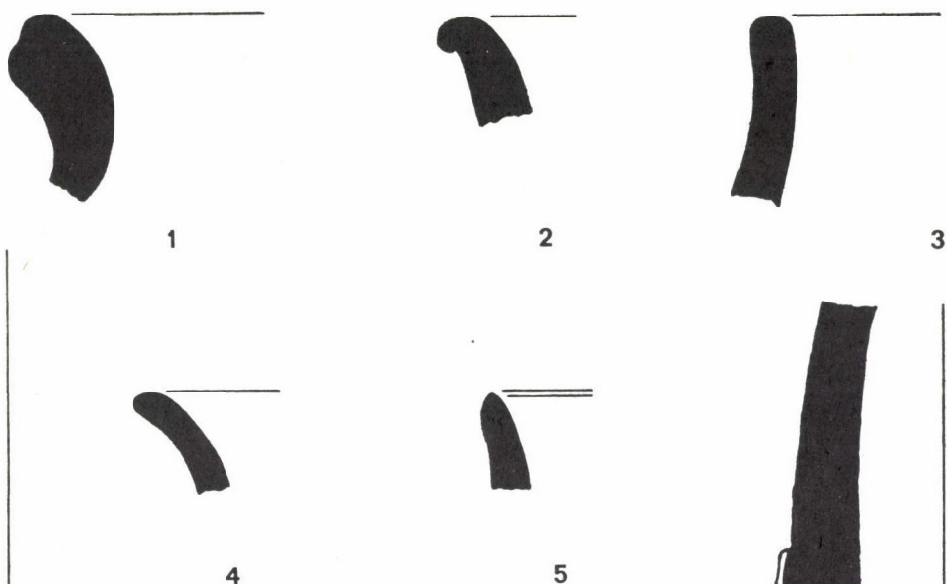
Côté Ouest, le parement interne n'a pas été repéré, car il a été repris à époque tardive, comme en témoignent des fragments de céramique sigillée et de tuiles à rebord rencontrés au contact du parement en petit appareil qui subsiste. Ce qui permet de conclure que les fameux « contreforts » (v. fig. 3) — qui, d'ailleurs, sont d'anciens blocs de parement extérieur — ont été mis en place à la même époque, soit au début du Bas-Empire.

La fouille de ce sondage n'a révélé aucune stratigraphie. Le blocage était formé de terre, de cailloux (pour une bonne part, des blocs de rebut) et de cendres. La céramique était abondante, moins toutefois que dans les couches d'habitat.

L'arête rocheuse

Le résultat le plus surprenant de la fouille a été sans aucun doute le dégagement du rocher qui a servi d'ancrage au rempart. Ce rocher forme une arête qui a vraisemblablement déterminé le choix de l'emplacement. En d'au-

⁴ Cette VIII^e campagne de fouilles, organisée et dirigée par B. BOULOUMIÉ, s'est déroulée en Juillet-Août 1981. Y participaient, par ordre alphabétique: G. BANDI (Szombathely), A. et S. BAUDOU (Marseille), M. BORCHIA (Toulon), M. CARDUNER (Avignon), V. CSERMÉNYI (Budapest), M. FINCKER (Pau), M. GIRARD (Aigues-Mortes), A. NAGY (Szombathely), G. SÈNÈS (Saint-Mitre-les-Remparts), H. SIVAN (Aix-en-Provence), D. et M. SZABÓ (Budapest), H. TRÉZINY (Marseille). Dans la présente publication, M. FINCKER, architecte, est l'auteur des plans et coupes, H. TRÉZINY décrit la stratigraphie du sondage A. M. GIRARD a dessiné le matériel, M. BORÉLY (Centre Camille-Jullian) a préparé les planches de dessins. Tous nos remerciements vont à J.-P. MOREL, qui a eu l'obligeance d'identifier les céramiques à vernis noir, dont la chronologie est ici, plus que jamais, déterminante.



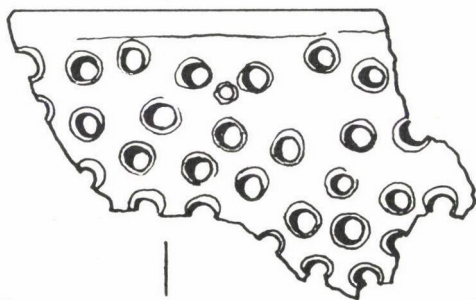
SONDAGE E

COUCHE 1

Céramiques non tournées



7



8

tres termes, les constructeurs du mur d'enceinte ont «habillé» une défense naturelle, insuffisante par elle-même du moins à cet endroit, et à cette époque : en effet, l'absence de tout vestige du rempart primitif ferait croire que la première fortification s'était contentée peut-être de ce rocher.

Ce dernier, aplani à son sommet, a été taillé dans la partie Ouest du sondage, mais laissé à son état naturel à l'Est, sauf là où une banquette a dû être aménagée dans le roc vif pour asseoir la boutisse qui appartient à la plus basse des deux assises subsistantes. Comme il n'était pas dans notre intention de démonter le parement extérieur, la liaison entre les blocs de parement et le rocher n'a pas été analysée : comme on le verra avec le sondage Y, le mur principal et le mur de renforcement reposent sur le rocher aplani à dessein. Faut-il penser qu'en certains secteurs la petite falaise a été taillée à la verticale pour être «habillée» en appareil isomode ? Ou bien ce dernier masque-t-il le défaut de verticalité du rocher ?

A l'Ouest, avec une dénivellation importante que fait bien apparaître la coupe, le rocher a été taillé avec soin pour former un plan presque horizontal qui se continue à l'intérieur de la ville par un grand glacis sans doute aménagé. Dans le secteur nord, la paroi forme un arrondi régulier, fait de main d'homme mais dont la fonction n'a pu être précisée, étant donné l'exiguïté du sondage. A la hauteur des «contreforts», l'horizontalité est parfaite, et laisse penser que le mur de parement intérieur s'appuyait directement sur le rocher à cet endroit.

La solidité de la construction, ses appuis systématiquement aménagés sur le rocher, et, de surplus, l'utilisation de ce dernier comme armature interne ne rendaient absolument pas nécessaire l'édification d'une terrasse de soutien. Là n'est donc pas la raison d'être de cette dernière.

Le blocage

Le remplissage entre le rocher et le parement extérieur se composait, comme j'ai dit plus haut, de blocs de rebut noyés dans une terre pulvérulente, et, contrairement à ce qui s'aperçoit en d'autres portions du rempart, ce remplissage n'avait pas été effectué par lits successifs.

Au sommet de l'arête rocheuse, et pour ce qu'il en restait, des pierres plates avaient été agencées avec soin pour parfaire l'horizontalité. Malgré une attention toute spéciale consacrée au dégagement de ces pierres, nous n'avons rien constaté qui pût faire penser à un aménagement antérieur (rempart primitif).

La partie Ouest était d'une nature très différente : on y a rencontré, en effet, presque uniquement des cendres mêlées à des pierres de taille moyenne et petites (beaucoup de petits galets). La céramique se composait exclusivement de tessons d'époque archaïque. La faune était très abondante, et les charbons

de bois absents, sauf au contact du rocher, où une mince couche d'argile rougie a été repérée. Cette énorme accumulation de cendres — qui se continue dans les parois nord et sud du sondage, et dont, par conséquent, l'étendue n'a pu être déterminée —, fait songer au «tumulus de cendres» énigmatique repéré par H. Rolland non loin de la poterne Est. L'absence de stratification régulière interdit ici de pousser plus avant la comparaison.⁵ Cependant, on notera que la hauteur est à peu de chose près identique, ainsi que l'emplacement, en arrière du mur, à l'endroit du parement intérieur. La fine couche d'argile rougie qui se trouvait à la base constituait sans doute un aménagement du sol. La niche arrondie était remplie de cendres dans sa seule partie inférieure, ce qui laisserait croire qu'elle avait une fonction particulière non élucidée.

Le matériel recueilli

Etant donné l'absence de stratigraphie réelle dans la masse du rempart, on examinera cette documentation dans l'ordre suivant : la couche 1 qui concerne l'ensemble du sondage jusqu'au niveau supérieur du rocher ; le matériel recueilli sur le rocher au centre et entre les pierres ; le secteur Est, entre le rocher et le parement extérieur ; la zone de cendres, à l'Ouest du rocher central.

a) la couche 1

L'inventaire brut concerne uniquement de la céramique (à l'exception de trois fragments de sol). Il se présente comme suit :

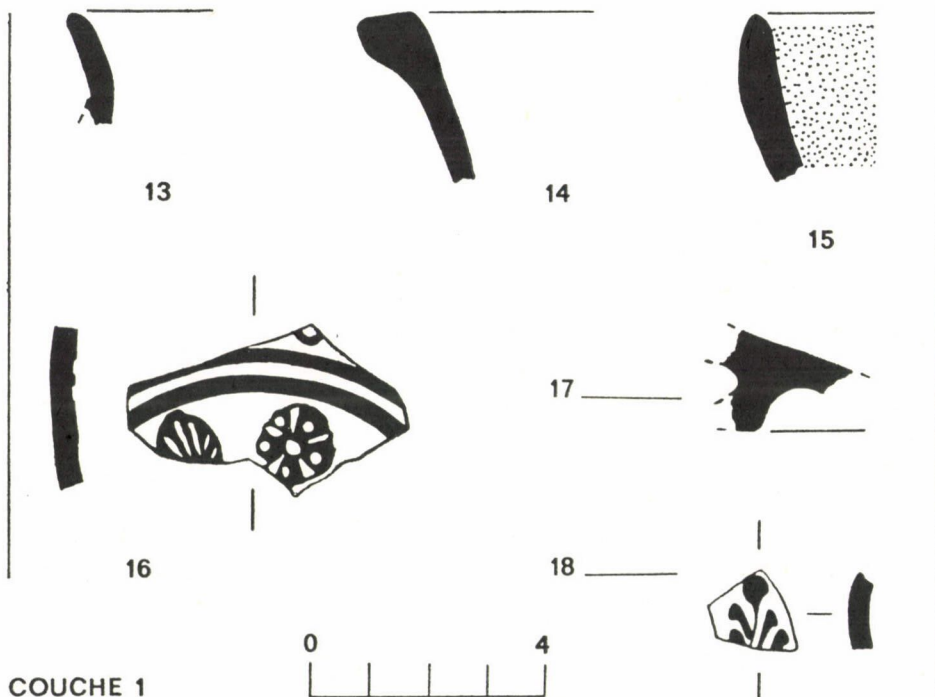
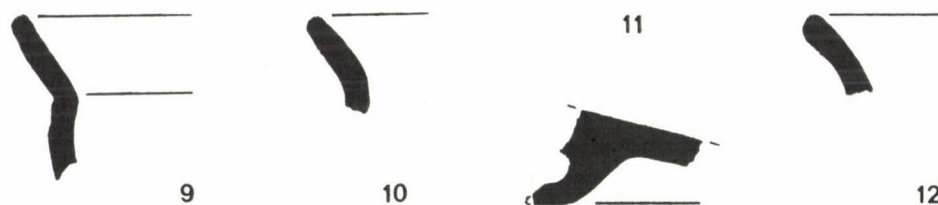
CÉRAMIQUE NON TOURNÉE

bords : 13
fonds : 2
fragments divers : 171
« rhodanienne » : 13 fr.

CÉRAMIQUES TOURNÉES

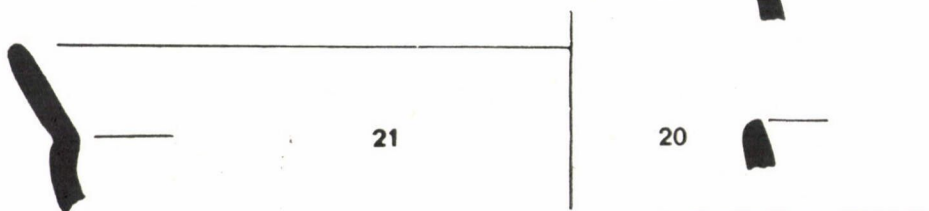
bucchero nero : 1 fr., 1 anse
coupes « ioniennes » : 1 fr., 1 bord
attique à fig. noires : 1 fr.
claire peinte : 6 fr., 2 bords, 1 pied
grise monochrome : 11 fr. sans couverte, 12 avec couverte noire, 5 bords, 1 pied

⁵ Il n'en reste pas moins que l'explication suggérée par H. ROLLAND (*Fouilles de Saint-Blaise (Bouches-du-Rhône)*, III^e suppl. à *Gallia*, 1951, p. 53—56) n'est pas très satisfaisante.



COUCHE 1

Céramiques tournées



vernis noir : 1 fr., 2 bords, 1 anse
 claire non peinte : 55 fr., 2 bords, 2 anses, 1 fond
 pâte de type étrusque : 1 fond
 commune hellénistique : 1 fr.

AMPHORES

— étrusque : 86 fr., 1 bord, 1 anse, 1 fond
 — corinthienne : 2 fr.
 — chiote : 2 fr.
 — ionienne archaïque : 2 fr.
 — massaliète : 33 fr., 1 fr. de col
 — gréco-italique : 1 bord
 — non déterminée : 9 fr.

La céramique non tournée et sans décor (à l'exception d'une trace de cordon en relief sur une paroi d'urne (7) comprend surtout des petits vases utilitaires, dont la faisselle (8). Les seuls documents importés sont le bord d'amphore étrusque (23) avec trace d'une marque avant cuisson, à l'intérieur ; le bord d'amphore gréco-italique (24), 1 fragment d'attique à fig. n. de la 2ème moitié du IV^e siècle (18), le petit bord (20) de coupe attique (type C (fin VI^e — début V^es.), ainsi que les fragments d'amphores de Chios, de Corinthe et d'ionienne archaïque. On notera des imitations massaliotes, comme la coupe à palmettes et rosettes imprimées (16), en pâte grise à couverte noire, attribuée par J.-P. Morel au III^e s. ; la coupe de type ionien (21) en pâte très claire, sans décor ; la coupe « ionienne » (9), également en pâte claire, à bord externe réservé, bande réservée à hauteur des anses, intérieur non peint ; la coupe 11, dont subsiste une partie du pied, en pâte rosée locale, avec peinture noire à l'extérieur, dans le repli du pied, et peinture noire mal étalée à l'intérieur de la coupe. Les n^o 12 à 17 appartiennent à la série mal connue des céramiques grises monochromes, hellénistiques pour une bonne part. Un autre fragment, non représenté, comporte un décor ondé incisé. Le n^o 22, en pâte micacée, est un fragment de col d'amphore massaliète, avec une marque avant cuisson à l'extérieur.

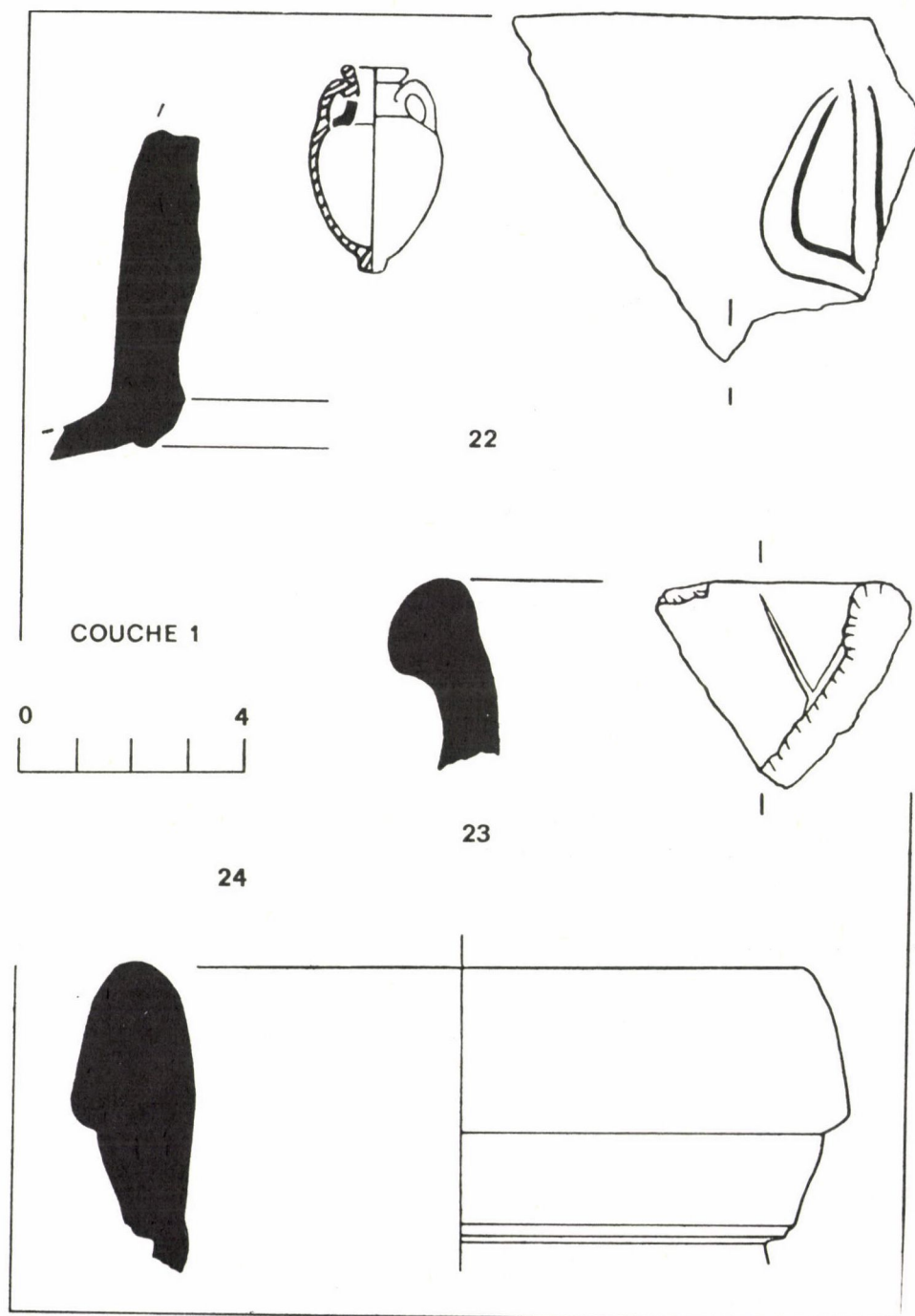
b) matériel recueilli sur le rocher au centre

CÉRAMIQUE NON TOURNÉE

bord : 1
 fragments divers : 38
 « rhodanienne » : 4 fr.

CÉRAMIQUES TOURNÉES

bucchero : 1 fr.
 claire peinte : 1 fr.



grise monochrome : 1 fr., 1 bord
 vernis noir : 1 fr.
 claire non peinte : 6 fr.
 pâte de type étrusque : 1 bord

AMPHORES

— étrusque : 11 fr., 1 anse
 — corinthienne : 1 fr.
 — ionienne archaïque : 1 fr.
 — massaliète : 4 fr.
 — non déterminée : 1 fr. type SOS

MÉTAL

1 tête d'épingle en bronze à fil enroulé
 1 anneau de bronze

Les importations se limitent ici aux amphores, ainsi qu'à un fragment attique à vernis noir de la seconde moitié du IV^e siècle et à un fragment de bucchero. Le n° 25 est une imitation en grise monochrome à couverte noire d'une coupe « ionienne ».

c) le secteur Est, entre le rocher et le parement extérieur

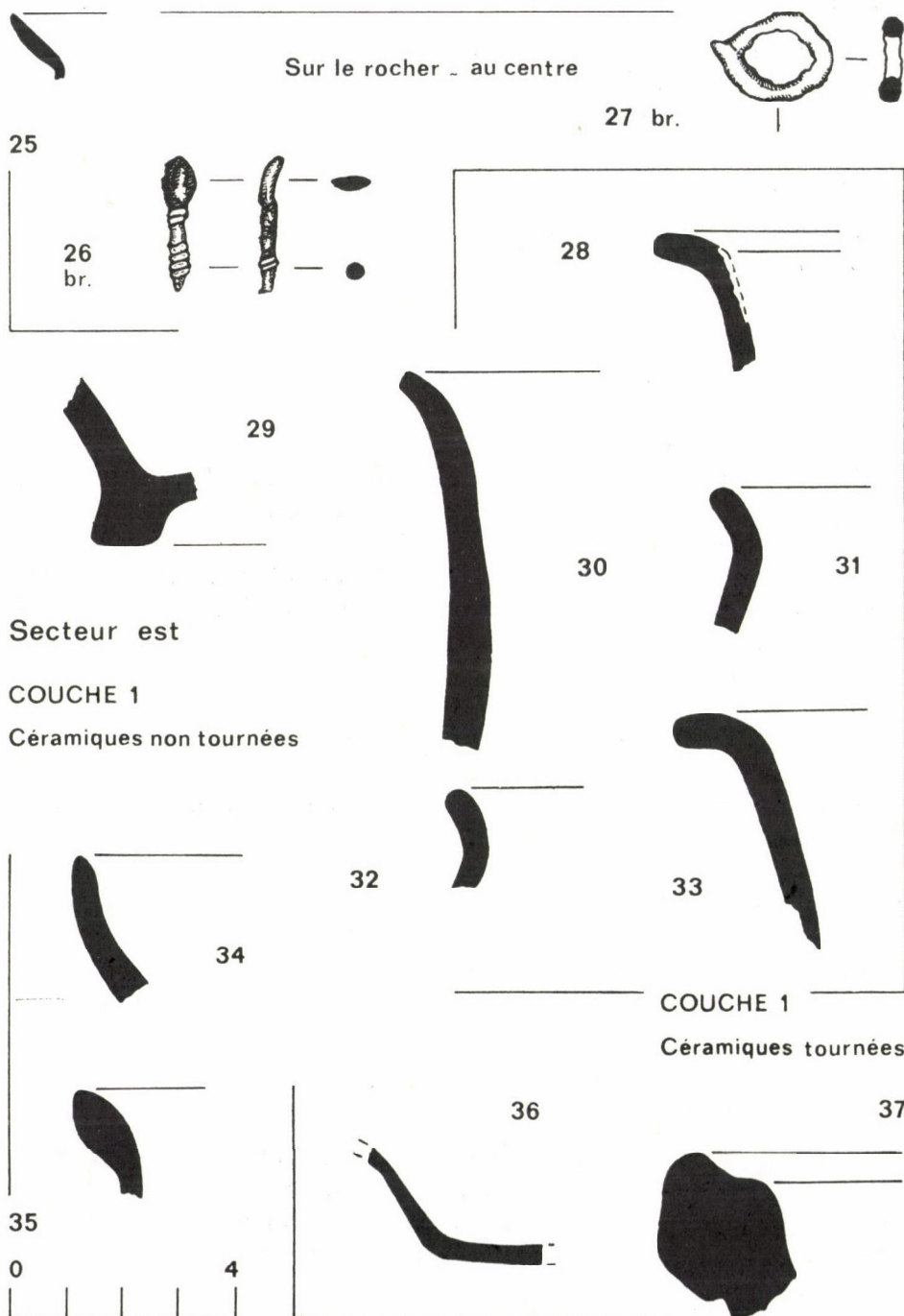
Mêlés à une terre fine, pulvérulente, et associés à des éclats de blocs sans doute issus du parement extérieur en construction, les tessons de céramique étaient les suivants :

CÉRAMIQUE NON TOURNÉE

bords : 11
 fonds : 1, avec trace d'une marque avant cuisson
 fragments divers : 97
 « rhodanienne » : 5 fr.
 fusaiole : 1

CÉRAMIQUES TOURNÉES

claire peinte : 2 fr., 1 fond
 grise monochrome : 6 fr., 1 pied, 1 anse, 1 bord
 vernis noir : 2 fr., 1 bord
 claire non peinte : 25 fr., 1 bord
 commune hellénistique : 3 fr.



AMPHORES

- étrusque : 35 fr., 2 bords, 2 anses
- massaliète : 9 fr.
- non déterminée : 5 fr.

OUTILLAGE LITHIQUE

- 2 éclats de silex non retouchés
- 1 pointe en silex blanc taillé

METAL

- 1 tige fragmentaire creuse en bronze

Les documents les plus anciens ont été trouvés dans le creux que forme le rocher au premier tiers de sa hauteur, à l'Est : il s'agit de la lame de silex taillé n° 40 et de 9 fragments de céramique de l'Age du Bronze, dont les n° 28 et 29. A part les amphores étrusques, abondantes comme toujours (cf. le bord n° 36), on relève un bord de coupe-skyphos pseudo-attique du V^e siècle (35) et 1 fragment à vernis noir sans doute d'origine locale, ce dernier au contact du parement extérieur.

d) la zone de cendres, à l'ouest du rocher central

C'est le secteur le plus riche en matériel, comme en témoigne l'inventaire suivant :

CÉRAMIQUE NON TOURNÉE

- bords : 32
- fragments divers : 323
- « rhodanienne » : 16
- dolium : 1 fr.

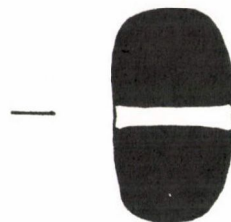
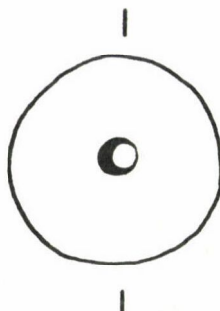
CÉRAMIQUES TOURNÉES

- bucchero nero : 2 anses et 2 fr. de canthare ; 1 bord et 1 fr. d'oenoché
- claire peinte : 1 coupe entière, 2 pieds et 19 fr.
- grise monochrome : 12 bords, dont 2 à décor ondé incisé, 1 anse, 5 pieds et 26 fr. avec couverte noire, 9 fr. sans couverte
- vernis noir : 4 fr.
- claire non peinte : 2 bords, 2 anses, 2 pieds, 92 fr.
- commune hellénistique : 2 fr.

Secteur est



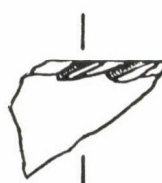
38



39



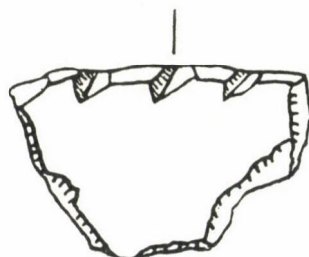
40



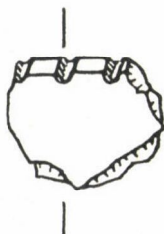
41

Zone de cendres

Céramiques non tournées



42



43



44



45

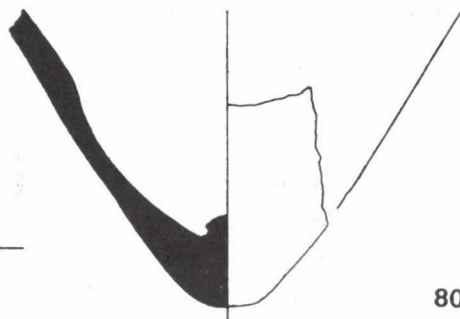




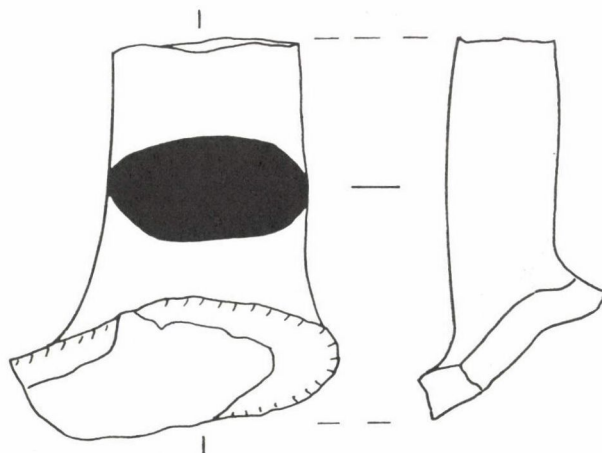
78



79



80



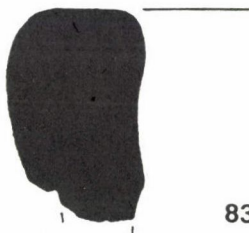
81



82

Zone de cendres

Amphores



83



84

AMPHORES

- étrusque : 2 bords, 3 anses, 2 fonds, 117 fr.
- corinthienne : 3 fr.
- type SOS : 6 fr.
- ionienne archaïque : 2 anses, 2 fr.
- chiote : 5 fr.
- massaliète : 1 partie supérieure, 2 bords, 2 anses, 1 fond, 106 fr.
- gréco-italique : 1 bord, 3 fr.
- non déterminée : 3 fr.

METAL

- 1 clou en bronze
- 1 scorie

L'ampleur de l'éventail chronologique s'explique par le fait qu'au niveau du parement intérieur détruit des adjonctions de terre et de débris ont été faites à époque médiévale. Dans le « tumulus de cendres » proprement dit, nous n'avons rencontré que des céramiques archaïques, en tout cas antérieures à l'époque hellénistique : céramique grise d'origine ionienne (40), céramique ionienne peinte — rhodienne à bandes, céramique fine à engobe blanc et décor ocre, coupe à bandes et à filets, olpé à bandes, fragment à décor de bandes peintes et de filets, etc. — Le vase le plus exceptionnel est représenté par la coupe ou bol n° 60, trouvé au contact du rocher, dans la fine couche d'argile rougie déjà signalée, en association avec un fragment de vasque de canthare en *bucchero nero* à décor de pointes de diamant, et avec un fragment d'amphore à une recuison accidentelle. Du décor subsistent les traces de peinture intérieure et extérieure. Le bord était réservé.

Parmi les autres importations, il est intéressant de noter, outre des amphores archaïques très variées, un fragment d'attique à vernis noir, un fragment de coupe à vernis noir pseudo-attique du IV^e siècle et un fragment de coupe à vernis noir (d'origine locale ?) attribuable au III^e siècle. On remarquera l'absence totale de céramique campanienne dans cette partie du sondage.

Conclusions chronologiques

Outre les importants renseignements d'ordre technique, concernant la construction du rempart et l'utilisation des ressources naturelles, ce sondage E permet de fixer un *terminus ante quem*, grâce au fragment de coupe n° 16, soit III^e—II^e siècle avant J.-C.

II. LE SONDAGE Y

Réalisé à peu près au milieu de la courtine H d'H. Rolland,⁶ ce petit sondage avait une largeur de 2 mètres et une longueur équivalente.⁷ Il a permis d'étudier une nouvelle fois la composition du blocage : terre, déchets de taille et de ravalement, gros blocs divers et même fragments de stèles.⁸ Ce remplissage n'a pas été entassé au hasard, car on a pu noter la présence de blocs compris entre les boutisses saillant du mur principal. Le blocage était sans aucun doute mis en place au fur et à mesure de l'élévation du mur de renforcement.

La fouille a en outre fait apparaître les assises de réglage des deux murs, composées d'une manière identiques par les boutisses posées sur le rocher. On a remarqué à cette occasion que le mur principal ne possède pas de fossé de fondation indépendant. On en déduit, par conséquent, soit que les deux murs ont été montés en même temps — mais c'est une hypothèse peu raisonnable —, soit que le fossé de fondation du mur principal a été élargi postérieurement pour servir aussi au mur de renforcement, quand on a jugé nécessaire de construire ce dernier.

Le matériel, au demeurant très abondant, eu égard à la faible superficie du sondage, était constitué par les documents suivants :

CÉRAMIQUE NON TOURNÉE

bords : 8
fragments divers : 116
« rhodanienne » : 2 bords, 35 fr.
dolum : 1 fr.

CÉRAMIQUES TOURNÉES

bucchero nero : 1 pied de canthare, 1 fr. d'olpè
claire peinte : 2 bords, 6 fr.
grise monochrome : 1 bord, 1 pied, 4 fr., dont 2 à couverte noire
vernir noir : 4 fr.
claire non peinte : 5 bords, 1 anse, 2 pieds, 73 fr.
mortier massaliote : 1 pied
commune hellénistique : 5 fr.

AMPHORES

— étrusque : 1 bord, 1 anse, 33 fr.
— corinthienne : 2 fr.
— ionienne archaïque : 1 fr.

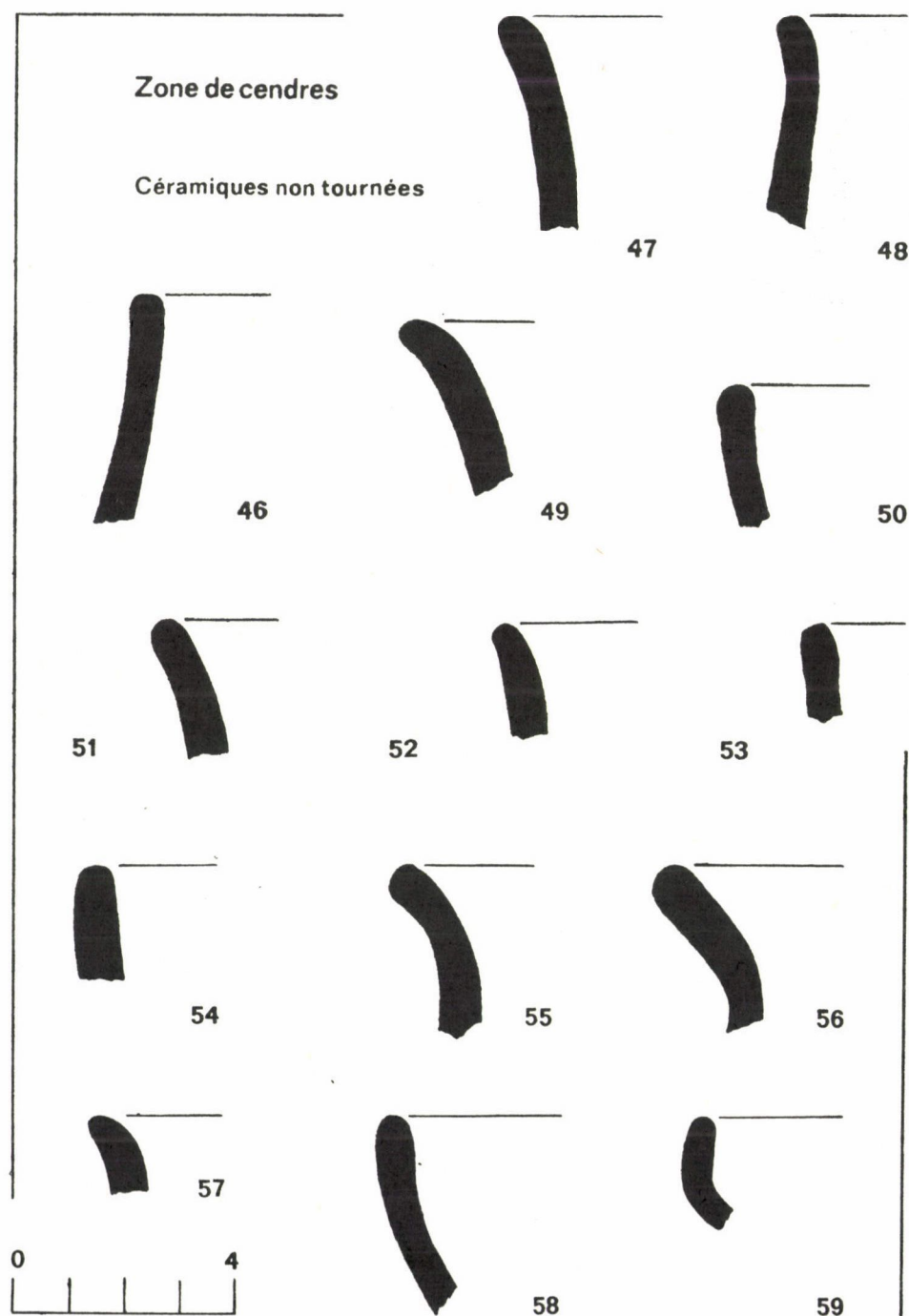
⁶ *Ibid.*, fig. 32, p. 104.

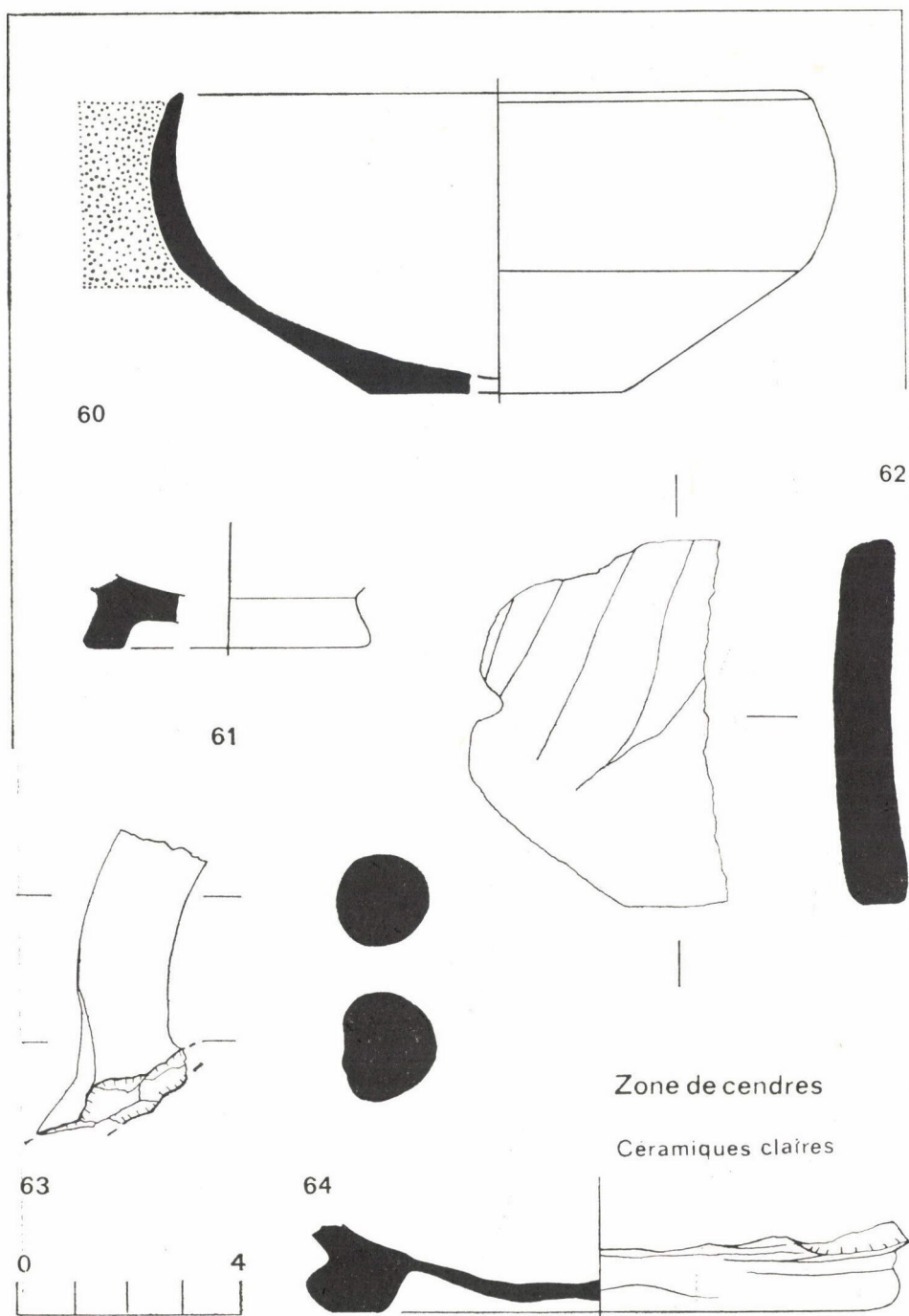
⁷ Le mur de renforcement présente une largeur variable : 2, 30 m au Sud, 1, 50 m au Nord.

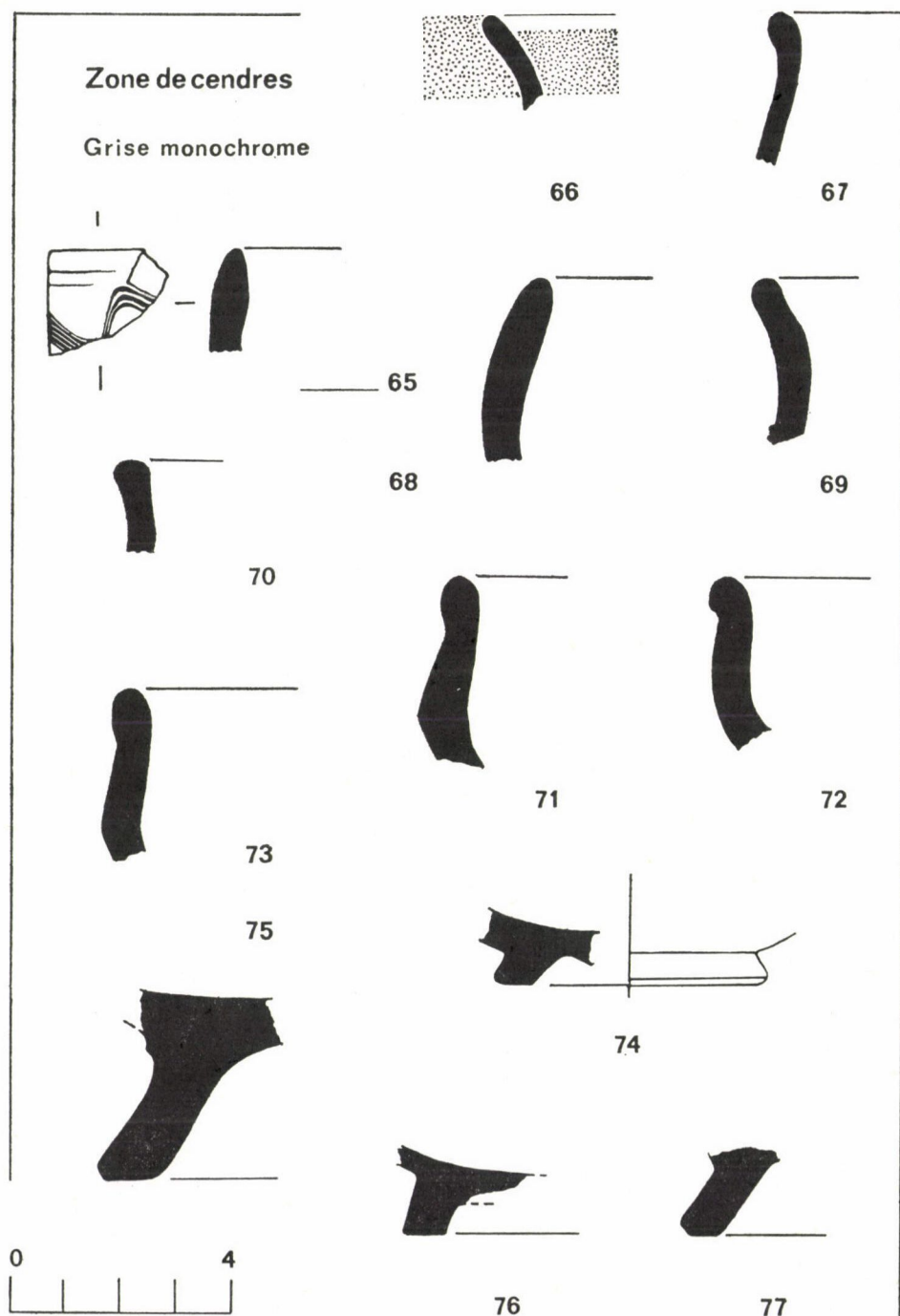
⁸ Au même endroit, H. ROLLAND : *op. cit.*, p. 103, signalait des stèles brisées jetées dans le remblai. Cf. B. BOULOUMIÉ : *Les stèles préhellénistiques de Saint-Blaise*, à paraître.

Zone de cendres

Céramiques non tournées

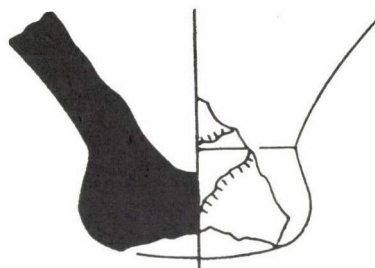




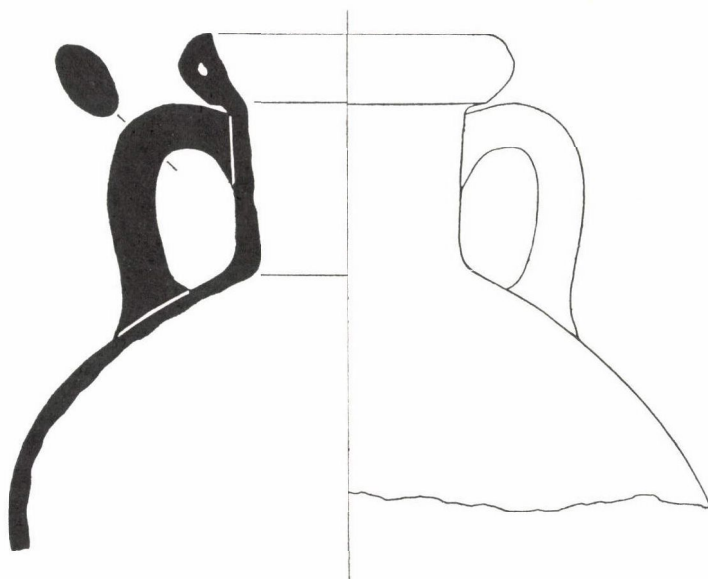


Zone de cendres

Amphores



85

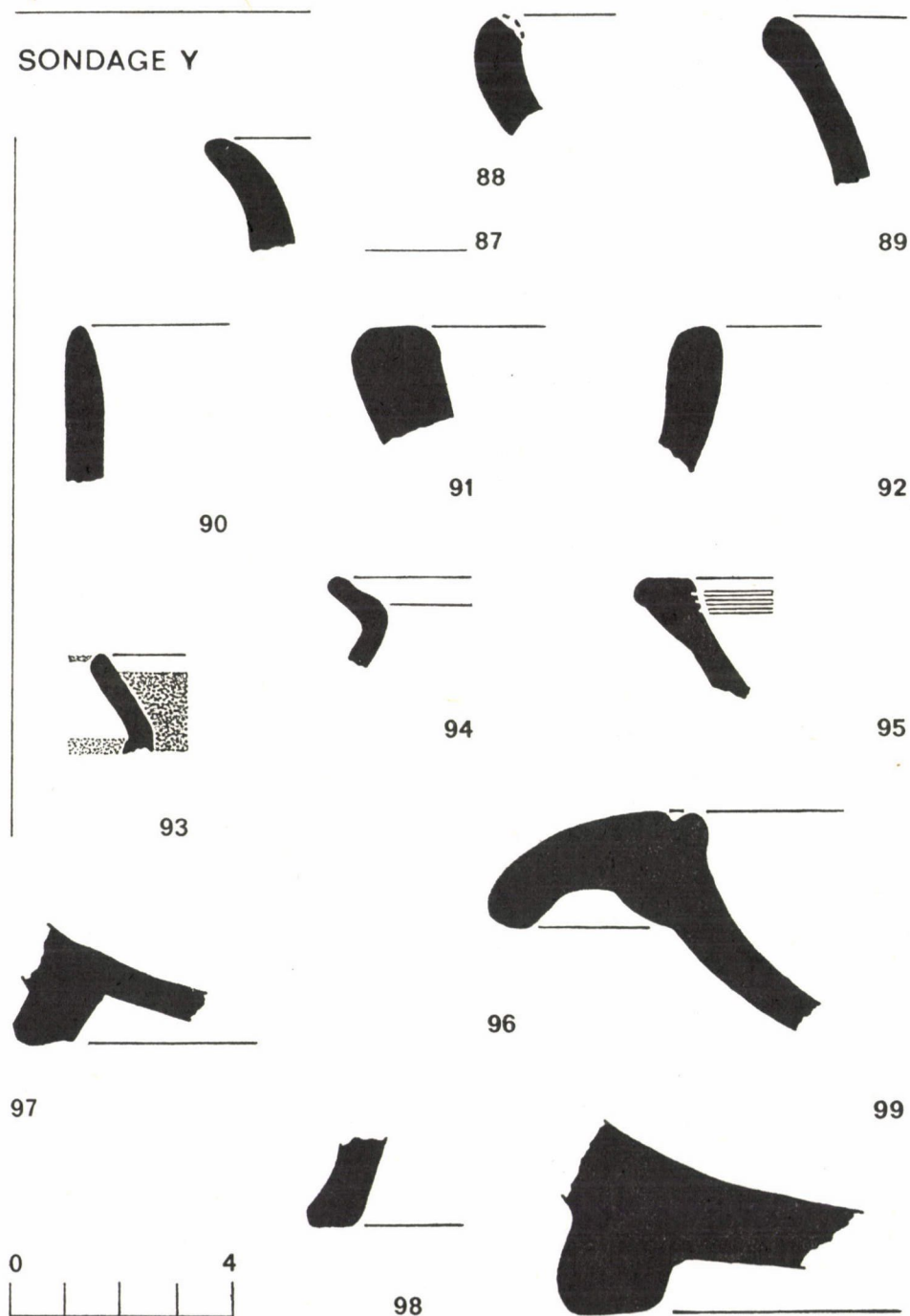


86

br. 87
éch. 1/1



SONDAGE Y



- massaliète : 35 fr.
- gréco-italique : 1 fr.
- non déterminée : 2 fr.

MÉTAL

- 1 clou en fer
- 8 scories

De cet inventaire, ressort autant le nombre important de céramiques non tournées (87 à 92) — et particulièrement de la série «rhodanienne» (92) —, et la variété étonnante des types d'amphores. Parmi les importations, on relève surtout la présence d'un fragment de bol rhodien à rosette de points. Les productions locales (claire peinte n° 26—27, claire non peinte n° 95—97, grise monochrome n° 98 et mortier massaliote n° 99) font la transition avec l'époque hellénistique. Parmi les céramiques à vernis noir, J.-P. Morel a identifié deux fragments pseudoattiques, un fragment «peut-être» de campanienne A et un autre fragment «assez probablement» de la même campanienne A,⁹ qui apportent de nouvelles précisions sur la date de construction du rempart,¹⁰ soit le II^e siècle avant J.-C.¹¹

III. SONDAGE A

Le sondage A se situe au Sud de la zone intéressée par la fouille 1981, à l'extérieur du rempart, à l'Est du mur H' (fig. 2). Il se compose d'un premier sondage A 1 (2 m × 3 m), dont la partie Nord a été prolongée vers l'Est par une tranchée A 2 (1 m × 4 m 30). Pour la clarté de l'exposé, il nous a semblé préférable de décrire le mur lui-même avant de présenter les stratigraphies et l'interprétation du sondage.

a) Description du mur H'

Le mur H' a déjà été partiellement fouillé par H. Rolland qui en a mis en évidence les principales caractéristiques,¹² et sa liaison technique au mur H est décrite dans le compte rendu du sondage Y (*supra*, p. 000). On se bornera ici à décrire le parement Est de ce mur (fig. 6, 7 et 8), qui est conservé sur cinq assises. La hauteur des assises est constante (autour de 50 cm), sauf pour la deuxième assise en partant du bas (55 cm). Chacune est constituée d'une alternance à peu près régulière de carreau et de boutisses débordant de 10 à

⁹ La petite taille des fragments les rend la plupart du temps atypiques. J'en suis d'autant plus reconnaissant à J.-P. MOREL d'avoir accepté d'émettre un avis.

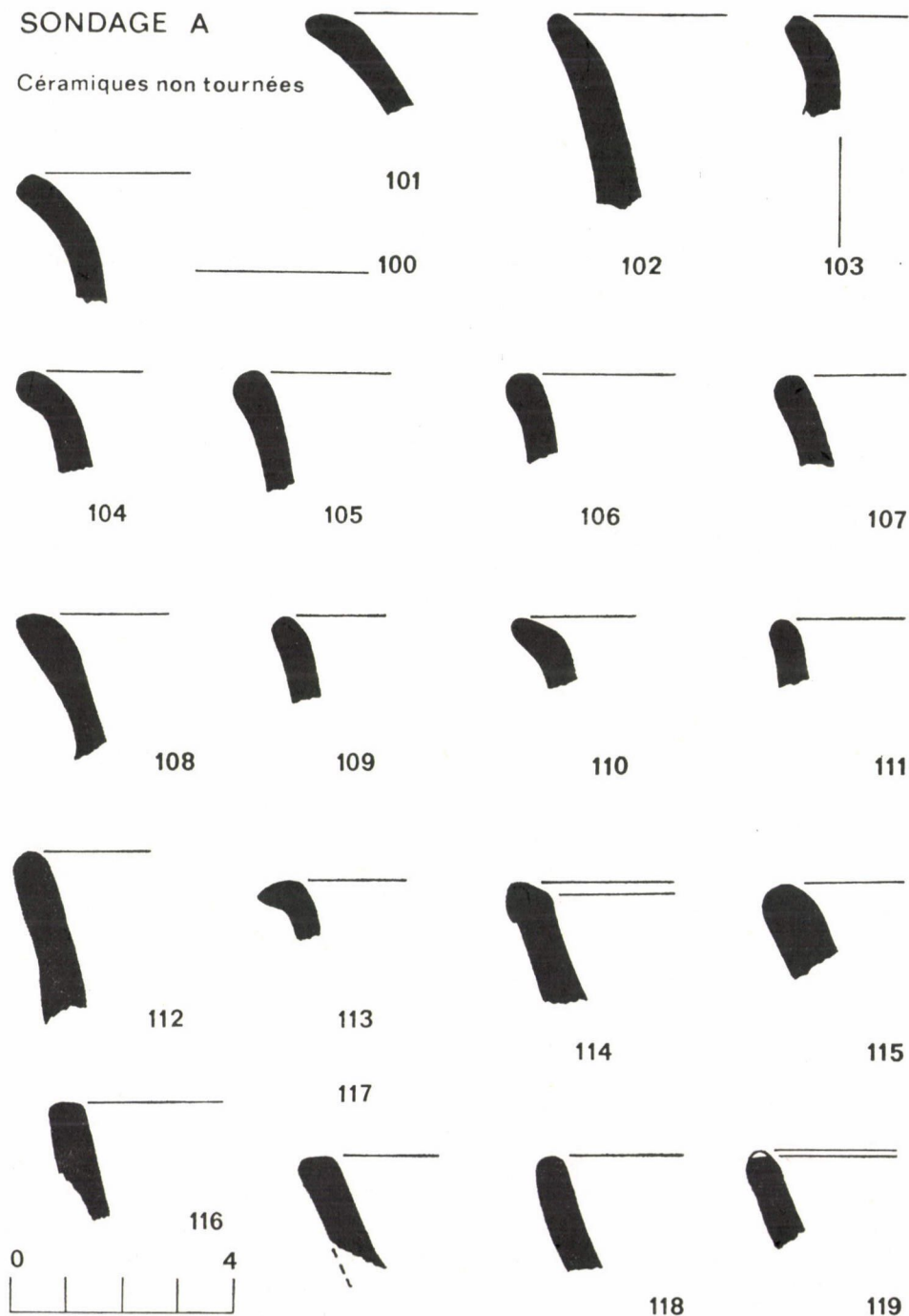
¹⁰ Cf. *Recherches stratigraphiques*, *op. cit.*

¹¹ *Ibid.*

¹² H. ROLLAND: *Gallia*, Suppl. III, *op. cit.*, p. 103—105, fig. 32 et 33.

SONDAGE A

Céramiques non tournées



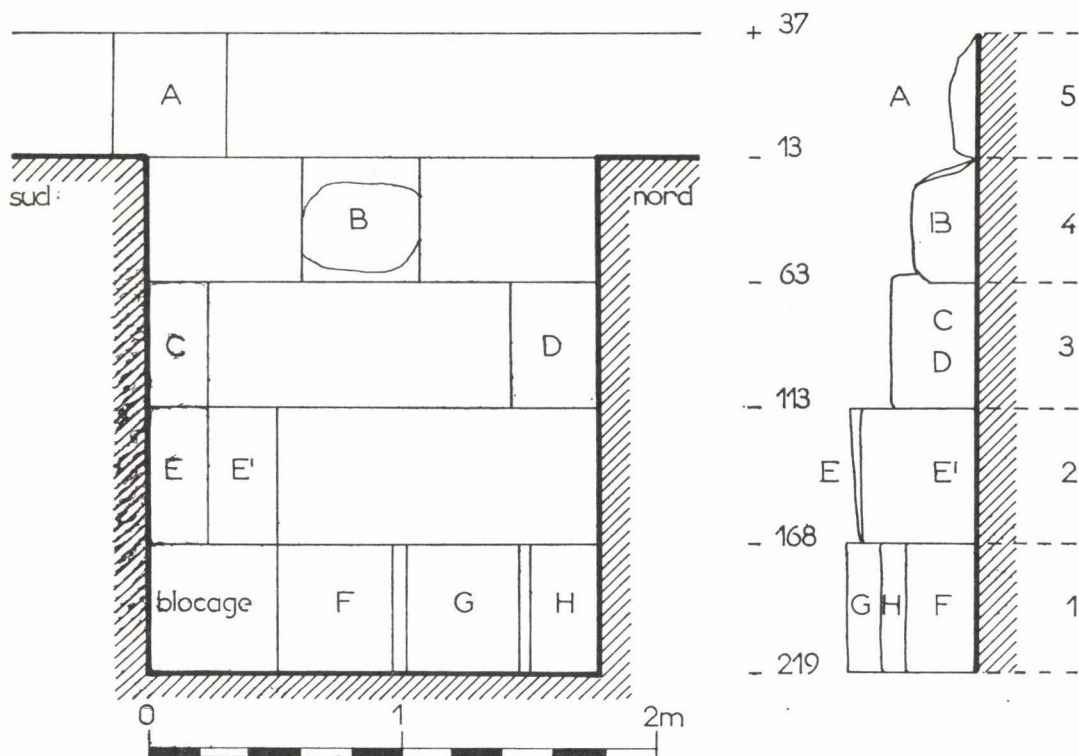
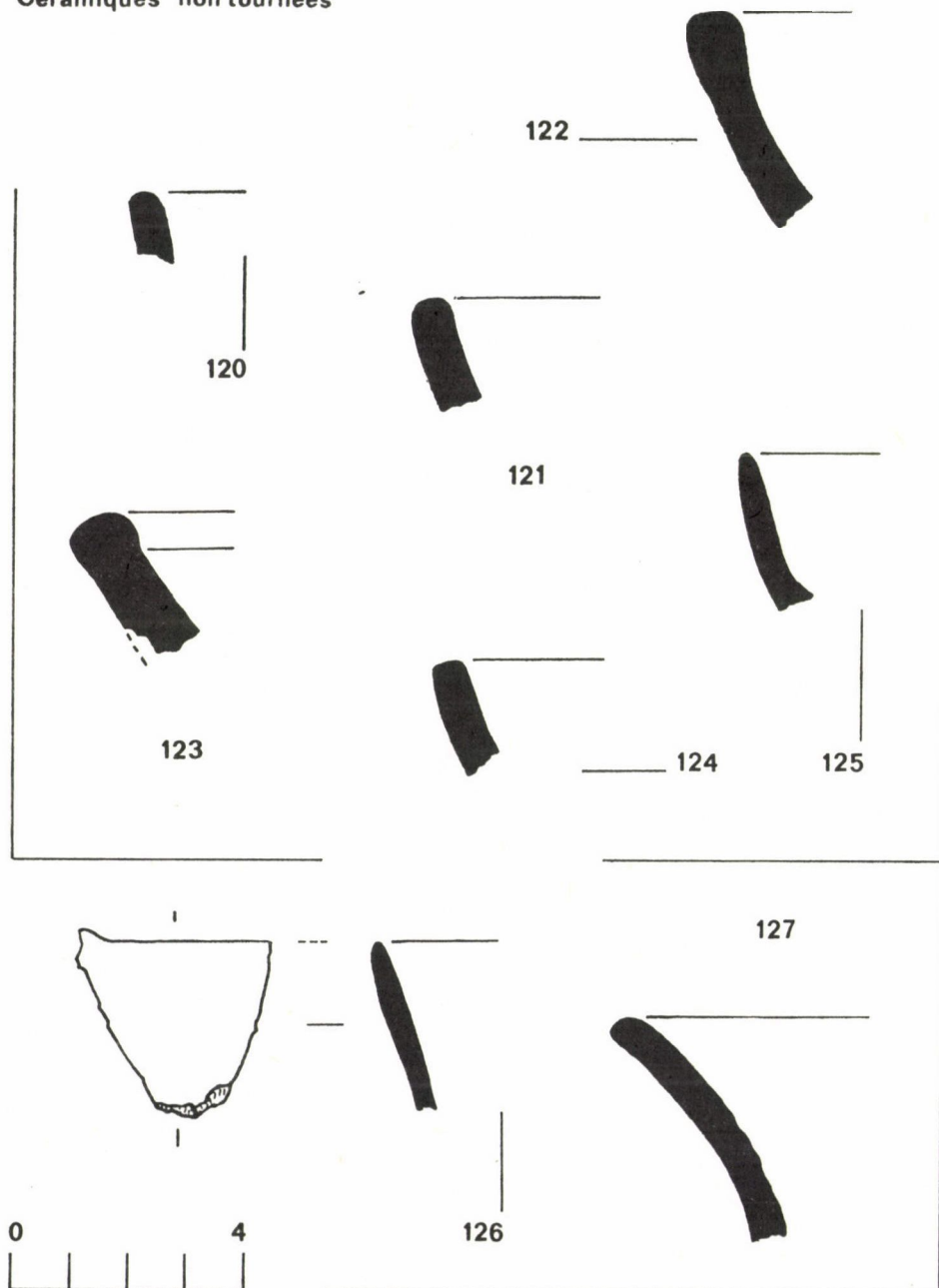


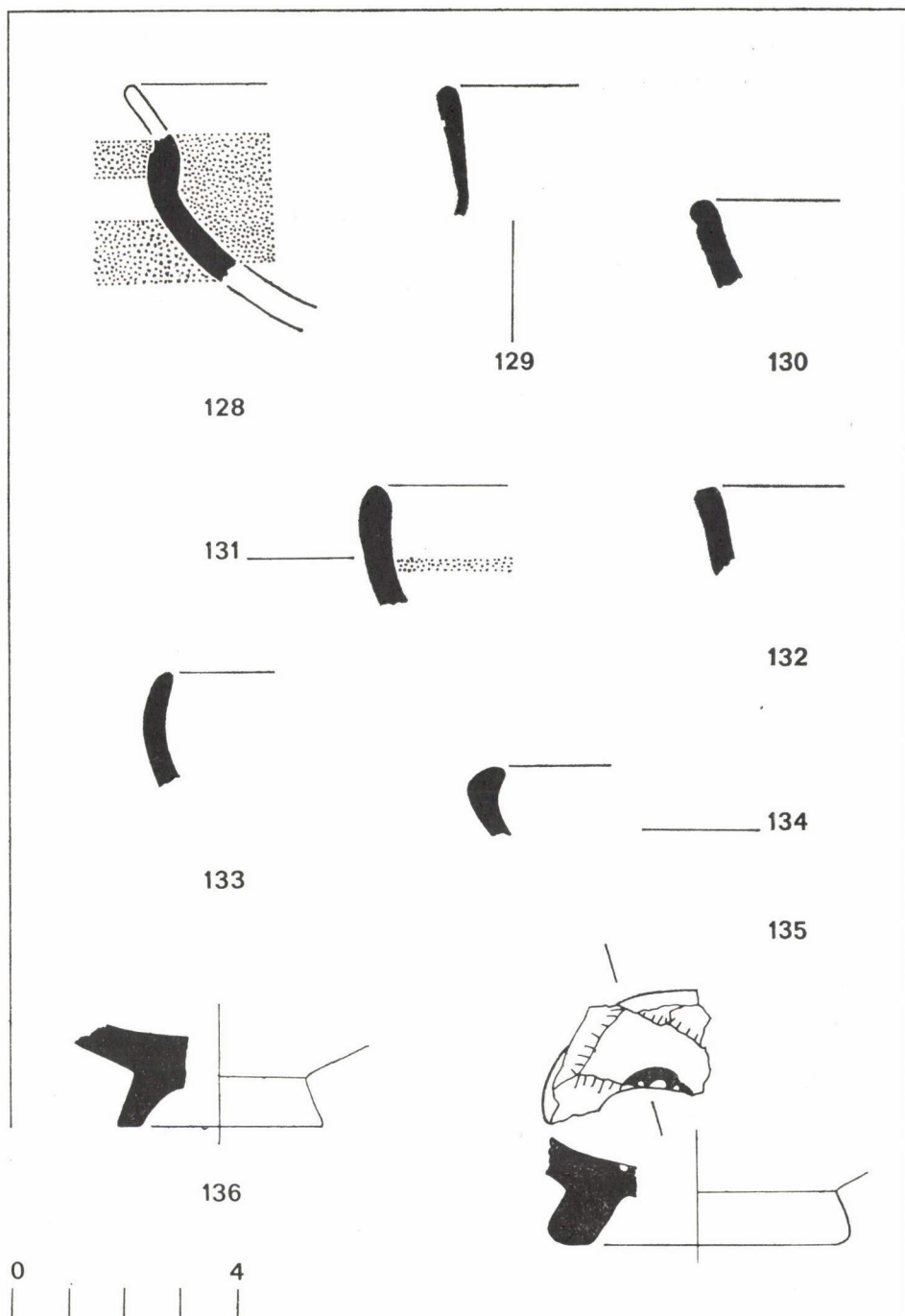
Fig. 8. Sondage A, mur H', schéma montrant la disposition des boutisses

55 cm (fig. 8), et dont le lit d'attente est légèrement recreusé (fig. 9). La première assise est posée dans une tranchée creusée dans le rocher ; selon une pratique courante à Saint-Blaise, elle est formée uniquement de boutisses, à l'exception de l'extrémité Sud où l'on a seulement un blocage de pierres qui supporte deux «demi-boutisses» de la deuxième assise (fig. 8, E et E'). Cette anomalie permet de supposer que le niveau de fondation du mur s'élève vers le Sud, suivant en cela le mouvement naturel du rocher.

La boutisse C de la troisième assise porte sur la face Nord de sa partie débordante une marque T, tracée avant mise en place du bloc : cette marque n'apparaît ni dans le bastion polygonal, ni dans le mur H, mais elle est fréquente sur H' et sur d'autres courtines plus au Nord. Les quatre assises inférieures étaient enterrées et n'ont fait l'objet d'aucun ravalement ; au sommet de la quatrième assise, une ciselure visible sur la boutisse B et l'un des carreaux adjacents semble avoir pour but de faciliter la mise en place de la cinquième assise, qui était probablement la première visible. L'examen des traces de démaigrissement sur le parement externe du mur G (retour Nord du bastion

Céramiques non tournées





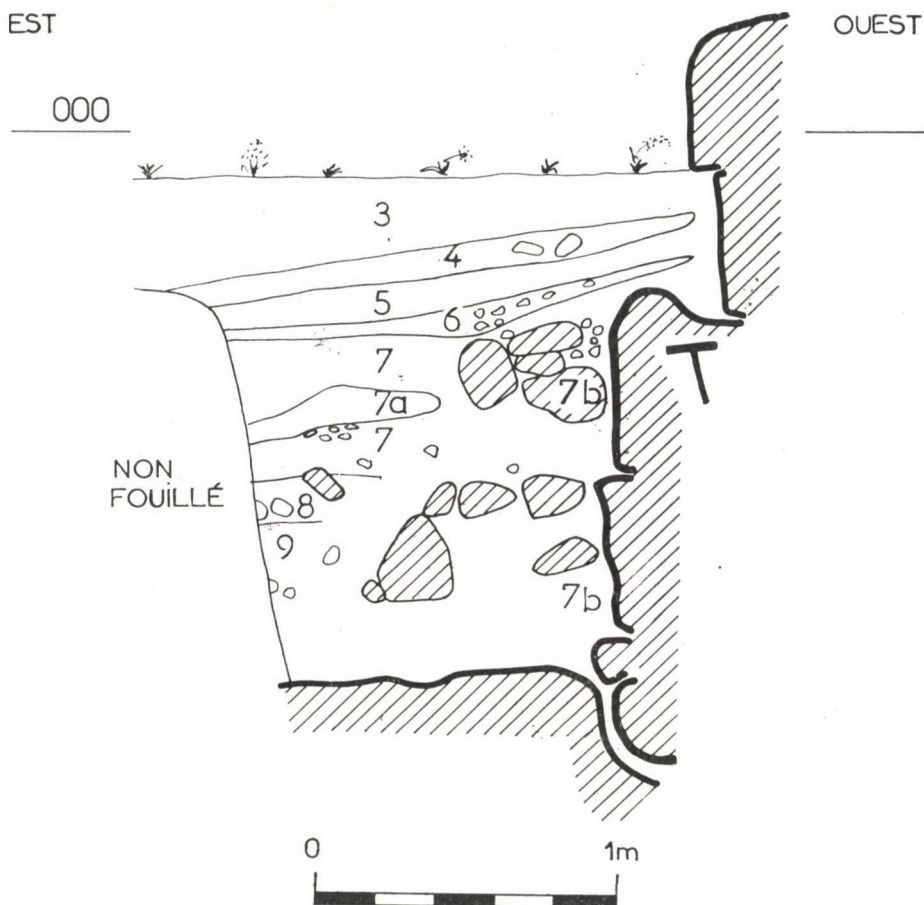


Fig. 10. Sondage A, coupe stratigraphique Sud

polygonal) montre que le mur H' devait compter au moins deux assises supplémentaires.¹³

Nous reviendrons sur la fonction et la datation de ce mur après l'examen de la stratigraphie.

b) *Commentaire des coupes stratigraphiques (fig. 9 et 10)*

Le niveau d'arasement consécutif aux fouilles modernes correspond au lit d'attente de la deuxième assise visible du mur H' (quatrième assise de la fig. 8). La couche de destruction du rempart a complètement disparu. Sous

¹³ Toutefois, selon H. Rolland, *ibidem* p. 103, « l'avant-mur paraît s'être conservé dans son intégrité ». C'est une question que nous nous réservons de reprendre dans le cadre d'une étude générale de la muraille.

une faible couche d'humus, on atteint directement les niveaux archéologiques dans la partie Ouest du sondage. Dans la partie Est, par contre, se trouve une grande fosse de terre noire très meuble contenant des pierres informes assez grosses, dont aucune ne semble provenir d'un bloc du rempart.

Matériel de la couche 1 (59 fragments)

CÉRAMIQUES NON TOURNÉES

13 fr. dont 3 bords (103, 115, 122) et 1 fr. de rhodanienne.

CÉRAMIQUES TOURNÉES: 24 fr.

- claire peinte: 3 fr. dont un bord (130).
- vernis noir: 1 fr. de campanienne A et un bord datable vers la fin du IV^e ou le début du III^e s. (134).
- claire non peinte: 12 fr.
- grise monochrome: 1 fr. à couverte noire.
- commune hellénistique: 4 fr. dont 1 bord imitant une forme de Campanienne (149).
- mortier massaliète: 2 fr. dont 1 bord (150).
- sigillée: 1 fond.

AMPHORES: 22 fr.

- étrusque: 8 fr. dont 1 fr. d'anse.
 - massaliète: 6 fr.
 - ionienne: 2 fr.
 - chiote: 1 fond (154).
 - indéterminée: 5 fr.
- 1 fr. de silex non retouché.

La couche 1 contenait également quelques fragments de verre moderne.

Dans la partie Ouest du sondage, le niveau 2 est formé d'une terre jaunâtre assez dure mêlée de quelques galets. Quoique très irrégulier, il peut correspondre à un niveau de marche antique, au-dessus d'une couche de terre brune 3.

Matériel des couches 2 et 3 (157 fragments)

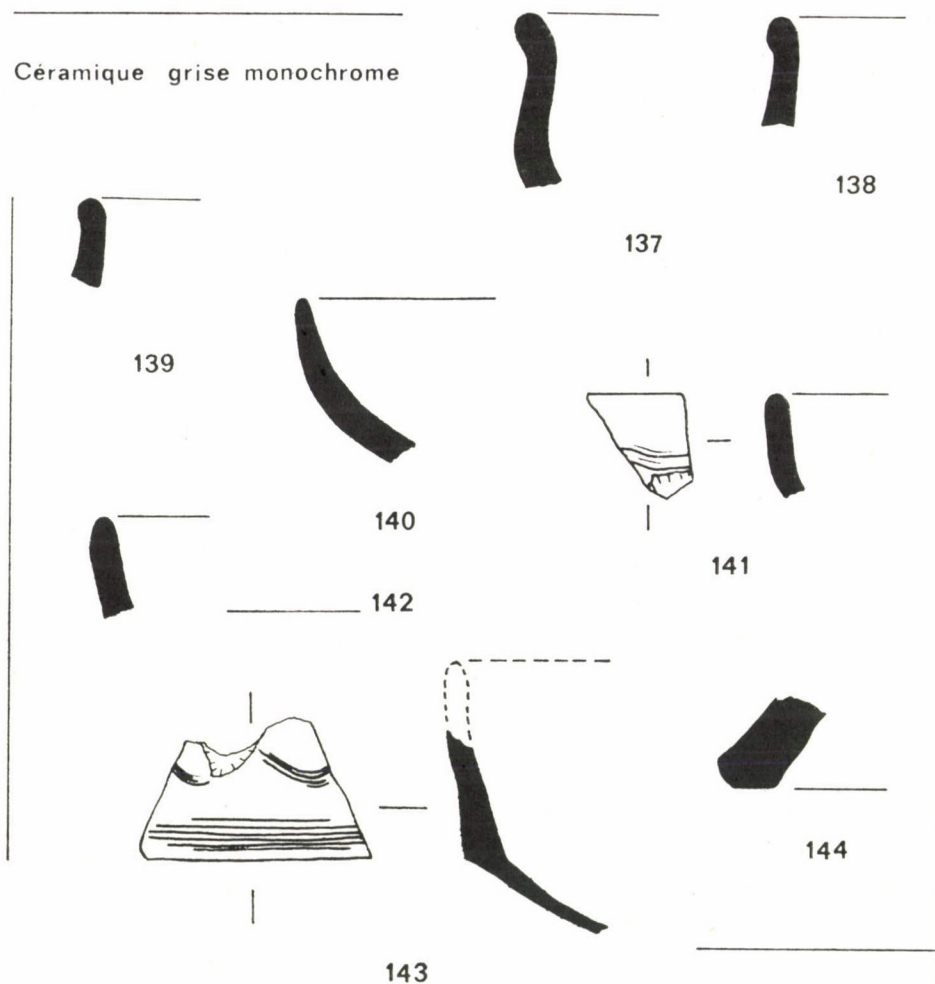
CÉRAMIQUES NON TOURNÉES

55 fr. dont 2 bords (105, 106), 8 fr. de rhodanienne, 1 fr. peigné.

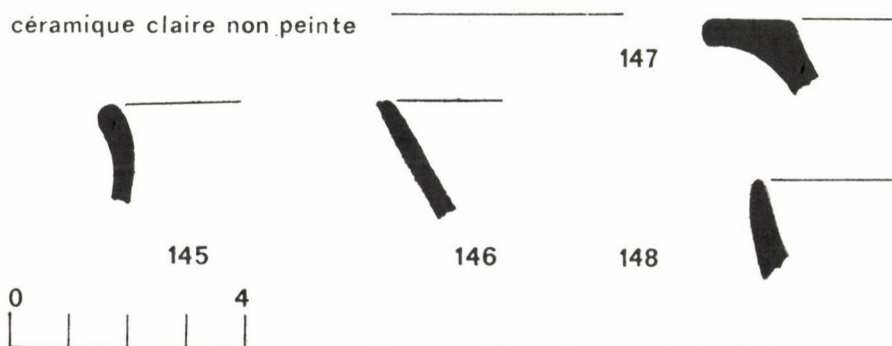
CÉRAMIQUES TOURNÉES

- 55 fr.
- claire peinte: 3 fr.
- vernis noir: 1 fond de campanienne A avec rosette, datable vers 140/100 (135), 1 fr. de campanienne A, 1 fr. non identifié.

Céramique grise monochrome



céramique claire non peinte



- claire non peinte : 31 fr. dont 2 bords (145 et 147).
- grise monochrome : 4 fr.
- commune hellénistique : 4 fr.

AMPHORES

- 47 fr.
- étrusque : 16 fr.
- massaliète : 25 fr.
- gréco-italique : 1 anse (153).
- indéterminée : 5 fr.

1 fr. de fer.

1 fr. de stèle de pierre (partie sommitale) en anse de panier, à angles chanfreinés.

La couche 4, de couleur jaune, est formée de déchets de taille plus ou moins décomposés qui constituent un sol damé très dur pouvant atteindre une dizaine de centimètres d'épaisseur. Elle descend en pente très douce vers l'Est et s'interrompt au niveau de la fosse 1 ; mais elle est alors si mince que l'on peut penser qu'elle s'arrêtait même avant la constitution de la fosse. En règle générale, la couche 4 s'appuie sur la quatrième assise du mur (fig. 10) ; toutefois, au Nord de la boutisse B, elle s'arrête à une vingtaine de centimètres du mur, pour des raisons qui nous échappent. Les déchets de taille qui constituent la couche 4 proviennent sans doute pour une grande part du ravalement du lit d'attente des assises supérieures du mur H'.¹⁴

Matériel de la couche 4 (23 fr.)

CÉRAMIQUES NON TOURNÉES

8 fr. dont 3 de rhodanienne.

CÉRAMIQUES TOURNÉES

- 9 fr.
- claire peinte : 1 fr.
- vernis noir : 1 pied de patère du III^e s. (136), 2 fr. de campanienne
A ancienne (début du II^e s.), 1 fr. II^e ou I^{er} s.
- claire non peinte : 2 fr.
- grise monochrome : 3 fr.

¹⁴ J.-CL. BESSAC: *op. cit.*, p. 151—152 (arasement des lits d'attente).

AMPHORES

- 6 fr.
- étrusque 4 fr.
- massaliète 2 fr.

1 agrafe en plomb fragmentaire.

Au-dessous de la couche 4 se trouve une couche de terre brune 5, mêlée par endroits de cailloux ou de lentilles jaunes de déchets de taille (fig. 10, couche 6). Vers l'Est, la couche 5 s'amenuise en même temps que la couche 4. A la jonction des sondages A 1 et A 2, la distinction des couches 3, 5 et 7 est difficile, et la présence de la fosse 1 entraîne des perturbations. Aussi distinguerons-nous le matériel qui provient du sondage A 1, où la couche 5 est bien scellée, de celui qui vient du sondage A 2

Matériel de la couche 5, sondage A 1 (132 fr.)

CÉRAMIQUES NON TOURNÉES

- 82 fr. dont 4 bords (107, 113, 117, 123)
- 5 fr. de rhodanienne, 1 fr. de l'Age du Bronze,
- 2 fr. de dolium peigné, 1 imitation d'oenochè en bucchero (104).

CÉRAMIQUES TOURNÉES

- 22 fr.
- claire peinte: 2 fr. dont 1 sans doute importé.
- vernis noir: 1 fr. du III^e s., 1 fr. à pâte grise peut-être en campanienne A.
- claire non peinte: 13 fr.
- grise monochrome: 5 fr. dont 1 à couverte noire.

AMPHORES

- 28 fr.
- étrusque 20 fr.
- massaliète 8 fr.

1 fr. de fer.

Matériel de la couche 5, sondage A 2 (71 fr.)

CÉRAMIQUES NON TOURNÉES

- 26 fr. dont 1 bord (118) et 1 fr. de rhodanienne.

CÉRAMIQUES TOURNÉES

26 fr.

- claire peinte : 1 bord (129).
- vernis noir : 1 fr. de campanienne A (II^e ou I^{er}s.) et 1 fr. de bord avec filet blanc (début du I^{er}s.) (131).
- claire non peinte : 15 fr.
- grise monochrome : 8 fr. dont 1 bord (139) et 4 fr. à couverture noire.

AMPHORES

19 fr.

- étrusque : 17 fr.
- massaliète : 2 fr. dont 1 anse (156).
- 1 silex non retouché.

Au-dessous de la couche 5, les trois assises inférieures du mur sont noyées dans un blocage de grosses pierres 7b, alternant avec une terre sableuse jaune 7c qui provient de la décomposition des pierres. La première assise est posée dans une tranchée creusée dans le rocher, comblée de pierres et de terre (7d). Le blocage de pierres était probablement mis en place au fur et à mesure qu'on montait les assises, comme on le voit sur la coupe méridionale (fig. 10). On notera l'absence dans ce blocage de tout fragment de stèle (cf. *supra* n. 8).

Matériel provenant des couches 7b/c/d (207 fr.)

CÉRAMIQUES NON TOURNÉES

135 fr. dont 9 bords (102, 110, 111, 114, 119), 16 fr. de rhodanienne et 1 fr. de dolium peigné.

CÉRAMIQUES TOURNÉES

20 fr.

- bucchero : 1 fr. de pied de canthare, 1 fr. de bord d'oenochos (127).
- claire peinte : 3 fr. locaux dont 1 imitation de coupe ionienne (128) ; 3 fr. importés dont 1 ionien.
- grise monochrome : 4 fr. à couverture noire.
- commune hellénistique : 3 fr.
- céramiques tournées diverses : 5 fr.

AMPHORES

52 fr.

- étrusque : 36 fr.
- massaliète : 12 fr.

- chiote : 1 fr.
- corinthienne : 1 fr.
- ionienne : 1 fr.
- indéterminée : 1 fr.

2 éclats de silex non retouchés, 1 fr. de ressort de fibule en bronze, 2 fr. de plaque de foyer.

A l'Est du blocage de pierres, la couche de terre brune 7, mêlée de quelques cailloux, est assez homogène et relativement compacte ; elle ne contient pas de déchets de taille. Il n'a pas été possible de distinguer des niveaux intermédiaires dans cette couche, qui s'enfonce considérablement vers l'Est et s'appuie contre le muret M 1. Tout au plus peut-on noter dans la coupe Sud (fig. 10) une lentille plus sombre 7a qui contient du charbon de bois. Comme nous l'avons fait précédemment pour la couche 5, et pour les mêmes raisons, nous distinguerons le matériel qui provient des deux secteurs du sondage.

Matériel de la couche 7, sondage A 1 (70 fr.)

CÉRAMIQUES NON TOURNÉES

32 fr. dont 4 fr. de rhodanienne, 1 bord (109), et 1 imitation de canthare de bucchero (125).

CÉRAMIQUES TOURNÉES

- 15 fr.
- bucchero : 1 bord d'oenoché (126).
 - claire peinte : 2 fr. dont 1 ionien (pied à tige?) et
- 1 fr. de coupe rhodienne archaïque à pâte orangée, avec traces de décor en vernis noir sur fond réservé.
- vernis noir : 2 fr. du IV^e ou du III^e s.
 - claire non peinte : 3
 - grise monochrome : 5 fr. dont un pied (144) et 1 fr. à couverte noire
 - commune hellénistique : 1 fr.

AMPHORES

- 23 fr.
- étrusque : 13 fr.
 - massaliète : 9 fr.
 - ionienne : 1 bord (152).

Matériel de la couche 7, sondage A 2 (90 fr.)

CÉRAMIQUES NON TOURNÉES

30 fr. dont 4 bords (100, 101, 121, 124).

CÉRAMIQUES TOURNÉES

36 fr.

- vernis noir : 4 fr. du III^e s. dont 1 bord (133), 1 fr. de campanienne A du II^e s., 1 fr. datable peut-être dans la deuxième moitié du II^e s. ou au I^e s.
- claire non peinte : 20 fr.
- grise monochrome : 5 fr. dont un dessiné (143).
- commune hellénistique : 5 fr.

AMPHORES

24 fr.

- étrusque : 14 fr.
- massaliète : 10 fr. dont 1 anse (155).

La couche 8 est un niveau compact de galets, sans déchets de taille, épais d'une vingtaine de centimètres, en pente très forte vers l'Est, où elle s'arrête sur le sommet de la structure M 2. Il n'a pas été possible de reconnaître ce niveau à l'Est de M 2. Sous les galets se trouve une couche de terre brune 9, contenant de nombreux cailloux et graviers, suivant la même pente que la couche 8.

Matériel des couches 8 et 9 (125 fr.)

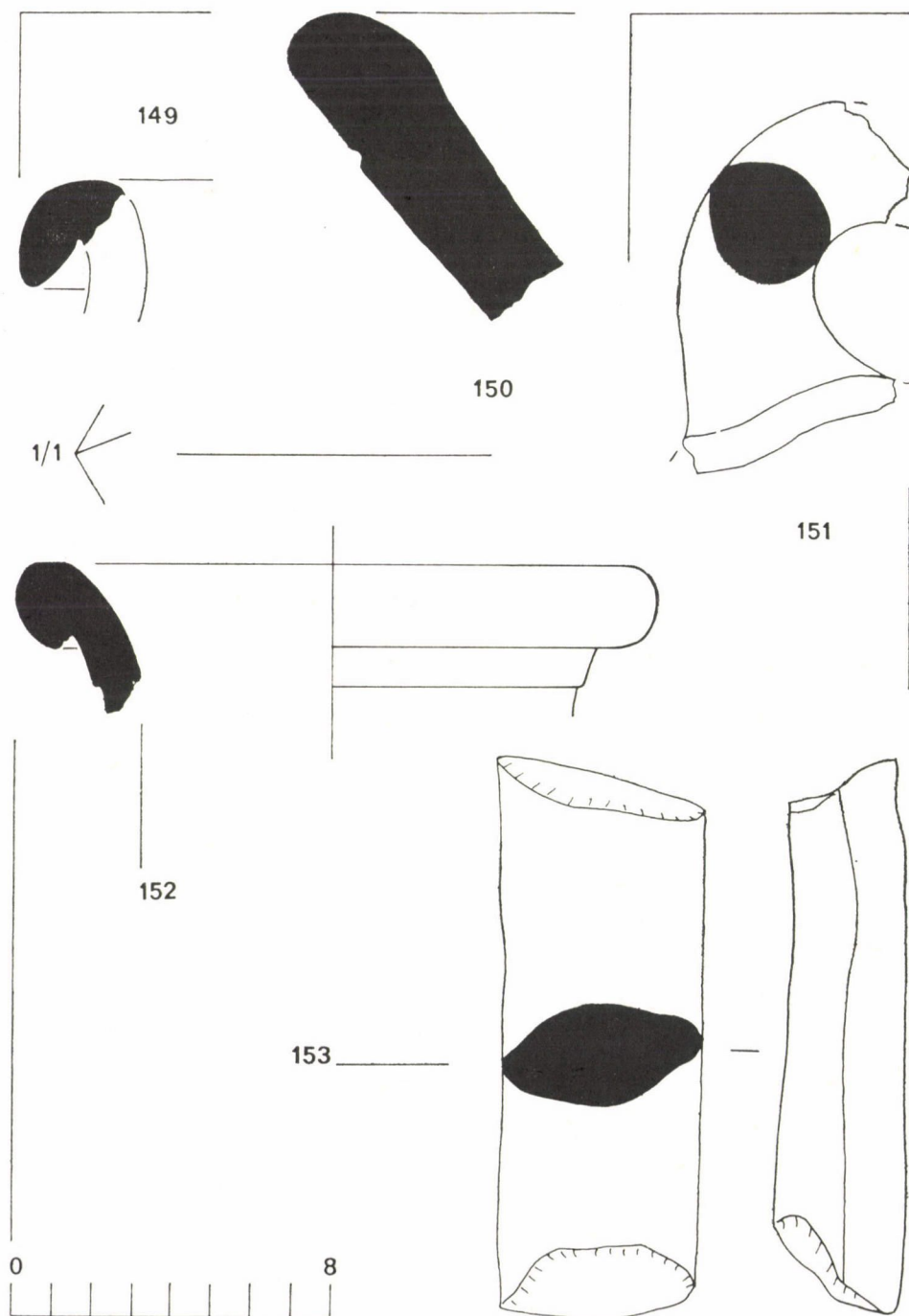
CÉRAMIQUES NON TOURNÉES

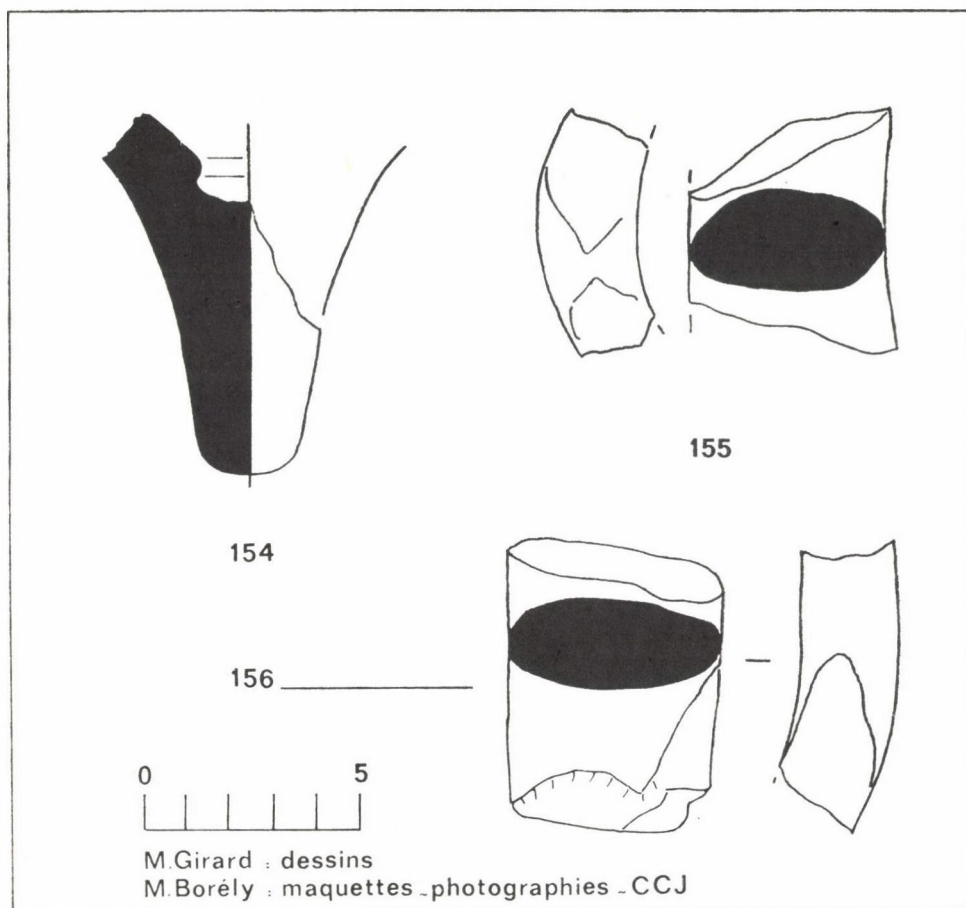
50 fr. dont 2 bords (116), 16 fr. de rhodanienne, 1 bord de rhodanienne (120), 1 bord de l'Age du Fer à décor gravé (112).

CÉRAMIQUES TOURNÉES

32 fr.

- bucchero : 3 fr. dont 1 bord de canthare.
- claire peinte : 4 fr.
- claire non peinte : 9 fr. dont 1 importé.
- grise monochrome : 16 fr. (représentant une dizaine de vases?) dont 5 bords (137, 140, 141, 142).





AMPHORES

43 fr

- étrusque : 33 dont 1 anse (151)
- massaliète : 7.
- corinthienne : 1.
- indéterminée : 2.

A l'Est de la structure M 2, on passe directement de la couche 7 de terre brune à un éboulis de pierres provenant sans doute de l'élévation de M 2 et posé directement sur le rocher. De la partie inférieure de la couche 7 proviennent les tessons suivants :

CÉRAMIQUES NON TOURNÉES

10 fr. dont 1 de rhodanienne.

CÉRAMIQUES TOURNÉES

- 10 fr.
- bucchero : 1 fr. d'oenochœ.
- claire peinte : 1 fr.
- vernis noir : 2 fr. de campanienne A forme 28 dont 1 bord (132).
- claire non peinte : 3 fr.
- grise monochrome : 3 fr. dont 1 bord (138).

AMPHORES

- 16 fr.
- étrusque : 6 fr.
- massaliète : 10 fr. dont 1 anse.
- 1 fr. de clou en fer.

Au-dessous de la terre brune 9 ont été repérés deux niveaux horizontaux très ténus (10 et 11) et un foyer creusé dans le rocher, qui ne contenait que des pierres brûlées (12).

Matériel des couches 10 et 11 (16 fr.)

CÉRAMIQUES NON TOURNÉES

- 10 fr. dont 1 bord (108).

CÉRAMIQUES TOURNÉES

- 1 fr. de canthare de bucchero et 1 fr. de grise monochrome.

AMPHORES

- étrusque : 3 fr.
- corinthienne : 1 fr.

c) *Interprétation et datation*

Les couches 8 à 12 et le mur M 2 sont sûrement antérieures à l'époque hellénistique et à la construction de la muraille. Le mur M 2, les niveaux d'occupation 10 et 11, le foyer 12 semblent remonter à l'époque archaïque (Saint-Blaise III) et pourraient constituer les vestiges d'un habitat, mais il est difficile d'en dire plus sans un élargissement du sondage. Rappelons seulement que H. Rolland proposait de dater à l'époque archaïque un rempart en pierres sèches retrouvé en plusieurs endroits sous le mur hellénistique.¹⁵ L'habitat

¹⁵ H. ROLLAND: *Fouilles de Saint-Blaise (1951—1956)*, supplément VII à *Gallia*, 1956, p. 11; *Id.*, *La stratigraphie de Saint-Blaise*, *C R A I* 1963, p. 81—89; B. BOULOUMIÉ: *Guide*, *op. cit.*, p. 34—35.

archaïque du sondage A se trouverait alors probablement *extra muros*. Ne faudrait-il pas rattacher cette muraille primitive à une phase plus récente de l'histoire de Saint-Blaise, par exemple Saint-Blaise IV (V^e—IV^e s. av. J.-C.)? C'est en tout cas à cette phase IV qu'il convient d'attribuer les couches 9 et 8, qui suivent la pente naturelle du terrain, et ne constituent pas des couches d'habitat.¹⁶

Au moment où est entreprise la construction du rempart, le niveau de marche devait être le sommet de la couche 8. La couche 7 est constituée par les matériaux extraits de la tranchée de fondation du mur. On remarquera que, si la couche 8 est en pente très forte, les couches supérieures, liées à la construction de la muraille, sont presque horizontales. Cette stabilisation des déblais est due évidemment au mur M 2, en pierres sèches bien appareillées à l'extérieur (fig. 11) très grossier à l'intérieur. Ainsi, malgré l'absence de liaison stratigraphique nette entre le rempart et M 1, il est très probable que les deux murs sont contemporains. Or M 1 n'est pas fondé, comme on pourrait s'y attendrel sur le rocher ou dans des niveaux archaïques, mais dans la terre brune 7. Nous reviendrons en conclusion sur la fonction du mur H', mais il est probable qu'il, a été conçu et construit après la mise en place des fondations de la courtine H. Il est alors normal que l'on trouve non pas une mais deux couches de déblais provenant de chacune des deux tranchées de fondation. Il faudrait donc admettre que la partie inférieure de la couche 7, sur laquelle est posé le mur M 1, provient en fait de la tranchée de fondation du mur H.

En principe, les couches 7 (déblais des tranchées de fondation), 7 b/c/d (blocage des fondations), 4, 5 et 6 (déchets de taille) sont toutes contemporaines de la construction de l'enceinte. La céramique la plus récente trouvée dans ces couches est donc un *terminus post quem* pour le mur. Nous avons cependant pris soin dans la présentation du matériel des couches 5 et 7 de distinguer les tessons provenant de la partie Ouest du sondage (A 1), scellée par la couche 4 de déchets de taille, de ceux qui provenaient de la partie Est (A 2), beaucoup plus confuse. Du premier sondage viennent 4 fragments hellénistiques à vernis noir, dont 1 en Campanienne A du II^e s. ; du second, 10 fragments dont 4 en Campanienne A du II^e s. et 3 un peu plus récents (deuxième moitié du II^e ou début du I^{er} s.). D'autres fragments sûrement postérieurs à 150 proviennent des couches 3 et 4, donc de niveaux non scellés, dont la signification n'est pas claire (couche 3), ou dans lesquels des intrusions sont possibles (couche 4).

On considérera donc comme assuré pour le mur H' un *terminus post quem* au début du II^e s., *terminus* qui peut être abaissé après 150 si, malgré les réserves précédentes, nous prenons en considération les tessons les plus récents.

¹⁶ Pour la datation de la céramique «rhodanienne» (à partir de la fin du V^e s.), cf. B. BOULOUMIÉ: *Recherches stratigraphiques*, op. cit.

IV. CONCLUSIONS

Nous avons abandonné l'hypothèse, un instant envisagée au début de la fouille, que la terrasse retenue par le mur H' ait pu constituer une rampe d'accès à une poterne, improbable en cet endroit. Le mur H' est simplement appuyé sur le retour Nord (G) du bastion polygonal, alors qu'il est chaîné au Nord avec la courtine principale, au niveau de notre sondage E. D'autre part J.-Cl. Bessac, que nous avons consulté, estime que le parement externe du mur principal est appareillé dans sa partie basse comme s'il avait dû être visible. Cela suggère que le mur H' a été conçu et construit au moment où l'on avait déjà édifié le bastion polygonal et la partie basse de la courtine H. Il est peu probable que H' ait eu pour fonction de renforcer la courtine principale, fondée profondément sur le rocher. Par contre, la masse du bastion polygonal semble avoir exercé sur son mur Nord une poussée qui a provoqué des fissurations remontant certainement, selon J.-Cl. Bessac, à l'Antiquité ; et c'est probablement pour conforter cet angle Nord du bastion que l'on a construit le mur H', en même temps que l'on terminait l'élévation de la courtine principale H.

De tels repentirs en cours de construction ne sont pas sans exemple à Saint-Blaise.¹⁷ Dans ce cas particulier, il semble qu'une erreur technique ait été commise par les constructeurs du bastion polygonal, et ce n'est peut-être pas absolument par hasard que les marques de tâcheron (ou « de carrier ») visibles sur ce bastion ne se retrouvent nulle part ailleurs sur la muraille.

L'avant-mur (M 1) mis en évidence à l'extrémité Est du sondage A semble avoir pour fonction première de constituer en avant du rempart une plate-forme de circulation et de travail, où l'on a probablement taillé les blocs avant leur mise en place. Une telle terrasse avait accessoirement l'intérêt de protéger les fondations du mur, mais la minceur du mur M 1, si on le compare à l'avant-mur fouillé par H. Rolland un peu plus au Nord,¹⁸ rend improbable qu'il s'agisse d'un *proteichisma*. D'une façon générale, nous avons là un nouvel exemple de la grande variété des dispositifs adoptés en avant des courtines (blocage, glacis, terrassement, avant-mur, « fossé sec »), dont on regrettera qu'ils n'aient pas toujours fait l'objet au moment de la fouille d'une étude et de relevés minutieux, difficiles à réaliser aujourd'hui.

Mais les sondages de la campagne 1981 avaient d'abord pour but de préciser la date de construction du rempart, et nous avons recueilli à cette fin de nombreux éléments. Les deux sondages Y et A concordent à donner à la fortification un *terminus post quem* au début du II^e s., et on a vu que certains fragments du sondage A pouvaient faire pencher pour une date plus basse, après le milieu du II^e s., quoique leur situation stratigraphique puisse à la rigueur se discuter. Cette datation basse aurait cependant l'intérêt de confirmer

¹⁷ J.-CL. BESSAC: *op. cit.*, p. 155.

¹⁸ H. ROLLAND: *Gallia*, Suppl. III, *op. cit.*, p. 107, fig. 34.

les conclusions du sondage Q 8/9 de l'habitat,¹⁹ et s'accorderait avec la chronologie proposée récemment par les fouilleurs de la Bourse pour le rempart de Marseille.²⁰

Ces conclusions ne manqueront pas d'accentuer le caractère « démodé » de la fortification de Saint-Blaise²¹ et l'urgence d'une étude architecturale et historique complète de ce monument exceptionnel.²²

Aix-en-Provence.

¹⁹ B. BOULOUMIÉ: *Recherches stratigraphiques*, op. cit.

²⁰ M. EUZENAT: *Ancient Marseille in the Light of Recent Excavations*, *AJA* 84, 1980, p. 136; cf. déjà, *Les fouilles de la Bourse à Marseille*, *CRAI* 1976, p. 543, où le même auteur proposait une datation analogue pour Saint-Blaise.

²¹ « Old fashioned », selon A. W. LAWRENCE (*Greek Aims in Fortifications*, Oxford, 1978, p. 284), qui n'envisageait pourtant pas une date aussi basse (« not earlier than the middle of the third century »).

²² Cf. note 12. Programme de travail déjà mis en œuvre par les trois signataires de cet article.

K. DÉR

MYTHENPARODIE UND AKTUALITÄT

DIE GESTALT DES SOSIA IM AMPHITRUO

Daß die Aktualität des Amphitruo die der Bearbeitungen der Neuen Komödie weit übertraf, dürfte in erster Linie auf den Schlacht-Monolog des Sosia zurückzuführen sein. Es ergaben sich jedoch aufgrund der Analyse des *canticum* verschiedene Auffassungen für die Datierung, zwischen 202 und 184.¹ Die ungewöhnliche Themenwahl des Plautus, sein Unterfangen eine Mythenparodie auf die Bühne zu bringen, und zwar in einer Form, die die Anspielungen der Ereignisgeschichte noch mehr transformiert, mag gleichfalls aktuell gewesen sein. Außerdem ist die Deutung der Motive der Nacht, des Traums, der Trunkenheit und des *delirium* umstritten.² Als sicher darf aber gelten, daß das tagespolitische Interesse des Amphitruo und seine religionsgeschichtlichen Elemente nicht unabhängig voneinander waren: die Aktualität der Aussage besteht aus zwei voneinander untrennbaren Seiten, einer ereignisgeschichtlichen und einer geistesgeschichtlichen, und diese können gemeinsam zum Ausgangspunkt der Datierung werden. Die geistige Haltung des Amphitruo läßt sich vor allem aus den zeitgenössischen außen- und innenpolitischen,

¹ a) *Nach Zama*: W. SCHWERING: Prolegomena ad Plauti Amph. Diss. Münster 1907. 36; A. DE LORENZI: Cronologia ed evoluzione plautina. Napoli 1952. 28; E. PARATORE: Indizi di natura sociale nel teatro latino. Dioniso 43 (1969) 45; W. HOFMANN: Der Schlachtbericht in Plautus' Amphitruo. Forsch. und Fortschr. 33 (1959) 207 ff.; ders.: Der Bramerbas bei Plautus und Terenz. Abh. der Akad. der Wiss. der DDR. Berlin 1973. 147 ff.; vgl. G. K. GALINSKY: Scipionic Themes in Plautus' Amphitruo. TAPhA 97 (1966) 203 ff.

b) *Nach dem ätolischen Krieg*: H. JANNE: L'Amphitryon de Plaute et M. Fulvius Nobilior. Revue Belge de Phil. et d'Hist. 12 (1933) 515 ff.; vgl. mit A. ROSTAGNIS Rezension: RFC 62 (1934) 123; ders.: La letteratura di Roma repubblicana ed augustea. Bologna 1939. 90; F. DELLA CORTE: Da Sarsina a Roma. Ricerche plautine. Firenze 1952. 64 ff.; C. H. BUCK: A Chronology of the Plays of Plautus. Diss. Baltimore 1940. 25 ff.; L. HERRMANN: L'actualité dans l'Amphitryon de Plaute. Ant. Cl. 17 (1948) 317 ff.

c) *Zu der Schlacht bei Metaurus*: K. H. E. SCHUTTER: Quibus annis comoediae plautinae primum actae sint quaeritur. Groningue 1952. 13.

d) *Zur Schlacht von Magnesia*: M. PEYRONEL: Amphitruo 188—261. Studi in memoriam A. Beltrami. Miscell. Philol. Genova 1954. 205 ff.

e) *Nicht mit einem konkreten Ereignis verbunden bei*: L. HALKIN: La parodie d'une demande de triomphe dans l'Amphitryon de Plaute Ant. Cl. 17 (1948) 297 ff.; A. TRATA: De primo Amphitruonis cantico. Latinitas 2 (1954) 117 ff.; F. J. LEFÉVRE: Sosia and Roman Epic. Phoenix 12 (1958) 117 ff.

² Vgl. G. K. GALINSKY: a. Artikel 231, 206; Z. STEWARD: The Amphitryon of Plautus and Euripides' Bacchae. TAPhA 89 (1958) 348 ff.

literatur- und wissenschaftsgeschichtlichen Ereignissen und Kämpfen Roms verstehen. Die Frage heißt also: Was sind die im römischen politischen und kulturellen Leben zu suchenden Ereignisse, die im *Amphitruo* als Hintergrund dienen und die parodistischen mythologischen und philosophischen Elemente des Stückes, seine politischen Hinweise, die von der Handlung anscheinend unabhängigen Anspielungen in gleicher Weise erhellen? Welche Kenntnisse waren zum Verständnis des Stückes über die von Mercurius vortragene Handlung des Mythos hinaus notwendig? (Hier meinen wir nicht das theoretische Wissen, sondern jene allgemeingültigen Informationen — Kenntnis der Ereignisse der Tagespolitik, bekannte Phrasen der volkstümlichen Philosophien — die für das Theaterpublikum auf der Hand lagen, d. h. selbstverständlich sein konnten.)

In dieser Untersuchung soll die Betonung in erster Linie auf jener Motiv-Gruppe mit doppelsinniger mythischer und zugleich komischer Aussage liegen,³ die im Mythos lediglich die äußeren Umstände der Handlung vermittelt, in der Mythos-Parodie jedoch fast eigene Geltung erlangt: die Motive der Nacht, des Traumes, des Traumgesichtes, des Trinkens und der Trunkenheit. Diese kommen bei Plautus einzeln auch an anderen Stellen vor, im *Amphitruo* aber sind sie miteinander und mit dem Motiv der Verwandlung, der Verdoppelung verbunden. Durch diesen Zusammenhang ergibt sich das Plus des Lustspiels im Vergleich zum Mythos, es ist die fast einzige Quelle des Humors, die in der Figur des Sklaven — die im Mythos nicht existiert — Geltung erlangt. Deshalb wird Sosia die Hauptfigur der Untersuchung.

Unserem Gedankengang legen wir folgende Gliederung zugrunde: Im *Amphitruo* läßt sich die Wirkung des an der Wende vom 3. zum 2. Jahrhundert in Rom verbreiteten eklektischen vulgarisierten Pythagoreismus aufzeigen (1). Die Skizze der Entwicklung der Sosia-Rolle (2) weist gegenüber dem Mythos ein ideologisches Mehr nach: In dem Weg, den Sosia während des Stückes zurücklegt, läßt sich ein Karikieren des Pythagoreismus erkennen. Die Komödie ist jedoch keine allgemein gemeinte Parodie irgendeiner philosophischen Lehre: Die Zielscheibe für Plautus' Humor ist Ennius, der die Lehre von der Seelenwanderung zur Ausgestaltung seiner eigenen dichterischen Selbstdarstellung, zu ihrer Verteidigung und Propagierung verwendete (3). Bei einer Analyse der Figur des Sosia kann man auch auf die Person des Ennius hinweisende Merkmale finden (4). Im *Amphitruo* ist das Echo der zur Zeit seiner Entstehung herrschenden außen- und innenpolitischen Ereignisse wahrzunehmen: indem man die historischen und geistig-ideologischen Momente miteinander in Einklang bringt, bieten sich Anhaltspunkte zur Datierung des Stückes und für sein Einfügen in den Prozeß der ideologischen, politischen und literarischen Kämpfe der Epoche (5).

³ U. REINHARDT: *Amphitryon und Amphitruo*. *Musa Iocosa* (A. Thierfelder zum 70. Geburtstag) New York-Hildesheim 1974. 95 ff.

1. Die Spuren des römischen Pythagoreismus im *Amphitruo*

Der mit frühen religiösen Vorstellungen vermischte, mit orphischen Elementen gefärbte eklektische Pythagoreismus stellte um die Wende vom 3. zum 2. Jahrhundert eine ernste geistige Strömung in Rom dar. Von seiner Verbreitung zeugt, daß sich die Spuren des Pythagoreismus auf allen Gebieten des Lebens nachweisen lassen. Als halb wissenschaftliche, halb mystische Theorie hatte er großen Einfluß auf das Denken der philhellenischen Aristokratie: Die führenden Gestalten des zeitgenössischen Pythagoreismus waren P. Scipio Africanus und M. Fulvius Nobilior (der Sieger von Ätolien). Man kann den Pythagoreismus aber auch mit dem ekstatischen Mystizismus der Volksreligion, z.B. mit dem verbotenen Bacchus-Kult, in Verbindung bringen. Er hat zu den römischen Anfängen einigen Disziplinen beigetragen: eine solche war die aus der Philosophie hervorgegangene «Fachwissenschaft» der Zeitrechnung und auch die Astronomie. Daß die pythagoreischen Lehren und Legenden zum Zweck der politischen Propaganda verwendet wurden, läßt sich schon um das 4. Jahrhundert beobachten, als der Numa-Kult, der den Rahmen für mancherlei religiöse Neuerungen abgab, die Legende von der Verbindung zwischen Numa und Pythagoras, in den inneren Kämpfen der Aristokraten-*Gentes* eine Rolle spielte. Eine ebensolche propagandistische Rolle kam den pythagoreistischen Ideen im 2. Jahrhundert zu, z.B. in dem Versuch, der zur Deifikation des Scipio unternommen wurde. Cato, der sich solchen politischen Bestrebungen in dem Jahrzehnt nach Zama immer nachdrücklicher widersetzt, dürfte die pythagoreischen Lehren ebenfalls gekannt haben, und es gelang ihm, die in ihnen *auch* vorhandenen moralischen Werte so anzuwenden, daß sich dies in seiner Haltung mit der Ablehnung sowohl des Pythagoreismus als auch der Philosophie als solcher vereinbaren ließ.⁴ Die Verbreitung der pythagoreischen Anschauungen vom Beginn des 2. Jahrhunderts an ist vor allem Ennius zu verdanken.⁵ Diese Lehren waren wahrscheinlich — auf unterschiedlichem Niveau — in weiten Kreisen bekannt, und so ist es verständlich, daß

⁴ Zusammenfassend über den römischen Pythagoreismus: L. FERRERO: *Storia del pitagorismo nel mondo romano dalle origini alla fine della repubblica*. Torino 1955; J. CARCOPINO: *La basilique pythagoricienne de la Porte Majeure*. Paris 1926. 182 ff.; A. LEVI: *Storia della filosofia romana*. Firenze 1949. 29 ff.; J. GAGÉ: *Apollon romain. Essai sur le culte des Muses et le développement de «Ritus Graecus» à Rome dès origines à Auguste*. Paris 1955. 336 ff.; G. GARBARINO: *Roma e la filosofia greca dalle origini alla fine del II secolo a. C.* Torino 1973. Band II. 221 ff.; P. BOYANCÉ: *Le culte des Muses chez les philosophes grecs. Bibl. des écoles françaises d'Athènes et de Rome* 141. Paris 1937. 116 ff.; K. ZIEGLER: *Das hellenistische Epos*². Leipzig 1966. 54 ff. Über seine «aristokratische» und «populäre» Strömung: L. FERRERO: a. W. 188 ff. und 218 ff.; über die Rolle, die er in der politischen Propaganda gespielt hat: J. GAGÉ: a. W. 298 ff. und G. GARBARINO: a. W. II. 233. Über die pythagoreischen Elemente der Scipio-Propaganda: L. FERRERO: a. W. 188 ff.; Cato und der Pythagoreismus: ebd. 213 ff. und E. MARMORALE: *Cato maior*.² Bari 1949. 148.

⁵ S. L. FERRERO: a. W. 206 ff.; G. GARBARINO: a. W. II. 230 ff.

sich die auf den Pythagoreismus beziehenden Anspielungen auch bei Plautus finden.⁶ In besonderem Grade gilt das für den *Amphitruo*.

a) Das Stück spielt in der *Nacht*. Die Betonung dessen, besonders in der ersten Szene, geht über das Maß hinaus, das für die Handlung notwendigerweise erforderlich ist. Der mit einer Fackel auftretende Sosia «*caelum spectat*» (270), und im Laufe seiner Meditation über die Länge der Nacht zählt er mit komisch pseudowissenschaftlicher Präzision die Himmelskörper und Sternbilder auf (272 ff.) und schreibt ihnen allen menschliche, ja sogar göttliche Züge zu (284 *deos esse tui similes putas*; vgl. Bacch. 255 *Volcanus, Luna, Sol, Dies*: *dei quattuor*). Die bei Plautus ins Groteske gesteigerte Personifizierung der Nacht (z.B. 272) läßt sich mit Ennius in Verbindung bringen. Das Interesse des Ennius für die Erscheinungen des Himmels, der Atmosphäre ist bekannt: besonders in den *Annales* sind die Nacht personifizierende Stellen häufig.⁷ Einer Überlieferung Ciceros zufolge berichtet Ennius von einer Sonnenfinsternis, ungefähr um 400, als — ebenso wie im *Amphitruo* — *soli luna obstitit et nox* (Ann. 166). Gemäß der sich um die Jahrhundertwende in den Kreisen der römischen Aristokratie verbreitenden mystisch-wissenschaftlichen Theorie, der sogenannten «astralen Religiosität» (P. Boyancé) sind die Sterne Mittel zur Erkenntnis der göttlichen *providentia* und deshalb selbst auch göttliche Wesen.⁸ Diese Ansicht bildet den erkenntnistheoretischen Hintergrund für die dichterische Personifizierung von Tag und Nacht, Sonne und Mond, ebenso wie für die dies parodisierenden Stellen der Komödie. Solche theoretischen Spekulationen waren mit einem ständigen Zwang zur Verbesserung des Kalenders verbunden (z.B. *lex Acilia* im Jahre 191). Illustriert wird diese Einheit der Theorie der «astralen Religiosität» und der Praxis der Kalenderschreibung in den *Fasti* von M. Fulvius Nobilior, die vermutlich gegen 187 entstanden sind.⁹ Die «pythagoreischen» Phänomene des römischen Geisteslebens dürften auch Plautus bei der Schaffung der parodistisch erscheinenden «meteorologisierenden» Szene des Sosia beeinflußt haben.

⁶ L. FERRERO: a. W. 201.

⁷ S. Ann. 79, 93 f., 170, 332, 398, 400, 559 usw. (E. H. WARMINGTON: *Remains of old Latin I. Ennius and Caecilius*. London 1956.) Die Tageszeiten als beseelte Wesen bei Ennius: H. D. JOCELYN: *The Poem of Ennius. Aufstieg und Niedergang der römischen Welt* I/2. 1972. 1014. Allgemeiner: K. KERÉNYI: *Pythagoras und Orpheus*². Albae Vigiliae 11. Amsterdam 1940. 57 f.

⁸ S. Lydus: *De ostent.* 16 a.; vgl. P. BOYANCÉ: *Fulvius Nobilior et le dieu inféable*. RPh 29 (1955) 172 ff.

⁹ Die *Fasti* sind nach 191 entstanden, da das *lex Acilia* erwähnt wird (Macrob. Sat. I 13, 21). Nach der Ansicht von A. DELATTE (*Les doctrines pythagoriciennes des livres de Numa*. Bull. de l'Acad. Royale de Belgique 22 (1936) 35 f.) und P. BOYANCÉ (a. Artikel) entstanden sie aber nach 181, weil Fulvius zu ihrer Anfertigung die pseudonumaischen Bücher verwendet hat. Das ist — in Anbetracht der gesellschaftlichen Stellung von Fulvius — kaum wahrscheinlich (s. G. GARBARINO: a. W. II. 275 f.). Über den Inhalt der *Fasti*: Macrob. Sat. I 12, 16; I 13, 16 ff.; I 14, 1; Varro; *De lingua Lat.* VI 33 Censorin: *De die nat.* 20, 2 und 4; 22, 9. Vgl. H. BARDON: *La littérature latine incon nue I. (L'époque républicaine)* Paris 1952. 189.

b) Im *Amphitruo* erstreckt sich die Personifizierung nicht nur auf die Himmelskörper und Tageszeiten, sondern auch auf die *Gegenstände*. Die Personifizierung der Gegenstände stellt bei Plautus ein gebräuchliches Verfahren dar; der in der komischen Textumgebung des *Sosia* verlautende Satz (671 ff.) ist jedoch die einzige *personificatio*, wo das Wort *anima* in Verbindung mit einem Konkretum auftritt (*puteo animam omnem intertraxero*). Eine ähnliche Auffassung spiegelt sich in der komischen Parallele zwischen Mensch und Gegenstand und der darauf basierenden *personificatio* von *patera* in 785 ff. Die Seelendurchdringung, die *empsychosis*, ist eine Kategorie der sogenannten pythagoreischen Seelenwanderungs-Lehre. Darin nimmt die Seele (*psyché*, *anima*) die Bedeutung von 'Leben' an, da sich ja der Akt des Lebendigwerdens eben durch die *empsychosis* des (menschlichen) Körpers bzw. die *incorporatio* der Seele verwirklicht.¹⁰ Der Gedankengang wird hier *ad absurdum* geführt: die *empsychosis* der Gegenstände, oder umgekehrt, die auch in bezug auf Gegenstände mögliche *incorporatio* der Seele bildet die komische Übertreibung des *Amphitruo*-Mystikum. Eine noch weitere logische Konsequenz der Seelenwanderungsidee ist die Möglichkeit des Anderswerdens, der Verwandlung: dies stellt das Grundmotiv des *Amphitruo* dar. Von Ennius wird in dem nicht genau datierbaren, aber vermutlich frühen, vielleicht vor 184 geschriebenen *Euhemerus* jene Religionserklärung mit dem Anspruch auf Rationalität abgehandelt, wonach die Götter vor ihrem göttlichen Dasein Menschen gewesen sind: aufgrund dessen wird die gedankliche Weiterführung der obengenannten Logik, die grundsätzliche Möglichkeit des *Anderswerden* = *zu Gott werden*, zum Ausgangspunkt der pythagoreischen *deificatio*-Konzeption. Gerade auf dieses Anderswerden, diese Verwandlung legt Ennius die Betonung: (Jupiter) *vitam commutavit et ad deos abiit* (Euh. 126.). Nach solchen Prämissen ist es dann für Ennius möglich, die Vergöttlichung des Romulus und später des Scipio zu beschreiben (Ann. 63 f.; Epigr. 3 f.).¹¹ So lassen sich der *Euhemerus* und der *Amphitruo* — als Produkte des gleichen geistigen Prozesses der Umgestaltung des traditionellen römischen Religionsglaubens, seiner sogenannten «Krise» — nebeneinander stellen, obwohl wir von einer tatsächlichen gegenseitigen Einwirkung nicht das geringste wissen. Im *Euhemerus* wird der *Mensch zum Gott*, im *Amphitruo* ein *Gott zum Menschen*: Die im *Euhemerus* gestaltete, aber sicher auch auf anderem Wege weitverbreitete *apotheosis*-Idee mag ebenfalls zur Aktualität der Mythenparodie um die Jahrhundertwende beigetragen haben.

c) Das Motiv der Geburt des Hercules ließe sich ohne Schwierigkeiten in Beziehung zu der Person des Scipio bringen. Daß man die Geburt von Hercules

¹⁰ K. KERÉNYI: a. W. 23 ff.

¹¹ K. KERÉNYI: a. a. O. L. FERRERO: a. W. 191 ff.; G. GARBARINO: a. W. II. 295 ff.; G. K. GALINSKY: a. a. O. 213 ff.; J. K. NEWMAN: Ennius the Mystic. III. Greece and Rome 14 (1967) 44 ff. — Die Datierung und Deutung des *Euhemerus* mit seiner Bibliographie: G. GARBARINO: a. W. II. 289 ff.

und Scipio in Parallele zueinander setzte, war ein «Glaubensfaktum» des Scipio-Mysteriums und der Scipio-Propaganda der Zeit.¹² Bekannt sind auch die pythagoreischen Elemente des italischen Hercules-Kultus. Es läßt sich jedoch das Hercules-Motiv, weil es so verbreitet und bekannt war, nicht nur mit Scipio verbinden, sondern z.B. auch mit Nobilior, dem Feldherren: Nobilior hat 187 (eventuell auch erst 179) einen *Hercules Musarum*-Tempel erbaut, in dem er die im ätolischen Krieg erbeuteten Statuen und die alten, Numa zugeschriebenen *aedicula*-Reliquien unterbrachte. (Hier stellte er auch seine *Fasti* aus.) Die auf Numa bezügliche Vorgeschichte des Tempels weist ebenfalls auf pythagoreischen Einfluß hin.¹³ Die ungewöhnliche *Herakles Musagetes*-Vorstellung stammt wahrscheinlich von dem gemeinsamen ätolischen Aufenthalt des Nobilior und des Ennius, der seine Wirkung auf die Entwicklung ihrer beider Ansichten ausübte (s.u.).

2. *Sosia*

Der *Amphitruo* steht in der Bearbeitung des Plautus dem Typ der Neuen Komödie mit dem *Zwillingsgeschwister-Thema* nahe. Der Konflikt wird durch eine (von göttlichen Kräften hervorgerufene, wunderbare) «Verdoppelung», «Verwandlung» und deren Erkennen bzw. Nichterkennen verursacht. Die sich in den Stücken mit dem Zwillingsstema als Erklärung der Mißverständnisse vereinzelt findende Berufung auf Trunkenheit oder Traumbilder der Darsteller (Men., Mil.) vermehren sich im *Amphitruo*, und zwar in logischer Abfolge: die Motive der Nacht, des Traumgesichts, des Trinkens begründen und deuten auf komische Weise die wunderbare Erscheinung der «Verwandlung», «Verdoppelung» der Figuren bzw. die Leichtgläubigkeit Sosias. So ist die «Verdoppelung», das mystische Grundproblem des Stückes, auch die Hauptquelle der Komik. Den Schlüssel dieses Gedankenkreises stellt *Sosia* dar. Eine Rolle, wie die seine, gibt es im ursprünglichen Mythos nicht. Sie mag die Erfindung des Dichters einer komischen Bearbeitung sein und gleichzeitig auch eine Anpassung an die Regeln der Gattung. Das Stück wird durch das Auftreten des *Sosia* zur Komödie; das Paar *Juppiter-Amphitruo* ist dazu nicht geeignet. Nach den bisherigen Analysen der *Sosia*-Rolle soll die Einführung dieser neuen Figur nur dazu notwendig gewesen sein, damit er a) das Schlacht-*canticum* vortrage; b) die konventionelle Rolle des *servus* verkörpere und c) das komische Gegengewicht zu dem «tragischen» Paar (*Juppiter-Amphi-*

¹² S. Liv. XXVI 19, 7—8; Gell. VI 1, 1—5; Lact. Inst. I 9, 1. Vgl. J. GAGÉ: a. W. 313 f.; ders.: Enquêtes sur les structures sociales et religieuses de la Rome primitive. Coll. Latomus 152 (1977) 600; L. FERRERO: a. W. 191 ff.; G. K. GALINSKY: a. W. 225 ff. L. HERRMANN: a. a. O. 321 f.

¹³ S. Servius ad Aen. I. 8; Plin. N. H. 35, 10, Vgl. J. GAGÉ: Apollon... 336; E. BADIAN: Ennius and His Friends. Aufstieg... a. Bd. 194; H. D. JOCELYN: a. a. O. 998; P. BOYANCÉ: a. Artikel 172 ff.; ders.: Le culte des Muses... 236 ff.

truo) darstelle.¹⁴ Diejenigen, die die Rolle neuerlich vom psychologischen Gesichtspunkt untersuchten, faßten den Amphitruo als psychologisches Abbild des «Menschen, der sein Bewußtsein verloren hat», auf.¹⁵ Unserer Meinung nach war die Bedeutung der Sosia-Rolle zur Zeit der Aufführung von Plautus' Amphitruo größer.

Das Komikum des Stückes wird durch das Paar Sosia-Mercurius vertreten: bei Sosia mit der Leichtgläubigkeit und bei Mercurius mit der Überredung. Nur Sosia ist es, der an das Wunder glaubt, an das Märchen des Mercurius, daß er «verwandelt» ist, sich «verdoppelt» hat. Sosia «tut nicht so, als wenn» er es glauben würde, sondern er glaubt es wirklich: seine Überzeugung ist also nicht die Folge der Prügel, sondern der *Argumente*. Nach Amphitruo läßt sich diese Leichtgläubigkeit des Sosiadurch das *Trinken*, das *Träumen* erklären. Die darauf bezüglichen Bemerkungen sind am häufigsten im Text des Sosia bzw. in Zusammenhang mit Sosia.¹⁶ Das stellt den wesentlichen Zug der Gestalt des Sosia, der auch im Stück in allen Einzelheiten ausgearbeitet wurde, dar. Der Weg des Sosia vom Glauben an die Verwandlung bis zur Verallgemeinerung, zur «philosophischen» Deutung ist logisch aufgebaut (a-e):

a) I. 1. Szene. Die Prügelszene ist lediglich ein komischer Topos. Mercurius *argumentis vicit* (423; vgl. 433). Der Sklave glaubt zuerst, er sei «verwandelt» (438, 455 f.). Die Einsicht, daß er derselbe geblieben ist wie vorher (477 *equidem certo idem sum, qui semper fui*), kann er nur so erklären, daß er «in zwei Exemplaren» vorhanden ist, sich «verdoppelt» hat. (II. 1. Szene). Ihm kommt der Gedanke, dies alles könnte vielleicht im *Schlaf* geschehen sein (407). Als Vorbereitung der in der Szene folgenden Beschuldigungen durch Amphitruo taucht hier schon mehrmals das Motiv des *Trinkens* auf (272, 282), das *Trinken* *Sosias* (429 ff.) und die Annahme, daß Sosia — unter dem Einfluß der Schläge Mercurius' bzw. in seiner Trunkenheit — *in Schlaf verfällt* (298, 306 f., 313). Am Ende der Szene überläßt Sosia seinem Herrn die Entscheidung, er sieht darin auch gleich den praktischen Vorteil der Situation, die Möglichkeit einer eventuellen Befreiung (461 f.). Bereits hier in der ersten Szene fällt die Komik des «intellektuellen» Verhaltens von Sosia auf: das Paradoxe, daß je logischer und unvoreingenommener er die Lage abwägen will, sie immer drastischer «zurückschlägt».

b) II. 1. Szene. Durch das Zusammentreffen mit Amphitruo gerät Sosia in eine neue Situation, jetzt ist es an ihm, das Wunder zu beweisen, das, daß er sich «zu gleicher Zeit an zwei Orten befindet». Die Betonung liegt hier wieder auf der Argumentation (592 *argumentis*; vgl. 598 ff.). Unter dem Zwang des

¹⁴ U. REINHARDT: a. a. O. 98 ff. und 120 ff.; D. GUILBERT: Sosie dans l'Amphytrion de Plaute. Les Et. Cl. 31 (1963) 52 ff.

¹⁵ Z. B. P. MARTIN: Plaute, Amph. 292—462. Caesarodunum 5 (1970) 171 ff. und H. E. BARNES: The Case of Sosia versus Sosia. Cl. J. 53 (1957) 19 ff.

¹⁶ Traum, Traumgesicht: 272, 282, 298, 306, 313 f., 407, 620 ff., 696 f., 701, 738. Alcumena: 697 f., 726. Trinken, Betrunkensein (auf Sosia bezogen): 272, 428 ff., 574 ff., 585, 631. auf Amphitruo: 999 ff.

Beweisenmüssens glaubt der Sklave selbst, was er behauptet, und zieht die Konsequenz daraus: 615 *geminus Sosia factust tibi*. So tauchen die in der ersten Szene nebensächlich erscheinenden Bemerkungen, die auf das Trinken, die Traumbilder hinweisen, nun als Beschuldigung auf: Amphitruo erklärt das Verhalten Sosias mit Betrunkensein (574 ff.) bzw. Traumbildern (620 ff.).

c) *II. 2. Szene*. Auf die Worte von Alcumena muß sich Sosia mit einer neuen Sachlage, der «Verdoppelung» seines Herrn, auseinandersetzen, und dazu ist er trotz dem Geschehenen nicht sofort in der Lage. Die *patera*-Episode «überzeugt» ihn jedoch, und er sieht das Wunder wieder bestätigt. Von da an setzt er alle Kraft in den Versuch, das Geschehene «logisch» zu erklären. Er stellt eine ganze Theorie auf, führt dafür eine philosophische Argumentation auf (785 f., 825 ff.) und faßt seine Erfahrungen so zusammen: 846 *Ita nunc homines immutantur postquam peregre advenimus*. Wie eingewurzelt der Glaube des Sosia war, zeigt am besten jene kurze Episode, als er, mit Alcumena allein geblieben, es für natürlich hält, daß die Frau ebenso «alles weiß» wie er, es nur vor Amphitruo verheimlicht (855 f.).

d) *III. 3. Szene*. Sosia — der Iuppiter für Amphitruo hält — glaubt ihm wieder, daß das Märchen von der «Verwandlung» und der Ehezwist nur ein Spaß waren (964).

e) Weil der *Schluß des III. Akts* nur fragmentarisch erhalten ist, besteht über die spätere Rolle des Sosia keine völlige Klarheit. Man kann jedoch aufgrund einer Bemerkung des Mercurius als wahrscheinlich annehmen, daß die Geschichte mit erneuten Prügeln für ihn endet (1002 f.).¹⁷

Sosia — auch wenn er noch so viel Schläge bekommt — ist eine intellektuelle Figur: darin besteht seine Komik. Er glaubt an das Wunder, nur versucht er es zu rationalisieren, und gleichzeitig schenkt er immer seinen augenblicklichen Eindrücken Glauben. Deshalb liegt das Wesen und die Komik seiner Rolle in dem Wechsel von Glaubenschenken und Unsicherwerden und in den von Szene zu Szene, sogar auch innerhalb der Auftritte stattfindenden Wendungen und Veränderungen. Was kann für das römische Publikum um die Wende vom 3. zum 2. Jahrhundert diese nuancierte Ausarbeitung der Motivgruppe, wie sie nirgends anders in der Irrtums-, Vertauschungs- und Erkennungsszenen der Plautus-Komödien vorkommt, bedeutet haben?

3. Ennius' Dichtungs-Theorie und Sosia

Wenn wir auf der Suche nach den aktuellen Zusammenhängen um der Hypothese willen Sosias «Philosophie», die Logik von *Trinken-Traumgesicht* — *Verwandlung* ernst nehmen, dann stoßen wir in der Dichtung des Ennius auf eine ähnliche Vorstellung.

¹⁷ E. FANTHAM: Towards a Dramatic Reconstruction of the Fourth Act of Plautus' Amphitryon. *Philologus* 117 (1973) 205 ff.

Plautus gestaltet seine visionierenden Traumszenen meistens unter dem Einfluß des Ennius, als Ennius-Parodie,¹⁸ offenbar deshalb, weil das Traum-Motiv sowohl im alltäglichen als auch im sakralen Sinne bei Ennius so häufig war. Der Ausdruck für Traumgesicht: *in somnis videre* — findet sich an wichtiger Stelle, im Proömium des VII. Buches der Annales (230). Er ist bei Plautus mehrmals, so auch im Amphitruo zu lesen. (Mit diesem Ausdruck macht Amphitruo eine spöttische Anspielung auf die «Visionen» des Sosia): 621, 725 f.; vgl. 306 *sopor*, 622 *somniculose*, 738 *somnium narrare*. 'Traum', 'im Traum sehen' besitzt in den Annales den Wert eines philosophischen Terminus: es ist der Grundbegriff der auf griechischen Voraussetzungen aufgebauten, unter dem Einfluß der pythagoreischen Seelenwanderungs-Lehre und bei Verwendung ihrer Elemente von Ennius entwickelten Dichter-Konzeption.¹⁹ So sieht Ennius im Traum die Weisheit, das *imago* Homers, so begegnet er der Muse. Auf den Zusammenhang zwischen dieser Konzeption und der Seelenwanderungs-Lehre haben schon die Scholien und eine Reihe späterer Dichter hingewiesen.²⁰ Nach der Auffassung, die auf der Lehre von der Natur und Wanderung der Seele beruht, ist die Seele Homers in Ennius eingegangen, Ennius ist die *reincarnatio* Homers. Die Späteren bezeichnen dies als *Wiedergeburt* bzw. *Seelenwanderung*.²¹ Von dem langen und komplizierten Weg, den die Seele zurückgelegt hat, erfährt der Dichter laut dem Proömium des I. Buches der Annales von Homer selbst bzw. von seinem *imago*. Die *imago* erscheint dem Ennius in einem als sakral aufgefaßten Traum. (Ann. 4 *visus Homerus*; vgl. Pers. VI 10, Hor. Epist. II 1, 50, Tertull. De anima 33, 8.). Der Dichter wird im Traum zum Seher und er erinnert sich in wachem Zustand an dieses Traumgesicht. Der Erinnerung an den Traum bzw. an das frühere, in einem anderen Körper verbrachte Leben der *anima* dürfte nach dem Wortgebrauch des En-

¹⁸ J. COLART: La «scène du songe» dans les comédies de Plaute. Hommage à J. Bajet. Coll. Latomus 70 (1964) 154 ff.

¹⁹ O. S. SKUTSCH: On the Proems of Annales I. and VII. Studia Enniana. London 1968. 122 ff.; ders.: Notes on Metempsychosis. uo. 171 ff.; ders. Studia Enniana I—VI. Gesammelt in der a. Ausg. 18 ff.; J. H. WASZINK: The Proem of the Annales of Ennius. Mnem. Ser. III 4 (1950) 215 ff.; ders.: Retractatio Enniana. Mnem. 15 (1962) 113 ff.; E. REITZENSTEIN: Festschrift R. Reitzenstein. Leipzig—Berlin 1931. 52 ff.; P. BOYANCÉ: a. Artikel 172 ff.; ders.: Étude sur le Songe de Scipion. Paris 1936. 51 f.; K. KERÉNYI: a. W. 54; E. FLORES: La letteratura latina e ideologia del III—II. sec. a. C. Napoli 1974. 93; A. E. HOUSMAN: Ennius in Pers. 6, 9. Cl. Rev. 48 (1934) 50 ff. Zusammenfassung und weitere Literatur: G. GARBARINO: a. W. II. 259 ff. — Die Beziehung dieser *poeta*-Konzeption zu den zeitgenössischen naturwissenschaftlichen (astronomischen) Kenntnissen und Aberglauben: S. SAMBURY: Das physikalische Weltbild der Antike. Zürich—Stuttgart 1965. 77 ff.; W. BURKERT: Weisheit und Wissenschaft. Studien zu Pythagoras, Philolaos und Platon. Erlanger Beiträge . . . 10. Nürnberg 1962. 98 ff., 116.

²⁰ So Lucr. I 112—126; Hor. Epist. II 1, 50—52; Ov. Fasti III 151—154. Porphy. ad Hor. 1. c.; Acro ad Hor. 1. c. und ad Carm. I 28, 10. Schol. ad Pers. VI 9—10; Lact. Plac. ad Stat. Theb. III 483.

²¹ So Ov. 1. c.: *renasci*, Schol. ad Pers. 1. c.: *palingenesis*, Lact. 1. c.: *metempsychosis*. Über die Verehrung von Homer und Hesiod im Pythagoreismus: P. BOYANCÉ: Le culte des Muses . . . 122; ders.: Étude sur le Songe . . . 51. Homer bei Ennius: Fronto: De eloqu. 1: magister Enni Homerus et somnus. Vgl. Hor. Epist. II 1, 50; Cic. Somn. Scip. 1.; s. W. H. FRIEDRICH: Ennius-Erklärungen. Philologus 97 (1948) 277 ff.

nius und der Späteren eine bedeutende Rolle gespielt haben: Ann. 13 *memini*: vgl. Pers. Prol. 2 f.; Ov. Met. XV 160, Lucr. I 125. Dem Doktrin gemäß bildet die Erinnerung auch die Quelle für das Wissen um die Wanderung der Seele, aber dieses Wissen ist nur Auserwählten gegeben. So wird dem Ennius von Homer der Weg seiner *anima* im Schlaf heraufbeschworen (Ann. 13). Mit diesem Erinnern hängt weiterhin auch der Zustand zusammen, den man als ein Erleuchtetsein, «Visionieren» nach dem Aufwachen charakterisieren könnte: aus der Erinnerung wird auch das *dichterische* Schaffen gespeist. Daß man das Verhältnis zwischen der Dichtung und dem Traum (der Erinnerung) so ausgelegt — und dabei Ennius nicht ganz richtig verstanden hat — zeigt sich im Proömium zum VII. Buch: hier ist Ennius gezwungen, sich gegen die Anschuldigung zu verteidigen, er vertrete die Auffassung, Traumgesicht und dichterische Begabung seien direkt identisch; und er argumentiert damit, daß der Mensch im Traum nur das sehen kann, was er schon vorher kennengelernt hat (Ann. 230; vgl. Cic. Somn. Scip. 1.). Daraus wird dann verständlich, daß nach der pythagoreischen Lehre die Erinnerung eine Gabe der Musen ist: die enge Verbindung zwischen den Musen und der Erinnerung verkörpert sich in der Gestalt der Mnemosyne.

Bei der weiteren Rekonstruktion von Ennius' Konzeption ergibt sich, daß dem sakralen Traum manchmal das Trinken aus der Quelle der Musen oder anderen heiligen Quellen vorausgeht.²² Ist es möglich, daß zwischen dem *sakralen* (Wasser)-Trinken bei Ennius und dem im Amphitruo in mehrfacher Beziehung immer wiederkehrenden Motiv der *Trunkenheit* ein Zusammenhang besteht? Das mit einem Zustand der Erleuchtung einhergehende Wassertrinken trifft sich mit der profanen Trunkenheit bei Plautus in dem Punkt der durch beide hervorgerufenen unbewußten, visionierenden Verfassung.²³ Es ist wahr, daß sich die griechischen Komiker über die Pythagoreer eben wegen ihres Wassertrinkens lustig gemacht haben, an diesen Stellen werden jedoch nur die äußerlichen Gesichtspunkte in Betracht gezogen: das Wassertrinken stellt hier keine sakrale Handlung dar, sondern bezeichnet zusammen mit den Eß- und Kleidungsgewohnheiten die pythagoreische Anspruchslosigkeit und Askese.²⁴ Es ist nicht ausgeschlossen, daß es gerade die bei Ennius zu findende Verbindung von *sakralem Trinken* → *Dichtung* war, die in Plautus' Parodie zu *Trunkenheit* → *Visionieren*, *Delirium* profanisiert wurde, umso weniger, als sich auch bei Horaz eine ähnliche Bemerkung eben in bezug auf Ennius in den Epist. I 19, 7 f. antreffen läßt: *Ennius ipse pater numquam nisi potus ad arma / prosiluit dicenda*. Der Wahrheitsgehalt dieser Anschuldigung war für

²² Enn. Sat 6—7; Pers. Prol. 1 ff.; Prop. IV 2(3) 5—6; Lucil. 3, 3, 6 (MARX). Vgl. J. H. WASZINK: a. a. O. 239; J. K. NEWMAN: a. a. O. 44 ff.

²³ S. Lukianus' Beschreibung: Dionys. 6—7.

²⁴ Z. B. bei Alexis: H. DIELS: Vorsokratiker³. 1912. I. 45. E. 23 ff. (S. 373); bei Aristophan: ebd. 33 ff. S. 374). In ähnlicher Weise hat man sich auch über Kallimachos geäußert: J. H. WASZINK: a. a. O. 239.

Horaz offenbar gar nicht wichtig, aber die Idee selbst mußte er doch irgendwoher übernommen haben: am naheliegendsten erscheint, daß Ennius die Quelle bildet, Horaz hat aus seinen Bemerkungen zum sakralen Trinken geschöpft und diese Vorlage verzerrt. Horaz setzt das *Weintrinken* mit der *dichterischen Tätigkeit* des Ennius in Beziehung;²⁵ nach der eigenen Vorstellung des Ennius hängen gerade so das sakrale *Wassertrinken* und die *Dichtung* zusammen; bei Plautus ist die Lage im profanen Sinne gleich: die Ursache für das «*Traumgesicht*», die *Einbildungen*, das *Delirium* des Sosia liegt nach der Meinung von Amphitruo in der Trunkenheit des Dieners. Die logische Reihe dieser Parallele sieht also folgendermaßen aus:

Ennius:	Wassertrinken	→	Dichtung
Horaz:	Weintrinken	→	Dichtung
Plautus:	Weintrinken	→	Visionieren, <i>delirium</i>

Horaz und Persius²⁶ setzten sich bewußt mit der Idee des Ennius vom sakralen Trinken auseinander. Die Formulierung der als Parallele zu Plautus zitierten Briefstelle verrät Bewußtheit durch die grammatische Struktur, die eine Ennius-Reminiszenz zu sein scheint, die ironische, *in malam partem* Herausbeschwörung von Sat. 21 (*numquam nisi potus — — numquam poetor nisi*)²⁷. Aber der sich verteidigende Ton des Proömium zum VII. Buch zeigt — zusammen mit anderen Angaben — daß Ennius' Vorstellung von dem eigenen Auserwähltsein nicht nur bei den späteren Dichtern, sondern auch bei den Zeitgenossen auf Ablehnung stieß.

All das kann nur dann wahr sein, wenn dem Publikum die oben geschilderten, sich auf die Seelenwanderung, den sakralen Traum, die Sterne und die *Apotheose* beziehenden Lehren auf einer bestimmten Stufe *bekannt waren*. Die Forschungen, die sich mit dem Bildungsniveau des Plautus-Publikums beschäftigen, unterstützen die Annahme, es habe solche Kenntnisse besessen.²⁸ Aber ein Teil der pythagoreischen Ideen gehört gar nicht in erster Linie in den Bereich der Bildung, sondern läßt sich dem Kreis der volkstümlichen Religionsvorstellungen, Legenden und des Aberglaubens zuordnen, oder er vervollständigt die Mittel der tagespolitischen Propaganda und ist als solcher infolge seiner Bestimmung allgemein bekannt.

Der Amphitruo, vor allem die Gestaltung der Sosia-Rolle darin, enthält einige Elemente der Seelenwanderungslehre. Als das unmittelbare Vorbild

²⁵ Vgl. auch die Kommentare von A. KIESSLING—R. HEINZE oder I. BORZSÁK zu der erwähnten Stelle.

²⁶ FR. VILLENEUVE: *Essai sur Persé*. Paris 1918. 368.

²⁷ S. den Kommentar von A. KIESSLING—R. HEINZE zu der zitierten Stelle.

²⁸ Z. B. J.-B. CÈBE: *Le niveau culturel du public plautien* REL 38 (1960) 101 ff.; W. BEARE: *Plautus and His Public*. The Cl. Rev. 42 (1928) 106 ff. (= «Wege der Forschung» Plautus—Terentius-Band: 135 ff.)

des Plautus in dieser Hinsicht betrachten wir die Variante der Lehre, die bei Ennius ein geschlossenes logisches System bildet. Die inneren Zusammenhänge dieses logischen Systems reproduziert Plautus auf komische Weise, indem er die Reihenfolge der Elemente umkehrt:

Annales: a) Trinken (sagr.) → b) Traumgesicht → c) Verwandlung

Amphitruo: c) Verwandlung (Verdoppelung) → b) Traumgesicht →
→ a) Trinken (profan)

Der Amphitruo parodiert nicht einfach die vulgären pseudo-pythagoreischen Ansichten, sondern eine konkrete, bei Ennius zu findende Abart der Lehre, die den Zuschauern vermutlich bekannt war.

4. Auf die Person und die Lage des Ennius hinweisende Merkmale im Amphitruo

Die Beziehung zwischen dem Amphitruo und Ennius versuchen wir durch das Aufzeigen weiterer Hinweise aus dem Amphitruo, die sich nunmehr nicht auf die Ideen, sondern auf die Person des Ennius beziehen, zu verdeutlichen²⁹ (a–d):

a) Die Bemerkung des *parasitus* in bezug auf die überflüssige Menge der Begleiter bei den Legionen (Men. 182 f. *Extra numerum es mihi. : : Idem istuc aliis adscriptivis fieri ad legionem solet.*) — zeigt, daß die Verbreitung dieses neuartigen hellenistischen Brauches der Kriegsführer für Rom ein wirkliches und aktuelles Problem bedeutete. Eine solche Person in «Überzahl», die sich während des Krieges in der Begleitung des Heerführers befindet, an den Kämpfen aber nicht teilnimmt, sondern deren Ereignisse als Dichter oder als Herold³⁰ verewigt (199, 425 ff.), ist aufgrund der Situation der ersten Szene auch Sosia. — — Das endgültige Ausreifen und die Formulierung der pythagoreisch-ennianischen Theorie, die Dichter-Konzeption des Ennius, die unserer Ansicht nach in der Figur des Sosia parodisiert wird, setzen die Forscher auf eine Zeit nach 189/188 an und bringen sie in Verbindung mit dem ätolischen Krieg: wie bekannt ist, wurde Ennius von Nobilior mit in diesen Krieg genommen. (Deshalb trafen den Heerführer auch die Beschuldigungen gemäß Men. l.c., s.u.) Diese gemeinsame Griechenlandreise wird für die wichtigste Station in dem sich stufenweise entwickelnden geistigen Verhältnis zwischen dem Dichter und seinem Gönner gehalten.³¹ Man datiert nicht nur die

²⁹ L. HERRMANN hat in dem angeführten Artikel einen Teil der Gemeinsamkeiten schon beschrieben.

³⁰ S. E. FRÄNKEL: Plautinisches im Plautus. Berlin 1922. 349 ff.

³¹ Über die gemeinsame Reise von Fulvius und Ennius: Auct. De viris illustr. 52; Cic. Pro Archia 11, 27; Tusc. I 2, 3 (= frg. Catonis 149 (MALCOVATI): *duxerat autem consul ille in Aetoliam ut scimus Ennium.*); vgl. Gell. V 6, 24. Zwar schreibt Cicero im Brutus folgendes: (20, 79): (*Q. Fulvius Nobilior*, der Sohn des Siegers von Ätolien) *qui etiam Q. Ennium qui cum patre eius in Aetolia militaverat, civitate donavit, cum triumphum coloniam deduxisset.* — Aber wenn Ennius *militaverat*, dann hätte keinerlei Grund für die Beschuldigungen Catos gegen Nobilior bestanden.

Herausbildung der Dichter-Konzeption des Ennius, sondern — in engem Zusammenhang damit — auch den Beginn der Arbeit an den *Annales* auf einen Zeitpunkt nach diesem Krieg, auf 187. Ebenfalls mit diesem Kriegszug wird die Entstehung der «astralen Religiosität», die *Heraklés Musagetes*-Vorstellung von M. Fulvius Nobilior sowie auch seine Idee der *Hercules Musarum*-Tempelgründung in Beziehung gesetzt. (Nobilior hat viele Kunstschatze, unter anderem auch *Musen-Statuen*, aus Ätolien mitgebracht.)³²

Die vermutete geistesgeschichtliche Parallele zwischen dem Wirken von Ennius und dem Stück, besonders der *Sosia*-Figur, unterstützen *ereignisgeschichtliche* Argumente. H. Janne hat nachgewiesen, daß die Einzelheiten des Schlacht-*canticum* Punkt für Punkt mit der Beschreibung übereinstimmen, die Livius von dem entscheidenden Geschehen des ätolischen Krieges, der Eroberung von Ambracia, gibt. Zu den ereignisgeschichtlichen Parallelen gehört, über die Angaben Jannes hinaus, außerdem die Tatsache, daß Nobilior im Laufe des ätolisch-akarnanischen Kriegsgeschehens zu den fälligen Wahlen nach Rom zurückkehrte; ³³ es war jedoch ratsam, das vor dem Heer geheimzuhalten; Iuppiter-Amphitruo begründet sein Erscheinen bei Alcumena mit einem ebensolchen geheimen Besuch zu Hause und erklärt seine Absicht, bald zurückzukehren. (502 ff., 523, 527 f.). Die religionsgeschichtlichen Motive des Amphitruo können sich auch auf Nobilior beziehen: so das Motiv des Iuppiter geweihten Opfers (946 ff. 1126 f., 1146)³⁴ oder der Geburt des Hercules. Der Ausdruck *summus vir* (77) aber, der als Argument für Scipio angeführt wird, dürfte zur Bezeichnung jedes beliebigen siegreichen Heerführers verwendet worden sein.³⁵

b) Ennius hat seine *togata* mit dem Titel *Ambracia* ebenfalls über die entscheidende Schlacht des Krieges geschrieben: vielleicht wurde sie anlässlich der Spiele zu Ehren des Feldherren vorgetragen.³⁶ Der Schlacht-Monolog des *Sosia* weist einerseits eine bedeutende Ähnlichkeit mit dem Stil des Ennius im allgemeinen, und innerhalb dessen andererseits mit dem der *Ambracia*-Frag-

³² J. H. WASZINK: *The Proem* . . . 225; E. BADIAN: a. a. O. 187; H. D. JOCELYN: a. a. O. 997 ff.; O. SKUTSCH: *Studia Enniana* I. Cl. Q. 38 (1944) 82. (In der Sammelband-Ausgabe: 18 ff.) Die Rolle des Aufenthaltes in Ätolien bei der Herausbildung der Ansichten des Nobilior; P. BOYANCÉ: a. Artikel 172 ff.; J. GAGÉ: *Apollon* . . . 336.

³³ Liv. XXXVII 50, 6; XXXVIII 35, 1. Über die Zeitfolge des ätolischen Krieges G. DE SANCTIS: *Storia dei romani*². Firenze 1969. IV. 396; J. DEININGER: *Der politische Widerstand gegen Rom in Griechenland. 217–86 v. Chr.* Berlin 1971. 105 ff.; F. W. WALBANK: *Philip V. of Macedon.* Cambridge 1967. 332 f.; Nobiliors Rückkehr im Jahre 189: H. H. SCULLARD: *Roman Politics* 220–150. B. C. Oxford 1951. 138.

³⁴ Liv. XXXIX 5, 6–10. Vgl. H. JANNE: a. a. O. 529.

³⁵ Nach der Ansicht von G. K. GALINSKY (a. a. O. 212. und bes. Anm. 29) und R. M. HAYWOODS dort angeführtem Artikel sowie L. HERRMANN (a. a. O. 322) ist die Bezeichnung auf Scipio Africanus zu beziehen.

³⁶ s. Auct. *De viris illustr.* 52, 3: *quam victoriam per se magnificam Q. Ennius, amicus eius* (d. h. Nobilioris) *insigni laude celebravit*: das bezieht sich vielleicht auf *Ambracia*.

mente auf.³⁷ Sosia «dichtet» die Beschreibung der Schlacht vor uns, *erfindet sie* auf der Bühne. Diese Erfindung Sosias kann nicht mit den gebräuchlichen *servus*-Lügen gleichgesetzt werden: wie sich aus den Zwischenbemerkungen des Mercurius (247 f.) ergibt, sagt er den Tatsachen nach die Wahrheit.³⁸ Die in der Einführung zum Schlacht-canticum als umfangreiche Begründung benützten Ausdrücke beziehen sich nicht auf das Lügen, sondern auf das *dichterische Verhalten* des Sklaven (197 ff. *meditabor*; *dixero mendacium*; *quasi adfuerm simulabo*; *audita eloquar*; *fabularier*; usw.). Das *dichterische Verhalten* des Sosia will freilich im plautinischen Sinne («erfindet», «tut so, als ob») verstanden sein, so wie es im *Pseudolus*, an der einzigen diesbezüglichen Stelle, als Verallgemeinerung der dichterischen Haltung zu lesen ist (401 ff.): «... *quasi poeta, tabulas quom cepit sibi | quaerit quod nusquam gentiumst, reperit tamen: | facit illud veri simile, quod mendaciumst.*»

c) In Zusammenhang mit der Verwandlung bzw. Verdoppelung des Sosia ist mehrmals die Rede von der *Änderung seines Namens* (332, 423, 600). Eine dieser Stellen ist ein Wortspiel vom Typ «*nomen mutare*», das auf der Doppelbedeutung von *Quintus/quintus* beruht (303 ff.).³⁹ Dies enthält — abweichend von den Wortwitzen ähnlichen Typs — nicht einfach einen bezeichnenden Namen, sondern einen *römischen Namen*! Die Erwähnung römischer Namen auf der Bühne des Plautus — das stellt eine so seltene Erscheinung in der gesamten *Palliata*-Gattung dar,⁴⁰ daß es vermutlich eine besondere Bewandnis hat, wenn im *Amphitruo* trotzdem das Wort *Quintus*, akzentuiert als 'Name', vorkommt. Die Gleichsetzung des Namens *Quintus-Sosia* mit dem Vornamen *Quintus* des Ennius ist schon aufgetaucht: diese Annahme würde aber nur eine unwahrscheinlich späte Datierung des Stückes möglich machen (auf 184).⁴¹ E. Badian hat überzeugend nachgewiesen, daß zwischen dem Vornamen *Quintus* des Ennius und dem Datum seines Bürgerrechts, dem Jahre 184, kein Zusammenhang besteht.⁴² Nach der Erklärung von J. Untermann wurde in der messapischen Sprache, die man in Kalabrien, dem Geburtsland des Ennius, sprach, ebenso wie im Lateinischen die Ordinalzahlen auch als *praenomen* verwendet. Seiner Ansicht nach ist der Name *Quintus* des Ennius die lateinische Spiegelübersetzung von Ennius' ursprünglichem Namen, dem entspre-

³⁷ E. FRÄNKEL: a. W. 349 ff.; F. LEFÈVRE: a. a. O. 119 ff.; U. REINHARDT: a. a. O. 98 ff.; A. TRAINA: a. a. O. 127 ff.; K. GAISER: Zur Eigenart der römischen Komödie: Plautus und Terenz. Aufstieg. . . a. Band 1089 ff.

³⁸ A. TRAINA: a. a. O. 130. — Molière, der die Beschreibung der Schlacht bedeutend kürzer gestaltet als Plautus, deren «Vorspiel» jedoch, die dichterische Haltung des Sosia, noch stärker betont. (Amph. I. 1.).

³⁹ E. FRÄNKEL: a. W. 29 ff.

⁴⁰ S. R. W. REYNOLDS: Criticism of Individuals in Roman Popular Comedy. Cl. Q. 37 (1943) 37 ff.

⁴¹ L. HERRMANN: a. a. O. 319 ff. — Über den Namen des Ennius und das Datum seines Bürgerrechts: TH. MOMMSEN: Röm. Gesch. I⁶ (1874) 978; F. SKUTSCH in RE «Ennius» 2591 f. Die Annahme beruhte auf einer unklaren Livius-Stelle (XXXIX 44, 10).

⁴² A. a. O. 183 ff.

chenden messapischen Wort für 'fünf', das als Ordinalzahl, aber auch als *praenomen* gebraucht wurde.⁴³ Selbstverständlich wird man den Dichter *seit seiner Ankunft in Rom* bei diesem (messapischen oder automatisch ins Lateinische übersetzten) Namen genannt haben. Den Vorschlag Untermanns unterstützt die Tatsache, daß im Lateinischen dieses Wortspiel «Name/Zahl» überhaupt möglich ist. Wir nehmen daher an, daß das *praenomen Quintus* des Ennius *keine* Datierungs-Bedeutung besitzt, und daß der «Name» *Quintus* des Sosia, das in dieser Gattung alleinstehende Wortspiel, eine Anspielung auf *Ennius Quintus* ist.⁴⁴

d) In 383 f. kann man ein anderes, gleichfalls mit dem Namen des Sosia gebildetes Wortspiel lesen (*Sosiam — socium*). Der Gebrauch des Wortes *socius* ist nicht bezeichnend für die Darstellung des Herr-Sklave-Verhältnisses in den Komödien. Es läßt sich dagegen auf das Verhältnis von Ennius und seinem Patron Nobilior anwenden.

Aufgrund der Punkte a)–d) glauben wir im Sosia des Amphitruo und in dem Verhältnis Sosia-Amphitruo einige Elemente der Gestalt des Ennius, der Beziehung zwischen Ennius und Nobilior finden zu können. Das zeigt der Vergleich der Lebensdaten von Ennius, seiner Situation um 189/188, des geistigen und historischen Hintergrundes seiner Beziehung zu Nobilior und seines damaligen literarischen Schaffens mit einigen Anspielungen und der Charakterzeichnung der Komödie. Die Entstehungszeit des Stückes wird von H. Janne und L. Herrmann — die jeweils in anderer Weise an das Problem herangehen — auf einen Zeitpunkt nach dem ätolischen Krieg gelegt.

5. Der Amphitruo und die literarisch-politischen Auseinandersetzungen zu Beginn des 2. Jahrhunderts

Nicht nur die Frage ist bedeutsam, *was* der Komödienschreiber in der Dichtung des Ennius *verurteilt*, sondern auch, warum er den Dichter *gerade zu dieser Zeit* kritisiert; mit anderen Worten: Wie sah das öffentliche literarische Leben um Ennius und die sich im Umkreis von Nobilior herausbildende allgemeine politische Stimmung nach dem ätolischen Krieg aus?

a) Ennius: Das Proömium des 1. Buches zu den wahrscheinlich 187 begonnenen Annales enthält die im Amphitruo parodierte Seelen-Vorstel-

⁴³ Der Beitrag von J. UNTERMANN in Fond. Hardt. Ennius-Entretien, 17 (1974), Red. O. SKUTSCH. Genève-Vandœuvres, 207. Über die Muttersprache des Ennius: F. ALTHEIM: Italien und Rom II². Amsterdam—Leipzig. o. J. 271.; E. PULGRAM: The Tongues of Italy. Prehistory and History. Cambridge (Massachusetts) 1958. 351.

⁴⁴ Persius gebraucht auch das *praenomen Quintus* zur scherzhaften Bezeichnung des Ennius: VI 10 f. Dessen traditionelle Deutung als Wortspiel, ähnlich der Plautus-Stelle (s. Schol. ad Pers. l. c., Acro ad Hor. Carm. I 28, 10., Lact. l. c.), wird von O. SKUTSCH nicht akzeptiert (Notes on Metempsychosis, a. Bd. 151 ff.).

lung, die Dichtungstheorie des Ennius. Zur erklärenden Wiederholung des Inhalts dieses Proömium kommt es im VII. Buch: hier verteidigt sich der Dichter gegen die Anschuldigungen, die ihn getroffen haben.⁴⁵ Das Wesen dieser Anschuldigungen faßt Petrus Merula in einer Bemerkung, die sich auf das 230 frg. bezieht, folgendermaßen zusammen: «*Occurrit tacite obtrectatoribus suis poeta et Zoilis, qui insana quadam maledicendi libidine institutum eius maligne vellicabant: quasi quae prudenter dicta vel scripta non essent ab auctore domive eius nata, sed ab Homero, qui in somnis auctori apparuerat, mutuo sumpta; iis respondet non posse quemquam videre sapientiam, nisi eam prius didicerit.*» Diese Mitteilung wird auch durch den Vergleich des Inhalts der beiden Proömien und die Anspielungen der späteren Dichter bekräftigt (Hor. Epist. II 1, 50 ff., Pers. Prol. 1 ff., VI 9 ff.; vgl. Cic. Somn. Scip. 1.). Demnach gilt folgendes: I) Die Beschuldigungen, die spätestens in der Zeit zwischen dem Entstehen des I. und IV. Buches gegen Ennius erhoben wurden, richteten sich *praktisch* gegen den Gedanken der Wiedergeburt Homers in Ennius und diesen raschen und leichten Weg des Dichterwerdens, den «*repente poeta prodire*» (Pers.), *theoretisch* bezogen sie sich auf die Lehre von der Seelenwanderung im allgemeinen. II) Die Konzeption bedeutete eine bewußte Distanzierung von den Vorgängern, was in dem *Selbstbewußtsein* zum Ausdruck kommt, das Ennius als Gegensatz zu den Dichtern vom Typ des Naevius formuliert (218 f. frg.). III) Wenn solche «*obtrectatores Enni*» wirklich schon zu Lebzeiten des Dichters existiert haben, dann muß man sie — aufgrund der Logik, die sich aus der Natur der obengenannten Anschuldigungen ergibt — unter den Dichtern der Naevius nahestehenden Richtung suchen. Wir wissen zu wenig, um anzunehmen, daß Plautus auch zu den «*obtrectatores*» gehört habe; die bei Plautus in großer Zahl zu findenden Stil-Parodien genügen nicht zum Beweis dessen. In der Darstellung des Sosia läßt sich jedenfalls mittelbar die gegen das Wesentliche der Anschuldigungen, nämlich gegen die Lehre von der Seelenwanderung gerichtete Kritik, erkennen.

b) Nobilior Gleichzeitig wird auch der Patron des Ennius, Nobilior, von Aemilius Lepidus und Cato angegriffen.⁴⁶ In der Argumentation des Cato —

⁴⁵ Über das Proömium des I. und VII. Buches, den *Verteidigungs-Charakter* des Proömiums zum VII. Buch s. J. H. WASZINK: a. a. O. 223 ff.

⁴⁶ Cato war der *legatus* des Feldherren, wie aus einer seiner späteren Reden hervorgeht (*De suis virtutibus contra Thermum* 130. *Malcovati*: M. *Fulvio consuli legatus sum in Aetoliam*). Es läßt sich nicht genau feststellen, ob es sich um eine oder zwei gegen Nobilior gerichtete Reden handelt, und auf welchen Zeitpunkt diese anzusetzen wäre(n): H. H. SCULLARD: a. W. 266 f. M. Aemilius Lepidus versuchte, den Triumphzug des Nobilior zu verhindern (Liv. XXXIX 4—5.) und beschuldigte ihn *ob rem in prov. male gestam* (Liv. XXXVIII 43—44), vgl. H. H. SCULLARD: a. W. 143 f.; F. W. WALBANK: a. W. 214 ff. Catos Verhalten ist das «übliche»: Schon zu der Zeit, als er in Sizilien *questor* war, bezichtigte er Scipio ähnlicher «moralischer» Vergehen: E. MARMORALE: a. W. 42 ff.; F. DELLA CORTE: *Catone censore*². Firenze 1969. 20 ff. (vgl. Plut. Cato 3, 5 ff.).

so offensichtlich sein taktisches Ziel auch war — findet sich nicht zufällig ebenfalls ein Anklagepunkt in bezug auf Ennius: Cato tadelt das an die hellenistischen Heerführer erinnernde Verhalten des Nobilior, daß er nämlich Ennius mit nach Ätolien genommen hat.⁴⁷ In den Augen der öffentlichen Meinung dürfte das eine sehr wirksame Beschuldigung gewesen sein, da ja auch in der Komödie eine ähnliche Anspielung verlautet (Men. 1. c.). Die Worte Catos stimmen mit dem Bild des Plautus überein, das er in der ersten Szene von dem müßigen Begleiter des Feldherren malt, und in dem wir (ebenso wie im *Menaechmi*) eine *Kritik* sehen! Das Propaganda-Argument des Cato reichte jedenfalls dazu aus, die Karriere Nobiliors ernsthaft zu hindern (verbunden mit anderen Anklagepunkten, die ebenfalls als griechisch angesehene Feldherren-Eigenschaften, wie Verweichlichung und übermäßige Freigiebigkeit, verdammen).⁴⁸

Dem Anschein nach hatten die Angriffe gegen Nobilior und Ennius nichts miteinander zu tun, vielleicht fielen sie noch nicht einmal zeitlich zusammen. Ihre Trennung voneinander wäre dennoch eine Vereinfachung der Situation: das persönliche Verhältnis der beiden und besonders die Gemeinsamkeit der verurteilten Ansichten und Bestrebungen läßt das nicht zu. Diejenigen, die die Lehre von der Seelenwanderung und deren Konkretisierung auf die Person des Ennius verurteilten, kritisierten auf indirekte Weise auch die gesamte dazugehörige Geistesrichtung, den Pythagoreismus Nobiliors, des Patrons. Ebenso war Ennius die Hauptperson in den Anklagen des Cato gegen die Haltung Nobiliors als Heerführer. Unserer Meinung nach *verbinden sich* im *Sosia* des Amphitruo *diese beiden Anklagepunkte* in einer Umformung zum Komischen. Die Entstehungszeit des Amphitruo wird von uns demnach für nach den ätolischen Ereignissen angenommen, wir bringen sie mit den Auseinandersetzungen um Ennius und Nobilior in Verbindung und vermuten, daß das Stück nach 187, in der Zeit zwischen dem I. und VII. Buch der *Annales*, geschrieben wurde.⁴⁹

Budapest.

⁴⁷ Gell. V 6, 24; Cic. Tusc. I. c.

⁴⁸ Die ätolische Frage wurde nach dem siegreichen Krieg in einer Weise geregelt, die für den Heerführer demütigend war. Nobilior gelang es 184 nicht, weiter die Zensur zu bekommen. Vgl. H. H. SCULLARD: a. W. 266 ff.; 141 f.; G. COLIN: *Rome et la Grèce de 200 à 146. a. J.-Chr.* Bibl. des écoles françaises d'Athènes et Rome. 94. Paris 1905. 409.

⁴⁹ H. JANNE schränkt die mögliche Entstehungszeit noch mehr ein, er datiert das Stück auf *nach 186*: In Amph. 153—159 sieht er nämlich einen Hinweis auf die Bacchanal-Angelegenheit, indem er die hier verlautenden Worte des *Sosia* mit einigen Teilen der Beschreibung von Livius vergleicht (XXXIX 14—16.): a. a. O. 527 f.

SERTORIUS, CAESAR, AND SALLUST

The essential parallelism between the life stories of Sertorius and of Caesar is substantial and beyond question. Both were opponents of Sulla and, most notably, of Sulla's «pupil», Pompey the Great. Indeed, Caesar was a nephew of Marius, from whom Sertorius learned his military abc's. Furthermore, both men were *virī militares*, who spent long years in the field, particularly Gaul and Spain. Finally, they were both assassinated, in conspiracies led by at least one aristocrat, whose plans were disastrous.

Beyond these major similarities, however, arise details which are, on occasion, of a suspicious nature. By «suspicious» I mean that they provoke the belief that these parallels are not fortuitous, that either Caesar deliberately followed the model of Sertorius or that Sallust, a major (ultimate) source for our limited knowledge of Sertorius, presented the latter in the light of Caesar's career. Of course, these two alternatives are not mutually exclusive. The notion that Sallust considered Sertorius a «proto-Caesar» may appear trite, yet, to my knowledge, no one has attempted a detailed comparison of the historiographical image of the two figures,¹ with special reference to Sallust's portrait of Sertorius.

I

We begin with the early life and personality of Caesar and Sertorius. The father of Julius Caesar died when his son was about fifteen, leaving the boy to be raised by his strong-willed mother Aurelia. She, in turn, was daughter of the Rutilia who had provided a glorious *exemplum* of Roman motherhood by accompanying her son C. Cotta during the entire period of his exile.² In 63 B.C., when Caesar left his house to attend the hotly contested election for

¹ Cf. L. ALHEIT: «Charakterdarstellung bei Sallust,» *Neue Jahrbücher* 43 (1919), 49 f. Of necessity, I shall focus upon only a limited number of points concerning each. Some parallels I have noted previously in «Notes on Sertorius,» *RhM* (forthcoming), and in a recently submitted study, «Varro, Sallust, and the *Pius aut de Pace*.» Let me emphasize that I shall refrain from extensive *Quellenforschung* regarding Plutarch's *Sertorius*; on this topic, see my «Notes on Sertorius». That Sallust's *Historiae* was the predominant, though not the sole, source for Plutarch's *Sertorius* I consider established beyond question.

² Cf. S. HALPERN: *Caesar and the Aurelii Cottae* (Diss. U. of Penn., 1964), 44 and n. 34.

the office of *pontifex maximus*, he is said to have spoken and kissed goodbye to his mother, who accompanied him to the door (Plut., *Caes.* 7.1; Suet., *Jul.* 13). His mother, not his wife. Granted that this anecdote constitutes a tiny flash in a sea of darkness; still, it does reveal the middle-aged Caesar, at a tense moment, with his mother.

Again, in 62, the rites of the *Bona Dea* were being celebrated in the house of Caesar, now *praetor urbanus* and *pontifex maximus*. Plut., *Caes.* 9, tells us that the wife (γυνή) of the official at whose house the festival is held takes charge. Chapter Ten, however, reports that an attendant of Aurelia discovered Clodius, whereupon Aurelia took charge of the house.³ Even earlier, Aurelia had kept close watch on her daughter-in-law, who was known to be interested in a liaison with Clodius (Plut., *Caes.* 9). Thus, even in his late thirties, Caesar was seemingly closer to his mother than to anyone else. The tale in Suet., *Ju.* 7.2, that Caesar dreamed «stuprum matri intulisse» (cf. Dio 37.52.2 and 41.24.2; and Plut., *Caes.* 32.4, the latter dating the dream to 49 B.C., years after Aurelia's death), accords with this view. What is more, in his youth, Caesar had written a tragedy entitled *Oedipus*, the publication of which Augustus barred (Suet., *Jul.* 56.7).⁴

Caesar seems to have loved his previous (probably second) wife, Cinna's daughter Cornelia, mother of his only child, since he refused to divorce her on Sulla's orders, although religion and/or plain stubbornness are apt to have been at work.⁵ In 70, Caesar supported amnesty for the followers of Lepidus and

³ Both Aurelia and Julia, a sister of Caesar, testified at Clodius's subsequent trial (Schol. Bob. p. 89 Stangl). Cf. Suet., *Jul.* 74. 2. K. A. GEFFCKEN: *Comedy in the Pro Caelio*, *Mnemosyne Supplement* 30 (Leiden, 1973), Appendix on the *In Clodium et Curionem*, 65 f., casts doubt on Clodius's motive(s). I see little justification for doubt. J. GAGÉ (*Matronalia. Collection Latomus* 60 [Brussels, 1963], 141) does well to note the association of the *Gens Claudia* with the *Bona Dea* cult, but his suggestion that this point motivated Clodius, if indeed the affair was not invented, is unconvincing.

⁴ Cf. HALPERN: *Caesar*, 109, stressing that Aurelia was the mistress of Caesar's house until her death; *ibid.*, 1–7, regarding Augustan censorship vis-à-vis Caesar and one possible motive, a desire to conceal Caesar's relationship with his mother; and M. RAMBAUD: «Le Caractère de Jules César», in *Hommages à Jean Bayet* (Brussels, 1964), 601. In this, as in other respects, note the analogy with Douglas MacArthur who, e.g., as a divorced four-star general, was «terrified» that his mother would learn of his mistress (W. MANCHESTER: *American Caesar. Douglas MacArthur. 1880–1964* [N. Y., 1978], 17; cf. 21). Granted, the apparent «involvement» of Caesar's wife with Clodius, as well as the general fact that, among the nobility, marriages were political acts must be recalled. The claim of J. P. V. D. BALSDON: *Julius Caesar. A Political Biography* (N. Y., 1967), 34–5, that «no political significance at all» was present in this marriage is *a priori* unlikely. Cf. M. E. DEUTSCH: «The Women of Caesar's Family», *CJ* 13 (1918), 507; and G. V. SUMNER «The Pompeii in Their Families», *AJAH* 2 (1978), 14 and 21.

⁵ BALSDON: *Julius Caesar*, 27–9, stresses the religious aspect, perhaps to excess. Cf. Suet., *Jul.* 59; M. GELZER: *Caesar. Politician and Statesman*, Trans. P. NEDHAM from the Sixth German Ed. of 1960 (Cambridge, Mass., (1968), 21; DEUTSCH: *CJ*, 1918, 506 f.; and M. GRANT: *Julius Caesar* (N. Y., 1969), 24. The date of birth of Caesar's daughter Julia is uncertain; hence, it is possible that, at the time when he refused to divorce Cornelia, the couple had no child. I know of her earlier betrothal to another man, Caepio (whoever he was), but GELZER's view that this prior engagement occurred in 59 (*Caesar*, 21 and n. 5) goes beyond the evidence; see Suet., *Jul.* 21; Plut., *Caes.* 14. 7,

Sertorius, stressing his responsibility to seek the recall of his brother-in-law Cinna, Cornelia's brother (*ORF* 4 fr. 27 Caesar *apud* Gell. 13.3.5; cf. Suet., *Jul.* 5; Dio 44.47.4).

In 69 (it appears), not only did Caesar deliver a funeral oration for his aunt Julia, widow of Marius, an act of great political benefit, but, soon afterward, he did the same on the death of his wife Cornelia. Although we are told that this was the first such speech for a *young* woman (Plut., *Caes.* 5.1–2), again the act was politically significant, since Cornelia was a daughter of Cinna, a major political figure of the recent past. Moreover, Plutarch also informs us that the speech gained Caesar the sympathy of the masses «ὡς ἤμερον ἄνδρα καὶ περὶ μιστον ἥθους ἀγαπᾶν» (*Caes.* 5.2). Even Cicero referred to Caesar as «mitissimus atque lenissimus» (*In Cat.* 4.5.10), though political considerations doubtless influenced the orator. Caesar's enormous grief at the death of his only child in 54 — although, as usual, he was to utilize the event for political advantage by staging a gladiatorial combat and public feast in her honor, «quod ante eum nemo» (Suet., *Jul.* 26.2) — is also pertinent. Finally, it is noteworthy that Caesar's mother, daughter, and new grandchild all, apparently, died the same year (54), a memorable *triple* blow.⁶

In the case of Sertorius as well, the father had died (at an unknown date), and the boy was raised by his mother Rhea (Plut., *Sert.* 2.1), a name with formidable mythological antecedents.⁷ Of course, Sertorius's mother must have had *some* name, and this name, I should think (on general grounds), is not apt to have been falsified; nevertheless, due to its suitability, it could be emphasized. The mythical Rhea Silvia had given birth to Romulus, founder of Rome and son of Mars, the war-god. What more fitting parentage for Sertorius? Of course, the name «Rhea» occurs in Greek mythology also.⁸ In Hesiod's *Theogony* (468 ff.), Rhea was involved in a clever scheme to save the baby Zeus from being swallowed by his father Cronos, the primal example of cleverness, the Odyssean trait *par excellence* (see Section III, below). Moreover, Rhea was often considered a *mother-goddess*.

Pomp. 47. 10; App., *B. C.* 2. 14. Daughters of the nobility could be *betrothed* at very early ages, long before puberty.

⁶ Caesar's grief: Cic., *De Prov. Cons.* 35, *ad Q. Fr.* 3.1.17 and 25 (SHACKLETON BAILEY No. 21), *ad Fam.* 7.9.1 (SB No. 30); Plut., *Caes.* 23; Tac., *Ann.* 3.6.2. Cf. Sen., *ad Marc.* 14.3. See DEUTSCH: *CJ*, 1918, 513 f. HALPERN: *Caesar*, 109 f., with reference to Nic. Dam., *Vita Aug.* 3, suggests that Caesar's younger sister also died in 54. A quadruple blow?

⁷ Since Plut., *Sert.* 1.1, apparently used the spelling «Ραίαν» (see the new Teubner Ed. of K. ZIEGLER and the new Budé Ed. of FLACELIÈRE and CHAMBRÉY), we cannot be certain that Sertorius's mother was named «Rhea». Nevertheless, it is generally accepted.

⁸ As mother of Zeus, in one story Rhea forbade him to marry, only to provoke her son's hostility. In fact, he raped her!. Cf. P. E. SLATER: *The Glory of Hera. Greek Mythology and the Greek Family* (Boston, 1968), 127 and 129, who discusses the tale within the context of abandoning mother-fixation. Further, since both Rhea and Zeus assume the form of a snake before the struggle, Zeus is in a sense identifying with his mother.

Sertorius, like Caesar, is reported to have been *extremely* devoted to his mother (Plut., *Sert.* 2.1 and 22.9–12).⁹ Plutarch introduces the statement that Sertorius's longing to return to Italy was due to love for his mother with the phraseology «he is said. . .»; i.e., Plutarch found the point in a source. The major source, let us recall, for this Life was Sallust's *Historiae*. Furthermore, Sertorius, upon learning of Rhea's death, was reportedly so devastated that he lay in his tent for seven days before his fellow officers could induce him to emerge (Plut., *Sert.* 22.10–11). Does not this action remind one somewhat of Alexander's famous tantrum in India (Plut., *Alex.* 62.3), still more, of his grief at killing Cleitus (*ibid.*, 52.1)?¹⁰

In fact, Eumenes, the man whose life Plutarch presented parallel to that of Sertorius, claimed that (the dead) Alexander had appeared to him in a dream and had declared that if Eumenes and several rivals held their meetings in a royal *tent*, he himself would attend and assist their undertakings (Plut., *Eum.* 13.5–8; Nep., *Eum.* 7.2–3). A clever thought for Eumenes, and a curious connection of Alexander with a tent. Indeed, Cornelius Nepos, writing contemporaneously (more or less) with Sallust's literary endeavors, notes in his *Eumenes* (8.2–3) that the soldiers of the *Diadochoi* acted as outrageously as those of the Triumviral Period, adding that anyone could see the close parallel. Yes, indeed.

Just as Alexander's mother played a very special (albeit troublesome) role in his life (Plut., *Alex.* 17.5, 39.7; cf. 16.8), and he was, for whatever reason(s), relatively little inclined to heterosexual relations (Plut., *Alex.* 4.4, 21.3–5, 22.3, 30.5; cf. 47.4; and *De Alex.* M. Fortuna 2.6), so, Sertorius *appears* to have eschewed sexual relations with women (cf. Plut., *Sert.* 1.9), to have punished an act of rape with extreme severity (App., *B.C.* 1.109.511; cf. Plut., *Sert.* 5.7, *Alex.* 12 and 22.2), and to have been attached to his mother alone among womankind (Plut., *Sert.* 22.7–12).¹¹ In view of Caesar's association with Alexander, these Alexander-Sertorius parallels may legitimately be interpreted as reinforcing a Caesar-Sertorius parallel (See Section III, below).¹²

⁹ Cf. F. L. G. STENTEN: *Ploutarchos' leven van sertorius* (Nijmegen, 1969), Comm. ad Plut., *Sert.* 2.1; and now T. W. AFRICA: «The Mask of an Assassin: A Psycho-historical Study of M. Junius Brutus», *Journ. of Interdisciplinary Hist.* 8 (1978), 600–5.

¹⁰ Concerning Alexander, it is sufficient for my purpose to utilize Plutarch alone as a source. Cf. J. R. HAMILTON: *Plutarch. Alexander. A Commentary* (Oxford, 1969), *passim*.

¹¹ Val. Max. 9.15.3, speaking of a wife and alleged son of Sertorius, is of dubious reliability. Similarly, App., *B.C.* 1.113.526–7, is probably presenting false propaganda in accusing Sertorius of womanizing. See P. O. SPANN: *Quintus Sertorius: Citizen, Soldier, Exile* (Diss. U. of Texas at Austin, 1976), 118 and n. 191; and A. SCHULTEN: *Sertorius* (Leipzig, 1926), 160–1 161, n. 699.

¹² The strong possibility exists that, since historians of Pompey's *res gestae*, such as Varro and Theophanes, very probably likened their hero to Alexander the Great, Sallust, who viewed *Sertorius* as the genuine hero in Spain, pointedly transferred the Alexander imagery to Sertorius. Nevertheless, to one writing in the decade after Caesar's death, such imagery, I believe, would have called to mind Caesar as well. Cf. n. 70, below; and Gelzer, *Caesar*, 244, noting that Caesar's visit to, and favor toward, Ilium constituted conscious

Both the latter figures were said to have been of a mild, gentle nature, on the evidence of great concern for female relatives, and thereby to have gained a certain popularity with the masses.

Just as Sertorius is said to have warred in Spain as an act of self-defence (Plut., *Sert.* 22.12 and *Synk. Sert. Eum.* 2.1—5), so Caesar claimed, at the end of his Gallic command, that he was a moderate, seeking conciliation, anxious to *avoid* armed conflict. Only the intransigence of his enemies, their manipulation of the rather simple Pompey (*B.C.* 1.4.4, 7.1), and the latter's own stubbornness caused the Civil War, so Caesar maintained. In short, the portrait of Sertorius which we find in Plutarch's *Sertorius*, which, in turn, depends to a substantial degree upon Sallust, appears to reflect major events and themes of the Roman writer's day, his own experiences.

This same point applies to the motif which one finds in Plut., *Sert.* 2.2, that Sertorius attained some oratorical distinction during his youth, but was drawn away, to a military career. In *RhM* (forthcoming), I have studied this passage, noting, *e.g.*, that it accords well with Plutarch's own belief that oratory is merely a pursuit of the second rank. The motif is paralleled, however, in Caesar's career, for the latter, somewhat like Sertorius (Cic., *Brutus* 180, no doubt influenced by political considerations), reportedly possessed a great talent for oratory (Plut., *Caes.* 3), yet did not *fully* develop it; rather, he focused on other pursuits, which culminated in his Gallic military command. In fact, Caesar himself, in his *Anti-Cato*, a reply to the *Cato* of Cicero, «*παραιτεῖται μὴ στρατιωτικοῦ λόγον ἀνδρὸς ἀντεξετάζειν πρὸς δεινότητα ῥήτορος . . .*» (Plut., *Caes.* 2.3). Though not to be taken at face value — actually, the bow to Cicero was deliberately exaggerated, even tinged with irony: Caesar compared Cicero to Theramenes (Plut., *Cic.* 39.4) ! —, this self-deprecation, dating from the mid-forties B.C., expresses essentially the same *topos*, the superiority of a practiced orator over a *vir militaris*. Even Ammianus Marcellinus may advert to the theme in the much-discussed passage in which he declares himself a «*miles quondam et Graecus*» and advises others «*aetate et doctrinis florentes*» to indulge «*maiores . . . stilos*» (Amm. 31.16.9).¹³

emulation of Alexander, after Granicus. See, however, *ILS* 8770, the censor L. Caesar's tax exemption for the land of Ilium, legendary «*mother country*» of the *Gens Iulia*, in the early eighties B. C., and the same Lucius's coinage, picturing Venus, in 103 (M. H. CRAWFORD: *Roman Republican Coinage* [Cambridge, Eng., 1974], No. 320). Cf. Crawford: *RRG*, No. 258, of 129 B. C.; and the participation in a festival at Troy during 77 of another L. Caesar, *q. then* (*IGR* 4. 197). Concerning Pompey and Alexander, see D. MICHEL: *Alexander als Vorbild für Pompeius, Caesar, und Marcus Antonius*, *Coll. Latomus* 94 (Brussels, 1967), 35-66 and O. WEIPPERT: *Alexander-Imitatio und Römischer Politik in Republikanischer Zeit* (Diss. Würzburg; Augsburg, 1972), 56—104. The tendency, on the part of Pompey and his *amici*, to view Pompey as a Roman Alexander (Sall., *Hist.* 3. 88 M) is well-known.

¹³ G. B. A. FLETCHER: «*Stylistic Borrowings and Parallels in Ammianus Marcellinus*,» *Revue de Philologie*, 3rd Ser., 11 (1937), 381, although citing four parallels with Caesar, omits this noted passage.

Note that the *topos* was, to a degree, applied to Caesar by Caesar himself, not many years before Sallust wrote of Sertorius. Would not Sallust, the professed admirer of both Cato and Caesar, have read Caesar's *Anti-Cato*? After all, it is very likely, both on general grounds, and in view of a parallel between Sall., *B.C.* 54.6, and Cic., *Cato* fr. 2 *apud* Macr., *Sat.* 6.2.33,¹⁴ that Sallust read Cicero's *Cato*.

II

The first specific incident of which we hear in Sertorius's career is his swim across the Rhone River, wounded and in armor, in order to escape the enemy at the disastrous Battle of Arausio in 105 (Plut., *Sert.* 3.1).¹⁵ Plutarch and/or his source(s) may have had (more or less) parallel swims in mind. Aside from the legendary dunking of Horatius Cocles (who, of course, was one-eyed, as Sertorius was later to become), recall the swim of Julius Caesar at Alexandria.¹⁶ Although the *Bellum Alexandrinum* (21) presents the latter event rather matter-of-factly, it came to be embellished, to be viewed as a great feat. Just as the backdrop of a major disaster at Arausio was neglected, so Caesar's (temporary) defeat was also lost to sight. The unjustified emphasis assigned to it by Plutarch suggests that his major source, Sallust, the great admirer of Sertorius, also stressed the event.

Nevertheless, one might, perhaps, urge that here was a genuine, if limited, repetition of history. The same *might* be maintained in reference to the reports that both Sertorius and Caesar possessed a Spanish bodyguard (App., *B.C.* 1.112.520; Plut., *Sert.* 25.2; and Suet., *Jul.* 86.1), and that both utilized the stratagem of granting valuable arms to their troops in order to prevent the abandonment of the weapons (Plut., *Sert.* 14.1, merely citing the device as a means of gaining popularity; and Suet., *Jul.* 67.2), although the latter report suggests that Caesar deliberately followed Sertorius's lead. In this regard, Caes., *B.G.* 3.23 («Duces vero et deliguntur, qui una cum Quinto Sertorio omnes annos fuerant summamque scientiam rei militaris habere existimabantur») implies a certain respect for Sertorius. Actually, even Sertorius's early spy mission, in which he put on Celtic dress, learned common words of the enemy's language, and mingled with the barbarians in order to secure the information needed by Marius (Plut., *Sert.* 3.2–3), has a parallel

¹⁴ See C. P. JONES: «Cicero's *Cato*,» *RhM* 113 (1970), 190. *Contra*, W. KIERDORF «Cicero's 'Cato'. Überlegungen zu einer verlorenen Schrift Cicero's,» *RhM* 121 (1978), 176, n. 36. See also K. KUMANIECKI: «Cicero's 'Cato',» *Forschungen zur römischen Literatur. Festschrift . . . K. Büchner* (Wiesbaden, 1970), 173.

¹⁵ For detailed analysis, see my «Notes on Sertorius,» *RhM*, forthcoming.

¹⁶ See *ibid.* Regarding Cocles, see R. M. Ogilvie: *A Commentary on Livy. Books 1–5* (Oxford, 1965), Comm. *ad* Livy 2. 10. Cf. W. O. MOELLER: «Once More the One-Eyed Man against Rome,» *Historia* 24 (1975), 407, following T. W. Africa, «The One-Eyed Man against Rome: an Exercise in Euhemerism,» *Historia* 19 (1970), 528–38.

in the biography of Caesar. The latter, as Suet., *Jul.* 58.1, alone reports, when he heard that his camp in Germany was besieged, «per stationes hostium Gallico habitu penetravit ad suos».¹⁷

Though it has been little noted, Sertorius opposed the assumption of a consulship by the underage Marius the Younger, *cos.* 82 (Plut., *Sert.* 6.1: «ὁ δὲ νεανίας Μάριος ἄκροντος αὐτοῦ [i.e., Sertorius] παρὰ τοὺς νόμους ὑπατείας ἔλαβε»), a view which Sertorius shared with the consul-to-be's mother Julia, aunt of Julius Caesar (*Vir. Ill.* 68.1: «Gaius Marius filius viginti septem annorum consulatum invasit, quem honorem tam immaturum mater flevit.»). This point apparently did not escape Sallust (*Hist.* 1.35M): «Adnot. ad Lucan. II 134: '(apud Sacriportum) Sulla de Asia regressus pugnavit cum Mario adulescente, qui victus Praeneste fugit. Hic est Marius, qui invita matre Iulia adeptus est consulatum, de quo Sallustius meminit.'» We have seen that Caesar delivered a funeral oration in Julia's honor.

Significantly, another mother was to urge her very young son not to enter public life by accepting testamentary adoption in 44: Atia urged Octavian (as we call him) not to accept adoption by Julius Caesar.¹⁸ Since young Marius's decision had clearly proved a fatal mistake, the point of the allusion which I believe that Sallust intended may well have been that Octavian should not have proceeded as he did either, or, at least, that he took an enormous risk in doing so (cf. n. 19, below). This interpretation accords with Syme's persuasive insight that Sallust, by his extremely negative evaluation of young Pompey, was implicitly berating young Octavian.¹⁹

Recall that Octavian's mother Atia died during his first consulship (43 B.C.: Suet., *Aug.* 61.2). Was there an implication that Octavian, like Sertorius, like Odysseus also (see Section III, below), to some degree *caused* his own mother's death? Note that both Odysseus and Sertorius were kept away from home, while Octavian voluntarily entered the political lists. *He* could have avoided the situation, hence was more personally responsible. Octavian was then about twenty years of age (63 to 43 B.C.). One sees an intriguing parallel with the mothers of Sertorius and of Odysseus (see Section

¹⁷ H. E. BUTLER and M. CARY: *C. Suetoni Tranquilli Divus Iulius* (Oxford, 1927), Commentary *ad loc.*, noting that Caesar (*B. G.* 5. 45 ff.) does not mention this deed, conclude «Probably another legend». Cf., however, Suet., *Jul.* 58. 2 («... ipse [i. e., Caesar] clam noctu parvulum navigium solus obvoluto capite conscendit»), with BUTLER—CARY's note.

¹⁸ Suet., *Aug.* 8. 2: «Ceterum urbe repetita hereditatem adiit, dubitante matre vitrico vero Marcio Philippo consulari multum dissuadente.»; App., *B. C.* 3. 10—11; Vell. 2. 60. 1—2. Cf. Cic., *ad Att.* 14. 12. 2 (SB No. 366), 15.12. 2 (SB No. 390); App., *B. C.* 3. 13—14; Nic. Dam., *Vita Aug.* 6, 16, 18, 30—31; and Dio 44.53.5.

¹⁹ Cf. Sir R. SYME: *The Roman Revolution* (Oxford, 1939; corr. repr. 1952), 114: «On no rational forecast of events would his [i. e., Caesar's] adopted son have succeeded in playing off the Republican cause against the Caesarian leaders, survived the War of Perusia and lived to prevail over Antonius in the end.» At the time when Sallust was composing the early books of his *Hist.* (c. 40—), the first two of SYME's threesome had been achieved, but Sallust predeceased the third.

III, below). It is the more intriguing because the age of Marius the Younger when elected consul is reduced by one source from approximately twenty-seven (c. 110 to 83 B.C.: App., *B.C.* 1.87.394; *Vir. Ill.* 68.1; and Vell. 2.26.1 [twenty-six] to *under twenty* (Livy, *Per.* 86).²⁰

In view of Marius the Younger's reputation (deserved or not) for cruelty (see, e.g., Livy, *Per.* 86: Flor. 2.9.21; *Vir. Ill.* 68.2), any parallel suggested between him and Octavian is most noteworthy. Let us not forget that in the year 44 Pseudo-Marius, who claimed to be the son of Marius the Younger and, consequently, a distant relative of Octavian himself, met the latter in order to gain support for his claim (Nic. Dam., *Vita Aug.* 14; cf. App., *B.C.* 3.23; Val. Max. 9.15.1). Sallust, I propose, drew parallels (more or less covert) between the early careers of Octavian and of Marius the Younger, to the discredit of the former. Just as Marius the Younger was chosen consul for 82 in order to rally the support of his late father's *clientela*, especially his many veterans (Diod. 38/39.12, written, it appears, within several decades of Octavian's rise and the composition of Sallust's *Historiae*), so, as Antony stressed, the name *Caesar* was the foundation of Octavian's edifice of power. The parallelism was genuine, and all the more noteworthy to a writer like Sallust with Antonian associations (Fronto p. 117 Van den Hout; Sen., *De Clem.* 1.10.1). In addition, Octavian, when deciding to accept the adoption and inheritance, reportedly quoted Achilles's utterance of determination to die if he failed to avenge his friend Patroclus (*Il.* 18.98 f., quoted in App., *B.C.* 3.13) ! We shall see in Section III the irony and pertinence of this citation.

Perhaps even more significant is the fact of Sertorius's loss of an eye. In this regard, Plutarch tells us the following: «Ὁὐ μὴν ὑφῆκατο τῆς στρατιωτικῆς τόλμης εἰς ἀξίωμα προεληλυθὼς ἡγεμόνος, ἀλλὰ καὶ χειρὸς ἐπιδεικνύμενος ἔργα θαυμαστά καὶ τὸ σῶμα τοῖς ἀγῶσιν ἀφειδῶς ἐπιδιδούς, τῶν ὕψεων ἀπέβαλε τὴν ἐτέραν ἔκκοπεῖσαν. Ἐπὶ τούτῳ δὲ καὶ καλλωπιζόμενος ἀεὶ διατέλει. Τοὺς μὲν γὰρ ἄλλους οὐκ ἀεὶ τὰ μαρτύρια τῶν ἀριστείων περιφέρειν, ἀλλὰ καὶ ἀποτίθεται στρεπτά καὶ δόρατα καὶ στεφάνους, αὐτῷ δὲ τῆς ἀνδραγαθίας παραμένειν τὰ γνωρίσματα, τοὺς αὐτοὺς ἔχοντι τῆς ἀρετῆς ἅμα καὶ τῆς συμφορᾶς θεατάς.» (Plut., *Sert.* 4.3–4). One might be inclined to attribute this view to Plutarch, except that, for once, we know that Sallust himself emphasized the point:

«Magna gloria tribunus militum in Hispania T. Didio imperante, magno usui bello Marsico paratu militum et armorum fuit, multaque tum ductu eius peracta primo per ignobilitatem, deinde per invidiam scriptorum incelebrata sunt: quae vivos facie sua ostentabat aliquot adversis cicatricibus

²⁰ However, M. G. COMMISSO: *Mario il Giovane e i Capi dei Populares dall' 87 all' 82* (Thes. Laur. Padua, 1969–70), 108, n. 47 (on p. 135), believes that Livy's own text had contained the expression «ante annos XXX» which was «ridotta per errore dall' epitomatore a. . . XX». Plausible.

et effosso oculo. Neque illis anxius, quin ille dehonestamento corporis maxime laetabatur, quia reliqua gloriosius retinabet.» (*Hist.* 1.88M).

Clearly, this passage of Sallust is Plutarch's source for the emphasis on Sertorius's pride in his disfigurement as an ever-present mark of bravery. Note that the key, final sentence contains the Sallustian neologism *dehonestamentum* (in extant literature, the word first occurs in the *Historiae*, 1.55.22M), within a passage which impressed Tacitus sufficiently for him to allude to it artistically («Sed Civilis ultra quam barbaris solitum ingenio solers et Sertorium se aut Hannibalem ferens simili oris dehonestamento,. . .» [*Tac., Hist.* 4.13.2]).²¹ Moreover, Gellius 2.27 explicitly states that Sallust composed *Hist.* 1.88M «*aemulari volens*» Demos., *De Cor.* 67, a passage lauding Philip for his willingness to sacrifice every part of his body (he had already lost an eye!).

Granted, then, that the theme originates in Sallust, what does it have to do with Caesar? Although the connection has not, to my knowledge, been perceived, one element of the crucial Battle of Pharsalus in 48 does provide a parallel of sorts. When, for whatever reason(s), Pompey offered Caesar battle, the army of the latter, though more experienced, was substantially outnumbered. In particular, Pompey was planning to have his far more numerous cavalry, under the command of the tested and zealous T. Labienus, overwhelm Caesar's cavalry and sweep around Caesar's right flank, in what would be a decisive maneuver. Caesar himself criticizes Pompey's plan for his infantry to stand fast and receive Caesar's infantry charge (*B.C.* 3.92; cf. App., *B.C.* 2.79), though unjustly, as his own subsequent account (*B.C.* 3.93.2) and modern authorities generally attest.²²

Significantly, however, Caesar provides a very brief account of the decisive cavalry engagement: «Eodem tempore equites ab sinistro Pompei cornu, ut erat imperatum, universi procucurrerunt, omnisque multitudo sagittariorum se profudit. Quorum impetum noster equitatus non tulit, sed paulum loco motus cessit, equitesque Pompei hoc acrius instare et se turmatim explicare aciemque nostram a latere aperto circumire coeperunt. Quod ubi Caesar

²¹ Cf. also Tac., *Hist.* 2. 87. 2: «Adgregabantur e plebe flagitiosa per obsequia Vitellio cogniti scurrae histriones aurigae, quibus ille amicitiarum dehonestantis mire gaudebat.» R. RENEHAN: «A Traditional Pattern of Imitation in Sallust and His Sources,» *CP* 71 (1976), 97 ff., studies the phenomenon of borrowings from passages with similar contexts. Cf., e.g., T. F. CARNEY: «How Suetonius' Lives Reflect on Hadrian,» *PACA* 11 (1968), 9: «A pre-print society savours every phrase, expecting to find several layers of meaning in it.» As the present study, I. trust, demonstrates, Sallust did not disappoint his audience. Tac., *Ann.* 6. 7. 5, with its use of the rare word «incelebrata», also artistically echoes Sall., *Hist.* 1. 88 M, the first (extant) occurrence of the word. Cf. Sir R. Syme: *Tacitus*, I (Oxford, 1958), 283 and n. 1.

²² Cf. J. F. C. FULLER: *Julius Caesar. Man, Soldier, and Tyrant* (London, 1865), 236; J. LEACH: *Pompey the Great* (London, 1978), 207; H. M. D. PARKER, *The Roman Legions* (Oxford, 1928), 50; F. E. ADCOCK: *The Roman Art of War under the Republic* (Cambridge, Mass., 1940), 116, 116; W. E. CALDWELL: «An Estimate of Pompey,» in *Studies Presented to David M. Robinson*, II (St. Louis, 1953), 956.

animum advertit, quartae aciei, quam instituerat sex cohortium numero, dedit signum. Illae celeriter procucurrerunt infestisque signis *tanta vi in Pompei equites impetum fecerunt, ut eorum nemo consisteret*, omnesque conversi non solum loco excederent, sed protinus incitati fuga montes altissimos peterent.» (B.C. 3.93.3—5).

The key, italicized words imply that the Pompeian cavalry gave way merely because of the great violence (*tanta vi*) of the attack by the special fourth line of Caesar's infantry. Later accounts, however, in profusion,²³ emphasize an additional, decisive detail. They maintain that Caesar, in establishing this fourth line of infantry, had instructed the men not to *hurl* their weapons at the horses, but to *thrust* upward, at the faces of the cavalrymen. Granted that the elaboration by Plutarch (*Pomp.* 69.3, 71.5, and *Caes.* 45.2; cf. App., B.C. 2.76) to the effect that the cavalrymen were young aristocrats, devoid of military experience, to be panicked easily by the danger of (facial) *disfigurement*, is grossly exaggerated rhetoric, factually inaccurate; nevertheless, it seems significant.

The Pompeian cavalry, though not composed entirely or even predominantly of young dandies from Italy, probably *were* taken aback by the Caesarian tactic. Florus's description of the command has point: «altera cruenta, sed docta et ad victoriam efficax» (2.13.50). Further, Caesar (and/or some of his officers) may well have deliberately fostered the impression that Pompey's cavalry, though numerous, was a paper tiger.²⁴ Observe that Caesar himself (B.G. 1.39: cf. Plut., *Caes.* 19.2) had expressed scorn for young, upper-class, amateur soldiers, frightened of their own shadow.²⁵ His designation of himself (in his *Anti-Cato*, noted above) as a «soldier» demonstrates that he thought of himself, justifiably, as a «professional». In view of this attested attitude of Caesar, I consider it justifiable to accept the basic report that Caesar did issue a command to strike at the cavalrymen themselves.

Indeed, it is likely that Caesar's honorific citation of the extraordinary heroism shown by the former first centurion of his (favorite) Tenth Legion, Crastinus, ending in the latter's death by a sword-stroke *in the face* (B.C.

²³ Plut., *Caes.* 45. 1—3, *Pomp.* 69. 2—3 and 71. 4—5; App., B.C. 2. 76, 78; Flor. 2.13.48 and 50; «Front.» 4. 7. 32 (cf. 2.3 22); Polyaeus 8. 23. 25; Oros. 6.15.26. Interestingly, the earliest extant account, other than that of Caesar, Lucan 7. 506—31, refers to Pompey's cavalry as «barbaricis . . . catervis» (527) and states that the cavalry fled when the «primus sonipes transfixus pectora ferro» threw his rider and trampled on him (528—9), thus contradicting the «strike their faces» command. On the other hand, can we press Lucan's text?

²⁴ Cf. T. MOMMSEN: *The History of Rome*, V. Trans. W. P. DICKSON (N. Y., 1903), 261, n. 1. Note also Lucan 7. 270—4. Col. É. STOFFEL: *Histoire de Jules César. Guerre Civile*, II (Paris, 1887), 252, in reference to an earlier edition of MOMMSEN's *History* declared that «... ses exposés . . . de la bataille de Pharsale sont des récits de pure fantaisie»!

²⁵ Cf. Gelzer: *Caesar*, 22, n. 2. The fact that Caesar omits to mention the men's legitimate, legal qualms (Dio 38.35) is not at issue *here* (see Section V and n. 88, below).

3.99; cf. Plut., *Caes.* 44.6, *Pomp.* 71.4; and Flor. 2.13.46), was a deliberate effort to «neutralize» the cruel and shocking «strike their faces» order, which Caesar purposely omits.²⁶ Although this interpretation has been doubted,²⁷ the probability does remain, in my judgment, that a tradition of such an order arose sufficiently early to influence Sallust's *Historiae*.

Objections based on the composition of Pompey's cavalry are not entirely valid (*pace*, Mommsen), while criticism of a military nature is not decisive either. Surely, in 48, Caesar's veterans were able to execute even highly unusual or extremely difficult or hazardous maneuvers. Note a reference by Caesar himself to eight hundred German *dismounted* cavalry's successfully putting to flight five thousand Roman (i.e., allied) cavalry, admittedly by a combination of surprise and «*effossis equis*» (*B.G.* 4.12.1–2).²⁸ What I wish to emphasize is that Sallust, a Caesarian commander during the Civil War, would have known Caesar's utter scorn for fickle young aristocrats, as well as the report concerning Caesar's «strike their faces» order. In portraying Sertorius, a *vir militaris* who had been disfigured, Sallust, I contend, emphasized Sertorius's pride in his wound —, unlike, perhaps, the attitude of Antigonos Monophthalmos (Pliny, *N.H.* 35.90) — for the purpose of differentiating the young man from his less worthy contemporaries. Here was no civilian in uniform, rather a true soldier, a man of bravery, like Caesar to whom the highest Roman military decoration, the *corona civica*, had been awarded in his youth (Suet., *Jul.* 2). Sallust's portrayal of Sertorius reflects Caesar's values, Sallust's own time.²⁹

²⁶ M. RAMBAUD: *L'Art de la Déformation Historique dans les Commentaires de César* (Paris, 1955; Second Ed., 1966), 207; R. T. BRÜERE: «Review of Rambaud: *L'Art de la Déformation*...», *CP* 50 (1955), 144 f.

²⁷ See, e.g., W. E. GWATKIN: «Some Reflexions on the Battle of Pharsalus», *TAPA* 87 (1956), 121. If the «strike their faces» order is rejected as unhistorical, then Caesar's mention of Crastinus's *aristeia* and of the location of his death-wound does constitute, does it not, a striking coincidence?

²⁸ The distinguished military historian J. F. C. FULLER: *Julius Caesar*, 236–8, discounts the ability of 1600 legionaries to route some 6,700 cavalry and dismisses the «disfigurement tactic as «rubbish», though he accepts an order to use *pila* like spears, i.e. as thrusting weapons. If, however, the cavalry were stationary after the rout and withdrawal of Caesar's cavalry, then experienced infantry using such shock tactics could have put them to flight (cf. *B.G.* 4.12.1–2, discussed above). This proposal counters FULLER's argument that «When charged by cavalry, the natural impulse of infantry is either to stand fast and meet it, or break and scatter; it most certainly is not to attack» (*Julius Caesar*, 238, n. 1). As noted in my text, Caesar's troops in 48 were far above average, not to mention the special instructions which Caesar had given them beforehand (*B.C.* 3.89); hence, «natural impulses» are not at issue. See FULLER, 235. Significantly, *Col. Stoffel: Hist. de J. César*, II, 249, finds the success of Caesar's infantry against Pompey's cavalry perfectly intelligible. Cf. W. B. TYRRELL: *Military and Political Career of T. Labienus* (Diss. U. of Washington, 1970), 62, n. 41 (on pp. 135 f.). Finally, the fact that Labienus, who had often commanded Caesar's cavalry, was commanding Pompey's cavalry at Pharsalus, may be highly significant, for knowing the enemy leader well can be a crucial advantage. Cf. M. RAMBAUD: «La cavalerie de César», in *Homages à Marcel Renard*, II, *Coll. Latomus*, 102, Ed. J. BIBAUW (Brussels, 1969), 650–63.

²⁹ Cf. A. PALLAVISINI: «Tradizione e novità nel giudizio di Cesare sui barbari nel «De bello gallico»,» in *Contributi dell'Istituto di Storia Antica*, I. (Milan, 1972), Ed. M. SORDI, 106, n. 62, concerning Jugurtha in the *B. J.* and Vercingetorix in Caesar's *B. G.* I

Let us note that it is accepted that Sall., *B. J.* 9.4–11.2, the speech of the dying Micipsa to his prospective heirs, constitutes a deliberate echo of Xen., *Cyr.* 8.7.1–28. By chance, we learn that Caesar himself had read and commented upon this very passage, apparently not long before his death (Suet., *Jul.* 87). To be sure, the passage was a celebrated one (cf. Cic., *De Senec.* 9.30 and 22.79–81).

In fact, it is very possible that the command to strike at the cavalry troopers themselves was included in the *History* of Asinius Pollio, who participated in the battle on Caesar's side and is cited as a source for casualties at Pharsalus by Plutarch in his *Pompey* (72. 3). Pollio, a critic of Caesar's *Commentaries* (see Suet., *Jul.* 56. 4, a much-discussed passage), after reading Caesar's own account, lacking in detail, if not candor, is apt to have leapt at the opportunity to correct the historical record. Moreover, Pollio is cited as source for another utterance of Caesar, at the conclusion of the battle (Suet., *Jul.* 30. 4).³⁰

Indeed, since Pompey had especially counted upon his cavalry, with its overwhelming numbers, to carry the day, only to see that very arm leave the field in flight so early, Pompey «saepe, ut dicebatur, querens tantum se opinionem fefellisse, ut, a quo genere hominum victoriam sperasset, ab eo initio fugae facto paene proditus videretur» (Caes., *B. C.* 3. 96). Just as Caesar had reason to omit the order from his account, as too harsh for his image of gentle moderation and *Clementia*, so *Pompeiani* (or those striving to assert their freedom from Caesarian bias) would have wished to stress Caesar's use of a novel, if not cruel, tactic, in order to spare Pompey responsibility for the defeat.³¹ Caesar's implication of treachery may be a covert blow at T. Labienus, whom he no doubt hated.

maintain that there is no basic conflict between my argument and the facts that «among the Celtiberians and Gauls . . . one-eyedness . . . was the mark of the magician,» i.e., shaman, and, consequently, gave Sertorius an advantage in leading native forces (MOELLER: *Historia*, 1975, 405; cf. 407 ff.; and Africa, *Historia*, 1970, 534).

³⁰ See GELZER: *Caesar*, 240, n. 9, for discussion. As GELZER notes, with reference to Plut., *Pomp.* 60. 4, Pollio was probably the source for Caesar's famous utterance in crossing the Rubicon as well. Pollio seems to have indulged freely in quotations of his *imperator*. Cf. Suet., *Jul.* 55. 4; M. RAMBAUD: «Le Soleil de Pharsale,» *Historia* 3 (1955), 357, n. 1.

³¹ For literary sources on the battle, see Y. BÉQUIGNON: *RE Suppl.* 12. 1075–6, s. v. «Pharsalos» (1970) «idem»: «Études Thessaliennes, X: Nouvelles Observations sur le Champ de Bataille de Pharsale,» *BCH* 84 (1960), 177–8. It appears that the *Pompeianus* Livy reported that Pompey's cavalry numbered only 1100! Cf. Orosius 6. 15. 23 and Eutropius 6. 20. 4, both in the Livian tradition.

Pernethetically, it has been argued that Pompey's disappointing performance (not to be exaggerated) was at least partly due to the effects of a lingering, perhaps worsening illness (malaria): E. CIACERI: «Le febbri di Pompeo,» *Il Mondo Classico* 1 (1931), 43–5, based mainly upon Cic., *ad Att.* 8. 2. 3 (SB No. 152), of February, 49: «Vagamur egentes cum coniugibus et liberis; in unius hominis [i.e., Pompey] quotannis periculose aegrotantis anima positas omnis nostras spes habemus, . . .» (italics added). Observe SB's Comm. *ad loc.*: «An exaggeration surely, though Pompey may have had other dangerous illnesses before the . . . one in 50.» See also Plut., *Pomp.* 72. 1 (weak); H. P. COLLINS: «Decline and Fall of Pompey the Great,» *G & R* 22 (1953), 105; but also Plut., *Pomp.* 64. 2–3.

III

We now turn to, the surprisingly neglected theme of Homeric allusions. Plut., *Sert.* 22. 7—8, reports that Sertorius «... ἐν δὲ ταῖς νίκαις διεπέμπετο πρὸς Μέτελλον καὶ πρὸς Πομπήιον, ἔτοιμος ὧν τὰ ὄπλα καταθέσθαι καὶ βιοῦν ἰδιώτης καθόδου τυχών· μᾶλλον γὰρ ἐθέλειν ἀσημότατος ἐν Ῥώμῃ πολίτης ἢ φεύγων τὴν ἑαυτοῦ πάντων ὁμοῦ τῶν ἄλλων αὐτοκράτωρ ἀναγορεύεσθαι.» As Schulten (*Sertorius*, 161) has noted, the passage surely reminds one of Achilles's famous lament in the Underworld: «Βουλοίμην κ' ἐπάρουρος ἐὼν θητενέμεν ἄλλω, / ἄνδρ' ἢ παρ' ἀκλήρῳ ᾧ μὴ βίोटος πολὺς εἴη, / ἧ πᾶσιν νεκύεσσι καταφθιμένοισιν ἀνάσσειν.» (*Od.* 11. 489—91). Odysseus had congratulated the son of Peleus upon being so influential in the Afterlife. Achilles, however, declared that he would rather be the *live* serf of the lowliest commoner than lord over all the *dead*!

What of the significance? Achilles had been warned by his *mother*, the Nereid Thetis, to whom he appears very attached, that he could have a long, prosperous life in obscurity, or a life glorious, but brief. He chose the latter, but then, having eaten his cake, so to speak, he wanted to have it too. Homer was making a sound comment on human nature via Achilles. The greatest hero at Troy, yet desiring the impossible, and finally made happy by report of his son Neoptolemus's success (*Od.* 11. 491—540, especially 538—40). In short, a Greek Everyman, who, but for the lack of technology, might have offered to show Odysseus Neoptolemus's baby pictures!

Thus, in the Homeric passage, Achilles was giving vent to very human feelings, not blameworthy, although not particularly praiseworthy either. In a recent article (see n. 21, above), Prof. Renehan has studied Sallust's «artistic use of traditional material», «his ingenious adaption of that material to his own purposes» (*op. cit.*, 97). I maintain that the text quoted above from Plutarch's *Sertorius* derives from Sallust,³² and that Sallust's exploitation of the material is of precisely the sort which Prof. Renehan perceptively describes. Sallust took the well-known lament of Achilles in the Afterlife and, altering it slightly, placed it into the mouth of Sertorius in Spain. The change of context changed the thrust as well, for the statement causes Sertorius to appear not as a Greek Everyman, but as a Roman patriot, a man who far surpasses even the hero Achilles. Sallust's use of this passage was superb artistry.

³² SCHULTEN: *Sertorius*, 161, even refers to it as «Sallusts Erzählung»! Cf. E. GABBA: *Republican Rome. The Army and the Allies*. Trans. P. J. CUFF (Berkeley/Los Angeles, 1976), 120. The fact that this passage of Plutarch constitutes a high, and artistic, compliment to Sertorius points strongly to Sallust as the source, for, although the biographer presumably read a number of accounts of Sertorius's activities, most, such as those of Varro, Theophanes, and Poseidonius, were (without doubt) *hostile*. The desire for glory gained through competition or struggle is precisely what Sallust himself seems to have relinquished (except through writing history); hence, the strong suspicion that Sallust was portraying Sertorius partly by looking into his own soul. Cf. n. 49, below.

In addition, I suggest that Sallust intended to compare the intransigence of the Sullan oligarchy in the seventies, especially the historian's *bête noire* Pompey (Plut., *Synk. Sert.-Eum.* 2. 3), with Octavian's relative restraint during the year 36, in allowing Lepidus, the erstwhile triumvir, hence, on might say, «ruler of all the world», to *retire to private life in Italy*.³³ In fact, as Augustus would later artfully stress in his *Res Gestae* (10), Lepidus was even allowed to retain the position of *pontifex maximus*. Note Dio 44. 5. 3: Octavian was «entitled» to receive that honor!³⁴ It is very probable, let us recall, that Sallust was alive and writing in 36.

The fact that Syme is likely to be correct in interpreting Sallust's extremely negative portrayal of the young Pompey as an aspersion on the young Octavian need not require us to assume that Sallust viewed Octavian's career as one *continuous* evil.³⁵ Even a staunch Republican would have welcomed the end of execution as a means of eliminating rivals. Lepidus's «retirement», incidentally, was the fruit of Octavian's defeat of Sextus Pompey (on whom, see Section V, below). Moreover, Sallust himself had «retired» to private life in Italy (presumably) and apparently desired to be left alone, in troubled times. Even an allusion to Julius Caesar is possible, for Nicolaus of Damascus (*Vita Aug.* 22) reports that Caesar suffered passage of a decree allowing the return from exile of the anti-monarchic tribunes Caesetius and Marullus in 44, though requiring them to remain *private citizens* (MRR 2. 323). As a final

³³ Livy, *Per.* 129; Vell. 2.80. 4; Suet., *Aug.* 16. 4 and 54; App., *B. C.* 5. 126; Dio 49. 12. 3–4; Oros. 6. 18. 32. Cf. Plut., *Ant.* 55. 3. For discussion, see R. WEIGEL: *The Aemilii Lepidi* (Diss. U. of Delaware, 1973), 259–65. Of course, the paradigm of retirement from public life in Republican Rome was that of Sulla. Caesar's alleged comment (Suet., *Jul.* 77, citing the *Pompeianus* T. Ampius) that «Sullam nescire litteras, qui dictaturam deposuerit», clearly reveals his attitude on the point, which sharply contrasted with that of Sertorius. A resignation by Lepidus would ostensibly indicate concern for Roman tradition by Octavian (cf. the next sentence of text).

³⁴ WEIGEL: *The Aemilii Lepidi*, 202–3, however, argues that, in a fair election, held in the proper manner, Lepidus «would have been the most likely candidate». Sir R. SYME, «Review of Gelzer: *Caesar*», *JRS* 34 (1944), 101, rejects the report of Dio. Cf. Dio 44. 53. 6–7.

³⁵ SYME: *Tacitus*, I, 150; *idem*, *Sallust* (Berkeley/Los Angeles, 1964), 224. Cf. my «Sallust and Pompey», recently submitted. Lepidus's loss of *dignitas* (Vell. 2. 80. 4: «spoliata, quam tueri non poterat, dignitas»), like that which Pompey apparently maintained that he would have suffered if he had returned to Italy in 48, even before Pharsalus, at Caesar's bidding (Caes., *B. C.* 3. 18: «Quid mihi [i.e., Pompey], inquit, 'aut vita aut civitate opus est, quam beneficio Caesaris habere videbor? Cuius rei opinio tolli non poterit, cum in Italiam, ex qua profectus sum, reductus existimabor bello perfecto.'»), was a great personal blow to a Roman senator. Caesar's quotation of Pompey's words suggests that Pompey, by placing such a high value upon his *dignitas* during the Civil War, himself closed the door to compromise; i.e., another decision *could* have been reached. To be sure, Caesar himself had declared that his own *dignitas* was his motivation in the Civil War (Cic., *ad Att.* 7. 11. 1 [SB No. 134]; cf. Caes., *B. C.* 1. 7, 1. 8, 1. 9. 2, 3. 91; Suet., *Jul.* 33, 72). Against such a background of stress upon *dignitas*, Sertorius' willingness (according to Plutarch/Sallust, at any rate) to abandon his *dignitas* was all the more remarkable. SYME: *Sallust*, 118, acutely observes that, in the central *synkrisis* of the *B. C.*, Sallust applies the word *dignitas* to Cato, not to Caesar (54. 2).

point concerning Lepidus, note that he «retired» to his home near Naples, at Circeii! We shall soon see the significance of this *Odyssean* datum.³⁶

Schulten (*Sertorius*, 54) acutely suggests that grief for the exiled, outlawed, and far-wandering Sertorius broke Rhea's heart and actually contributed to her death. Similarly, Odysseus's mother Antikleia explained to that hero, in the *Nekuia* (*Od.* 11. 197–203), the same scene of the *Odyssey* in which Achilles's lament appeared, that she had perished from longing for Odysseus, for his «μήδεα... [τ'ἀθανοφροσύνη]» (202–3).³⁷ These two traits are unquestionably the quintessential elements in the Sallustian/Plutarchan portrait of Sertorius.³⁸

Let us compare with this passage *Od.* 13. 332, where Athena addresses Odysseus as «ἐπητής», courteous, gentle (cf. *Od.* 5.12). Athena was not merely Odysseus's patron deity, rather she treated him «like a mother» (*Il.* 23. 782–3; cf. schol. *ad Od.* 13. 89)! It is also noteworthy that Odysseus, in spite of great affection for his mother, prevented her from drinking the blood until he had interviewed Teiresias. The reason is Odysseus's sense of responsibility to his comrades: «The common weal must take precedence over private affections: . . .»³⁹ That this motif has a very Roman quality needs no emphasis.

A further datum which accords well with the contention that Sallust drew heavily upon Homer and the *Nekuia* in particular is the fact that the last reported words of Cato the Censor, Sallust's exemplar for literary style and personal *virtus*, were a citation (with reference to the first deeds of Scipio Aemilianus in the Third Punic War) of *Od.* 10. 495: «οἶος πέπνυται τοι δὲ σκαιὰ ἄλσσοουσιν.» The speaker in Homer is Circe. She is explaining to Odysseus that, when he visits the House of Hades, only Teiresias will retain his mind. Thus, the citation looks forward to the *Nekuia* of Book XI. Moreover, as Astin has recently stressed,⁴⁰ Cato had a substantial familiarity with Homer, as with other Greek classics. Indeed, Cato was renowned for versatility, for expertise in many different activities (*Nep.*, *Cato* 3. 1; cf. *Cic.*, *Brutus* 65).

³⁶ Cf. R. E. A. PALMER: «Octavian's First Attempt to Restore the Constitution,» *Athenaeum* 66 (1978), 326.

³⁷ Cf. *Od.* 15. 258–61 (Eumaeus's report of Antikleia's death); 4. 732–4 (Penelope would have died before allowing Telemachus to go on his journey); *Soph.*, *OT* 969–70 (Oedipus's supposed father may have died from longing for him), a recognized echo of the *Nekuia* passage.

³⁸ Note also the fact that Octavian's mother Atia had died in 43, the year of his first consulship, after urging him (in 44) to reject adoption by Caesar. See Section II, above. One may plausibly hypothesize that the stress by Sallust (I believe) on Sertorius's close maternal tie reflects the historian's own longing for such a bond (the *Inv.* in *Sall.* 5. 13–14 refers to Sallust père, but not mère).

³⁹ W. B. STANFORD: *The Ulysses Theme. A Study in the Adaptability of a Traditional Hero* (N. Y., 1964), 61. To be sure, others also consider Odysseus gentle: *Od.* 2. 47 (Telemachus), 2. 234 (Mentor), and 14. 137–9 (Eumaeus). Cf. 4. 687–93 (Penelope) and 16. 442–4 (Eurymachus). See also STANFORD, pp. 35 f.

⁴⁰ A. E. ASTIN, *Cato the Censor* (Oxford, 1978), 162. For sources which attest Cato's quotation of Homer, see ASTIN, 130, n. 76; 162, n. 10.

Very Odyssean, is it not? Similarly, the most Odyssean character in Fifth-Century Greece, Themistocles, the man «wildly successful in deceiving everybody, his fellow Athenians, the Spartans, and the Persians»,⁴¹ was a special hero for Thucydides (1. 138. 3), our historian's Greek model. In view of Sallust's high regard for both Thucydides and Cato, who had himself studied Thucydides (Plut., *Cato Maior* 2. 5), these points are noteworthy.

A related point merits mention. Cicero's friend Atticus, who consistently maintained excellent relations with figures on all sides in the Civil Wars, repeatedly referred to Caesar's followers in 49 as a «*Nekuia*»⁴² The persuasive argument of E. Wistrand,⁴³ that «*Nekuia*» designated those emerging from *exile* suits the *hostis* Sertorius. The expulsion of Sallust from the Senate and his later withdrawal from politics also, I believe, fit the usage. If Sallust had heard (or heard of) this usage at the time, or even later, possibly after Cicero's death, then, to draw upon the very text (of Homer) from which this opprobrious term was derived would have been most ironic for Sallust. Such irony, let us recall, was Sallust's specialty.⁴⁴

In addition, note that Plut., *Pomp.* 72. 1—2, describes Pompey's state of mind when he realized that he had lost the Battle of Pharsalus by explicitly comparing him to Telamonian Aias, with quotation of *Il.* 11. 544 ff. (cf. App., *B. C.* 2. 81). Aias also made a memorable appearance in the *Nekuia* (*Od.* 11. 543—67), where he remains angry with Odysseus because the latter has won the contest for Achilles's armor. Odysseus had triumphed because of his superior intelligence; it had been a victory of brains over brawn (cf. *Il.* 23. 708—37). Indeed, it has aptly been said that Odysseus was a much greater success with *words* than with *deeds*. Sallust, wishing to appear as an intellectual (in modern terms),⁴⁵ identifies much more readily with Odysseus, «*vir sapientissimus*» (Cic., *De Or.* 1. 196; cf. *Tusc.* 1. 48 and *De Leg.* 2. 3), than with Achilles or Aias. A younger Roman author, Ovid, suffering actual (not merely political) exile, also came to identify with the hero who had been separated from his

⁴¹ P. WALCOT: «Odysseus and the Art of Lying», *Ancient Society* 8 (1977), 3 (cf. 4).

⁴² Cic., *ad Att.* 9. 10. 7 (SB No. 177), quoting Atticus; 9. 11. 2 (SB No. 178): «*Nekuian*, ut tu appellas»; 9. 18. 2 (SB No. 187): «qui comitatus, quae, ut tu soles dicere, *Nekuia*!». Cf. SB's Commentary on *ad Att.* 9. 10. 7 (No. 177).

⁴³ Sallust on *Judicial Murders in Rome. A Philological and Historical Study* (Göteborg, 1968), 20—1, following the view of Ed. MEYER. Cf. SB's Commentary on *ad Att.* 9. 10. 7 (No. 177). The analogous term «*Orciviv*» (Suet., *Aug.* 35. 1) of the Greek «*Charonitae*» (Plut., *Ant.* 15. 4), designating those admitted to the Senate by Antony after Caesar's death (cf. Sall., *B. J.* 4. 4), on the basis of alleged papers of Caesar, was more recent, but does not appear directly pertinent.

⁴⁴ Note the apt remark that «Irony is the weapon of the weak» (*The New York Times*, June 21, 1980, p. 2).

⁴⁵ Is that not a major point of Sallust's much-discussed «philosophical» prefaces, in particular, likening himself to the young Plato of the *Seventh Letter* (Sall., *B. C.* 3. 3—4. 1)? See Section II of my «Did Sallust Have a Guilty Conscience?», *Eranos*, forthcoming. Cf. STANFORD: *Ulysses Theme*, 36—7.

beloved home for *twenty years*.⁴⁶ Moreover, it is not surprising that an historian whom some were to consider more of an arator (Gran. Licin. p. 33 Fl.) identified with the Homeric hero whose eloquence was so admired in Rome (e.g., Cic., *Brutus* 40).

A well-known item in the extant tradition of Sertorius's life is his longing to abandon the political and military struggle and to go off the serene islands in the Atlantic (Plut., *Sert.* 8. 2–5; cf. Flor. 2. 10. 2), the Isles of the Blest Plutarch (*Sert.* 8. 2–5) noted the allusion to the Homeric Elysian Fields (*Od.* 4. 563–8; cf. Hesiod, *Op.* 167–73), which is where Achilles was to spend eternity.⁴⁷ In this case, we know that Sallust presented the *topos* (*Hist.* 1. 100–102 M and 1. 103 M [?]). He may well have found a description of the islands (cf. 1. 100 M) in Poseidonius.⁴⁸

Significant is the strong possibility, long suspected,⁴⁹ that the motif of Sertorius's *Weltschmerz*, his desire to «get away from it all», was a Sallustian literary creation. Surely, it seems suspiciously applicable to Sallust's own life and expressed feelings. Admittedly, the fact, recently stressed,⁵⁰ that a paradise in the far west was a serious item of belief to ancient Celts appears to argue for Sertorius's own interest in the Isles as an aspect of *Religionspolitik*, like his famous doe (Plut., *Sert.* 11–12, 20), itself an image associated with the dead.⁵¹ Of course, Sertorius's interest in the Isles, whatever its motivation(s), could readily have been *re-interpreted* by Sallust for *his* purposes. Horace (*Epod.* 16. 15–66), in turn, utilized, i.e., probably borrowed the *topos* of a flight to the Blessed Isles, soon after Sallust composed his work.⁵² The parallel between the reported *Weltschmerz* of Sertorius and that of Odysseus (cf. *Hist.* 1. 103 M, of unspecified book), in addition to their extensive travels, is notable.

⁴⁶ *Ibid.*, 142 f.

⁴⁷ Pindar, *Ol.* 2. 70–83 (his mother arranged it); Apoll. Rhod. 4. 811 ff. Cf. Eur., *And.* 1259–62; «The Drinking Song» attributed to Callistratus.

⁴⁸ Cf. V. EHRENBURG: «Sertorius,» in *Ost und West: Studien zur geschichtlichen Problematik der Antike* (Brünn, 1935), 186 f.

⁴⁹ Cf., e.g., P. TREVES: «Sertorio,» *Athenaeum* 10 (1932), 133; my «Notes on Sertorius,» *RhM*, forthcoming; and n. 32, above. Note that GABBA: *Republican Rome*, 120, rejects both the notion that Sertorius was planning to return to Italy at the head of his army, and the portrait of Sertorius as «a sentimental, disillusioned man,» with reference to Plut., *Sert.* 22. 7–8, quoted above (though see GABBA, p. 122). The literary and contemporary political allusions which I propose do call in question the historicity of the basic reports (desire to go off to Atlantic islands and to return to Italy, even as a private citizen), but do not *disprove* them. Cf. W. H. BENNETT: «The Death of Sertorius and the Coin,» *Historia* 10 (1961), 468. GABBA's lengthy treatment of Sertorius, while characteristically penetrating, appears to focus unduly upon principles, «democratic» and otherwise, rather than upon personal factors.

⁵⁰ MOELLER; *Historia*, 1975, 407–8; Africa, *Historia*, 1970, 534.

⁵¹ MOELLER: *Historia*, 1975, 408.

⁵² SYME: *Sallust*, 284–5; and G. SCHÖRNER: *Sallust und Horaz über den Sittenverfall und die sittliche Erneuerung Roms* (Diss. Erlangen, 1934), 40–3. See, however, G. V. SUMNER, «Review of Syme: *Sallust*,» *Phoenix* 19 (1965), 243; A. LA PENNA: «Review of Syme: *Sallust*,» *Athenaeum* 44 (1966), 379.

Let us further note the vision of Er in Book X of Plato's *Republic* (620 A—C): the soul of Aias chose to be a lion, for it was unwilling to be a man (in its second incarnation); that of the buffoon Thersites wished to be an ape (see below); that of Odysseus, recognizing the futility of ambition, chose to be a «private citizen» (*ιδιώτης*)! No need to stress the pertinence of this text, which Sallust surely had read,⁵³ to his own life and expressed views, not to mention Achilles's utterance in the *Nekuia* (above).

As regards Sallust and Homer, the very opening of the *B. J.* («Falso queritur de nature sua genus humanum, quod inbecilla atque aevi brevis forte potius quam virtute regatur. Nam contra reputando neque maius aliud neque praestabilius invenias magisque naturae industriam hominum quam vim aut tempus deesse.» [1. 1—2]) echoes, to a degree, the initial and programmatic declaration of Zeus, in Book I of the *Odyssey* («ἽΩ πόποι, οἷον δὴ νῦ θεοὺς βροτοὶ αἰτιώωνται / ἐξ ἡμέων γάρ φασι κακ' ἔμμεναι, οἳ δὲ καὶ αὐτοὶ / σφῆσιν ἀτασθαλίῃσιν ὑπὲρ μόρον ἄλγε' ἔχουσιν, . . .») [lines 32—4].⁵⁴ Moreover, Halitherses re-emphasizes this theme of personal responsibility near the end of the poem (*Od.* 24. 455), as does Odysseus (22. 413—17). Further, E. Mollmann accepts an echo of the *Iliad* (23. 315—18; «μήτι τοι δροπτόμος μέγ' ἀμείνων ἢ βίηφι / μήτι δ' αὖτε κυβερνήτης ἐνὶ οἴνοπι πόντῳ / νῆα θοὴν ἰθύνει ἐρεχθομένην ἀνέμοισι / μήτι δ' ἡνίοχος περιγίγνεται ἡνιόχοιο») in Sall., *B. C.* 2. 7 («Quae homines arant navigant aedificant, virtuti omnia parent».)⁵⁵ If one accepts this (neglected) suggestion,

⁵³ Cf. P. PERROCHAT: *Les Modèles Grecs de Salluste* (Paris, 1949), 55—6, citing an echo from Book IX of Plato's *Republic*. The question of the sources for Sallust's prologues is, I realize, a scholars' quagmire. Let me merely emphasize my belief, on general grounds, that a would-be intellectual and philosophical historian such as Sallust would surely have read Plato's *Republic*.

⁵⁴ This parallel is not noted by, e.g., E. KOESTERMANN: *C. Sallustius Crispus. Bellum Iugurthinum* (Heidelberg, 1971), Comm. *ad loc.* Indeed, PERROCHAT: *Les Modèles*, completely neglects Homer as a «model» for Sallust. See A. LESKY: *A History of Greek Literature*, Trans. J. WILLIS and C. DE HEER (N. Y., 1966), 69—70, for relevant interpretation of Homer.

Note that Zeus proceeds to illustrate his point by citing the case of Aegisthus, whom Orestes slew, after Aegisthus had «married» Agamemnon's wife, Clytaemnestra (*Od.* 1. 35—43), a point repeated by Athena (1. 44—7), and somewhat analogous to the tale of Sallust's affair with Fausta (Gell. 17. 18)! Let us also recall that this tale of Aegisthus and Agamemnon appears in the *Nekuia* (*Od.* 11. 404—39). That Sallust intends any allusion here to the dubious story that Pompey's wife Mucia had committed adultery with Caesar and that Pompey consequently called the latter «Aegisthus» (Suet., *Jul.* 50. 1) is conceivable, but not, in my view, likely. Concerning this story, see M. E. DEUTSCH: «Caesar and Mucia,» *PhQ* 8 (1929), 218—22; GELZER: *Caesar*, 66, n. 6. As a final point, before the Battle of Pharsalus, the aristocrats in Pompey's camp reportedly reviled him as «Agamemnon» (Plut., *Caes.* 40. 1, *Synk.* Ages.-Pomp. 4. 4, *Pomp.* 67. 5)!

⁵⁵ Quatenus Sallustius e scriptorum Graecorum exemplo pendeat (Progr. Königsberg, 1878), 21. Note also a possible echo of *Odyssey* 12. 342 in Sall., *Hist.* 2. 98. 1 M (*Ep. Pomp.*), although W. AVENARIUS: «Die griechischen Vorbilder des Sallust,» *SO* 33 (1957), 86, doubts a direct reference for the admittedly common point that hunger is the most pitiful form of death. E. SKARD: *Sallust und Seine Vorgänger. Eine Sprachliche Untersuchung*, *SO Fasc. Supplet.* 15 (Oslo, 1956), 49, believes that Sallust borrowed an Ennian echo of Homer. Similarly, Sall., *B. C.* 10. 5 («aliud clausum in pectore aliud in lingua promptum habere») echoes Ennius, Sc. 12 V, derived, in turn, from *Iliad* 9. 312 f.

one should note, first, that the passage appears within a Sallustian preface; second, that it has an Odyssean ring, i.e., it stresses skill over brute strength; third, the Latin text evidences special attention from the historian.⁵⁶

Furthermore, the epithet of Odysseus, «πολύτροπος» (*Od.* 1.1), appears to mean «one who has been turned in many ways, much-traveled, widely experienced», as is explained by the phrase that follows it — «who was driven very much from his course» («ὅς μάλα πολλὰ πλάγχθη» [*Od.* 1.1–2]).⁵⁷ This theme of *straying* from one's course finds an echo in Sallust's claim that «inter tanta vitia inbecilla aetas [of Sallust] ambitione corrupta tenebatur» (*B. C.* 3. 4), and, in particular, that «a quo incepto studioque me ambitio mala detinuerat, eodem regressus» (*B. C.* 4. 2). Both the Homeric and Sallustian passages occur in prefaces; i.e., they are, one may say, programmatic. Similarly, Sallust's contemporary, the historian Diodorus Siculus, in his *prooemium* (1. 1. 2), explicitly quotes *Od.* 1. 3.

In fact, it is very possible, as I discuss at length elsewhere,⁵⁸ that Sallust identified with persons like Odysseus and Sertorius, whose physical appearance was noticeably marred or in some was defective.⁵⁹ Let us recall that, as *Od.* 19. 399–409 emphasizes (cf. *Od.* 1. 62; Soph., fr. *incert.* 880 [Nauck]), Odysseus's very name was believed — whether correctly or not is another matter — to mean «hated one», derived from *ὀδύσσομαι (Latin *odi*), for Autolycus had named his grandchild in commemoration of his own harsh experiences. Stanford has even stressed Odysseus's loneliness, as well as the fact that «love of home was his dominant desire».⁶⁰ What an apt model for the politician *manqué* and «born-again» Republican, Sallust, and for his hero, the *hostis* with a high price on his head, Sertorius!

Not all post-Homeric authors were favorable to Odysseus; some were extremely hostile. The first such hostile author (extant) was Pindar (see *Nem.* 7. 20–30 and 8. 21–37), an admirer of Aias; the Theban poet's hatred for Odysseus was due to, among other things, his strongly aristocratic and conservative orientation.⁶¹ Would one not expect the historian Sallust to react strongly against criticism of his model from such a source, just as he reacts defensively against the *invidia* shown toward Sertorius (*Hist.* 1. 88 M)? It is also significant that Archilochus, who is apt, I believe, to have been a favorite of Sallust — as, for a time, of Horace (*Ep.* 1. 19. 23 ff. and *Sat.* 2. 3. 11 f.) — because of his (widely believed) low social origin, reputation as

⁵⁶ See E. DUCROUX: «Échos et Ruptures dans les Premiers Chapitres du Catilina de Salluste», *MEFR. Antiquité* 89 (1977), 103 and n. 23.

⁵⁷ STANFORD: *Ulysses Theme*, 99. Cf. *LSJ*, s. v. «πολύτροπος», I.

⁵⁸ See my «Sallust and Pompey», recently submitted.

⁵⁹ It may be significant in this regard that Sallust (I believe) has Sertorius utter words of Achilles from a passage in which the latter is, for a time, most unhappy. Achilles, of course, was very handsome.

⁶⁰ *Ulysses Theme*, 50 and 43 f.

⁶¹ *Ibid.*, 93 f.

a literary innovator, and his censoriousness, including *self*-criticism, seem to have regarded Odysseus with favor.⁶² Indeed, Pindar even employed Archilochus as a symbol of his personal enemies (*Pyth.* 2. 52—6)!

Let us also not forget Odysseus's role in the suppression and humiliation of Thersites in the *Iliad* (2. 200 ff.), for Thersites's actions constitute «the first recorded example of democratic opposition to the aristocratic domination».⁶³ This description of the Thersites incident strikingly echoes one of Sallust's own stated reasons for choosing the *Bellum Iugurthinum* as a topic: «...quia tunc primum superbiae nobilitatis obviam itum est» (*B. J.* 5. 1). Admittedly, Odysseus's role is decidedly pro-establishment; nevertheless, the *involvement* of this hero who, overall, is relatively *unaristocratic*,⁶⁴ is, I urge, more significant than Odysseus's exact role. After all, the historian was critical of extreme *populares* as well as of extreme *optimates*, and Thersites was certainly a repulsive figure, one who deserved harsh treatment (see above). Moreover, from a psychological viewpoint, it is perfectly intelligible that one really admires what one most often criticizes, just as, surely, the historian Sallust, a *novus homo*, fundamentally *admired* the Roman aristocracy which he so reviled (e.g., concerning Catiline, see Sall., *B. C.* 60. 7 and 61. 4).

Finally, I have proposed elsewhere that, in response to Sallust's Odyssean allusions and identification, the *Pompeianus* Varro conjured up an Odyssean allusion most derogatory to Sallust; i.e., Varro (*apud* Gell. 17. 18) cast the historian in the role of Ares, with Fausta Sulla as Aphrodite and Milo as Hephaestus, in the risqué tale told by Demodocus (*Od.* 8. 266 ff.).⁶⁵

How does this concern Caesar? First, the general contrast between Caesar's self-centered attitude (see n. 35, above) and Sertorius's selflessness is striking. More specifically, Plut., *Caes.* 11. 4, tells a story of the great man's passing through a little village in the Alps. When his companions jokingly refer to the electoral contests which must occur even here, Caesar emphatically states that *he* would prefer to be first in that little village than second in Rome. One recalls the later claim of Lucan: «Nec quemquam iam ferre potest Caesarve priorem/Pompeiusve parem.» (1. 125 f.).⁶⁶ Caesar himself, reportedly, often

⁶² *Ibid.*, 90f. Cf., e.g., LESKY: *Hist. of Greek Lit.*, 110—13. Regarding Sallust and Archilochus, see A. LA PENNA: «Il significato dei proemi sallustiani», *Maia* N. S. 11 (1959), 101 (repr. in *Sallustio e la rivoluzione romana* [Milan, 1968]).

⁶³ J. FERGUSON, *Moral Values in the Ancient World* (London, 1958), 12.

⁶⁴ See my «Sallust and Pompey»; and W. B. STANFORD: *The Quest for Ulysses* (N. Y., 1974), 33. Cf. also the remarks on Odysseus of N. AUSTIN: *Archery at the Dark of the Moon: Poetic Problems in Homer's Odyssey* (Berkeley/Los Angeles, 1975), 98: «His is the success story of the self-made man; self-made because he learns to become by wit and determination, what others are by birth». The analogy with Roman *novi homines* (such as Sallust) comes to mind.

⁶⁵ Section I of my «Varro, Sallust, and the *Pius aut de Pace*,» recently submitted.

⁶⁶ Cf. Flor. 2. 13. 14; Plut., *Ant.* 6. 3; Suet., *Jul.* 29. 1. No doubt, Milton's Satan («Better to reign in Hell than serve in Heaven» [*Paradise Lost* 1. 263]) would appreciate Caesar's alleged remark.

declared, after his achievements in Gaul, that «*difficilius se principem civitatis a primo ordine in secundum quam ex secundo in novissimum detrudi*» (Suet., *Jul.* 29. 1). The firm conviction of the *imperator's* contemporaries that he had sought and achieved *regnum* (see, e. g., Cic., *De Off.* 3. 21. 85–5) confirms the basic point.

Achilles, in turn, was the hero and explicit model for his supposed descendant, Alexander the Great (Plut., *Alex.* 5. 5, 8. 2, 15.4–5, 26. 1–2). Alexander was the figure to whom not merely Plutarch, Appian, and Velleius (2. 41. 1–2), but Caesar himself, in my judgment, compared Julius Caesar (see Section IV and n. 70), in an effort to supplant Pompey as the Roman Alexander. There survives, e.g., a tale of Caesar's weeping at the thought that, in his early thirties, he remained a long way from having conquered the world as Alexander had done (Plut., *Caes.* 11. 3; Dio 37. 52. 2; Suet., *Jul.* 7. 1; the former two place the story after Caesar's praetorship). Plutarch places the weeping tale just after, and within the same chapter as, the tale of desiring to be first in the little village.⁶⁷ Indeed, several traits of Alexander, his relative lack of interest in heterosexual relations, focus upon his mother, even a tale concerning severe punishment of a rapist (Plut., *Alex.* 12) are paralleled by traits and tales of Sertorius. Moreover, in *Hist.* 1. 88 M, the exceptional panegyric of Sertorius, Sallust echoed a famed text in praise of Philip, Alexander's father (Demos., *De Cor.* 67, as noted by Gell. 2. 27). In the light of Pompey's struggle against Sertorius in Spain, *Magnus's* desire for comparison with Alexander, and Sallust's loathing for Pompey and affection for Sertorius, no surprise. Turnabout is fair play.

A final argument, concerning Sertorius and the Isles of the Blest (see above). One point of that *topos* is that it is *necessary* to «get away from it all», that all hope is lost. Recall the comment of Caesar's friend Matius, soon after Caesar's death: «*etenim si ille tali ingenio exitum non reperiebat, quis nunc reperiet?*» (Cic., *ad Att.* 14. 1. 1. [SB No. 355]). Alas, this grim query was to prove all too prophetic,⁶⁸ as Sallust had already seen by the time that he began writing the *Historiae* (c. 40 B. C.). At Sallust's death, the light, such as it was, at the end of the tunnel remained beyond view.

⁶⁷ SPANN: *Quintus Sertorius*, 206, notes the connection between the Caesar anecdote and Sertorius's offer, though, curiously, *not* Achilles's statement. Let me emphasize that I am *not* arguing that the story be accepted at face value, or even that it reflects Caesar's actual feelings at that stage of his career, as believed by N. J. DEWITT: «The Non-Political Nature of Caesar's Commentaries», *TAPA* 73 (1942), 343. Cf. Section IV and n. 70, below.

⁶⁸ Note Suet., *Jul.* 86. 2: «... rem publicam, si quid sibi [*i.e.*, Caesar] eveniret, neque quietam fore et aliquanto deteriore condicione civilia bella subituram». Cf. SYME: *Sallust*, 119 f.; B. SHIMRON: «Caesar's Place in Sallust's Political Theory», *Athenaeum* 45 (1967), 336 and n. 5.

IV

«At Metellus in ulteriorem Hispaniam post annum regressus magna gloria concurrentium undique, virile et muliebre secus, omnium visebatur. Eum quaestor C. Urbinus alique cognita voluntate cum ad cenam invitassent, ultra Romanum ac mortalium etiam morem curabant, exornatis aedibus per aulaea et insignia, scenisque ad ostentionem histrionum fabricatis; simul croco sparsa humus et alia in modum templi celeberrimi. Praeterea tum sedenti transenna demissum Victoriae simulacrum cum machinato strepitu tonitruum coronam capiti imponebat, tum venienti ture quasi deo supplicabatur. Toga picta plerumque amiculo erat accumbenti, epulae vero quaesitissimae, neque per omnem modo provinciam, sed trans maria ex Mauritania volucrum et ferarum incognita antea plura genera. Quis rebus aliquantam partem gloriae dempserat, maxime apud veteres et sanctos viros superba illa, gravia, indigna Romano imperio aestimantis.» (Sall., *Hist.* 2. 70 M; cf. Plut., *Sert.* 22. 2–4; and Val. Max. 9. 1. 5). This passage of Sallust's *Historiae* is a devastating critique of Metellus Pius's behavior during the war against Sertorius in Spain. The motivation for the historian's hostility is clear: as in the case of Pompey, Metellus was a bitter opponent of Sallust's favorite, Sertorius. It is even (barely) possible that Sallust was drawing upon anti-Metellan material in a description of the Sertorian War by the *Pompeianus* Varro (cf. Plut., *Pomp.* 18. 2–3).⁶⁹

Significant for the present study and, I believe, unnoted is the likelihood that Sallust was yet again echoing Caesar's treatment of the Pharsalus campaign, which itself constituted an intentional echo of a notable event in Alexander's career. Caesar, *B. C.* 3. 82–3, stresses the strife within Pompey's camp just before the Battle of Pharsalus. Pompey's aristocratic allies were arguing among themselves over the distribution of spoils from what they assumed would be the forthcoming victory. Caesar provides great detail on this subject, the better to ridicule his *inimici*; exaggeration is likely. He ends his little morality tale, so lovingly elaborated, with the scornful summary «Postremo omnes aut de honoribus suis aut de praemiis pecuniae aut de persequendis inimicitiiis agebant nec, quibus rationibus superare possent, sed, quemadmodum uti victoria deberent, cogitabant» (*B. C.* 3. 83. 5). The *nobiles* at Pharsalus, including Metellus Scipio, adopted son of Metellus Pius, were already planning to enjoy their «victory»; Metellus Pius had celebrated a victory not yet actually achieved.

⁶⁹ See Section III and n. 70 of my «Varro, Sallust, and the *Pius aut de Pace*». Note also Plut., *Sulla* 11. 1–2: a somewhat analogous celebration by the Pergamenians in honor of Mithridates VI, although the crown, lowered by machine onto Mithridates's head, dropped to the ground and broke, a dread omen.

As regards Sallust's description of a banquet, consider Caes., *B. C.* 3. 96. 1–2: «In castris Pompei videre licuit trichilas structas, magnum argenti pondus expositum, recentibus caespitibus tabernacula constrata, L. etiam Lentuli et non nullorum tabernacula protecta hedera multaque praeterea, quae nimiam luxuriam et victoriae fiduciam designarent, ut facile existimari posset nihil eos de eventu eius diei timuisse, qui non necessarias conquirent voluptates. At hi miserrimo ac patientissimo exercitui Caesaris luxuriam obiciebant, cui semper omnia ad necessarium usum defuissent.» The reference to silver plate is significant. Moreover, let us note App., *B. C.* 2. 69, also concerning Pompey's camp on the day of the battle: «... καὶ καταφρονήσει χωροῦντες ἐπὶ τὸ ἔργον ὡς ἐπὶ ἔτοιμον. ὧν γε πολλοὶ καὶ τὰς σκηnὰς δάφναις ἀνέστεφον ἤδη, συμφόλῳ νίκης· καὶ οἱ θεράποντες αὐτοῖς δαῖτα λαμπροτάτην ἐπόρουν...». This passage contains an explicit reference to a banquet.

As for the connection with Alexander, let us recall the scene found by the Macedonian in the camp of Darius III following the Battle of Issus (Plut., *Alex.* 20. 6–8). Plutarch focuses upon the treasures in the royal tent of Darius, concluding with the magnificent setting for a royal *banquet*, at all of which Alexander gazed and uttered the memorable maxim «This, as it seems, is to be a king!»

In sum, Julius Caesar described the scene which he found in Pompey's camp at Pharsalus (*B. C.* 3. 96. 1–2) with deliberate echoes of the scene found by Alexander in Darius's camp. Pompey had liked to present himself, and to be portrayed, as Alexander, but now he had become Darius, and a new, *genuine* Alexander had arisen: Caesar.⁷⁰ Sallust, in turn, exploited the same propaganda to depict Metellus Pius as a virtual Darius. By implication, of course, this imagery would point to Sertorius as an Alexander-Caesar figure. Actually, however, Sallust's use of the motif is not equally apt. Alexander did defeat Darius at Issus in 333; Caesar did defeat Pompey and his Republican allies at Pharsalus in 48. Metellus, granted, may well have been

⁷⁰ The scene cited is not considered by P. GREEN in his perceptive study, «Caesar and Alexander: Aemulatio, Imitatio, Comparatio», *AJAH* 3 (1978), 1–26. Prof. GREEN's assertion of Caesar's «stubborn individualism» (p. 2; cf. WEIPPERT: *Alexander-Imitatio*, 106) is well taken, yet even this stubborn giant was human and no doubt had models, as have many other great figures (including Alexander himself), and sought to assume a predecessor's «image» (e.g., that of Marius: see D. TIMPE: «Caesars gallischer Krieg und das Problem des römischen Imperialismus», *Historia* 14 [1965], 202 f.). Cf. P. A. BRUNT: «Laus Imperii», in *Imperialism in the Ancient World*, Ed. P. D. A. GARNSEY and C. R. WHITTAKER (Cambridge, Eng., 1978), 179. I do not believe that during Caesar's last years comparison with Alexander need have been «odious» for Caesar, while if politically dangerous, this point accords all too well with other inclinations of the *Dictator*. As for the study of Alexander's career by «Greek-educated intellectuals» (GREEN, p. 9), was not Caesar precisely such? This is not the place to attempt to unravel the many strands of Caesarian controversy. Suffice it to say that I do *not* consider that WEIPPERT's excellent dissertation completely disassociates Caesar from Alexander.

very premature in celebrating a mini-triumph over Sertorius in the autumn of 74,⁷¹ but Sertorius *did* ultimately succumb.

Finally, a minor point. Sallust's text, in particular the words «*cognita voluntate*» (2. 70 M, quoted above) call to mind Antony's famous offer of a crown to Caesar, apparently with the latter's connivance.⁷² An ominous parallel, surely, replete with touches of *regnum* and other un-Roman *hybris*.

V

In this final Section, I shall focus on events concerning the last portion of Sertorius's life, and beyond. First, Alexander, Caesar, and Sertorius all,⁷³ to a degree, were said to have grown harsh near the *end* of their life, in more or less marked contrast with their earlier behavior. Similarly, both Caesar (Suet., *Jul.* 36; cf. Nic. Dam., *Vita Aug.* 22) and Sertorius (Plut., *Sert.* 19. 1) allegedly suffered no defeats themselves; only their subordinates experienced defeat. In both cases, the point is highly questionable.

As regards the assassination conspiracies against the two Romans, both men reportedly received information of the respective conspiracy, only to fail to take decisive action.⁷⁴ In view of the dramatic possibilities, the opportunity for reflections on destiny offered by such events, I judge it likely that post-Caesar accounts of Sertorius (Sallust, Livy, etc.) exploited the *topos* to the full. Indeed, it is probable that, even in the case of Caesar, the motif was embroidered beyond the bounds of fact (cf. Nic. Dam., *Vita Aug.* 20).

The murder of Sertorius was portrayed as a stab in the back by aristocratic «friends», an instance of *invidia* and *impietas*.⁷⁵ Probably the paradigm

⁷¹ B. MAURENBRECHER, in his (standard) edition of the *Historiae*, assigns frag. 2. 70 M to the autumn of 74. Cf., e.g., A. LA PENNA: «Per la Ricostruzione delle 'Historiae' di Sallustio», *SIFC* 35 (1963), 38; and M. GELZER: *Pompeius*² (Munich, 1959; First Ed., 1949), 51. LEACH: *Pompey*, 51–2, appears to place the fragment later, after Sertorius's death. Unlikely.

⁷² Vell. 2. 56. 4; Plut., *Caes.* 61. 3–5, *Ant.* 12; Nic. Dam., *Vita Aug.* 21; Suet., *Jul.* 79. 2; Dio 44. 11. 1–3; App., *B. C.* 2. 109–10; Livy, *Per.* 116. *Contra*, Flor. 2. 13. 91. Cf. Nic. Dam., *Vita Aug.* 20; Plut., *Caes.* 60. 1–2; Suet., *Jul.* 79. 1–2; App., *B. C.* 2. 107–108; Dio 44. (9–10. See also, e. g., J. CARCOPINO: *Jules César*⁵ (Paris, 1965), 560–2; and B. C. BONDURANT: *Decimus Junius Brutus. A Historical Study* (Diss. U. of Chicago, 1907), 46–7. This parallel was pointed out to me by PROF. HERBERT BLOCH of Harvard University in a seminar on Sallust's *Hist.*

⁷³ Alexander: Plut., *Alex.* 42. 2s cf. n. 67, above. Caesar: Suet., *Jul.* 76. Sertorius: Plut., *Sert.* 10. 3–4, 25. 4; Diod. 37. 22a; Livy, *Per.* 92; and App., *B. C.* 1. 113. 527.

⁷⁴ Sertorius: App., *B. C.* 1. 113. 527–8; Sall., *Hist.* 3. 81–2 M; Plut., *Sert.* 25. Caesar: Nic. Dam., *Vita Aug.* 19; Vell. 2. 57. 2; Plut., *Caes.* 62. 3, 64. 4, 65; App., *B. C.* 2. 116; Flor. 2. 13. 94; Dio 44. 18. 3. Cf. App., *B. C.* 2. 115; Dio 44. 15. 1–2. Regarding Sertorius, see SCHULTEN: *Sertorius*, 133–4; É. TIFFOU: *Essai sur la pensée morale de Salluste à la lumière de ses prologues* (Paris, 1974), 509 and n. 96.

⁷⁵ For Sertorius, see Plut., *Sert.* 25, *Pomp.* 20. 3; Flor. 2. 10. 6. Cf. App., *B. C.* 1. 115. 538. W. H. BENNETT: *Historia*, 1961, 468, has stressed the degree of Sertorius's success to the *end* and Perperna's consequent treachery due to jealousy and ambition. The pertinence of this aristocratic *invidia* to the fatal conspiracy against Caesar, and even to the aristocrats in Pompey's camp at Pharsalus, should be noted. The motif possessed strong

matic instance of *impietas* by murder is the death of Sextus Pompey in 35, at the hands of Titius (Vell. 2. 79. 6), whose life Sextus had once saved (Dio 48. 30. 5–6). Indeed, berating Antony for Sextus's death, Octavian asserted that *he* would have spared Sextus (Dio 50. 1. 4; cf. App., *B. C.* 5. 127. 525; but see Dio 49. 18. 6–7). In fact, as I have noted elsewhere,⁷⁶ Sextus, active during the years when Sallust was writing his *Historiae*, offered refuge to political refugees, pursued an essentially defensive strategy, and himself wished to return home (see, e.g., Cic., *ad Att.* 16. 4. 2 [SB No. 411]), as had Sertorius.

Furthermore, Sextus's initial base was Spain; in the final campaign against him, the conduct of Lepidus and Octavian bears comparison to that of Metellus Pius and Pompey against Sertorius. Sallust surely drew on the life of Sextus for material to construct his portrait of Sertorius. In this regard, Sextus's popularity with the Roman upper class is notable (recall Sallust's anti-aristocratic bias), just as it apparently led to appointment of a homonymous relative as *cos.* 35. Observe that the tale of Sextus's refusal to violate the Peace of Misenum with the triumvirs, once the suggestion to do so is made, from respect for his own promise,⁷⁷ receives a striking echo in the tale of Sertorius's refusal to have Marius dismissed in 87, once he learns that Cinna has sent for the old man, again due to refusal to break one's word (Plut., *Sert.* 5. 1–4).⁷⁸ That Sallust lies behind this parallelism — note that it is the pertinence to *Sertorius* which is more dubious — is a strong possibility.

It has even been claimed that Sextus's proposed alliance with the Parthians was the basis for ancient historians' hostility toward Sextus.⁷⁹ Could a better analogy with Sertorius and his maligned treaty with Mithridates be imagined? As a final point, the younger Aristodemus of Nysa, teacher of Sextus and resident in Rome during the middle of the First Century B. C., «wrote a work demonstrating that Homer was really a roman, . . .»!⁸⁰ In

appeal for Sallust, who had himself suffered from the arrogant patrician *nobilis* Ap. Claudius, censor in 50. Note that the «stab in the back» motif was firmly attached to Eumenes (Nep., *Eum.* 1. 1–2), whom Plutarch set as parallel to Sertorius. That Sallust emphasized the *topos* in Sertorius's case is the more probable in view of the following passage in a work dependent *solely* upon Sallust: «qui [i.e., Sertorius] tamen difficile vinceretur, nisi per coniurationem in convivio a suis esset occisus» (Exsup. 8).

⁷⁶ See «Notes on Sertorius», *RhM*, forthcoming. Cf. M. HADAS: *Sextus Pompey* (N. Y., 1930). 54 and n. 105, for the suggestion that Sextus modelled himself upon Sertorius!

⁷⁷ Plut., *Ant.* 32. 6–7; App., *B. C.* 5. 73. 310–11. Cf. Dio 48. 38. 2–3.

⁷⁸ Unfortunately, elements of the story clash with Plut., *Mar.* 42. 1., and App., *B. C.* 1. 67. 306–8, as I noted in «The Siege of Rome in 87 B. C.», *CP* 71 (1976), 335, n. 28, and «Studies on the Period of Cinna and Sulla», *AC* 45 (1976), 511, n. 45.

⁷⁹ P. GRENADE: «Le Mythe de Pompéiens sous les Césars», *REA* 52 (1950), 46 f. Note that Lucan has Sextus visit Elysium as a consolation for the defeat at Pharsalus (6. 802). Cf. F. M. AHL: *Lucan. An Introduction* (Ithaca, N. Y., 1976), 133–7. See also E. GABBA: «The Perusine War and Triumviral Italy», *HSCP* 75 (1971), 154.

⁸⁰ G. WILLIAMS: *Change and Decline. Roman Literature in the Early Empire* (Berkeley/Los Angeles, 1978), 118.

view of the allusions noted in Section III, above, is this bizarre datum not intriguing?

After the assassinations of Caesar and of Sertorius, we encounter the motif of an heir's ingratitude and consequent, widespread hostility toward the heir. Perperna, Sertorius's chief lieutenant, received a bequest in his leader's will, thereby seeming to mark his leadership of the conspiracy against Sertorius as a signally vile crime (App., *B. C.* 1. 114. 531—3 and 115. 536).⁸¹ Similarly, D. Brutus (to be distinguished from *Marcus Brutus*), although a close friend and longtime Caesarian, participated in Caesar's assassination and was subsequently named in the latter's will, even to the extent, we are told, of adoption in the second degree.⁸² We learn that there was great resentment at D. Brutus's involvement in the conspiracy (Cic., *Phil.* 10. 7. 15; and App., *B. C.* 2. 143, 146, and 4. 8, the latter not naming Brutus, but official and public).⁸³ Striking parallel.

Actually, Sallust, by depicting at length the faded *femme fatale* Sempronia (*B. C.* 25), has often been judged to be aiming at D. Brutus, her (supposed) son.⁸⁴ Let us remember that Sallust composed his first monograph during the late forties B. C. Antony, a particular *inimicus* of Decimus, was then very influential. Moreover, though we cannot be certain, it is very possible that Sallust was, to *some* degree, in Antony's camp. At least, he possessed a link to Antony via Ventidius (Fronto p. 117 Van den Hout), who was a leading Antonian marshal,⁸⁵ also via his own great-nephew (Sen., *De Clem.* 1. 10. 1), to be adopted by the historian testamentarily. It is, after all, the selection

⁸¹ Though E. GABBA does not note the point in his fine commentary (*Appiani Bellorum Civilium Liber Primus*² [Florence, 1967; First Ed., 1958], Comm. *ad loc.*), Treves, *Athenaeum*, 1932, 145 and n. 1, suggests that the report of animosity among the Spaniards toward Perperna was a reflection of the analogous situation involving Decimus Brutus following Caesar's assassination. The suggestion which GABBA does cite (of L. PARETI: *Storia di Roma*, III [Turin, 1953], 684, n. 6), that the mention of Perperna in Sertorius's will was «una falsificazione per facilitare la successione di Perperna», is not persuasive either on general considerations, in view of the lack of corroboration, or in the light of the parallel with Caesar—Brutus, or when one considers the final result (though events often baffle calculation).

⁸² App., *B. C.* 2. 143; Plut., *Caes.* 64. 1; Suet., *Jul.* 83. 2; Dio 44. 35. 2. Cf. Nic. Dam., *Vita Aug.* 19, 23—4; Vell. 2. 56. 3, 64. 1—2; Plut., *Ant.* 11. 2, *Brutus* 12. 5; BONDURANT: *Decimus... Brutus*, 36—6. CRAWFORD: *RRC*, p. 711, tentatively suggests that Caesar had «accelerated» the career of D. Brutus.

⁸³ Although SYME: *Sallust*, 134 and n. 50, cites Cic., *Phil.* 13. 11. 25 («Et ut venefica haec liberetur obsidione») as «a bitter word of M. Antonius» concerning D. Brutus, in fact this text is more pertinent to the struggle during 43 than to resentment over participation in the conspiracy. Ironically, Decimus issued coins in 48, as a Caesarian, bearing the image of *Pietas* (rawford, *RRC*, No. 450)! Note Oros. 6. 18. 5: «... D. Brutus... preces paenitentiae fudit». See also C. BRUTSCHER: *Analysen zu Suetons Divus Julius und der Parallelüberlieferung* (Bern, 1958), 131; BONDURANT: *Decimus... Brutus*, 39, 53; Sir R. SYME: «Bastards in the Roman Aristocracy», *PAPhS* 104 (1960), 326—7, suggesting that Decimus was an illegitimate son of Caesar!

⁸⁴ See P. MCGUSHIN: *C. Sallustius Crispus. Belum Catilinae. A Commentary* (Leiden, 1977), pp. 163—4 and Appendix V, pp. 302—3; and SYME: *Sallust*, 25—6, 69, 133—5, an opposition view (for once, not convincing). Cf. *idem*: *PAPhS*, 1960, 326—7.

of Sempronia, rather than some *other* female counterpart to Catiline, which calls for explanation.⁸⁶

As the final, major point, we come to the claim that, when Perperna, after Sertorius's murder, had been defeated and captured by Pompey, «τῶν Σερτωρίων γραμμάτων κύριος γεγονώς ὑπισχρεῖτο Πομπηίῳ δεῖξιν ὑπατικῶν ἀνδρῶν καὶ μέγιστον ἐν Ῥώμῃ δυναμένων αὐτογράφους ἐπιστολάς, καλούντων Σερτώριον εἰς Ἰταλίαν, ὥς πολλῶν ποθούντων τὰ παρόντα κινῆσαι καὶ μεταβαλεῖν τὴν πολιτείαν.» (Plut., *Sert.* 27. 3 ; cf. App., *B. C.* 1. 115. 536 ; Plut., *Pomp.* 20. 7—8).

I suggest that the true parallel to this report lies in Caesar's *B. G.* (1. 44. 12). Caesar wrote that, at a private meeting with Ariovistus, the German had declared «quodsi eum [i.e., Caesar] interfecerit, multis se nobilibus principibusque populi Romani gratum esse facturum — id se ab ipsis per eorum nuntios compertum habere —, quorum omnium gratiam atque amicitiam eius morte redimere posset.» This report of Caesar is not inherently improbable, for Caesar, by the end of his consulship, had added to the store of bitter *inimici* he had possessed upon entering office. Nevertheless, while plausible, the item is unverifiable and malicious in the extreme. As so often, Caesar acted on the principle that the best defense was a vigorous offense. Since, in fact, Ariovistus had been designated a Friend of the Roman People during Caesar's own consulship (Caes., *B. G.* 1. 35 ; Plut., *Caes.* 19. 1), and there was no small doubt as to the genuine need for Caesar's campaign against Ariovistus,⁸⁷ best to smear the Roman opposition to Caesar as unpatriotic, indeed treasonous.⁸⁸ An effective tactic. Note that the very phraseology

⁸⁶ Granted, Antony apparently felt threatened by Ventidius's *res gestae*. See, however, W. ALLEN: «Sallust's Political Career,» *StPh* 51 (1954), 11, n. 34. Cf. J. E. SEAVER: «Publius Ventidius—Neglected Roman Military Hero,» *CJ* 47 (1951—52), 275—80 and 300 ; and H. GUNDEL: *RE* 15.² 795—815, especially 814, s. v. «Ventidius» No. 5 (1955).

⁸⁷ Decimus, shortly before his death, assumed Gallic dress and passed himself off as a Gaul, since he knew the language (App., *B. C.* 3. 97).

⁸⁸ See, e.g., H. MARTIN: «The Image of Caesar in *Bellum Gallicum* 1,» *CJ* 61 (1965), 64 ff., with references. MARTIN notes Caesar's emphasis upon Ariovistus's ingratitude and arrogance, both points pertinent here. I raised this issue briefly, with bibliography, in n. 61 of «Notes on Sertorius,» *RhM*, forthcoming. Note that a later student of Caesar's *Commentaries*, the would-be *Augustus* Julian, faced an analogous situation: his opponent Constantinus solicited Germans to cause trouble in Gaul. Julian even secured and publicized Constantinus's letters to that effect (G. W. BOWERSOCK: *Julian the Apostate* [Cambridge, Mass., 1978], 56 f.; cf. p. 41, for another Caesarian parallel).

⁸⁹ Cf. GELZER: *Caesare*, 110, n. 1, making an analogous suggestion regarding Caes., *B. G.* 1. 39—41, by comparison with Dio 35. 2: although Caesar portrays his soldiers unwilling to fight the Germans as cowardly, the men reportedly considered the war unjust and illegal, serving only Caesar's personal ambition. As Gelzer observes, the Ariovistus item is parallel. Ariovistus, the Roman optimates, and Caesar's soldiers were all in the wrong; only Caesar was in the right, so Caesar implied! Cf. G. WALSER: *Caesar und die Germanen. Studien zur politischen Tendenz römischer Feldzugsberichte. Historia Einzelschriften*, 1 (Wiesbaden, 1956), 33 ; G. ZECCHINI: *Cassio Dione e la guerra gallica di Cesare* (Milan, 1956), 37, n. 71 ; U. MAIER, *Caesars Feldzüge in Gallien (58—51 v. Chr.) in ihrem Zusammenhang mit der stadtrömischen Politik* (Bonn, 1978), 45—6 ; and C. E. STEVENS: «55 B. C. and 54 B. C.,» *Antiquity* 21 (1947), 3.

«*nobiles* and *principes*» would have attracted Sallust. The malice he would have loved!

As for tracing the report concerning Perperna to Sallust, first, the location of the fullest report, near the end of Plutarch's *Sertorius*, is a strong item of positive evidence (see n. 1, above). Next, note Sall., *Hist.* 3. 85 M: «*Perpernam forte cognoscit mulio redemptoris.*» Maurenbrecher plausibly interprets this fragment as referring to the discovery of the hiding Perperna (cf. App., *B. C.* 1. 115. 536; Amm. Marc. 26. 9. 9). Thus, it is very likely, as one would expect, that Sallust did speak of Perperna's capture.⁸⁹ Since the further report of the correspondence would tend to malign many Roman aristocrats, including some consulars, not to mention Perperna himself, is it not most logical to judge Sallust as an ultimate source?

It has been argued that Perperna was merely lying in order to save his own life (at least temporarily), and that it would be difficult to think of consulars still living in the late seventies B. C. who would have been pro-Sertorian.⁹⁰ To be sure, Appian himself (*B. C.* 115. 536) is unsure whether the first alternative may not have been the case. As for this first argument, a lie would have been discovered soon enough (admittedly, not a decisive counter-argument). As for the second, I believe that Prof. Badian has established beyond question that the bulk of the Roman nobility had joined Sulla in the late eighties out of blatant expediency.⁹¹ Surely, some would have been willing to board another bandwagon, even if driven by Sertorius.⁹²

Admittedly, the tale also includes the report of Pompey's burning the correspondence, unread, an item much to Pompey's credit (Plut., *Pomp.* 20. 8, *Sert.* 27. 4—5, and *Mor.* 204 A; App., *B. C.* 1. 115. 537). Nevertheless, historical reports, like bottles, can be reused, with different contents. We can be confident, in my judgment, that Sallust did not tell the tale *in order to praise Pompey*, whom he loathed. Indeed, Plutarch's denial of Pompey's ingratitude in commanding the execution of Perperna (*Pomp.* 20.6: «*τὸν δὲ Περπένναν ἀχθέντα πρὸς αὐτὸν ἀπέκτεινεν, οὐκ ἀχάριστος οὐδ' ἀμνήμων γεγόμενος τῶν περὶ Σικε-*

⁸⁹ Note in Sall., *Hist.* 3. 85 M, the word «*mulio*». The point that a person of very low social standing uncovered the inept and arrogant aristocrat Perperna is extremely Sallustian. The same word was applied to Ventidius, for whom Sallust was to write a triumphal address (Fronto p 117 Van den Hout): Cicero *apud* Pliny, *N. H.* 7. 135; Plancus *apud* Cic., *ad Fam.* 10. 18. 3 (SB No. 395).

⁹⁰ I discuss this question in a recently submitted study, «Sertorius's Overlooked Correspondent». Cf. GABBA: Comm. *ad App.*, *B. C.* 1. 115. 536, citing M. GELZER: «Das Erste Consulat des Pompeius und die Übertragung der Grossen Imperien», *Abh. Preuss. Akad. Wiss., Phil.-Hist. Kl.*, 1943, Nr. 1, p 7, n. 1 (repr. in GELZER: *Kleine Schriften*, II [Wiesbaden, 1963], 150 and n. 18); SPANN: *Quintus Sertorius*, 119 f., 196 f.

⁹¹ E. BADIEN: «Waiting for Sulla», in *Studies in Greek and Roman History* (Oxford, 1964; repr. from *JRS*, 1962), 206 ff.

⁹² Cf. GABBA: *Republican Rome*, 11, 121—2, and my comments in n. 49, above. To insure clarity, let me emphasize that there is no need to seek diehard *populares* or «democrats» (whatever that might mean in First Century B. C. Rome), but merely those far from rare men of influence who wished to retain it, even if the regime in Rome were to change.

λίαν ὥς ἐγκαλοῦσιν ἔνιοι»; cf. Plut., *Pomp.* 10.2; and Val. Max. 6.2.8 [Helvius Mancina]) is apt to be a response to charges raised against Pompey by Sallust. The apparent falsity of the charges points all the more to an author *extremely* hostile to Pompey.⁹³ What better choice than Sallust? Let us not forget that Caesar reportedly burned, unread, the correspondence of Pompey after Pharsalus (Dio 41. 63. 5), and that of Scipio after Thapsus (Dio 43. 13. 2; Pliny, *N. H.* 7. 25. 94, verifying *both* reports), possibly (if true) in conscious emulation of Pompey's magnanimity.⁹⁴

Also noteworthy is the provocative argument of W. H. Bennett that, even after Sertorius's death, it took Pompey a year-and-a-half to suppress Perperna.⁹⁵ This inconvenient and embarrassing delay might help to explain Magnus's execution of Perperna. Just as Caesar «overlooked» (at least part of) his men's reasons for unwillingness to face Ariovistus, so Sallust, by chronological compression entirely typical of him, exalted the unique ability of Sertorius and minimized the limited success, or at least survival, of the arrogant *nobilis* Perperna.

To recapitulate, Pompey saw himself and saw to it that others presented him as a new Alexander. Alexander, in turn, had modelled himself upon Achilles. Caesar supplanted Pompey as *princeps* and assumed the Alexander image. Not only does Caesar, however, seem to have modelled himself, to a degree, upon Sertorius, but the historian Sallust, loathing Pompey and admiring Sertorius, fitted his hero into this sequence. Drawing upon Caesar's writings and image, Sallust presented Sertorius as, in some ways at least, superior to both Caesar and Achilles.

Sallust, who wished to present himself as a philosophical historian, an intellectual, identified Sertorius — and himself — with the «intellectual» among Homeric heroes, Odysseus. No doubt, if we possessed the entire Sallustian *Historiae*, we would perceive many more allusions to contemporary history, to Octavian, Sextus Pompey, and Lepidus, as well as borrowings from literature applied to Metellus Pius and others. Yet another lesson that separation of Sallust the political historian and Sallust the literary artist is impossible.⁹⁶

New York.

⁹³ Cf. GELZER: *Pompeius*², 52.

⁹⁴ Cf. SCHULTEN: *Sertorius*, 137, n. 617, exaggerated. Note also Dio 47. 5—6. GELZER: *Caesar*, 243, accepts the burning of Pompey's correspondence. Octavian, too, reportedly destroyed correspondence for the sake of amnesty (App., *B. C.* 5. 132. 548).

⁹⁵ *Historia*, 1961, 464 ff.

⁹⁶ E. HOWALD: «Sallust,» in *Vom Geist Antiker Geschichtsschreibung. Sieben Monographien* (Munich/Berlin, 1944), 156, in a penetrating study, even claims that, for Sallust, «die politische Neutralität ist ihm Stil». Although HOWALD does well to stress Sallust's artistic intent, I fear that he goes too far in devaluing the historian's *effort* to avoid bias. I am grateful to Prof. GARY CRUMP of the LSU History Dept. for helpful criticism of a draft of this study.

E. MARÓTI

STUDIEN ZU DEM PROÖMIUM VON VERGILS GEORGICA

I. Vos, o clarissima mundi lumina

Vergil wendet sich nach der Bezeichnung des Gegenstandes seines Lehrgedichtes in dem Proömium des Georgica (1–5. Zeile) an die Schutzgöttheiten des Ackerbaus. Die *invocatio* — die, wie E. Norden¹ festgestellt hat, die längste Periode (5–42. Zeile) in der römischen Poesie ist — beginnt mit der folgenden Einheit :

*Vos, o clarissima mundi
lumina, labentem caelo quae ducitis annum* (5–6.)

1. Entgegen früheren Auffassungen, wonach sich der Ausdruck *lumina* auf die Gestalten Liber und Ceres in der nächsten (7.) Reihe bezieht, kann man es heute als weithin angenommen betrachten,² daß hinter dem Hinweis die Sonne und der Mond, Sol und Luna, bzw. deren Götter, Apollo und Diana stehen.³

Daß Vergils Vorbild Varro war, das kann von uns auch, zumindest in Beziehung auf das Auftreten der 12 Gottheiten, die 6 Götterpaare bzw.

¹ ED. NORDEN: Die Geburt des Kindes. Leipzig—Berlin 1924. 71. K. BÜCHNER: Der Eingang der Georgica (In: Vergiliana, Recherches sur Virgile. Publ. par H. BARDON et P. VERDIÈRE. Leiden 1971, 70.) erwähnt schon ohne Quellenangabe.

² CHR. G. HEYNE: P. Virgilii Maronis Opera I. Lipsiae 1928. 83. ad v. 6. Neuerdings von RICARDA LIVER angezweifelt, allerdings durch ziemlich verworrene und oberflächliche Ausführungen: *Clarissima mundi lumina*. Zu einem Interpretationsproblem im Prooemium von Vergils Georgica. MH 33 (1976) 33–37. Tatsache ist, daß die Uneinigkeit schon mit den antiken Kommentaren begonnen hatte, wie es die Bemerkung des Servius, die der *Anonymi brevis expositio* und jene, die unter dem Namen von Probus überliefert wurden, zeigen. Zuletzt vertrat A. SALVATORE die Meinung, daß die Bezeichnung *«clarissima mundi lumina»* auf Grund des Irrtums irgendwelches antiken Kommentatoren (*«la perplessità di qualche commentatore»*) auf die Gestalten Liber und Ceres bezogen worden sei: Georgiche di Virgilio e De re rustica di Varrone. In: Atti del Convegno virgiliano sul binillenario delle Georgiche. Napoli 1977. 75. S. noch Ders.: Scienza e poesia in Roma. Varrone e Virgilio. Napoli 1978. 61.

³ Vgl. z. B. A. FORBIGER: P. Virgilii Maronis Opera I. Lipsiae 1852. 197. W. RICHTER: Vergil, Georgica. München 1957. 117. K. BÜCHNER: P. Vergilius Maro. RE VIII A (1958) 1267. Es ist überraschend, daß C. BAILEY (Religion in Vergil., Oxford 1935, 198) das ganze Problem unbeachtet läßt. MICHAEL C. J. PUTNAM: Virgil's poem of the Earth. Princeton 1979., geht bei der Behandlung der *invocatio* (S. 17 ff.) ebenfalls nicht auf das Problem ein. S. unten S. 320 und Anm. 31.

Göttergruppen, *communis opinio* genannt werden.⁴ Varro schreibt am Anfang des I. Buches seiner *Rerum rusticarum libri tres* (1, 4): ... *prius invocabo ... illos XII deos, qui maxima agricoliarum duces⁵ sunt*.

Auf die Unterschiede zwischen beiden Göttergruppen wurde von der Forschung mit mehr oder weniger Nachdruck hingewiesen.⁶ Bei der Erklärung der Differenzen herrscht allerdings weitgehende Ratlosigkeit, die gerade vom Verfasser des umfangreichsten Georgica-Kommentars, W. Richter am auf richtigsten formuliert worden ist.⁷

Werfen wir einen Blick auf die Götterliste beider Autoren.

Varro :	Vergil :
<i>Iuppiter—Tellus</i>	<i>clarissima mundi lumina</i>
<i>Sol—Luna</i>	<i>Liber—Ceres</i>
<i>Robigo—Flora</i>	<i>Neptunus—Aristaeus⁸</i>
<i>Minerva—Venus</i>	<i>Pan—Minerva</i>
<i>Lympha—Bonus eventus</i>	<i>Triptolemus—Silvanus</i>

Die wesentlichste Differenz zwischen Varros und Vergils Aufstellung ist, wie man sieht, daß bei dem Dichter der traditionsgemäß an erster Stelle eines jeden Götter-Katalog stehende Iuppiter (Zeus) und — der wegen des gemeinsamen Themas und aus landwirtschaftlichem Aspekt unerläßliche — Tellus, nicht vorkommen, sondern auf ihren Plätzen, die bei Varro an zweiter Stelle stehenden, Sol und Luna, d. h. die Gestalten des Apollo und der Luna gelangten.

Die Abweichung, daß Apollo und Diana nämlich in den Vordergrund gestellt werden, wendet sich nicht nur gegen die Gruppierung des Varro, sondern auch eine Tradition, an die selbst Varro noch zum Teil anknüpfte, von der er zum Teil aber schon abwich: ... *prius invocabo ... duodecim deos*

⁴ Vgl. FORBIGER: a. a. O. P. JAHN in: Vergils Georgica. Erkl. von TH. LADEWIG—C. SCHAPER und P. DEUTICKE I⁹, bearb. von —. Berlin 1915. 87—88. W. RICHTER: a. a. O. W. STEIDLE: Zwei Vergilprobleme. 1. Die Götter in Georgica I 5b—23. Serta Philol. Aenipontiana 7—8 (1961) 311. (S. weist gleichzeitig darauf hin, daß Vergil dem Gebrauch der Lehrsichtung folgt, indem er sich an die zuständigen Götter seines Themas wendet.) E. DE SAINT-DENIS: Virgile. Georgique. Paris 1963. XXIV. K.-H. PRIDIK: Vergils Georgica. Strukturanalytische Interpretationen, Diss. Tübingen 1971. 126—7. R. LIVER: a. a. O. 33.

⁵ Auf Grund dessen — dabei auch mit Hinweis auf das Verb *ducitis* bei Vergil — könnte ich mit STEIDLE einverstanden sein, der im Gegensatz zu RICHTER meint, daß zwar Luna und Sol den Lauf des Jahres bestimmen, trotzdem aber nicht nur auf die meteorologischen Regeln und auf den Kalender des I. Buches zu beziehen sind, sondern den Maßstab für das ganze Werk bedeuten.

⁶ FORBIGER: a. a. O. JAHN: a. a. O. RICHTER: a. W. 116. STEIDLE: a. a. O. 311. R. LIVER: a. a. O. 33 ff.

⁷ A. W. 116: «Es ist bis heute ungeklärt, warum der Dichter die Zusammenstellung Varros nur zu einem kleinen Teil übernommen hat und unter welchem Gesichtspunkt seine Anordnung zustandekam.» Vgl. STEIDLE: a. a. O. 311.

⁸ Die Figur des Aristaeus fehlt in THIELSCHERS Cato-Kommentar (Des Marcus Cato Belehrung über die Landwirtschaft. Berlin 1963. 285).

consentes; neque tamen eos urbanos, quorum imagines ad forum auratae stant, sex mares et feminae totidem, sed illos XII deos, qui maxime agricolarum duces sunt (I 1, 4).

Die Bezeichnung *di Consentes* finden wir auch in einem Fragment von Varro: *deos Consentes, quos dicunt in concilium Iovis adhiberi*.⁹

Die Gruppe der 12 Götter begegnet uns in Rom zum ersten Mal zu Beginn des 2. Punischen Krieges, 217 v. u. Z., als man auf Grund der Sibyllischen Bücher ein dreitägiges *lectisternium* auf 6 *pulvinar* zu Ehren der 6 Götterpaare hielt (Liv. XXII 10, 9). Die Zahl und die handelnden Götter lassen einen griechischen Einfluß erkennen: Iuppiter—Iuno, Neptunus—Minerva, Mars—Venus, Apollo—Diana, Vulcanus—Vesta, Mercurius—Ceres. Die vergoldeten Statuen dieser Götter waren vermutlich jene, die von Varro erwähnt wurden,¹⁰ wobei er die zum Thema passenden Veränderungen einfügte. Die Liste war übrigens von Ennius in Verse gefaßt worden, wobei er aus metrischem Zwang die Reihenfolge veränderte und auch einzelne Paare auseinanderriß. Auf die Zwölfgöttergruppe weist auch Plautus hin.¹¹ Wir finden ihre Darstellung auf späten Wandbilder in Pompei und ihre Erwähnung auf Inschriften, auf jeden Fall die Bezeichnung *consentes* in verschiedenen Auslegungen. Die Statuen hatte Vettius Praetextatus 367 u. Z. restaurieren lassen; die *deorum Consentium porticus* war 1834 freigelegt worden.¹²

2. Wir wollen jetzt sehen, warum Vergil von der Überlieferung abgewichen war und warum Apollo und Diana in den Vordergrund schob, Iuppiter dabei aber vernachlässigte. Das fällt auf, weil die Gestalt des Apollo im römischen Kult und in der Religion der Römer nicht tief verwurzelt war. Allein die Tatsache, daß sein Name im wesentlichen unverändert aus dem Griechischen übernommen worden war und er keinen eigenen lateinischen Namen hatte, zeigt das klar an.¹³ Private Dedikationen, die ihm gewidmet waren, finden wir in der Zeit der Republik nur selten.¹⁴ Seine Beliebtheit wuchs erst nach der Gründung der *Ludi Apollinares* im Jahr 212 v. u. Z.¹⁵

⁹ Augustin, *c. d.* IV 23, p. 174. = M. Terentius Varro *Antiquitates rerum divinarum* fg. 208. Ed. B. CARDAUNS: Abh. Mainz 1976 I 90., vgl. II 222.

¹⁰ Vgl. CIL VI 102: *deorum c]onsentium sacrosancta simulacra*

¹¹ Epid. 610: *Si undecim does praeter sese secum adducat Iuppiter . . .* Vgl. 675: *Duodecim dies plus quam in caelo deorumst immortalium . . .*

¹² Zu obig. s. L. PRELLER—H. JORDAN: Römische Mythologie I³, Berlin 1881. 67—8. G. WISSOWA: Consentes. In: Roscher Lex. I 922—23. *Ders.*: Religion und Kultus der Römer². München 1912. 61. 253. 334. AUST: Consentes. RE IV (1900) 910—11. K. LATTE: Römische Religionsgeschichte. München 1960. 159—60. G. RADKE: Die Götter Altitaliens. Münster 1965. 95. BÜCHNER: a. a. O. 71. WISSOWAS und RADKES Meinung weicht in der Deutung der *consentes* bei Varro wesentlich voneinander; LATTE ist betreffs der Rezeption des *di consentes* durch die Römer skeptisch. An diesem Ort wollen wir uns mit dem Problem der 21. Reihe (*dique deaeque omnes*) bzw. dem des Auftreten Octavians als 13. Gott nicht befassen, da es in dem gegebenen Zusammenhang unwesentlich ist; vgl. ACD I (1965) S. 30. Anm. 30.

¹³ BAILEY: a. W. 163. LATTE: a. W. 222.

¹⁴ Vgl. LATTE: ebda 221—23.

¹⁵ S. WISSOWA: RuKR 223. LATTE: a. a. O.

Als Rom im Jahr 433 v. u. Z. von einer Seuche heimgesucht wurde, entschloß man sich zum Bau des ersten römischen Apollotempels, der 431 eingeweiht werden konnte.¹⁶ Apollo erhielt — wegen den erwähnten Umständen — den Beiname *Medicus*. Dieser Tempel blieb bis in die Zeit des Kaisers Augustus der einzige, ihm geweihte Tempel. Nach mehreren Renovierungen beschränkten Ausmaßes führte C. Sossius 33/32 v. u. Z. großangelegte Restaurierungen durch. Sie werden von einigen Forschern — so von K. Latte und G. Radke — als Konkurrenz zu dem von Augustus geplanten Apollo-Tempel auf dem Palatin verstanden. Man kann aber demgegenüber die Renovierungen auch als eine loyale Geste auffassen, zumal die Gründung des aller Wahrscheinlichkeit nach am 13. Juli eingeweihten Tempels gerade von Sossius auf den 23. September, als den Geburtstag des Augustus gelegt worden war. (N. b. Der Beginn der *Ludi Apollinares* war seit 208 der 13. Juli.) Der Tempel wurde gleichzeitig Dianas und nebenbei Latonas Kultstätte.¹⁷ Übrigens war der Diana-Kult im Rom sehr alten Datums und seine Verbreitung erfolgte völlig unabhängig vom Apollo-Kult.¹⁸ Im offiziellen Kult erschien das göttliche Geschwisterpaar gemeinsam erstmalig beim *lectisternium* 217 v. u. Z.¹⁹

Die Hervorhebung von Apollo und Diana, besonders von der Gestalt des Apollo, scheint auf jeden Fall eine freundliche Geste für Augustus gewesen zu sein und zwar auch deshalb, weil der Gott immer größeres Gewicht und bedeutendere Rolle in der Religionspolitik des Princeps erhalten sollte.

Das erste und gleichzeitig hervortretende Zeichen dafür war der Bau des pompösen Apollo-Tempels auf dem Palatin. Der am 9. Oktober eingeweihte neue Tempel war Repräsentant des in jenem Jahr — formell auf Grund eines *senatus consultum* — begonnenen Bauprogramms, dem neben dem Bau von mehreren neuen Tempeln auch die Restaurierung von 82 Tempeln in Rom zu verdanken ist. Welche große Rolle der Princeps der Bautätigkeit zukommen lassen wollte, zeigt nichts besser, als das, daß davon auch die *Res Gestae* berichten²⁰ und weiter das lebendige — und schwerlich ganz spontane — Echo, mit dem die Literatur jener Zeit reagierte.²¹

Den neuen Tempel ließ Augustus in den Gebäudekomplex seines Palastes auf dem Palatin integrieren. Die offensichtliche Absicht war, seine Person und die Gestalt des Gottes in direkte Verbindung zu bringen.²² Die Betonung,

¹⁶ Die frühere von WISSOWA (ebda 294.) anerkannte Tradition wird von LATTE (a. W. 221. S. 2. Anm.) für eine Rückprojizierung gehalten.

¹⁷ Zum obigen s. WISSOWA: a. W. 223. 294—95. F. ALTHEIM: Römische Religionsgeschichte II. Baden-Baden 1953. 194. LATTE: a. W. 221—23. RADKE: a. W. 69. 71. Neuestens s. noch J. GAGÉ: Apollon impérial. In: ANRW II 17. 2. (1981) 565—566.

¹⁸ LATTE: ebda 169—170.

¹⁹ RADKE: ebda 71.

²⁰ Vgl. *RgdA* 20. (82 Tempelrestaurierungen), 19. 21. (vgl. 24. fin.) 29: Der Bau neuer Tempel.

²¹ Vgl. Hor. c. III 6, 1 ff. Liv. IV 20, 7. Ovid. f. II 59 ff.

²² WISSOWA: a. W. 304. LATTE: a. W. 314.

daß der Bau *privato solo* zustande gekommen sei, diene sicher nicht nur der Hervorhebung der Gebärde, zu stiften, sondern auch, um seine souveräne Entscheidung zu unterstreichen, wie es von den Formulierungen *privato consilio, privata impensa* im ersten Satz der *Res Gestae* auch zum Ausdruck gebracht wird.

Es war für die damalige Situation typisch, daß der Tempel in einem Gebäudeteil errichtet wurde, das zuvor vom Blitz getroffen und ausgebrannt war.²³ Nach der Tradition wäre der Platz wohl für alles geeigneter, als für den Bau eines Gebäudes mit sakraler Bestimmung, als für einen Tempel. Die *haruspices* verkündeten allerdings sich schnell anpassend, daß der Gott selbst mit dem Blitzschlag den neuen Platz für den Tempel markieren wollte: *Templum Apollinis in ea parte Palatinae domus excitavit, quam fulmine ictum desiderari a deo haruspices pronuntiarunt* (Suet. *Aug.* 29, 3).

Es ist von Interesse, daß Augustus nach Crassus' Tode — als Erbe Caesars (vgl. *RG* 10.) — die Würde des *pontifex maximus* erworben hatte und durch eine seiner ersten Verfügungen die bislang im Iuppiter-Tempel auf dem Capitol aufbewahrten Sibyllinischen Bücher nach den Apollo-Tempel bringen ließ.²⁴ Diese Entscheidung sicherte einerseits die Möglichkeit die Sibylla-Prophezeiungen zu manipulieren, andererseits bedeutete sie eine gewisse Degradierung der Autorität des *Iuppiter Optimus Maximus*, der ja der wichtigste Ausdruck der geheiligten republikanischen Tradition gewesen war. Zu ähnlichen Verfügungen kam es im Jahr 2. v. u. Z. nach dem Bau des »*pro ultione paterna*« gewidmeten Tempels *Mars Ultor* im Forum des Augustus. Von hier gingen von nun an die Statthalter in ihre Provinzen, die Triumphatoren weihten ihre Kränze dem *Mars Ultor* und die Zensoren schlugen die Nägel, mit denen das Vergehen der Jahre angezeigt wurde, in die Wand dieses Tempels.²⁵

3. Die Erklärung dafür, daß die Gestalt des Apollo in den Vordergrund rückte, ergibt sich natürlich nicht aus dem Apollo-Kult der *gens Iulia*, wie das von einigen Forschern angenommen wird,²⁶ schon allein deshalb nicht, weil gerade die Umwertung der Gestalt des Apollo, welche die römische Überlieferung in düsteren Linien zeichnete, wünschenswert war.²⁷ Den Anlaß dazu gab der zufällige Umstand, daß — wie bekannt ist — in der Nähe des Ortes, wo die Seeschlacht gegen Antonius stattfand, wodurch sich Octavianus seine Alleinherrschaft sichern konnte, auf dem Gipfel der Vorgebirge von Actium, ein Apollo-Heiligtum stand. Was hätte die Propaganda besser ausnutzen

²³ Vell. II 81, 3. Vgl. Dio XLIX 15, 5.

²⁴ Vgl. WISSOWA: ebda 76. 224. ALTHEIM: a. W. II 192. LATTE: ebda 304.

²⁵ Vgl. WISSOWA: ebda 302. ALTHEIM: ebda 200. LATTE: ebda 303.

²⁶ Vgl. WISSOWA: ebda 75. A. KIESSLING: Philol. Untersuchungen II 92. C. KOCH: Der römische Iuppiter. Frkf. Stud. 14 (1937) 60 ff. 80 ff. S. noch KÜBLER: Gens. RE VII (1910) 1084—85.

²⁷ Vgl. ausführlich ALTHEIM: a. W. 193—94.

können, als den Sieg im Bürgerkrieg durch die Hilfe des Apollo zu glorifizieren. Deshalb eiferte der Sieger verständlicherweise, auch in seinem eigenen, richtig erkannten Interesse, um die Vermehrung des Ruhmes seines göttlichen Protektors.²⁸

Manche Forscher hatten den Sieg über Sextus Pompeius mit der Gestalt des Apollo in Verbindung gebracht.²⁹ Die Auffassung beruht allerdings auf einem Irrtum, denn die entscheidende Seeschlacht bei Naulokhos hatte sich in der Nähe eines Artemis-Heiligtums abgespielt. Daß die sich daraus ergebenden Propagandamöglichkeiten von Octavianus genutzt wurden, beweist eine Serie Silbermünzen, die man zur Erinnerung an den Sieg prägen ließ und auf deren Vorderseite die Abbildung der Diana, auf der anderen Seite das *tropaeum* zu sehen ist.³⁰

Nach allem wird verständlich, daß das göttliche Geschwisterpaar mit jedem in Frage kommenden Mittel hochgepriesen wurde. Die im Jahr 17 veranstalteten *Ludi Saeculares* boten dazu eine ausgezeichnete Gelegenheit. Der Anfang des von Horaz für diese Gelegenheit gedichteten Hymnus *Carmen saeculare* zeigt das auch und es ergibt sich gleichzeitig eine bestätigende Parallele für die erwähnte Stelle bei Vergil:

*Phoebe silvarumque potens Diana,
lucidum caeli decus . . .*³¹

4. Die Frage von R. Liver, warum Vergil die zwei Götter nicht bei ihrem Namen genannt hatte, ist nach den bisherigen Ausführungen weiter berechtigt und sie bleibt offen. Wir können keine bessere Antwort darauf geben als die, daß dies kein Einzelfall bei Vergil ist und das es für den in der Anpreisung zurückhaltenden Dichter typisch sein mag. Man denke nur an die ebenso anonyme Bezeichnung der — sicherlich nicht ohne Grund an den Anfang der Sammlung gestellten — 1. Ecloge,³² »*deus nobis haec otia fecit*« (6.), oder an die spätere (43.) Formulierung »*hic illum vidi iuvenem*«.

Einiges wird vielleicht klar, wenn man daran denkt, daß der wenig loyale Ovid (*Met.* VI 72–72.) im Zentrum des Kreises der 12 Götter wieder Iuppiter erwähnt:

*Bis sex coelestes medio Iove sedibus altis
angusta gravitate sedent . . .*

²⁸ Deshalb baute Nikopolis auf, deshalb gründete er die Aktischen Spiele.

²⁹ So WISSOWA: a. W. 75. ALTHEIM: a. W. II 192.

³⁰ Vgl. ACD I (1965) S. 27. Anm. 14.

³¹ Vgl. c. I 21, 1–2: *Dianam tenerae dicite virgines, / intonsum pueri dicite Cynthium* . . .

³² Die 1. Ecloge wird von L. P. WILKINSON (The Georgics of Virgil. A Critical Study. Cambridge 1969. 35.) als Meilenstein in der dichterischen Laufbahn des Vergil bezeichnet.

II. teneram ab radice ferens, Silvane, cupressum

Für Servius war Silvanus ganz selbstverständlich der Gott des Waldes.¹ Diesen eindeutigen Standpunkt vertritt die moderne Fachliteratur nur noch selten.² Wissowa meinte, daß die adjektivische Form darauf hinweist, daß der Name Silvanus ursprünglich das Attribut eines anderen Gottes war.³ Für G. Radke erscheint der etymologische Zusammenhang des Namens mit dem lateinischen Substantiv *silva* ebenso problematisch, wie eine Verbindung mit dem etruskischen Wort *selvans*.⁴ Schon Klotz meinte, daß Silvanus auf Grund der Abbildungen und Inschriften nicht wie ein Waldkobold wirkt, sondern vielleicht der Beschützer des Gehöftes gewesen sei.⁵

1. Wesentlich ist, daß Silvanus bei Vergil im 1. Buch der *Georgica*, in der von uns im Titel zitierten 20. Zeile, als einer der Schutzgötter der Landwirtschaft fungiert.⁶ Das drückte ganz gewiß sein ursprüngliches Wesen, seine Funktion aus und das war seine Bedeutung für die Römer in der Zeit der Republik von Anfang an. Ein weiterer Beweis dafür ist, daß er bei Cato (*De agr.* 83.) als Beschützer des Tierbestandes erscheint. Ihm werden Opfer für die Erhaltung der Gesundheit der Ochsen dargebracht: *votum pro bubus, ut valeant sic facito: Marti, Silvano in silva interdus in capita singula boum votum facito* . . .

Es fällt auf, daß Silvanus hier gemeinsam mit Mars erwähnt wird, der in Catos Zeit schon lange zu den Kriegsgöttern gezählt wurde, ursprünglich aber der Gott der Natur und der Fruchtbarkeit gewesen war.⁷ Das zeigt die Altertümlichkeit der Opferdarbringung und das urbäuerliche Gottsein des Silvanus an.

Von Cato wissen wir auch, daß Frauen von den Zeremonien bei der Opferungen für Silvanus ausgeschlossen waren: *mulier ad eam rem divinam ne adiit neve videat, quo modo fiat*.⁸ Der spätere Brauch, Statuen des Silvanus

¹ Servius (G. THILO) ad Georg. I 20: *Silvanus est deus silvarum*.

² Ebenso A. VON DOMASZEWSKI: Silvanus auf lateinischen Inschriften. In: Abhandlungen zur römischen Religion. Leipzig 1909 = Hildesheim 1977. 58. 64. C. BAILEY: Religion in Vergil. Oxford 1935. 34. 37. 198.

³ Religion und Kultus der Römer². München 1912. 213.

⁴ Silvanus. In: Der kleine Pauly V. München 1975. 198., nr. 1. Mit einigen Abweichungen: Die Götter Altitaliens. Münster 1975. 287.

⁵ RE III A (1927) nr. 1. 118–120., s. v. Silvanus.

⁶ Vgl. Aen. VIII 60: *arborum pecorisque deus*; Isid. orig. VIII 11, 81: *rusticorum deus*; Servius ad Ge. I 20: *quidam Silvium instituisse plantationes dicunt*. S. weiter unten S 323 u. Anm. 21. 22. Die Feststellung F. BÖMERS, bei Vergil sei Silvanus „ . . . in einem Winkel verbannt“ ist auf keinen Fall begründet. (Untersuchungen über die Religion der Sklaven in Griechenland und Rom. I. Abh. Mainz 1957: 7, 78.)

⁷ Vgl. 141. 2. Zur Umformung der Marsgestalt s. M. D. PETRUSEVSKY: L'évolution du Mars italique d'une divinité de la nature à un dieu de la guerre. Acta Ant. Hung. 15 (1967) 477–22., bes. 418–19. S. noch P. THIELSCHER: Das Marcus Cato Bekehrung über die Landwirtschaft. Berlin 1963. 340–41.

⁸ A. a. O. Zu dem Verbot s. noch Schol. ad Iuvenal. VI 447. Auch darum ist DOMASZEWSKIS Konzeption unwahrscheinlich (A. a. O. S. 74. Anm. 11.), da er Silvanus mit dem Magna Mater Kult in Verbindung bringt.

an Orten aufzustellen, zu denen Frauen keinen Zugang hatten, ist darauf zurückzuführen.⁹

Jahrhunderte später, während der Kaiserzeit, wirkte Silvanus dann als Protektor verschiedenster Beschäftigungen und Tätigkeiten, sowie der verschiedensten Volksschichten, besonders in den Provinzen, in denen seine Gestalt mit den örtlichen Gottheiten verschmolzen war. Das verzerrte allerdings sein ursprüngliches Wesen genauso, wie seine Identifizierung mit Pan oder mit Silenos, die von Dichtern vorgenommen wurde. Mit der Zeit wurden Votivdenkmäler für ihn nicht nur von Bauern und Hirten, sondern auch von Holzfällern, Holzhändlern, Soldaten, Jägern¹⁰ und mit geringen Ausnahmen auch von Libertinern und Sklaven aufgestellt.¹¹ Eine solche Ausdehnung war deshalb möglich, weil es keine offiziellen Staatskult für Silvanus gab.¹²

Bömer hat ohne Zweifel damit recht, daß man die Gestalt des Silvanus nicht auf eine einzige bestimmte Tätigkeit reduzieren kann. Er läßt jedoch außer acht, daß das von ihm gesammelte Inschriftenmaterial aus verschiedenen Jahrhunderten und von Gebieten stammt, die weit voneinander entfernt liegen, so daß die Inschriften enorm disparate Vorstellungen enthalten und im wesentlichen die Abweichungen und Verzerrungen zeigen, die die Gestalt und Funktion des Gottes im Laufe der Zeit in der Vorstellungswelt seiner, zu den verschiedensten gesellschaftlichen Schichten und ethnischen Gruppen gehörenden Gebieten, erlitten hatten.

2. In diesem — teilweise allerdings nur scheinbarer — Durcheinander, schafft die Äußerung eines Agrimensors Ordnung. In der Schrift *«Ex libris Dolabellae»* ist an einer Stelle¹³ die folgende Mitteilung zu lesen: *Omnis possessio quare Silvanum colat? quia primus in terram lapidem finalem¹⁴ posuit. nam omnis possessio tres Silvanos habet. unus dicitur domesticus, possessioni consecratus, alter dicitur agrestis, pastoribus consecratus. tertius dicitur orientalis, cui est in confinio lucus positus, a quo inter duo pluresve fines oriuntur. ideoque inter duo pluresve est et lucus finis.*

⁹ WISSOWA: a. W. 214. — Vgl. CIL VI 579 = ILS 3520: *imperio Silvani ni qua mulier velit in piscina virili descendere, si minus ipsa de se queretur, hoc enim signum sanctum est.*

¹⁰ CIL VII 830 = ILS 3548: ... *Silvano venatores.* — DOMASZEWSKI (a. a. O. 63.) interpretiert als Jäger aufgrund von CIL V 3305: *venator*, III 13 368: *Dianae et Silvano silve(stri) dis praesidibus venation(is)*. Nach BÖMER (a. a. O.) wäre von Gladiatoren die Rede. Wir finden auch eindeutige Erwähnung von Gladiatoren: CIL VI 631. 632.

¹¹ S. L. PRELLER—H. JORDAN: *Römische Mythologie* I. Berlin 1881, 393—96. WISSOWA: a. W. 213. 215. BÖMER: a. W. I 79.

¹² G. RADKE: a. a. O.

¹³ *Gromatici veteres*, ex rec. C. LACMANNI I. 302., G 205, Z. 13—19. DOMASZEWSKI: a. a. O. 61 meint, daß der Text wegen apokryphen Quelle anzuzweifeln sei. W. RICHTER akzeptiert neuerdings die Glaubhaftigkeit des Textes: *Vergil, Georgica*. München 1957. 119., ähnlich, ausführlicher G. PICCALUGA: *Terminus. I segni di confine nella religione romana*. Roma 1974. 174.

¹⁴ Die weitere Erwähnung der *lapides finales* s. ebenda 302, 343, 406.

Die Grundlage für den dörflichen Kult um Silvanus war demnach, daß man in ihm den Erfinder des Grenzsteines sah, den Inventor, welcher der erste Bestimmer der Besitztumsgrenzen, also im wesentlichen der Schöpfer des Privateigentums an Landbesitz war.

Wie der zitierte Text zeigt, erstreckte sich der Einflußbereich des Silvanus und die sich daraus ergebende Verehrung des Silvanus auf drei Gebiete.

a) Das aus dem Substantiv gebildete Attribut *domesticus* weist auf den Schutz des Gehöftes d. h. des Bauernhauses, -hofs und Gartens hin. Viele Steine mit Inschriften wurden *Silvanus domesticus* zu Ehren errichtet, vor allem in den Donau-Provinzen und so auch in Ungarn.¹⁵ Eine Inschrift, die von der Errichtung einer Kapelle und eines Altars zeugt, erwähnt Silvanus unter anderem auch als den Beschützer des Wohnhauses: *Aedem aramque | IOM | et Silvano sancto | cetrisque diis | quorum in tutela aedificium est . .*.¹⁶

Eine Versinschrift aus Axima (Aîme) nennt Silvanus den Hüter der Gärten (*custos hortuli*).¹⁷ Auf anderen Inschriften fungiert der Gott auch als *custos*.¹⁸

Auf mehreren ihm gewidmeten Steinenaltären, die auch mit Reliefs geschmückt sind, erkennt man neben der Gestalt des Gottes einen Hund.¹⁹ Damit wird auf die Hüter- und Beschützerrolle hingewiesen.

Die dalmatinischen Altäre mit der abgekürzten Inschrift *S V S* die, — wie Patsch vorgeschlagen hatte — heute allgemein als *Silvano Vilico Sancto* gelesen wird, gehören auch hierher.²⁰ Der Umstand, daß die Bezeichnung des Silvanus als *vilicus* in keinem einzigen Fall in ausgeschriebener Form vorkommt, rät zu Vorsichtigkeit. Andere Deutungen sind auch möglich, z. b.: *Silvano votum solvit* etc.

b) Das Attribut *agrestis* weist auf den Schutz des *ager*, also des Ackers und der Weide, der angebauten Pflanzen und Haustiere hin; Vgl. die oben zitierte Worte des Vergil: *arvorum pecorisque deus* (*Aen.* VIII 601). Es ist also verständlich, daß wir Votivinschriften finden, die *Silvano* als *Lari agresti* geweiht worden waren.²¹ Hierher paßt einerseits das Attribut (*h*)*erbarius*²² zu

¹⁵ S. CIL III 1149 (= ILS 3558), 1036, 1362. 3491 (= ILS 3559), 3494 (= ILS 3557), 3496. 3497. 4433. 10 455. 10 999. 11 162—64. 11 169—70., vgl. 11 166—68. 11 171—75.

¹⁶ CIL VI 3697 = 30 940. An anderer Stelle als *genius cellae*: CIL VI 706; eine Inschrift wurde dem Gott von einem *horrearius* errichtet: CIL VI 588 = ILS 1624.

¹⁷ CIL XII 103 = ILS 3528 = CLE (B.) nr. 19.

¹⁸ CIL VI 309 = ILS 3467. 3556 (Zu letzterem gehört ein Hund).

¹⁹ Auf Steinen mit Inschriften, die dem Silvanus dediziert sind, befindet sich neben der Gestalt des Gottes die Abbildung eines Hundes: CIL III 10 468 = ILS 3573. CIL V 2383 = ILS 3524. CIL V 7703 = ILS 3579. CIL VI 673 = ILS 3533. CIL VI 3716 = ILS 35566.

²⁰ CIL III 1302—25. Die Erörterungen von PATSCH s. Wiss. Mitteil. aus. Bosn. und Herzegov. 7 (1909) 149 ff.

²¹ CIL VI 646 = ILS 3570.

²² CIL III 3498 = ILS 3560. Vgl. das Servius-Zitat in der 6. Anm.

Silvanus, andererseits die Apostrophierung als *sanctissimus pastor* in einer Versinschrift, die in Sabinum, in der Nähe von Capestrano gefunden wurde.²³

c) Das mit dem Agrimensur-Fachtermin getarnte *Silvanus orientalis* bedeutet dagegen Beschützer des gesamten Besitzes, ja sogar Beschützer der gemeinsamen Grenzen mit den übrigen benachbarten Besitztümern,²⁴ es bedeutete jenen Gott, der von Horaz so angerufen wurde: *pater / Silvane tutor finium* (epod. 2, 21–2.). Die an dieser Stelle von dem Scholiast hinzugefügte Bemerkung «*et deus terminorum*» ist nicht uninteressant! Der Verfasser der folgenden Inschrift: *Silvano sacrum, voto suscepto pro salute . . . fundum Iunianum et / Lollianum et Percennianum et / Statuleianum suos cum suis villis / finisque attribuit . . .*²⁵ wird ähnlich über den Gott gedacht haben, wie Horaz.

Der dem Silvanus geweihte Hain (*lucus*), erwähnt in der Schrift *Ex libris Dolabellae*, kommt schon bei Plautus vor, der die Gestalt des Silvanus mit der des Pan kontaminierte: *Silvani lucus* (aul. 674.); *ex Silvani luco*.²⁶

3. In der behandelten Zeile der *Georgica* trägt Silvanus eine Zypresse; in anderen Fällen — in literarischen Texten und in Darstellungen der bildenden Kunst — einen Tannenbaum oder einen Tannenzweig,²⁷ evt. einen Baum von anderer Sorte. Mit diesem Phänomen kann das Attribut *dendrophoros* in Verbindung sein, das auch auf Inschriften vorkommt.²⁸

Die fachgemäße Formulierung der Bestimmung des, die Besitztums-grenzen bezeichnenden Steines finden wir auch bei Vergil: *saxum . . . limes agro positus, litem ut discerneret arvis* (Aen. XII 897–8). Die Grenze konnte allerdings nicht nur mit einem Stein, sondern auch mit einem Baum bezeichnet werden: *aut terminis aut arboribus*.²⁹ Der Name einer grenzmarkierenden Bäume war «*arbores finales*».³⁰ Man benutzte die entweder schon vorhandenen Bäume oder pflanzte extra einen Baum.³¹ Dabei wählte man eine Baumart,

²³ CIL IX 3373 = ILS 3530 = CLE (B.) nr. 250. Vgl. eine durch einen *saltuarius* aufgestellte Votiv-Inschrift: CIL X 1409 = ILS 5322.

²⁴ Für A. KLOTZ ist diese Stelle nicht ganz klar, obwohl die Mythologie von PRELLER—JORDAN das schon richtig auswertete: «Silvanus der Grenze im engeren Sinn, . . . dem auf der Grenze verschiedener Grundstücke, deren Marken von dort ausgingen (*oriebantur*) ein eigener Hain geweiht zu werden pflegte.»

²⁵ CIL X 444 = ILS 3546. Es gibt auch eine Ansicht, nach der das häufig auftretende Attribut *sanctius* für Silvanus auf Inschriften auch auf den Schutz des Privatbesitzes und der Grenzen hinweist.

²⁶ A. a. O. 766. Vgl. Verg. Aen. VIII 596: *est ingens . . . lucus . . .* (600–1.) *Silvano fama est veteres sacrasse Pelasgos! arborum pecorisque deo lucumque diemque.*

²⁷ Die Verbindung der Zypresse und der Pinie mit dem Tod ist in den durch die Stelle bei Vergil gegebenen Zusammenhang natürlich uninteressant und spielt keine Rolle.

²⁸ CIL VI 641 = ILS 3540. Aus diesem Aspekt ist die 9–10. Zeile der unter Anm. 17. zitierten Versinschrift zu beachten: *Daque Italia rura te colamus praeside: / Ego iam dicabo mille magnas arbores.*

²⁹ Agennius Urbicus, *De controversiis agrorum* B 52, in: C. THULIN: *Corpus agrimensorum Romanorum* I. Lipsiae 1913. 34.

³⁰ S. z. B. Siculus Flaccus, *De conditione agrorum*. P 33 passim. Ebda 107–8.

³¹ A. a. O. P 33^r (THULIN 107.).

die sich von der Umgebung unterschied: *alii diversas hoc animo serunt, ut materiae differentia argumento sit.*³² Gegebenenfalls holte man die Bäume aus anderen Gebieten: *in locis campestribus rariores terminos construximus, et maxime arborum peregrinorum plantavimus . . .*³³

Unter den so verwendeten Bäumen finden wir die Zypresse und auch die Pinie: *alicubi enim pinos invenimus, alicubi cypressos, alicubi fraxinos aut ulmos aut populos . . .*;³⁴ bzw.: *. . . quidam curant in extremis finibus fundorum suorum ponere per circuitum aliquid genus arborum, ut quidam pinos aut fraxinos, alii ulmos, alii cypressos . . .*³⁵

Auf Grund des oben gesagten kann angenommen werden, daß der in der zitierten Zeile vorkommende Zypressen-Setzling (*«teneram cypressum»*) zum Anpflanzen bestimmt war und seine Bestimmung die des *arbor finalis* war und so diese Zeile auf die besitztumsmarkierende, bzw. auf die, das Grundeigentum schützende Rolle des Silvanus hinweisen wollte.

Im übrigen finden wir in der Tradition der Agrimensoren und der Georgica andere, in diesen Sachbereich fallende Berührungspunkte. Einer ist z. B. der, daß die Aufteilung der ursprünglich gemeinsamen Landgebiete und deren Markierung in gleicher Weise mit Iuppiter und dem Beginn der Herrschaft des Iuppiters in Verbindung gebracht werden kann: *cum autem Iuppiter terram Aetruriae sibi vindicavit, constituit iussitque metiri campos signarique agros. sciens hominum avaritiam vel terrenum cupidinem, terminis omnia scita esse voluit*;³⁶ bzw. bei Vergil:

*Ante Iovem nulli subigebant arva coloni;
ne signare quidem aut partiri limite campum
fas erat; in medium querebant . . .*

Szeged.

³² Gromat. vet. I 350. (*Ex libris Magonis et Vegoiae auctorum*) G 153.

³³ Siculus Flaccus, a. W. B 150 (THULIN 111.).

³⁴ A. a. O. B 33^r (THULIN 107.).

³⁵ Hyginus, *De genere controversiarum* B 143 (G.), in: THULIN: a. W. 94. Zu obigen s. noch Oikumene 3 (1982) S. 225. Anm. 3.

³⁶ Gromat. vet. I 350. *Idem Vegoiae Arrunti Veltymno*. G. 153—4.

DIE DIRAE ALS CARMEN MAGICUM

... sedes et rura canamus
rura quibus diras induzimus, impia vota
(Dirae 2—3)

Die von einem unbekannten Verfasser stammende Dichtung mit dem Titel *Dirae* gehört zu der *Appendix Vergiliana*. Dieses Werk, das in vieler Hinsicht einen eigenartigen Charakter trägt, hat schon das Interesse mehrerer Forscher erregt, aber trotzdem gibt es in Zusammenhang damit noch zahlreiche ungelöste, ungeklärte oder nicht in befriedigender Weise abgeschlossene Fragen.

Das Gedicht ist bereits von verschiedenen Gesichtspunkten untersucht worden; man befaßte sich z. B. mit der Frage der Textüberlieferung. Die Handschrift ist nämlich in mehreren Kodexen erhalten geblieben, die aber erhebliche Schaden gelitten haben, wodurch sich Lesarten in unterschiedlichen Variationen zustande kamen. Fraglich ist weiterhin die Person des Autors; umstritten ist auch die Datierung der Dichtung,¹ ihr Inhalt, zu welchem Zweck sie geschrieben wurde, ihre Beziehungen zu ihrer Epoche und die Identifizierung der in ihr vorkommenden Namen, vor allem im Falle des Battarus² und des Lycurgos.³ Außerdem vertreten die Forscher auch in bezug darauf, in welchem Verhältnis die Dichtungen *Lydia* und *Dirae* zueinander stehen, unterschiedliche Meinungen.⁴

¹ Zur Datierung der Dichtung s.: R. REITZENSTEIN: Ein literarischer Angriff auf Octavian. Festschrift Theodor Mommsen zum 50-jähr. Doctorsjubiläum 1893. Seiner Ansicht nach läßt sich die Entstehungszeit auf zwischen 39 und 34 legen, in bezug auf den Verfasser kann er keinen Anhaltspunkt geben. Neuerlich: E. KENNARD RAND: The Magical Art of Virgil. Hamden 1966. 61—64 setzt die Entstehung auf eine etwas frühere Zeit, um 42, an. E. FRAENKEL: The Dirae. JRS 56 (1966) 143—155 hält eine Entstehungszeit ungefähr zu der der Eklogen des Virgil für richtig. G. DUCKWORTH: Vergil and Classical Hexameter Poetry. Michigan 1969. 85—87 hat zusammen mit der metrischen Untersuchung gleichzeitig auch einen Anhaltspunkt in Hinsicht auf den Verfasser gesucht, seiner Datierung nach stammt die Dichtung aus der Spätzeit der Republik oder der frühen Kaiserzeit. E. R. D. GOODYEAR: The Dirae. Proceedings of the Cambridge Philological Society 197 (1971) 30—43 legt sie ebenfalls auf die Zeit des Augustus.

² E. FRAENKEL: a. W. 153—154.

³ E. FRAENKEL: a. W. 154 meint, daß hier der Thraker Lykurgos erwähnt ist, der der Widersacher des Gottes Dionysos war, in seinem Falle bedeuteten die *impia facta* die Zerstörung der von dem Gott angelegten Weingärten, vgl. noch *Ibis* 609: *Qua sua Penthi-den proles est ulta Lycurgum* — ebenfalls die Erwähnung des Thrakers Lycurgos. Übrigens hat schon Naevius eine Komödie mit dem Titel *Lycurgus* geschrieben. Aufgrund der Fragmente ist es eindeutig festzustellen, daß es über den Thraker Lykurg handelt. Vgl. noch Anm. 15.

⁴ GOODYEAR bzw. FRAENKEL a. W., FRAENKEL behauptet, die Zeilen 41, 89—90, 95—96 und 103 seien eingeschoben, da sie nach seiner Begründung weder in den Textzusammenhang der gegebenen Stelle noch in die gesamte Dichtung passen, seiner Meinung nach wurden sie aus der Dichtung *Lydia* in die *Dirae* übernommen, GOODYEAR bestreitet, daß diese Zeilen eigentlich nicht hierher gehören.

1. Das eigentümlichste Problem in Zusammenhang mit der Dichtung, das unseres Wissens bisher von den Forschern nicht untersucht wurde, stellt jedoch ihre Gattung dar. Sie steht nämlich weitgehend allein in der römischen bzw. antiken Literatur, mit ihrem den Fluchtexten der Defixionstafeln inhaltlich ähnlichen Fluchtext, der aber im Vergleich dazu viel ausführlicher und in literarischer Art formuliert ist. In dem Werk sind zahlreiche Vergil-Reminiscenzen erhalten geblieben, und in vieler Hinsicht erinnert es an die Eklogen, besonders an die erste,⁵ weshalb man es auch lange Zeit für eine Dichtung Vergilius' gehalten hat.

Die *defixio* bzw. die *devotio*⁶ nahmen in der geschichtlichen Zeit als Zeremonien von magischem Charakter eine bedeutende Stelle in der römischen Religionspraxis ein. Die *devotio* trat in mehreren Formen in der römischen Religion auf. In offizieller Hinsicht bedeutete sie, daß man die Götter des Gegners für sich gewinnen wollte (*evocatio*), was vor der Schlacht im allgemeinen durch die Imperatoren geschah.⁷ Der Volksglaube versteht sowohl die *devotio* als auch die *defixio* als magische Praktiken mit schädlicher Absicht, in der Form von Verwünschungen, Behexungen, bösen Zaubereien bzw. den Göttern der Unterwelt abgelegten Gelübden (*votum*). Beweise für die Existenz und Verbreitung dieses Brauchs sowie Erinnerungen an die charakteristischen Produkte der Volksreligion stellen die in großer Zahl zum Vorschein gekommenen Fluchtafeln (*tabellae defixionum*)⁸ dar.

Es kommt häufig vor, daß Privatleute solche Gelübde ablegen, ihre Widersacher, Feinde verfluchen; und meistens nehmen sie dann Zuflucht zu solchen magischen Verfahren, wenn sie das Gefühl haben, nichts tun zu können, sich in einer hoffnungslosen Lage zu befinden und selbst ausgeliefert zu sein — also wenn sie keinerlei Ausweg sehen. Dann versuchen sie es mit der magischen Beschwörung und dem Fluch, d. h. sie vertrauen ihre bösen

⁵ REITZENSTEIN: a. W. 43, vgl. noch: N. A. MASCHKIN: Zwischen Republik und Kaiserzeit. Ursprung und sozialer Charakter des augusteischen Prinzipats. Leipzig 1954. 346.

⁶ Zusammenfassend zu diesen Begriffen s. KUHNERT: PW—RE IV (1901) s. v. *defixio* 2373—77; WISSOWA: PW—RE V (1903) s. v. *devotio* 277—280; L. CESANO: Dizionario Epigrafico (II. 2. Spoleto 1910) s. v. *defixio* 1558—1591, ebd. *devotio* 1712—1716. s. noch PRELLER—JORDAN: Römische Mythologie Berlin 1881 II 78—81. E. MASSONEAU: La magie dans l'antiquité romaine. Paris 1934. 91 ff. Neuerlich J. ANNEQUIN: Recherches sur l'action magique et ses représentations (Ier et IIème siècles après J. C.) Paris 1973. 54 ff. A.-M. TUPET: La magie dans la poésie latine. I. Des origines à la fin du règne d'Auguste. Paris 1976, 165 ff.

⁷ Solche Fälle der *devotio* erwähnen Livius 7, 6; Macr. Sat. 3, 9; weiterhin zahlreiche Inschriften: CIL III 754; VI 6986; VII 250 = BUECHLER *carm. epigr.* 492, 1034, 359. Von den Imperatoren wurde im Interesse einer erfolgreichen Schlacht vor der Schlacht im allgemeinen das Leben eines Menschen dargebracht, zu diesem Brauch s. G. WISSOWA: Religion und Kultus der Römer². München 1912. 384 ff. In bezug auf die verschiedenen legalen und illegalen Varianten der *devotio* s. ANNEQUIN: a. W. 61—62.

⁸ CIL I² 1012 = VI 140 = ILLRP 1144 = ILS 8749 = A. AUDOLLENT: *Defixionum tabellae* 1904. 139; CIL I² 1615 = X 1604 = ILLRP 1149 = ILS 8746—8757 vgl. noch ILLRP 1144—1150. Die magischen Glauben und Praktiken waren übrigens im ganzen Gebiet um das Mittelmeer verbreitet, vgl. TUPET: a. W. 165.

Wünsche, ihre Flüche Bleitafeln an und verstecken sie auf Friedhöfen in Grabkammern, wobei durch diesen magischen Ritus ihre Gegner symbolisch in die Gewalt irgendeiner Gottheit der Unterwelt gegeben werden.⁹ Von diesen Göttern erwarten sie, daß das Unrecht, das ihnen widerfahren ist, gerächt wird, d. h. die Flüche in Erfüllung gehen. Das tat auch in den *Dirae* der verzweifelte Bauer, der sein Land verloren hat, der dem gewalttätigen Soldaten gegenüber hilflos ist und nichts anderes tun kann, als seinen Boden gezwungenermaßen zu verlassen, d. h. ihn dem Soldaten auszuliefern. Sein ohnmächtiger Zorn, seine angesammelte Bitterkeit und sein Ausgeliefertsein veranlassen ihn aber, sich der magischen Praktik zuzuwenden, als ob er darin seine letzte Hoffnung setzte. Deshalb verflucht er sein kleines Stück Land, es möge eher zugrunde gehen als einem anderen gehören. Absonderlich, aber erklärlich ist in der Reaktion des seines Bodens beraubten Kleinbesitzers, daß nicht der *impius miles*, sondern das Land selbst zur unmittelbaren Zielscheibe seines Fluches wird. Sonderbar und paradox erscheint es in dem Fall, daß obwohl er auf irrationale Weise «Genugtuung» sucht, da er an den magischen Ritus bzw. an die schadenbringende Kraft seiner Worte glaubt, sein Vorgehen doch etwas Rationales enthält, nämlich die Erkenntnis dessen, daß er den Soldaten vergeblich verflucht und sein Verderben herbeiwünscht: wenn das Land nicht in dessen Besitz übergeht, dann wird es einem anderen gehören, der Verlierer ist immer er selbst, der Eigentümer. Deshalb verflucht er den Boden selbst und verlangt seine Verwüstung.

Man begegnet auch solchen Fällen, wo der Fluch sich nicht nur auf die gehaßte Person allein bezieht, sondern darüber hinaus auf das ganze Hausgesinde, die Familie, die Besitztümer und alles Hab und Gut auf einmal. In der frühen Kaiserzeit müssen solche Praktiken sehr häufig gewesen sein; das beweist die Tatsache, daß Fluchtafeln aus diesem Zeitabschnitt in besonders hoher Zahl zum Vorschein gekommen sind. Zu ihren gemeinsamen Merkmalen gehört außerdem, daß man häufig eine exotische Gottheit anruft; hoher Beliebtheit erfreuten sich die ägyptischen Götter und unter den griechischen und römischer vor allem die der Unterwelt. Der Brauch selbst war nicht nur für die späteren Zeiten bezeichnend, sondern bestand auch schon weit früher, darauf weisen folgende Bestimmungen der Zwölftafelgesetze hin: ...*qui fruges excantassit ... neve alienam segetem pellereris ... qui malum carmen incantassit* — wenn also das Verbot, solche Praxis auszuüben (nämlich durch magisches Beschwören, durch Zauberei die Saat oder Ernte anderer zu vernichten) in einem Gesetz formuliert wird, dann könnte es keinen überzeugenderen Beweis für das Vorhandensein dieser magischen Methoden bzw. für die Anwendung derselben in der Praxis geben, als daß es notwendig war, diese

⁹ Vgl. MASSONEAU: a. W. 92, 107 TUPET: a. W. 11 ff. Der gebräuchliche Ausdruck ist *mandare*, als charakteristischer terminus technicus für das Ausliefern an die Mächte der Unterwelt, vgl. letzters: J. KNOBLOCH: RhM 121 (1978) 264—266.

durch das Gesetz zu verbieten.¹⁰ Ihre spätere Verbreitung zeigt sich in der allgemeinen Furcht vor ihnen, von der Plinius der Ältere berichtet: *Defigi quidem diris precationibus nemo non metuit* (n. h. 28. 18). Im V. *Epodus* des Horaz heißt es, daß die Römer auch deshalb von den *dirae*, *detestationes* und *defixiones* in Schrecken versetzt wurden, weil sie ihre Kraft für unabwehrbar hielten, sie betrachteten sie als etwas, gegen das kein Flehen, kein Opfer hilft:

*Diris agam vos ; dira detestatio
Nulla expiatur victima* (89—90)

2. In diesen *devotiones* mit schädlicher Absicht hatten sich zahlreiche formale Elemente des *votum* erhalten, allerdings mit dem wesentlichen Unterschied, daß diese Riten von magischem Charakter — im Gegensatz zur Zielsetzung des *votum* — mit negativem Vorzeichen, mit der Absicht Schaden zuzufügen, verwendet wurden. Besonders auffallend sind in dieser Hinsicht die charakteristischen Formen des Anflehens, die Dreigliederung, die Verwendung der Imperative sowie die mehrfache Wiederholung der wesentlichen Formeln und Wünsche, um damit deren Wirksamkeit zu erhöhen. All diese formalen und inhaltlichen Elemente waren beim Ablegen eines Gelübdes ebenfalls gebräuchlich.

Die magischen Einwirkungen wurden auch in positiver Form verwendet, dann handelte es sich um einen Fruchtbarkeitszauber. Der Zweck des Verfahrens bestand darin, die Felder zu säubern, fruchtbar zu machen, eine reiche, ergiebige Ernte zu sichern. Von solch einem «nützlichen» magischen Ritus mit positiver Zielsetzung berichtet Cato im 141. Kapitel seines Werkes *De agri cultura*.¹¹

In Zusammenhang mit der Säuberung der Felder (*agrum lustrare sic oportet*) versieht er in seinem Buche die anderen Grundbesitzer mit folgenden nützlichen Ratschlägen:

*impera suovetaurilia circumagi :
«cum divis volentibus quodque bene eveniat :
mando tibi, Mani, uti illace suovetaurilia fundum,
agrum terramque meam, quota ex parte sive circumagi sive
circumferenda censeas, uti cures lustrare»*

¹⁰ XII Zwölftafelgesetz VIII, vgl. noch PFAFF: PW—RE 9 (1916) s. v. *incantatio*. MASSONEAU: a. W. 103, TUPET: a. W. 155.

¹¹ Cato schreibt im Kapitel 141 über die Zeremonien des *suovetaurilia*-Festes, vgl. noch P. THIELSCHER: Des Marcus Cato Belehrung über die Landwirtschaft. Berlin 1963. 338 ff. Eine ähnliche Reinigungs-Zeremonie erwähnt Tib. II 1, 30 ff., das *Ambarvalia*-Fest.

Das Vorhandensein der Dreigliederung und ihre Bedeutung zeigt sich darin, daß man im Laufe der Zeremonie bestimmte Bewegungen dreimal wiederholen muß, aber auch die Bitte selbst an drei verschiedene Götter: *Janus*, *Jupiter* und *Mars* gerichtet ist.¹²

Genau das Gegenteil dieses mit positiver Zielsetzung vorgenommenen magischen Ritus', der nach dem Glauben der Römer der Säuberung des Feldes dienen sollte, stellt der Inhalt der *Dirae*, ihre Verfluchungen mit schädlicher Absicht, dar, da hier die Verwüstung des Feldes, seine Vernichtung, sein Unfruchtbarmachen verlangt wird. In der charakteristischen Art der dreifachen Gliederung erwünscht der verzweifelte Besitzer zuerst die Unfruchtbarkeit (8—35); darauf die Verwüstung durch Feuer (42—46); und schließlich, daß das Wasser alles überschwemmen möge (48—74), wenn danach noch etwas bleibt, solle ein glühender Lavastrom darüber fließen und damit die Vernichtung vervollständigen (76—79).

Die Dichtung *Dirae* läßt sich also als *carmen magicum (devotum)* deuten, das außerdem noch die besondere Eigentümlichkeit besitzt, in Beziehung zu den aktuellen politischen Ereignissen der Zeit zu stehen. Es ist eine Dichtung, die der oppositionellen Stimmung der Zeit des Perusianischen Krieges und des Friedens von Brundisium Ausdruck verleiht, und als solche unter den Zaubercarmina und magischen Behexungsliedern wohl als einzig dastehend gelten kann.

Die Dichtung läßt sich in Hinsicht auf ihren Inhalt, aber auch auf ihre formalen Beziehungen — worunter man die Verwendung der Zauberformeln und der bei den magischen Besprechungen üblichen Ausdrücke zu verstehen hat — mit den Fluchtexten der Fluchtafeln vergleichen, sie ist ihnen als verwandt an die Seite zu stellen bzw. als deren literarisches Abbild zu betrachten. Mit anderen Worten: Sie ist ein Fluchtext in der Form der Dichtung, in Versen gestaltet.¹³

Dan Datierungen nach ist das Gedicht zu der Zeit entstanden, als es zur Aufteilung des Bodens an die Veteranen kam, ihre inhaltliche Verbindung damit zeigt sich bei dem Kleinbesitzer, der sein Land verloren hat, als er die Stätte seiner Geburt verflucht und dann Abschied von ihr nimmt.

Das Grundthema des Werkes setzt eigentlich mit der dritten Zeile ein, mit der Verfluchung des Bodens: der eingebrachte Samen möge nicht aufgehen, die Wiesen sollen verdorren, die Obstanlagen keine Früchte bringen,

¹² In Hinsicht auf die Handlung bzw. die dreimalige Wiederholung des *carmen* s. z. B. Varro, *r. r.* I 2, 27. Verg. *eccl.* 8, 73—75. Tibull. I 2, 54. Plin. *n. h.* XXVIII 21.

¹³ Nach Meinung von J. André (Ovid, *Contre Ibis* Paris 1963, XI ff.) existierte die *devotio* in Rom als eine literarische Gattung, die auf primitivem Volksglauben beruhte. Wir vertreten die Ansicht, daß die *Dirae* ein prägnantes Denkmal dieser mit Recht angenommenen Gattung sind, viel eher als das Gedicht *Ibis* des ovidischen Corpus, das TUPET (a. W. 17—18. 416) für das einzige Beispiel des ritualen Fluchs in der römischen Literatur hält.

das Obst möge vor der Reife von den Bäumen fallen, die Bäche sollen austrocknen, die Bäume ihr Laub abwerfen, von Feuer und Wasser soll alles vernichtet werden, alles möge eher der Vernichtung anheimfallen und verdientermaßen Dis, dem Herrn der Unterwelt, gehören: *merito omnia Ditis* — als daß der gottlose Soldat — *miles impius* — Besitzer des Bodens werde. Wenn er aber trotzdem in den Besitz des *advena arator* gelangte, dann solle eher das Meer die Felder bedecken und der Soldat, der aus dem Krieg Nutzen ziehen und so zu Land kommen will, möge dort Fische fangen. Im Schlußteil der Dichtung folgt dann, wie der ehemalige Besitzer in elegischen, sehn-suchtsvollen Tönen von seinem geliebten Boden Abschied nimmt. Das Werk ist in Hexametern geschrieben und ähnelt von mehreren Gesichtspunkten dem Tonfall von Vergils *Eclogae*. Der namenlose Verfasser¹⁴ der Dichtung *Dirae* vertritt eine ähnliche Meinung in bezug auf die Bodenaufteilung wie Vergil, ist aber bedeutend wagemutiger, er geht weiter als dieser.

Für die Hauptursache allen Unheils hält auch er den *miles impius*, auch er verurteilt Octavian wegen der unrechtmäßigen Bodenaufteilungen, aber während Octavian von Vergil — obwohl er ihn wegen der Bodenaufteilungen verurteilt — auch verherrlicht wird, ist der Verfasser von *Dirae* nicht bereit, auf die Freiheit seiner Hirtenflöte zu verzichten, selbst wenn Himmel und Erde zusammenstürzen: *ante lupos rapiunt haedi . . . / et conversa retro rerum discordia gliscet : / multa prius fient quam non mea libera avena* (4–7), oder er sich als Vertriebener entfernt: *exul ego, idemnatus* (84). Reitzenstein sieht eine offene Anspielung auf Octavian in Zeile 45, wo der Dichter fast mit besonderer Freude die Verbrennung der verhaßten *pertica* schildert, die zur Markierung der Felder diente. Mit seinen Flüchen liefert der namenlose Autor gleichsam die Rechtsprechung zur Bestrafung der *impietas*, darauf verweisen auch die mit dem Attribut *impius* verbundenen Ausdrücke: *impius miles, impia facta, impia dextera, pertica impia, impia vota*. Reitzenstein identifiziert Lycurgus also Octavian,¹⁵ der eine ähnliche Rolle für sich beansprucht wie der Gesetzgeber von Sparta, d. h. dem Volk eine Verfassung gegeben hat: *triumvir constituendae rei publicae*. Nach der Meinung von Maškin¹⁶ ist die Dichtung gegen die letzten Eklogen Vergils gerichtet, und zwar deshalb, weil dieser den Protest gegen die unrechtmäßigen Feldaneignungen aufgegeben

¹⁴ Die Anonymität ist verständlich, da man ja die Autoren der schadenbringenden *carmina*, sowie ihre Verbreiter seit dem Zwölftafelgesetz offiziell verfolgte; vgl. auch die Erklärung von Paul. *sent.* V. 23, 17–18. Das dürfte die Erklärung für die Verwendung des Decknamens Lycurgos sein — ebenso ist auch «Ibis» eine verkappte Bezeichnung. Vgl. zu der Frage MASSONEAU: a. W. 106. Ein unumgängliches Element der gewöhnlichen Fluchformeln war nämlich die Nennung der als Opfer ausersehenen Person. (vgl. MASSONEAU: a. W. 92. 105); hier verschiebt sich jedoch die schädliche Absicht von Octavian, der die Übel verursacht, auf den *impius miles* und dann — um diesen zu benachteiligen — auf den verlorenen Besitz selbst.

¹⁵ Vgl. Anm. 3, vgl. noch REITZENSTEIN: a. W. 34, MASKIN: a. W. 205.

¹⁶ MASKIN: a. W. 205.

hat und anstelle dessen auf versöhnlerische Weise ihre Führer besingt: *Sicelides Musae, paulo maiora canamus* — im Gegensatz zu dieser Zeile bei Vergilius schreibt der Verfasser von den *Dirae*: *divisas iterum sedes et rura canamus* (2) — d. h. er protestiert unentwegt, verurteilt auch weiterhin die unrechtmäßige Besitzergreifung des Bodens, er haßt die sich die Felder gewaltsam aneignenden Veteranen und er protestiert und verflucht, indem er nun auch die Kraft der Magie und die Mächte der Unterwelt einbezieht. Der Dichter selbst und auch viele seiner Zeitgenossen setzten ihre Hoffnung in die schädliche Wirkung des Fluches,¹⁷ aber wie der Schlußteil bezeugt, steht der Dichter der Wirksamkeit der magischen Praktiken doch skeptisch gegenüber. Nach der Meinung von Maškin dürfte er die Auffassung der ihm ähnlichen Kleinbauern zum Ausdruck bringen, die ihre Felder lieber verfluchten und im Stich ließen, nur daß sie nicht Eigentum des Soldaten würden. Im Gegensatz zu den östlichen Lehren von der verheißenen Ankunft des himmlischen Kindes und der Erneuerung der Welt nimmt der Dichter Zuflucht zu solchen Zaubereremonien, die auf dem Glauben beruhen, daß dem Wort des Menschen Zauberkraft innewohnt; im Interesse der größeren Wirksamkeit wiederholt er seine Flüche sogar mehrmals (*dirae, impia vota, male devoti*), solange bis sich die Natur ganz und gar verändert. Dieser Kleingrundbesitzer ist mit seinem Boden derart verwachsen, daß er ohne ihn nicht zu leben vermag, auch seine Gedanken bewegen sich nur in diesem engen Kreise, er denkt nicht an die ganze Welt, sondern einzig und allein an seinen kleinen Landbesitz, d. h. sein Weltbild beschränkt sich auf sein eigenes kleines Stück Grund und Boden, und so stellt dieses auch den Zielpunkt seiner Verwünschungen dar.¹⁸ Die Kleinbauern mit dem gleichen Schicksal flohen aus Italien oder sie blieben dort und erwarteten Hilfe von verschiedenen überirdischen Mächten, andere wieder — und unter ihnen war auch Vergil — hofften auf die Gnade der Triumviren.

Obwohl die *Dirae* ein in die Form der hexametrischen Dichtung gebrachter Fluch ist, lassen sich darin doch auch die den Texten der traditionellen Fluchtafeln ähnlichen inhaltlichen und formalen Merkmale finden, so z. B. die Verwendung der charakteristischen Wörter und Fluchausdrücke und

¹⁷ Vgl. MASSONEAU: a. W. 101. 103, ANNEQUIN: a. W. 26—27. Derartige magische Praktiken waren in dieser Zeit außerordentlich beliebt. Man braucht nur an die 8. *ecl.* zu denken, in der zu lesen ist, wie ein junges Hirtenmädchen den treulosen Daphnis wieder zu sich zurückbringt (62—101). Horaz erzählt von dem Frevel der Canidia, die ein Kind opfert, um aus dessen Gehirn und Leber einen Liebestrank für ihren untreuen Geliebten zubereiten (V. *epod.*), vgl. noch XVII. *epod.*, Ovid. *Am.* III 7. 31—34. All das ist nicht nur Produkt der dichterischen Fantasie, sondern auch zahlreiche Inschriften bestätigen es, vgl. oben Anm. 8, CIL VI 19747 vgl. FAHTZ: *De poetarum Romanorum doctrina magica quaestiones selectae*. Cap. I. II. Diss. Giessen. Numburgi ad Salam 1904. J. BRUNS: *Der Liebeszauber bei den augusteischen Dichtern*. München 1905.

¹⁸ Vgl. Hor. XVI., er spricht hier von dem Umsturz der Welt und empfiehlt als Ausweg, die Inseln der Seligen aufzusuchen, Verg. 4. *ecl.*, muntert dazu auf, das Erscheinen einer besseren Zeit abzuwarten, der Verfasser der *Dirae* aber sieht keinerlei Ausweg.

deren mehrmalige Wiederholung, wie es in diesen Fällen gebräuchlich war. Hauptsächlich kommen Wörter *devotio*, *votum*, *impia vota*, *dirae* in diesen Texten häufig vor. Man pflegte in *devotiones* und *defixiones* die Götter der Unterwelt anzurufen, was z. B. die folgenden Inschriften-Ausschnitte bestätigen: *Dite pater, Rhodine | tibi commendo*;¹⁹ die *devotio* kann aber auch an einen Dämon gerichtet sein: *daemon . . . (t)rade morti fili(u)m Aselles Praeseti(ci)um pristinarium*²⁰ — so widmet der Verfasser der *Dirae* seine Felder *Dis: merito omnia Ditis* (83). Für die Fluchtexte ist auch der Gebrauch der typischen Bitt- und Schwurformeln charakteristisch: *regina Ditis magni regis, (p)recor hoc te*,²¹ oder *adiuro te daemon . . . adiuro te | per eum qui te resolvit*,²² und in einer ähnlichen Formulierung seines Flehens erhofft der namenlose Verfasser der *Dirae* ebenfalls die Verwirklichung seiner Flüche: *sic precor et nostris superent haec carmina votis* (47). Bezeichnend für die Flüche und Zauberformeln ist — neben den Wiederholungen, die die Wirkung erhöhen sollten, und durch die man die Verwünschungen noch eindringlicher machen wollte — auch das Vorhandensein der Steigerung, was in der folgenden Inschrift der Verwünschende so formuliert: *patiatur febris | frigus tortionis palloris sudores obbripi | lationis meridianas interdianas seruitinas nocturnas . . . perturba eum ne repraeensionem abeat | et si forte occasione invenerit, praefocato eum Praestetium fili(u)m Asell/es in termas valneas* — zuerst wünscht er seinem Gegner verschiedene Krankheiten: Fieber, Schüttelfrost, Krampf, Bleichsucht, Schweißausbruch sowie Fallsucht, darauf bittet er den Dämon, er solle dessen Sinne verwirren und schließlich, er möge ihn selbst, wenn sich die Gelegenheit dafür ergibt, gänzlich umbringen, im heißen Bad ersticken.²³ Der Autor von den *Dirae* verflucht zu Beginn seiner Verwünschungen die Weiden, Flüsse und Obstgärten, Wiesen, Wälder und Saaten, dann wünscht er, daß das allesvernichtende Feuer komme, und endlich soll der Boden vom Meer bedeckt werden. Damit verdichtet er seine Verzweiflung zum Bild einer allumfassenden Vernichtung und in dieser universalen Vernichtung will er die Wirkung seiner Flüche sehen. Es muß allerdings betont werden, daß dieses universale Vernichtungsbild nichts zu tun hat mit den sich zu dieser Zeit immer mehr verbreitenden östlichen religiösen Lehren vom großen Weltbrand und den prophetischen Voraussagen, die eine Erneuerung der Welt verkündete. Dieser Kleinbauer verlangt lediglich die Vernichtung seines eigenen kleinen Landbesitzes, sein Weltbild existiert nur in diesen Grenzen.

Weitere Kennzeichen der Zauber- bzw. Fluchtexte sind, daß die Bitten und Wünsche in der Konjunktiv- bzw. Imperativ-Form mit Wunschbedeutung

¹⁹ ILS 8749.

²⁰ Aus einer Grabkammer zum Vorschein gekommene Bleitafel mit dem Bild des Seth-Typhon auf der Oberfläche, Text ILS 8750.

²¹ BUECHLER: *carm. epigr.* nr. 492.

²² ILS 8753.

²³ ILS 8750.

ausgedrückt werden, z. B.: *flavescant . . . prata* (16); *cadant . . . mala* (17); *desint frondes et . . . umor* (18); *flammae rapiant* (42); *accepit has voces* (50); *flectite flumina, diffundita campis*; *incurrant amnes* (67–69) beziehungsweise die «unmöglichen» Vergleiche vom *adynaton*-Typ: *ante lupos rapient haedi, vituli ante columbas* | *Delphini fugient pisces, aquilae ante columbas* | *et conversa retro rerum discordia gliscet*²⁴ — eher soll die Ziege den Wolf, das Kalb den Löwen überfallen, eher möge der Delphin vor dem Fisch und der Adler vor der Taube die Flucht ergreifen, es sollen also lieber verworrene und umgekehrte Zustände herrschen, als daß er geneigt sei, auf seine dichterische Freiheit zu verzichten. In kurzer gedrängter Form führt er dann seine Verwünschungen an:

*nec fecunda, senis nostri felicia rura
semina parturiant segetes, non pascua colles,
non arbusta novas fruges, non pampinus uvas,
ipsae non silvae frondes, non flumina montes* (10–13)
*effetas Cereris sulcis condatis avenas,
pallida flavescant aestu sitientia prata,
immatura cadant ramis pendentia mala,
desint et silvis frondes et fontibus umor.
nec desit nostris devotum carmen avenis* (15–19).

Noch glaubt er an die Wirksamkeit seiner Flüche: *nostris potius devota libellis* | *ignibus aetheriis flagrabit* (34–35). Darauf wünscht er, das Wasser möge alles überfluten: *incurrant amnes passim rimantibus undis* | *emanent subito sicca tellure paludes* (69–72). Er wird aber immer skeptischer in bezug auf die Wirksamkeit, den Erfolg seiner Verwünschungen:

*o male devoti, praetorum*²⁵ *crimina, agelli
tuque inimica tui semper Discordia civis.* (83–84)

— seufzt er, da es für ihn nichts mehr zu verlieren gibt: *nihil est quod perdam ulterius: merita omnia Ditis*.²⁶ Die Dichtung setzt sich damit fort, so daß

²⁴ *Dirae* 4–6 — eine ähnliche vergleichende Formulierung befindet sich auch in der folgenden Inschrift: *me potius Manes rapuissent Ditis avari / et cineres nostros imi foveret humus, / quam te sic nostris rapuissent Cerberus annis / aut insperati triste dedisset opus.* BUECH. *carm. epigr.* 1034.

²⁵ SALVATORE: *Appendix Vergiliana*. Paravia, Torino 1960. Er bringt die verschiedensten handschriftlichen Varianten und lesartlichen Fassungen für den Ausdruck *praetorum crimina*, unter ihnen erscheint inhaltlich die Lösung *raptorum* oder *praedonum* logisch, interessant ist aber auch der Vorschlag von REITZENSTEIN, *pravorum*, a. W. 40; vgl. noch FRAENKEL: a. W. 149.

²⁶ Die Forscher sind in bezug auf die Stelle dieser Zeile unterschiedlicher Meinung: in der Textausgabe von SALVATORE kommt sie nach Zeile 66, in der Variation von FRAENKEL ebenfalls, in der Textausgabe von GOODYEAR dagegen nach Zeile 83 (a. W. 41), diese letztere Lösung scheint aufgrund des Inhalts und des Textzusammenhangs am meisten logisch zu sein.

der sich als Vertriebener entfernende Besitzer in nostalgischem Ton Abschied nimmt. In den Schlußzeilen spricht er davon, wie verwachsen er mit seinem kleinen Grundbesitz ist, und daß er niemals aufhören wird, ihn zu lieben und sich immer an ihn erinnern wird :

*dulcia amara prius fiant et mollia dura,
candida nigra oculi cernant et dextera laeva,
migrabunt casus aliena in corpora rerum,
quam tua de nostris emigret cura medullis* (98—101).

Szeged.

DIE REGIERUNGSAHRE DES C. CAESAR

MIT BESONDERER RÜCKSICHT AUF ILLYRICUM*

I

Der seine Pflichten als Princeps bis an sein Lebensende umsichtig erfüllte Tiberius ist in seinem 78. Lebensjahr, am 16. März 37 bei Misenum in der kaiserlichen *villa Lucullana* verschieden.¹ Sein anwesender Adoptivenkel, sonst der jüngste leibliche Sohn des Germanicus Caesar, der 25jährige C. Caesar (Caligula) wurde gleich von den in der kaiserlichen Villa diensttuenden Prätorianern als *Imperator* begrüßt.² Gaius hat den Senat vom Geschehenen durch den Prätorianerpräfekt, Naevius Sutorius Macro in Kenntnis gesetzt, der daraufhin schon am 18. März den jungen Prinz als Imperator akklamiert und so die von der Gardetruppe in Misenum erfolgte Ausrufung bestätigt hat.³ Die offizielle Übernahme des Prinzipats durch Gaius mit allen Vollmachten und Ehrenrechten, außer dem Titel *pater patriae*, erfolgte dann im Beisein Gaius' gleich nach seinem Einzug in Rom am 28. März in einer zweiten Senatssitzung.⁴

Die Statthalter der Provinzen und die Heereskommandanten wurden schon einige Tagen vor dem Hinscheiden Tiberius' über den voraussichtlichen

*Unter Illyricum verstehen wir im folgenden durchwegs die spätere Provinz Pannonia, die zur Zeit der Julisch-Claudischen Dynastie offiziell als Illyricum benannt wurde.

¹ FO frg. X (I. It. XIII. 1, p. 191). Tac. ann. 6, 50. Suet. Tib. 73. Ungenau ist die Datierung beim Cass. Dio, 58. 28, 5.

² Jos. Ant. 18, 234 hat wohl nach dem Beispiel Vespasians — der für seinen *dies imperii* jenen Tag festsetzte, an dem er von den ägyptischen Truppen zum *Imperator* ausgerufen wurde — die Begrüßung Gaius' durch die Prätorianer auf einen ähnlichen *παράληψιν τῆς ἡγεμονίας* aufgewertet. Tac. ann. loc. cit. hat dagegen die Akklamation bei Misenum in eine einfache Beglückwünschung von dem *multo granulatant concursu* umgewandelt und somit eigentlich abgewertet.

³ AFA XLIII(H): *a(nte) d(iem) XV k(alendas) Apriles. . . hoc die C. Caesar Augustus Germanicus a senatu imperator appellatus est*. Zur Rolle Macros, s. ausführlich Philo, Leg. 32 f. Gaius hat damals von den Vätern auch für Tiberius die gleichen Beehrungen gebittet, wie sie für Augustus im J. 14 bestimmt wurden. Sein diesbezügliches Anliegen wurde aber von dem Senat bis zum Eintreffen des Gaius in Rom vertagt. Vgl. Cass. Dio, 59. 3, 7.

⁴ Das Datum dieser 2. Senatssitzung ergibt sich aus den Angaben der AFA XLIII(H) und der Suet. Cal. 14, 1. Cf. P. GRENADE: *Essai sur les origines du Principat*, Paris 1961, 279. Den Hergang der Senatssitzung und ihre wichtigsten Beschlüsse erwähnt außer Suet. Cal. loc. cit. auch Cass Dio, 59. 3, 2 und 6, 1. Die einzelnen Phasen des Regierungswechsels behandelten eingehend D. TIMPE: *Untersuchungen zur Kontinuität des frühen Prinzipats*. Historische Einzelschriften. H. 5. Wiesbaden 1962, 57 ff. und im Sinne von P. GRENADE zuletzt CL. GATTI: *Un compromesso politico dell'imperatore Gaio*. *Miscellanea di Studi Classici in onore di Eug. Manni*. III. Roma 1980. 1057 ff.

Regierungswechsel informiert⁵ und als dieser erfolgt war, über die neueren Entwicklungen durch abermaligen Depeschen instruiert.⁶ Die besagten Mitteilungen erreichten Illyricum gewiß schon vor Ende März und es ist kaum zu bezweifeln, daß der hiesige Statthalter, wohl noch der seit 20/21 in der Provinz amtierende Munatius Plancus, nach Empfang der Nachricht über den Tod des Tiberius und die Akklamation an C. Caesar den Treueid für den neuen Kriegsherr und Herrscher von den Truppen des *exercitus Illyricus* und den Provinzialen abgenommen hat, wie es die übrigen Statthalter und Kommandeurs im ganzen Reich fast gleichzeitig getan haben.⁷

Wie die hauptstädtischen so auch die in den Provinzen diensttuenden Bürgertruppen erhielten von Gaius bald nach der Übernahme des Prinzipats ein Geldgeschenk, und zwar die Legionären 75 Denaren pro Kopf, d. h. einen Drittel ihres jährlichen Soldkontingents.⁸ Gleichfalls noch in den Anfangszeiten seiner Regierung hat Gaius allem Anschein nach die von Tiberius im J. 31 wieder in der ursprünglichen Höhe festgesetzte Umsatzsteuer (*centesima rerum venalium*) auf die Hälfte herabgesetzt.⁹ Es ist also wohl verständlich, daß sich der junge Princeps anfangs bei den Provinzheeren und den Provinzialen einer großen Popularität erfreute,¹⁰ die sich aber teils wohl aus seiner Abstammung von Germanicus Caesar ernährte. Und diese Volkstümlichkeit hat Gaius in den meisten Provinzen längere Zeit behalten, als in der Hauptstadt, wo der anfänglich schlichte «*filius et alumnus senatus*»¹¹ etwa nach andert-halb Jahren in den Augen der meisten Senatoren und Ritter — und wohl nicht ganz grundlos — sich in einen geldhungrigen und Huldigung erfordernden Monarch, zu guter Letzt aber in einen unerträglichen Tyrann umgewandelt hat.¹²

⁵ Tac. ann. loc. cit. (nach der Mitteilung des Hofarztes Charicles, daß nämlich das Leben des Tiberius *nec ultra biduum duraturum*) inde cuncta conloquitis inter praesentes, nuntius apud legatos et exercitus festinabantur.

⁶ Den Empfang einer solchen Depeschen von L. Vitellius, den Tiberius noch im J. 35 als einen Oberstatthalter «*cunctis, quae apud Orientem parabantur, praefecit*» (Tac. ann. 6. 32, 3) erwähnt Jos. Ant. 18, 24: γραμμάτων αὐτῷ (sc. Οὐτέλλῳ) παραγενομένων ἃ ἐδήλου τὴν Τιβερίου τελευτήν, ὥρμησεν τὴν πληθὺν ἐπ' εὐνοίᾳ τῇ Γαίου. S. auch Philo. Leg. 231.

⁷ Die lateinischen, bzw. griechischen Texte des von den Stadtgemeinden der Provinzen Lusitania und Asia Proconsularis abgelegten Treueides sind im Fall von Arsitium (D. 190) und Assos (IGR IV 251) erhalten geblieben. S. auch E. M. SMALLWOOD: Documents illustrating the Principates of Gaius, Claudius and Nero. Cambridge 1967. N^{os} 32 und 33. Jos. Ant. loc. cit. bezeugt ferner die Vereidigung der Provinzialen in Iudaea.

⁸ Cass. Dio 59. 2, 3: . . . τοῖς τε ἔξω τῆς Ἰταλίας ἐκ τοῦ καταλόγου οὖσαν . . . τὰ καταλειφθέντα διέλυσε, τοῦτ' ἐστὶ . . . πέντε καὶ ἑβδομήκοντα (δραχμας).

⁹ Ausdrücklich zwar nicht belegt, doch folgerte O. HIRSCHFELD (Die kaiserlichen Verwaltungsbeamten.³ Berlin 1963. 93 f.) aus dem Vergleich einer dionischen Textstelle (58. 16, 2: Tiberius im J. 31 τέλος τι διακοσιοστὴν ἔχον ἑκατοστὴν ἤγαγε) mit einer Angabe bei Suet. Cal. 16, 3 (Gaius *ducentesimam auctionum Italiae remisit*) überzeugend auf die Herabsetzung dieser Abgabe am Anfang der Regierung Caligulas.

¹⁰ Vgl. Suet. Cal. 13: *exoptatissimus princeps maxime parti provincialium ac militum* . . . Philo. Leg. 8 spricht von allgemeiner Beliebtheit. S. auch Jos. Ant. 18, 256.

¹¹ Gaius bezeichnete sich so in seiner am 28. März im Senat gehaltenen Programmrede, zit. von, Cass. Dio, 59. 6, 1: . . . καὶ νῖος καὶ τροφίμος αὐτῶν (sc. βουλευτῶν) λέγων εἶναι.

¹² Diese Umwandlung versuchte V. POULSEN: Portraits of Caligula. Acta Arch. København 29 (1958) 175 ff. auch anhand der erhaltenen Portraits von Caligula nachzuweisen.

C. Caesar fand nach dem sparsamen Tiberius eine enorme Summe in dessen Nachlasse,¹³ die jedoch von dem freigiebigen, ja verschwenderischen Gaius schon am Ende seines zweiten Regierungsjahres erschöpft wurde.¹⁴ Es ist aber sehr bezeichnend, daß Gaius sein infolge solcher Mißwirtschaft ständig gewordene Geldbedürfnis nicht mit Einführung neuer Abgaben und Steuern von den Provinzialen, sondern mit den ausgeklügeltsten Mitteln durchwegs von den begüterten Mitgliedern der Senatoren- und Ritterständen zu befriedigen versuchte.¹⁵ Bezüglich der Provinzialen scheint Gaius, oder eher seine Ratgeber, den wesentlichen Grundsatz der vorigen Regierung, *ne provinciae novis oneribus turbarentur* einzuhalten.¹⁶ In seinem letzten Regierungsjahr, nach seinem Rückkehr vom Westen, wurden auch die kleinbürgerliche Schichten Roms mit Einführung einer Verbrauchssteuer und anderen Abgaben schwer belastet.¹⁷ Von den Provinzen traf jedoch diese Mißwirtschaft unmittelbar eine kurze Zeit lang nur Gallien, wo Gaius im Winter 39/40 sich aufhielt und unterdessen er seine schon in Rom geprobtten geldverschaffenden Methoden jetzt auch auf die führende Schicht der hiesigen Provinzialen mit gleicher Rücksichtslosigkeit angewandt hat.¹⁸ Von seinem Aufenthalt in Gallien und noch einigen gleich zu erwähnenden Verfügungen abgesehen litt aber von der dauernden Geldnot des Gaius am meisten die Bevölkerung Roms, anfangs nur die begüterten, zuletzt jedoch auch die armseligen Schichten.¹⁹

Von den im vorstehenden angedeuteten Verordnungen möchte die von Gaius vorgenommene Revision der Bürgerrechtsverleihungen seiner Vorgänger auch weitere Kreisen in den Provinzen berühren. Anlässlich dieser Verfügung wurden nämlich die unter Iulius Caesar und Kaiser Augustus ausgefertigten Civitätsurkunden überprüft und ihre Gültigkeit nur für die Empfänger und deren Söhne anerkannt, während die weiteren Abkömmlinge wohl wegen des unberechtigten Gebrauchs des Bürgerrechts entweder Straf-

¹³ Cass. Dio. 59. 2, 6 spricht von 575, bzw. 825 Millionen Denaren, d. h. rund 2300, bzw. 3300 Millionen Sesterzen, Suet. Cal. 37, 3 dagegen von 2700 Millionen Sesterzen und gibt somit den Mittelwert an. Auch diese schöne Summe könnte das Soldkontingent der damals bestehenden 25 Legionen fast 18 Jahre lang decken!

¹⁴ Cass. Dio, *loc. cit.* Nach den Berechnungen von H. WILLRICH: Caligula. Klio 3 (1903), 111, Anm. 1 wurden schon in den ersten Wochen ca 150 Millionen Sesterzen ausbezahlt, teils als Geldgeschenke an die Soldaten und das hauptstädtische Volk, teils als Legate, die von Tiberius zurückgehalten wurden.

¹⁵ Suet. Cal. 38—39 und Cass. Dio, 59. 10, 7—8; 15, 1—6 geben eine reiche Beispielsammlung davon.

¹⁶ Tac. ann. 4. 6, 4. Cf. Suet. Tib. 32, 2. Cass. Dio, 57. 15, 10. Vgl. R. SEAGER: Tiberius². London 1972, 170 f.

¹⁷ Suet. Cal. 40—41. Cass. Dio, 59. 8—11. H. WILLRICH: Caligula, 424 datierte diese Verfügungen auf das Jahr 39 und sah in diesen einen Versuch, das ganze Finanzwesen auf eine gesündere Basis zu stellen, eine Auffassung, die von der späteren Forschung mit Recht abgelehnt wurde. S. u. a. GELZER: v. Iulius, 133 (Caligula) RE X 408. A. GARZETTI: From Tiberius to the Antonines. London 1974. 101.

¹⁸ Suet. Cal. 1. 39. Cass. Dio, 59. 21, 3—6.

¹⁹ Jos. Ant. 19, 2: *Μάλιστα δὲ ἡσθάνετο τοῦ δεῖν τοῦ τῶν πρᾶσσομένων ἢ Ῥώμῃ κ.τ.λ.* Vgl. auch Philo, Leg. 108.

geld entrichten oder aber die Ausstellung neuer Civitätsurkunden mit Geld erkaufen dürften.²⁰ Die Käuflichkeit der Civitätsurkunden, die später unter Claudius von Messalina und den Freigelassenen der kaiserlichen *domus* so reichlich betrieben wurde,²¹ hat so gewissermaßen schon Gaius vorgebildet, den bei den Bürgerrechtsverleihungen — anders als seine Vorgänger — keine prinzipiellen Erwägungen, sondern nur die Möglichkeit der Geldverschaffung oder andere rein persönliche Motiven geleitet hatten.²²

Die besagte Revision der Civitätsurkunden betraf in den westlichen und östlichen Provinzen, wo die *C. Iulii*-Neubürger bekanntlich in größerer Anzahl vorhanden waren, gewiß viele Familien von einheimischer Abstammung. Weniger berührte diese Revision die einheimische Bevölkerung in Illyricum, wo die von Iulius Caesar anderswo so großzügig vorgenommenen Bürgerrechtsverleihungen überhaupt nicht in Frage kommen können und solche vom Kaiser Augustus sind ebenfalls bis jetzt nicht einwandfrei nachgewiesen. Jene *C. Iulii* in und um Emona, Savaria und Scarbantia, die in den relativ frühen Inschriften erwähnt werden,²³ sind nämlich zweifelsohne meist die Nachfolger norditalischer Ansiedler, deren Ahnen zwar von Iulius Caesar oder Augustus ihr Bürgerrecht erhalten und so ihre unter Gaius in Illyricum verweilenden Enkel oder Urenkel anlässlich der Urkundenrevision die Ausstellung neuerer Diplomen mit Geld erwerben dürften.

Außer diesen Ansiedlern möchte aber die Revision, wenigstens nach dem heutigen Stand unseres Wissens, höchstens nur einige einheimische Familien betreffen. Zu diesen läßt sich aus dem nordöstlichen Bereich Illyricums, dem Gebiet der Eravisker, bedingungsweise ein Vorfahr eines gewissen *C. I(ul). Magimarus* rechnen. Dieser Magimarus hat nach den stilistischen Merkmalen seiner Grabtafel in der Jahrzehnten um die Wende von dem 1. zu dem 2. Jht. gelebt und ist laut seiner Grabinschrift in seinem 40. Lebensjahr gestorben.²⁴ Magimarus selbst konnte das Bürgerrecht selbstverständlich nicht vom Kaiser Augustus oder von C. Caesar erhalten, wohl aber sein Groß- oder Urgroßvater. Eine sichere Entscheidung ist jedoch nicht möglich. Wenn der Verleiher der Civitätsurkunde Kaiser Augustus gewesen war, dann dürfte dieser Ahn des Magimarus das Bürgerrecht jedenfalls wegen seiner in dem großen pannonischen Aufstand erworbenen Verdiensten erhalten.

²⁰ Suet. Cal. 38, 1: *Negabat iure civitatem Romanam usurpare eos, quorum maiores «sibi posterisque» eam impetrassent, nisi si filii essent, neque enim intellegi debere «posteros» ultra hunc gradum; prolataque Divorum Iulii et Augusti diplomata ut vetera et obsoleta deflebat.*

²¹ Cass. Dio, 60. 17, 8. Vgl. Sen. apoc. 9, 4.

²² Zu den letzteren vgl. die von Cass, 60. 7, 2 erwähnten jungen griechischen Waffentänzer, die nach ihren erfolgreichen Debüt in Rom von Gaius mit römischen Bürgerrecht belohnt wurden.

²³ Zusammengestellt und behandelt von A. Mócsy: Die Bevölkerung von Pannonien bis zu den Markomannenkriegen. Budapest 1959. 20, 34 f.

²⁴ C III 3377. J. Fritz: *Alba Regia* 8—9 (1967—1968), 203, 24. Die Z. 2. dieser Grabinschrift erwünscht dringend eine neue Revision.

Ein zweiter Iulius und seine Frau, *Iulia Utta* aus Aquincum wurden aber keinesfalls vom Kaiser Augustus mit dem Bürgerrecht bedacht. Die Frau ist nämlich in ihrem 85. Lebensjahr hingschieden und ihre auf dem dreifach profiliert gerahmten Schriftfeld eingemeißelte Grabinschrift läßt sich in Aquincumer Milieu auf das Ende des 1. Jh., rund um 100 datieren.²⁵ Utta ist nun noch als Peregrine geboren; ihr Vater hieß Eppo. Das Bürgerrecht erhielt Utta als die Frau des Anartus, es ist also unmöglich, daß sie es noch vom Kaiser Augustus erhalten hätte. Das Fehlen des Pränomens im Namen ihres Gatten ermöglicht leider keine sichere Entscheidung, ob dem Ehepaar das Bürgerrecht noch in den späteren Regierungsjahren des Tiberius, oder aber schon unter C. Caesar verliehen wurde. Jedenfalls, in Kenntnis der prinzipiellen Zurückhaltung des Tiberius in der Verleihung des Bürgerrechts an Peregrinen,²⁶ von den wohlverdienten Auxiliarsoldaten selbstverständlich abgesehen, erscheint die letztere Möglichkeit wahrscheinlicher. Nichts zu tun hat jedoch mit den einheimischen Iuliern der angebliche *C. I(u)lius Cato*,²⁷ aus dessen Namen in der Grabinschrift von Inota zumindest die zwei Anfangsbuchstaben ausgebrochen sind. Dieser Eravisker führte demnach den ziemlich seltenen vielgliedrigen Personennamen: . . .] *cicato*. Ebenso scheidet der auf einem Aquincumer Steindenkmäl von dem Corpus fälschlich gelesene *C. Iul. [] Eraviscus* aus, da in der besagten Inschrift von den *civi[bus] Eraviscis* die Rede²⁸ ist.

Zusammenfassend: kein einziger C. Iulius von einheimischer Abstammung der sein Bürgerrecht etwa vom Kaiser Augustus erhalten hätte, läßt sich in der Provinz Illyricum aufgrund des für uns zurzeit verfügbaren epigraphischen Materials mit Bestimmtheit nachweisen. Nur in etlichen Fällen ist die Bürgerrechtsverleihung unter Augustus als möglich erwägbär. Wenn man diese Beispiele und noch die *C. Iulii* von den norditalischen Ansiedlern insgesamt in Betracht zieht, kann man behaupten, daß die besagte geldverschaffende Verfügung des Gaius berührte nicht allzusehr die Bevölkerung Illyricums und die hiesigen Provinzialen wurden überhaupt von den Auswirkungen der damaligen Mißwirtschaft allem Anschein nach nur wenig betroffen.

²⁵ C III 10 552. A. SCHÖBER: Die römischen Grabsteine von Noricum und Pannonien. Wien 1923. 213 (mit falscher Datierung). Eine eingehendere Behandlung dieser Inschrift von mir erscheint im Band II/12. d. ANRW (i. Druck).

²⁶ Tiberius ließ sich in dieser Hinsicht vor allem von wirtschaftlichen Erwägungen leiten. Eine weitreichende Bürgerrechtsverleihung in den Provinzen mindere nämlich die Zahl der Steuerzähler und in diesem Fall müßten die im peregrinen Status gebliebenen — um die Abgabquote einer Provinz auf dem schon vorhandenen Stand zu halten — stärker besteuert werden, was aber mit dem im vorstehenden angedeuteten Grundsatz des Tiberius unvereinbar gewesen war. Er blieb daher in der Bürgerrechtsverleihung eher zurückhaltend.

²⁷ J. FIRZ: a. a. O. (Anm. 24), 203, 26. AE 1969/70, 519. [A. MÓCSY: Nomenclator provinciarum Europae Latinarum et Galliae Cisalpinae (Diss. Pann. III. 1), Budapestini 1983, 78.]

²⁸ C III 10 608. Nach meiner revidierten Lesung lautet die Inschrift wie folgt: . . .] [[*leg(ionis)*] II *Ad. militibus*] [*leg(ionis)*] *eiusdem, civi*[[*bus*] *Eraviscis p(osuit)*. Vgl. A. MÓCSY a. a. O. (Anm. 23), n. 238, 4.

II

Die hauptsächlich den städtrömischen und italischen, weniger den provinzialen begüterten Schichten gegenüber erhobenen materiellen Anforderungen konnte Gaius etwa seit der zweiten Hälfte des J. 38 mit den Kosten seiner großzügigen militärischen Vorbereitungen für einen Germanenkrieg motivieren.²⁹ Im Rahmen dieser Rüstungen wurden zwei neuen Legionen, die *XV* und *XXII Primigeniae* aufgestellt,³⁰ die Anzahl der Prätorianerkohorten von neun auf zwölf gehoben³¹ und überall strenge Musterungen gehalten.³² Die letzteren betrafen auch Illyricum, wie dies durch das unlängst veröffentlichten Militärdiplom von Negoslavci klar bezeugt wird.³³ Der am 17. Juni 65 mit den Bürger- und Ehrechten bedachte *Liccius Licci filius Breucus*, der Fußsoldat (*pedes*) der *cohors VII Breucorum*, hat nämlich seinen Militärdienst zweifelsohne in einem Jahr zwischen 38 und 40, wohl im 38 oder 39 begonnen.³⁴

Die spektakuläre Hauptprobe seiner geplanten militärischen Unternehmungen im Westen, die mittlerweile noch mit einem Angriffsplan in Bezug auf Britannia erweitert wurden,³⁵ hielt Gaius im Frühsommer 39 im Golf von Neapel, wo auf einer zwischen Bauli und Puteoli errichteten ca 5 km langen Schiffsbrücke der junge Princeps mit seinem Gefolge seinen zukünftigen Feldzug im Westen abspielte. Die Feldübung wurde nach einem unwiderstehlichen Uferwechsel mit einem Triumphzug und dann mit einem sich bis in die Nacht ziehenden Siegesmahl geschlossen.³⁶

Schon die Zeitgenossen und die auf die gleichzeitige Überlieferung zurückgehende antike Historiographie kommentierten verschiedentlich die eigentlichen Absichten des Gaius «mit diesem neuen und bis dahin unerhörten

²⁹ Philo, Leg. 356 weist darauf hin. Die Datierung hängt mit der chronologischen Beurteilung der Gesandtschaft der alexandrinischen Diaspora eng zusammen, die m. E. von H. WILLRICH: *Caligula*. 306 und 410 richtig — auf 38/39 festgelegt wurde. Auf das J. 39/40 verlegt diese J. P. V. D. BALSDON: *Notes concerning the Principate of Gaius*. JRS 24 (1934) 13 ff., bes. 19 f. S. aber dagegen die Ausführungen von A. GARZETTI: a. a. O. (Anm. 17), 582 f., die von E. M. SMALLWOOD: *The Jews under Roman Rule*. Leiden 1976. 174, Anm. 106 unberücksichtigt gelassen wurden.

³⁰ E. RITTERLING: s. v. *Legio*, RE XII 1245 f. Die Einwendungen von H. M. D. PARKER: *The Roman Legions*. Oxford 1928 (reprint, versorgt von G. R. WATSON Cambridge 1958), 93 ff. hat J. P. V. D. BALSDON: *Notes . . .* 13 f. mit neuen Gründen entkräftet. J. C. MANN: *The Raising of New Legions during the Principate*. Hermes 91 (1963) 483 f. läßt die Frage offen.

³¹ M. DURRY, s. v. *Praetoriae cohortes*, RE XXII 1608, 1613.

³² Suet. Cal. 43: *dilectibus ubique acerbissime actis . . .*

³³ S. DUSANIĆ: *A Military Diploma of A. D. 65*. *Germania* 56 (1978) 461 ff.

³⁴ M. Iunius Silanus (ord. 19), *proconsul Africae* im Amtsjahr 38/39, hat in seiner Provinz ebenfalls Musterung gemacht (D. 2305 = E. M. SMALLWOOD: *Documents . . .* 279), womit er gewissermaßen den in den kaiserlichen Provinzen von Gaius verordneten Musterungen entgegen kam. Über diesen Zusammenhang s. noch unten, Anm. 86.

³⁵ Über die vielumstrittene Frage eines solchen Plans s. unten, Anm. 92.

³⁶ Ausführlich beschrieben von Cass. Dio, 59. 17, 1—18, 1, zusammenfassend von Jos. Ant. 19, 5 und Suet. Cal. 19, 1—3. Vgl. noch. Epit. 3, 9.

Schauspiel»,³⁷ und die neuere Forschung beurteilte sie ebenfalls unterschiedlich.³⁸ Eine Bemerkung Dio's, wonach das von Gaius auf der Brücke inszenierte Festmahl «wie auf irgendeiner Insel» (*ὡςπερ ἐν νήσῳ τινί*) gehalten wurde, legt zusammen mit anderen Indizien den Gedanken sehr nahe, daß Gaius mit seiner zweitägigen und zweifelsohne vieldeutigen theatralischen Ausführung vor allem sein vor kurzem ausgemachtes neueres Vorhaben für eine Invasion auf die Insel Britannia seinen staunenden Zuschauern vorzublenzen versucht hat.

Wie auch immer man diese Frage beurteilt, soviel ist allenfalls unzweifelhaft, daß nach der obigen großartigen Szenerie in den darauffolgenden Monaten kein Aufbruch des Gaius nach Westen folgte, sondern er kehrte aus Campanien in die Hauptstadt zurück und beschäftigte sich dort in der für die militärische Operationen geeignetsten Zeit, während der Sommermonaten, durchwegs mit den geldbringenden Majestätsprozessen,³⁹ um dann bald nach 6. September unerwartet sich aufzubrechen und im Gefolge seiner *amici*, ferner der Leibwache und der Prätorianerkohorten, in aller Eile ins Feld zu rücken, in einer Jahreszeit, die für die Eröffnung größerer militärischen Operationen eigentlich schon ungeeignet war.⁴⁰

Wie man es schon längst vermutet hat,⁴¹ riefen diesen raschen und unerwarteten Aufbruch des Gaius nicht so sehr außen-, wie eher innenpolitische Beweggründe hervor. Er hat nämlich, etwa im Spätsommer 39 die Spur einer Verschwörung gegen seine Person aufgedeckt, deren Protagonisten, laut ihrem von Gaius ergatteten Briefwechsel,⁴² sein Freund und ehemaliger Schwager, M. Aemilius Lepidus (PIR² A 371), den Gaius zur Zeit seiner schwe-

³⁷ Suet. Cal. loc. cit. führt die nachstehenden drei Erklärungen vor: 1) *aemulatio Xerxis* (diese kennt auch Cass. Dio, loc. cit.), 2) *ut Germaniam et Britanniam territaret*, 3) *refutatio dicti Thrasyli mathematici*. Sueton selbst hält nach der mündlichen Mitteilung seines Großvaters die letztere Deutung für die richtige Interpretation. Cass. Dio, loc. cit. (Anm. 36) beurteilte die ganze Szenerie, als eine von Gaius vorgenommene Beweisführung für seine eigene Göttlichkeit.

³⁸ M. GELZER: a. a. O. (Anm. 17) und H. DESSAU: Gesch. d. röm. Kaiserzeit. II. 1. Berlin 1926, 123 sahen darin nur ein glänzendes Schauspiel. J. GAGÉ: Un manifeste dynastique de Caligula. REA 37 (1935), 180 f. dachte an eine Nachahmung des Kaisers Augustus. Ähnlich H.-W. RITTER: *Adlocutio* und *corona civica*. Jahrb. f. Numismatik und Geldgeschichte 21 (1971) 81 ff., bes. 84 f. J. P. V. D. BALSDON: The Emperor Gaius (Caligula). Oxford 1934 (reprint 1964) 53 f., 76 f. beurteilte, daß die Brücke anlässlich der Empfang der parthischen Geisel gebaut wurde und der Hin- und Hermarsch des Princeps mit seinem Gefolge auf der Brücke eine Vorführung der germanischen Expedition sein sollte, die «as a large scale of manoeuvres» vorgestellt wurde. Laut der Ansicht von M. P. CHARLESWORTH: CAH X² (1952), 658 Caius, als ein neuer Alexander «look for glory in Germany and the North». A. V. DOMASZEWSKI: Gesch. der röm. Kaiser. II. Leipzig 1909. 9 und A. GARZETTI: a. a. O. 91 bevorzugten die suetonische Auslegung. S. MAZZARINO: L'impero romano. I². Roma—Bari 1976. 258 f. hob die religiöse Beweggründe hervor.

³⁹ Cass. Dio, 59. 18.

⁴⁰ Zur Chronologie s. eingehender unten, Anm. 90.

⁴¹ R. SYME: CAH X² (1952), 788. Vgl. M. P. CHARLESWORTH: ebd. H. H. SCULLARD: From the Gracchi to Nero⁴, London 1976. 295.

⁴² Suet. Cal. 24, 3: *chirographa . . . requisita fraude ac stupro*. Daß die in solcher Weise erfolgte Erschleichung des Briefwechsels spielte sich nicht in Obergermanien ab, versteht sich von selbst (*contra* H. WILLBICH: Caligula. 308).

ren Krankheit im Herbst 37 für seinen Nachfolger bestimmt hat, ferner der Kommandeur des obergermanischen Heeresbezirks, Cn. Cornelius Lentulus Gaetulicus (PIR² C 1390) gewesen waren.⁴³ Daß der Letztgenannte, der kurz vorher dem Gaius noch mit einer schmeichlerischen Biographie huldigte,⁴⁴ um die Mitte 39 jedoch schon mit M. Lepidus eine gemeinsame Sache gegen Gaius gemacht hat, dazu hat der Prozeß gegen den illyrischen Statthalter, C. Calvisius Sabinus (PIR² C 354) im Sommer 39 wohl wesentlich beigetragen.

In der Person des Calvisius Sabinus (*ord.* 26) erkennen wir ein einflußreiches Mitglied der neuen Nobilität,⁴⁵ der zur Elite der führenden senatorischen Schicht gehörte.⁴⁶ Als den unmittelbaren Nachfolger des Munatius Plancus hat ihn noch Tiberius am Ende 36 oder Anfang 37 zum Statthalter der Provinz Illyricum ernannt.⁴⁷ Sein Amt in dieser Provinz ist aber Sabinus den damaligen Vorschriften gemäß,⁴⁸ wohl erst nur um die Mitte 37, also schon in der Regierungszeit des C. Caesar angetreten. Wie es damals allgemein üblich war und nur die Mißbilligung einiger altmodischen *virī militares* fand,⁴⁹ hat Sabinus auch seine Frau, Cornelia, in die Provinz mitgeführt. Die Frau zeigte aber eine ganz außerordentliche Interesse für die militärischen Angelegenheiten. Sie wohnte nämlich nicht nur den Exerzieren und den Manövern der Soldaten bei, wie es ab und zu schon früher auch anderswo vorgekommen ist,⁵⁰ sondern sie inspizierte überdies noch bei einer Gelegenheit zur Nachtzeit

⁴³ Von den zwei Schwestern des Gaius, die machtgerige jüngere Agrippina war gewiß mit M. Lepidus eines Sinnes (vgl. Tac. ann. 14. 2, 2), während Iulia Livilla war zumindest Mitwisserin der verschwörerischen Plänen. J. P. V. D. BALSDON: *Roman Women*. London 1962. 117 behandelt diese Frage mit Zurückhaltung. S. aber E. MEISE: *Untersuchungen zur Geschichte der Iulisch-Claudischen Dynastie*. (Vestigia B. 10). München 1969. 110 f.

⁴⁴ Suet. Cal. 8, 1 zitiert daraus eine Angabe über den Geburtsort Caligulas. Die literaturgeschichtliche Frage, ob diese Lebensbeschreibung in Vers oder in Prosa verfaßt wurde, behandelt u. a. H. BARDON: *La littérature latine inconnue*. II. Paris 1956. 126.

⁴⁵ Sein gleichnamiger Vater (PIR² C 353) und sein ebenfalls gleichnamiger Großvater (PIR² C 352) haben schon im J. 4, bzw. 39 v. u. Z. das namengebende Konsulat bekleidet. Der Großvater hat seine Karriere im Bürgerkrieg als Legat des C. Iul. Caesar in Ätolien begonnen und den Höhepunkt seines öffentlichen Laufbahns unter Octavianus Caesar erreicht, als er im J. 28 v. u. Z. aus Hispanien triumphierte. Vgl. R. SYME: *The Roman Revolution*. Oxford 1939 (reprint 1966). 199 f., 236 f. Der Sohn, der Vater des unseren Sabinus, hat dagegen unseres Wissens keinen Post im kaiserlichen Dienst übernommen.

⁴⁶ Cass. Dio, 59. 18, 4: *ἐν τε τοῖς πρώτοις τῆς βουλῆς ὄν.*

⁴⁷ Dies hoffe ich in meinem Aufsatz (ANRW. II/12, i. Druck) zu erweisen.

⁴⁸ Die in die Senatsprovinzen verlostten Würdenträger sollten nach einer Anordnung des Tiberius ihre Stelle spätestens im Juni antreten. Cass. Dio. 57. 14, 5. Das Gleiche galt unter normalen Verhältnissen wohl auch für die kaiserlichen Legaten.

⁴⁹ Ein solcher war A. Caecina Severus (*suff.* 1 v. u. Z.), der sich unter Tiberius in Illyricum, unter Germanicus Caesar aber gegen Arminius bewährt hat (vgl. Vell. Pat. 2. 112, 4 bzw. Tac. ann. 1. 56; 1. 63, 3 f. etc.). Über seinen in einer Senatssitzung vom J. 21 eingebrachten Vorschlag, *«ne quem magistratum, cui provincia obvenisset, uxor comitaretur»* hatten sich die *patres conscripti* nach den gegengesetzten Meinungsäußerungen des Val. Messalinus (*ord.* im J. 3 v. u. Z.) und des Drusus Caesar (*ord.* im J. 21) einfach hinweggesetzt. Tac. ann. 3, 33—34.

⁵⁰ Ähnliches erlaubte sich schon etwa 20 Jahre früher Munatia Plancina, die Schwester unseres Munatius Plancus und die Frau des Cn. Calpurnius Piso (PIR² C 287) anläßlich der syrischen Legatur ihres Gatten (Tac. ann. 2. 55, 6). Ja, die vierte Frau Caligulas,

in Militärtracht die im Legionslager aufgestellten Wachtposten, ja suchte sie auch den dienstführenden Militärtribun in den *Principia* auf. Dieser Nachtbesuch spielte sich wohl in Siscia, in dem damaligen Residenz des illyrischen Statthalters und gleichzeitig dem Garnisonsort der für die westlichen Expedition ausgewählten *legio IX Hispana* ab. Als die obigen, für die militärische Disziplin zweifelsohne gefährlichen Handlungen der Cornelia, die leicht als eine Gunstbuhlerei beim Militär ausgelegt werden könnten, dem Gaius zur Kenntnis gekommen sind, wurde Sabinus von seinem Post abberufen und als er zusammen mit seiner Frau etwa um die Mitte 39 im Rom eintraf, wurde gegen die beiden Anklage erhoben. Vor der kaum zweifelhaften Verurteilung hat das Ehepaar den Selbstmord begangen.⁵¹ Der in den nächtlichen Lagerbesuch sich verwickelte junge Militärtribun, T. Vinus (PIR V 450), der spätere Kaisermacher in Hispanien und innigster Berater des Kaisers Galba, wurde ebenfalls zur Verantwortung gezogen und bis auf weiteres in verschärfter Gefangenschaft gehalten.⁵²

Calvisius Sabinus führte nun im J. 26 gemeinsam mit Lentulus Gaetulicus die Fasces und es ist wohl möglich, daß zwischen den beiden Konsularen auch Familienverbindungen vorhanden waren.⁵³ Aber auch ohne diese hat das strenge Rechenschaftsverfahren gegen seine einstigen Amtskollegen wegen disziplinwidriger Verhaltung den Gaetulicus gewiß mit leichtverständlicher Angst für seine eigene Zukunft erfüllt. Er stand im J. 39 schon zehn Jahre lang an der Spitze der obergermanischen Heeresgruppe und als Kommandeur erfreute sich wegen der von ihm nachgesehenen laxen militärischen Disziplin einer Beliebtheit nicht nur im Kreise der ober-, sondern auch der untergermanischen Heeresgruppen.⁵⁴ Seine *effusa clementia* und *modica severitas* könnte also nach der Sabinus-Affäre leicht im kaiserlichen Hof ebenfalls als

Milonia Caesonia, sich als Amazon gekleidet und hoch zu Roß nahm auf der Seite ihres kaiserlichen Gatten ebenfalls an den Exerzieren der Prätorianer teil (Suet. Cal. 25, 3). Aber was dem göttlichen Kaiser erlaubt war, war unzulässig für seine Legaten.

⁵¹ Cass. Dio, 59, 18, 4 erwähnt die folgenden Anklagepunkte: 1) *φυλακὰς τε ἐφοδεύσασα*, 2) *καὶ τοὺς στρατιώτας ἀσκοῦντας ἰδοῦσα*. Den Lagerbesuch erzählen Tac. hist. 1, 48, 2 und Plut. Galba 12, 1-beide anlässlich der Charakterisierung des T. Vinus und einer gemeinsamen Quelle folgend, die aber legen sie verschiedentlich aus. H. WILLRICH: Caligula 435 behandelt das Geschichtchen um die Berechtigung der Anklage zu zeigen. J. P. V. D. BALSDON: Gaius 55 und 71 hat jener Meinung Ausdruck gegeben, daß Cornelia trieb eigentlich eine Gunstbuhlerei beim Militär, die eine Revolte der illyrischen Legionen gegen Gaius vorbereiten könnte. Dieser Ansicht stimmte auch A. BERGENER (Die führende Senatorenschicht im frühen Prinzipat. Bonn 1965, 121) zu.

⁵² Er ist im J. 69 in seinem 57. Lebensjahr gestorben (Tac. hist. loc. cit.). Vor 30 Jahre war er also ein Zwanziger, (irrig PIR V 450) fast gleichaltrig mit C. Caesar, der bekanntlich im J. 12 geboren ist.

⁵³ Nach einer sehr ansprechenden Vermutung von EDM. GROAG: PIR² C 1479, vgl. 354, Cornelia, die Frau des Sabinus, wäre die Schwester des Lentulus Gaetulicus. Leider ist der Vollname der Frau, der diese Identität bestätigen könne, von Cass. Dio, loc. cit. nicht überliefert.

⁵⁴ Tac. ann. 6, 30, 2. Vgl. J. P. V. D. BALSDON: Gaius 68, ferner E. KOESTERMANN: Corn. Tacitus. Annalen. 11. Heidelberg 1965. 313 f.

eine Gunstbuhlerei beim Militär ausgewertet werden.⁵⁵ Es ist also leichtverständlich, daß in solcher Perspektive Gaetulicus nach irgendeinen Ausweg suchte und hierbei die von M. Lepidus ihm übermittelten Suggestionen — einen Mordanschlag auf Gaius während seiner Aufenthalt in Obergermanien zu begehen — zu guter Letzt zu eigen gemacht hat.^{55a}

Die zweifelsohne vorhandenen Verbindungen zwischen dem Mitglied seiner engsten Umgebung und dem Kommandeur der obergermanischen Heeresgruppe sind vor Gaius — wie es schon eben bemerkt wurde — wohl nur im Spätsommer 39 bekannt geworden,⁵⁶ und hatten ihn unverzüglich zu energischen Gegenmaßnahmen angetrieben. Zu diesen gehörte vor allem die teilweise Mobilisierung der anderen Provinzheeren, von denen bestimmte Truppen spätestens an Ende August/Anfang September den Marschbefehl nach Obergermanien erhielten.⁵⁷ Diese Verfügung rührte kaum etwa von dem Entschluß her, um den seit langem geplanten Feldzug im Westen zu eröffnen, da selbst die aus den zum Rheingebiet am nächsten liegenden Provinzen herangezogenen Streiftrkräfte, von den norisch-raetischen Auxilien abgesehen, den ihnen angegebenen Treffpunkt in Obergermanien, wohl das Militärlager von Mainz-Weisenau,⁵⁸ frühestens nur um die Mitte Oktober erreichen könnten.⁵⁹

⁵⁵ Cass. Dio, 59. 22, 5, der von den Gaius-feindlichen Absichten des Gaetulicus scheint nichts zu wissen, motiviert jedoch die Hinrichtung des Letzteren damit, daß er mit den Soldaten sich vertraut gemacht hat (*ὅτι τοῖς στρατιώταις φειώτο*).

^{55a} E. MEISE: Untersuchungen . . . 115 ff. motiviert dagegen diesen Entschluß des Gaetulicus mit seiner Angst, daß Gaius «über kurz oder lang auch gegen ihn, einen prominenten ehemaligen -Seianer», vorgehen würde.» Als aber Gaius für das J. 39 eben den L. Apronius Caesianus (PIR² A 972), den einstigen Freund Seians (Cass. Dio, 58. 19, ff.) und noch dazu den Schwager des Gaetulicus für seinen Mitkonsul gewählt hat, Gaetulicus als ehemaliger «Seianer», könnte deswegen kaum besonders ängstlich sein. Über die Anhängerschaft Sejans s. jetzt D. HENNIG: L. Aelius Seianus (Vestigia, 21) München 1975, 101 ff.

⁵⁶ L. Apronius Caesianus, der am 1. Jan. 39 das Konsulat mit Gaius gemeinsam angetreten hat, blieb bis zum 1. Juli im Amt (A. DEGRASSI: I fasti consolari. Roma 1952. 11), was kaum vorgefallen wäre, wenn Gaetulicus schon damals in Verdacht geraten würde.

⁵⁷ Suet. Cal. 43: *Legionibus et auxiliis undique excitis* . . . Über die chronologischen Fragen s. unten, Anm. 59.

⁵⁸ Gewöhnlich wird dieser Treffpunkt nach dem Vorschlag von H. WILLRICH: Caligula. 306 in Mogontiacum angegeben. Es ist aber wenig wahrscheinlich, daß Gaius, bzw. seine militärischen Ratgeber bei der Planung einer Aktion gegen Gaetulicus ihre eigenen Truppen gerade nach dessen Residenzort vorgeschickt hätten, wo diese Streitkräfte von Gaetulicus vor dem Eintreffen des Kaisers leicht manipuliert werden konnten. Der nähere Ort der primären Heereskonzentrierung ist zwar nicht überliefert, aber manches spricht für Mainz-Weisenau, wo die Steindenkmäler der neu aufgestellten *legio XV Primitiva* [zusammengestellt und besprochen von E. RITTERLING: Zum Germanenkrieg d. J. 39—41 n. Chr., RGKorr.—Bl. 6 (1913), 1 ff.] für einen hiesigen vorübergehenden Aufenthalt dieser Legion vor 43 plaidieren. Zu dem frühprinzipatszeitlichen Militärlager von Mainz-Weisenau s. zusammenfassend D. BAATZ: Mogontiacum. Limesforschung 4 (1962) 81 f. Vgl. noch H. SCHÖNBERGER: The Roman Frontier in Germany: an Archaeological Survey. JRS 59 (1969) 144 ff.

⁵⁹ Wenn nur die zu jener Zeit noch im südwestlichen Bereich der Provinz Illyricum massierten drei Legionen berücksichtigt werden — die Ansicht nämlich, daß die *legio XV Apollinaris* schon ab 6 oder 15 in Carnuntum garnisonierte, ist ganz unbegründet — wurden von diesen Legionen die *IX Hispana* in Siscia mit einem rund 1350 km, die *XV Apollinaris* und die *VIII Augusta* mit wenig kürzerem Distanz vom bestimmten Treffpunkt, etwa Mainz-Weisenau abgetrennt. Diese Entfernungen hinterzulegen, dazu brauchen die aus Illyricum herangezogenen Truppen fast anderthalb Monat. Als Gaius mit

Diese vorgeschrittene Jahreszeit war jedoch für großangelegte militärische Operationen in Germanien schon nicht mehr geeignet. Der primäre Anlaß des Mobilisationsbefehls liegt also anderswo; wohl in jenem Vorhaben des Gaius, um seinen treulosen obergermanischen Legaten an der Spitze einer beträchtlichen Heeresmacht in seiner eigenen Residenz zu überrumpeln. Für die Stichhaltigkeit dieser Auffassung können auch die nachfolgenden Erwägungen sprechen.

Von Lentulus Gaetulicus liefen solche Gerüchte um, daß er einer eventuellen Ablösung schon einmal unter Tiberius mit Erfolg widerstrebt.⁶⁰ Demnach erschien es im J. 39 wenig wahrscheinlich, daß Gaetulicus seiner Abberufung, besonders nach der Sabinus-Affäre, Folge leisten wird. Wenn aber der an seinem Post mit Zahn und Nagel festhaltende Kommandeur sich von seinem Amt nur mit Gewalt beseitigen ließ, dann mußte man in Rom auch seine Beliebtheit im Kreise des germanischen Heeres ernstlich in Erwägung ziehen und folglich auch jener Möglichkeit Rechnung tragen, daß die dortigen Legionen beim Disziplinarverfahren gegen ihren beliebten General auf dessen Seite treten können. Zur Ausführung der geplanten Überrumpelung des Lentulus Gaetulicus an Ort und Stelle brauchte also Gaius — um nichts zu riskieren — für alle Fälle eine Heeresmacht, die an Stärke hinter den beiden germanischen Heeresgruppen, die zu dieser Zeit insgesamt etwa mehr als 80 000 Mann zählten,⁶¹ nicht wesentlich zurückbleibe.

Cassius Dio gibt nun den Präsenzstand der von Gaius am Rhein konzentrierten Heeresmacht in 200 000 und nach einer anderen Quelle in 250 000 Mann an.⁶² Die letztere Zahlangabe ist gewiß übertrieben, weil ihre Annahme nicht weniger bedeuten würde, als daß von Gaius damals fast die ganze

seinem aus Rom und Italien mitgeführten Korps diesen Treffpunkt am 18., spätestens aber am 19. Oktober erreichte (s. darüber unten, Anm. 90), fand er schon die meisten aus Hispanien und den Donauprovinzen mobilisierten Truppen an Ort und Stelle. Diese letzteren mußten also spätestens am Ende August/Anfang September ihren Marschweg antreten.

⁶⁰ Tac. ann. 6. 30, 2—3. Vgl. E. KOESTERMANN, Annalen, II a. a. O. (oben, Anm. 54).

⁶¹ Nach der Neuorganisierung des Rheinheeres von Tiberius im J. 10 standen vier Jahre später in Untergermanien 4 Legionen, 8 römisch formierten Alen und 26 Kohorten (Tac. ann. 1. 49, 4). Die Gesamtsärke der obergermanischen Heeresgruppe war bezüglich der Legionen gewiß, der Auxilien aber im großen und ganzen die Gleiche. Bis zu den Operationen Caligulas erfolgte unseres Wissens keine wesentliche Wandlung in diesen Gesamtstärken. Es ist gewiß in Bezug auf die Legionen; einen unsicheren Faktor bedeuten nur die Auxilien, als diese *exusu temporis huc illuc mearent, gliscerant numero et aliquanto minuerentur* (Tac. ann. 4. 5, 4). H. NESSELHAUF: Umriss einer Geschichte des obergermanischen Heeres. Jahrb. RGZM. 7 (1960) 155 konnte 8 Alen und 19 Kohorten für die julisch-claudische Zeit in diesem Heeresbezirk registrieren, bemerkte aber, daß diese Zahlangaben gewiß nur einen Bruchteil des einstigen Bestandes angeben. G. ALFÖLDY: Die Hilfstruppen in der römischen Provinz Germania inferior (ES 6). Düsseldorf 1968. 137 f. schätzte die untergermanische Auxilientruppen während der Regierungszeit des Tiberius auf etwa 8 Alen und auf etwa 30 Kohorten, die Gesamtstärke der hiesigen Armeegruppe aber auf etwa 42 000 Soldaten.

⁶² Cass. Dio, 59. 22, 1: *εἴκοσι γάρ, ὡς δὲ τινὲς φασί, πέντε καὶ εἴκοσι μυριάδας στρατιωτῶν ἡθροίσαι*.

Kriegsmacht des Reiches am Rhein vereinigt wurde.⁶³ Dagegen scheint die erstere Zahlangabe Dio's im großen und ganzen das Richtige zu treffen. Nur darf man diese nicht auf das schon bald nach der Mitte Oktober sich versammelte kaiserliche Korps, sondern auf die mit dem Hinzutreten der rheinischen und den frühestens im Winter 39/40 eingetroffenen orientalischen und africanischen Streitkräfte angeschwellte «grande armée» des Gaius beziehen.

Über die ursprüngliche Stärke des kaiserlichen Expeditionskorps bis zum Kaltstellen des Lentulus Gaetulicus gibt die Zusammensetzung dieses primären Expeditionskorps ein annähernd verlässliches Bild. Dieses Korps bildete sich nämlich aus zwei größeren Teilen: 1) aus den Truppen, die dem Kaiser aus Rom und Italien folgten, und 2) aus den Streitkräften der europäischen Provinzen, die von ihren Befehlshabern dem Gaius zugeführt worden sind. Zu dem italischen Stock des kaiserlichen Expeditionskorps gehörten die *cohortes praetoriae*, ca 6000 Mann, wenn alle zwölf Kohorten den Marschbefehl erhielten;⁶⁴ ferner die germanische Leibgarde (*custodes corporis*), deren sonst unbekannter Sollbestand zu dieser Zeit allenfalls schon einer Ergänzung bedürfte.⁶⁵ Endlich führte Gaius wohl die zwei Neulegionen, die *XV Primigenia* und die *XXII Primigenia*, rund etwa 11 000 Mann, mit.⁶⁶ Diese bewaffnete Eskorte Gaius' machte aber insgesamt kaum mehr, als etwa 17—18 000 Mann aus. Um die Stärke der Rheinarmee zu erreichen oder nur anzunähern, sollten also die Provinzheere Truppen in größerer Anzahl ausstellen und zwar wegen der Dringlichkeit der Expedition vor allem die hispanischen und die illyrisch-moesisch-dalmatischen Heeresgruppen, die sich zum Rheingebiet geographisch am nächsten befindet hatten.⁶⁷ Von diesen Heeres-

⁶³ Nach der zu jener Zeit bestehenden 27 Legionen mit einem Präsenzstand von ca 150 000 Mann und den zahlenmäßig zwar unbekannten Auxiliarformationen, die aber insgesamt den Effektivbestand der 27 Legionen kaum erreichten, die gesamte Heeresstärke des Römerreichs läßt sich zur Zeit der gaianischen Expedition kaum über 280—290 000 Soldaten schätzen.

⁶⁴ Die Teilnahme der *cohortes praetoriae* bezeugt Suet. Cal. 43 und 45, 1. Über ihren Effektivbestand s. M. DURRY: *Les cohortes prétoriennes*. Paris 1938. 77 ff., und seinen Artikel in RE XXII 1613 f. Die unlängst von D. L. KENNEDY: *Some observations on the Praetorian Guard*. *Ancient Society* 9 (1978) 278 ff. dagegen gemachten Einwendungen können die offensichtlich irrtümliche Angabe Dios (55. 24, 6) von 10 Prätorianerkohorten mit je 1 000 Mann, nicht retten. S. noch AE 1978, 286.

⁶⁵ Vgl. Suet. Cal. 43. Über den zahlenmäßigen Normalbestand dieser bewaffneten Sehar war schon Cass. Dio, 55. 24, 7 im unklaren, und auch für uns stehen darüber keine bestimmten Angaben zur Verfügung. Cf. M. BANG: *Die Germanen im römischen Dienst*. Berlin 1906, 63 ff. M. DURRY: *Les cohortes prétoriennes*. 22 f.

⁶⁶ Zum Sollstand einer Vollegion s. A. v. DOMASZEWSKI—B. DOBSON: *Die Rangordnung des römischen Heeres*. 2 Köln—Graz 1967. 28. Die beiden Neulegionen brauchten selbstverständlich auch Auxilien, die entweder in den Provinzen neu aufgestellt oder aus den schon bestehenden Auxilien der Provinzheeren diesen Neulegionen zugewiesen wurden. Möglich ist, daß die aus Noricum und Raetien mobilisierten Auxilia teils solche Verwendung erhielten.

⁶⁷ Vgl. E. RITTERLING: RE XII 1248. Die Mobilmachung einiger raetischen und norischen Auxilien darf man ebenfalls ernstlich erwägen Vgl. die vorangehende Anm. Diese Auxilien könnte aber dem kaiserlichen Expeditionskorps zahlenmäßig kaum wesentlich beizusteuern. S. die von G. ALFÖLDY: *Noricum*. London—Boston 1974. 257 ff.

gruppen hatten die hispanische und die illyrische zu dieser Zeit je drei, die moesische und die dalmatinische je zwei Legionen, die insgesamt mit ihren Auxilien (je zwei Alen und zumindest drei-vier Kohorten) eine fast 90 000 Mann zählende Heeresmacht repräsentierten. Der Mobilisationsbefehl am Ende August/Anfang September, infolge dessen Legionen und Auxilien «von überall her» in Bewegung gesetzt wurden, betraf gewiß diese zum Rheingebiet relativ am nächsten befindlichen Drei- und Zweilegionsheere.

Um auf Einzelheiten einzugehen, gehörte von den drei hispanischen Legionen, die während der Regierungszeit des Tiberius im nordwestlichen Bereich der Provinz Hispania citerior stationierten,⁶⁸ eine, die *IIII Macedonica* spätestens ab 43 zur obergermanischen Heeresgruppe.⁶⁹ Anhand von zwei Grabsteinen, die für die im Aktivdienst verstorbenen Soldaten dieser Legion in Mainz-Weisenau errichtet wurden, erwägte man die Möglichkeit, daß die *legio IIII Macedonica*, bevor sie nach dem Abmarsch der *legio XIII Gemina* im J. 43 das von dieser im Doppellager von Mogontiacum verlassene Areal besetzte, hat sich eine Zeit lang in dem archäologisch nachgewiesenen frühprinzipszeitlichen Militärlager von Mainz-Weisenau aufgehalten.⁷⁰ Wenn diese Folgerung zutrefte, dann möchte man ernstlich ermessen, daß die *legio IIII Macedonica* noch von Gaius anläßlich seiner großzügigen Heereskonzentrierung zum Rhein herangezogen wurde. Leider sind die besagten zwei Grabsteine aus viel späterer Zeit, als die ebenfalls in Mainz-Weisenau vorgefundenen Steindenkmäler der *legio XV Primigenia*, welch' letztere zweifelsohne die vorübergehende Aufenthalt dieser Legion vor 42/3 in dem hiesigen Militärlager bezeugen.⁷¹ Die Stele des *C. Attius Maxsimus (sic) mil(es) leg(ionis) IIII Mac(edonicae)*⁷² läßt sich dagegen nach ihrem Aufbau (Doppelgiebel), der angegebenen Stipendienzahl des Verstorbenen (17) und seiner Herkunft (Baeterrae-Béziers) in die Regierungsjahre Neros datieren.⁷³ Die andere fragmentierte Grabschrift eines unbekannten Soldaten der *legio IIII Macedonica*⁷⁴ ist nach der gebrauchten Schlußformel, *t(estamento) f(ieri) i(ussit), h(eres)*

und von H.-J. KELLNER: *Exercitus Raeticus*. BVbl. 36 (1971) 207 ff. bes. 212 f. zusammengestellten Truppenlisten.

⁶⁸ Vgl. Tac. ann. 4, 5, 1: *Hispaniae recens perdomitae tribus (sc. legionibus) habebantur*. Cf. R. E. J. JONES: The Roman Military Occupation of North-West Spain. JRS 66 (1976) 45 ff.

⁶⁹ E. RITTERLING: RE XII 1551. H. M. D. PARKER: The Roman Legions. 131

⁷⁰ E. RITTERLING. a. a. O. E. STEIN: Die kaiserlichen Beamten und Truppenkörper im römischen Deutschland unter dem Prinzipat. (Neudruck, Amsterdam 1965). 94 f. GARCIA Y BELLIDO: El «*exercitus Hispanicus*» desde Augusto a Vespasiano. Archivo Español de Arqueología. 34 (1961), 114 ff., bes. 120 und Fig. 11. Über das Militärlager von Weisenau s. die oben, Anm. 58. zit. Lit., ferner K.-V. DECKER und W. SELZER: Mogontiacum, ANRW II. 5. Berlin 1976. 457 ff., bes. 469.

⁷¹ Vgl. E. RITTERLING: RGKorr.-Bl. 6 (1913), 1ff., und RE XII 1758.

⁷² C XIII 11 848 — RIESE: 661. Abgebildet von K. KÖRBER: Mainz. Ztschr. 8/9 (1913—14), 21, 5.

⁷³ Vgl. auch L. HAHN: Zur Stilentwicklung der provinzialrömischen Plastik in Germanien und Gallien. Darmstadt 1937. 14 f.

f(aciendum) c(uravit), ebenfalls in die gleiche Zeitspanne datierbar. Beide Soldaten gehörten wohl zu einem zur Zeit Neros von Mogontiacum nach Weisenau detachierten Legionsabteilung und wurden nach ihrem Ableben in dem Militärfriedhof von Weisenau⁷⁵ bestattet. Nach alledem, wenn auch das Heranziehen der *legio IIII Macedonica* von Gaius zurzeit noch nicht als bewiesen gelten kann, läßt sich die stärkere Inanspruchnahme der hispanischen Heeresgruppe kaum bezweifeln. Analogienfälle sind zwar nicht durchschlagend, trotzdem darf man in dem obigen Zusammenhang daran erinnern, daß als am Anfang 89 Antonius Saturninus, der obergermanische Kommandeur, von seinen Legionen zum Kaiser ausgerufen wurde, und Domitian auf diese Nachricht, ähnlich wie Gaius im J. 39 Hals über Kopfe nach dem Rheinland geeilt war, von ihm aus Hispanien auch die damals nur noch einzige Legion, die *VII Gemina* herangezogen wurde.⁷⁶ Das Dreilegionsheer Hispaniens im J. 39 konnte in einer ähnlicher Situation von der allgemeinen Mobilisierung der Provinzheeren kaum unberührt bleiben. Zumindest eine Vollegion und stärkere Detachements von den zwei anderen Legionen mit den ihnen zugeordneten Auxilien möchten den Marschbefehl erhalten. Und wenn die *legio IIII Macedonica* spätestens in den ersten Regierungsjahren des Claudius für die militärischen Aufgaben in Hispanien schon endgültig entbehrlich geworden ist, dann möchte eben diese Legion schon unter Gaius für Expeditionszwecken zur Verfügung stehen. Wenn man all dies berücksichtigt, bleibt nur die Frage offen, ob die *legio IIII Macedonica* von Gaius nach der Beendigung seiner militärischen Tätigkeit am Rhein, etwa im Frühling 40 nach Hispanien zurückgeschickt und von dorthier von Claudius neulich herangezogen wurde, oder aber ob sie von 39 an bis 69/70 ununterbrochen in Obergermanien geblieben war.

Fast ähnliche Fragen werfen auch die illyrischen Legionen auf, von denen die *legio IX Hispana* eigentlich schon unter Tiberius in Illyricum entbehrlich geworden ist. Dies zeigt ziemlich klar die jahrelange Verwendung dieser Legion in dem Krieg gegen Tacfarinas, ohne daß dadurch die Wirksamkeit der illyrischen Heeresgruppe in der Besorgung ihrer militärischen Hauptaufgabe: das Grenzgebiet längs des illyrischen Donauabschnittes im römischen Besitz zu bewahren⁷⁷ ernstlich gefährdet wurde. Wie diese zeitweilige Abkommandierung der *legio IX Hispana* bezeugt, konnten die zurückgebliebenen zwei Legionen mit ihren Auxilien diese Aufgabe nach der Errichtung des *regnum Vannianum* zweifelsohne hinreichend versehen. Diese für das römische Imperium günstige militärpolitische Lage im Mitteldonauraum blieb auch unter

⁷⁴ C XIII 11 850. Abgebildet von K. KÖRBER: a. a. O. 21, 6.

⁷⁵ S. darüber G. BEHRENS: Nachlese aus den Mainzer Museen. *Germania* 26 (1942) 34 ff. bes. 40 f.

⁷⁶ Plin. Paneg. 14, der aber irrig *«legiones»* erwähnt.

⁷⁷ Vgl. Tac. ann. 4, 5, 3: *ripamque Danuvii legionum duae in Pannonia, duae in Moesia attinebant.*

Caligula unverändert und ermöglichte ihm, bzw. seinen militärischen Ratgebern, aus Illyricum beträchtliche Streitkräfte, unter denen zumindest eine Vollegion, die allem Anschein nach aufs neue die *legio IX Hispana* gewesen war, wegziehen zu können.

Diese Legion finden wir nämlich unter Claudius schon im Verband des britannischen Heeres.⁷⁸ In Zusammenhang mit dieser Dislozierung nimmt die Forschung allgemein an, daß die *legio IX Hispana* von A. Plautius, der bekanntlich vor seinem britannischen Oberkommando Illyricum verwaltete, direkt aus Illyricum herangeführt wurde.⁷⁹ Das mag sein, aber diese auf dem ersten Blick sehr ansprechende Vermutung ist vielleicht doch trügerisch. In Africa kämpfte nämlich die *legio IX Hispana* zwischen 21 und 24 ebenfalls unter ihrem einstigen Statthalter, Q. Iunius Blaesus⁸⁰ und trotzdem wurde sie nicht von diesem aus Illyricum herangeführt, sondern schon ein Jahr früher, im Frühling 20 nach Africa abkommandiert.⁸¹ Es ist also ebenso möglich, daß die *legio IX Hispana* nicht erst von A. Plautius, sondern schon früher, von Gaius, anlässlich seiner großzügigen Heereskonzentrierung im Herbst 39 aus Illyricum an den Rhein versetzt und vielleicht unmittelbar von hier, gemeinsam mit den drei anderen germanischen Legionen (*II Augusta*, *XIII Gemina*, *XX Valeria Victrix*) im Frühjahr 43 dem Expeditionskorps des A. Plautius zugeteilt wurde.

Jedenfalls, nach einer mehr als 30 Jahre lang dauernde Ruheperiode in Illyricum, während der — von der zeitweiligen Abkommandierung der *legio IX Hispana* abgesehen — die hiesigen Legionen und Auxilien zu Kriegsaufgaben ausschließlich innerhalb der Grenze Illyricums verwendet wurden, der Mobilisationsbefehl des Gaius führte zweifelsohne eine Wandlung herbei, die wohl nicht nur eine einzige, sondern mit Ausstellung von stärkeren Detachements auch das ganze Legionsheer dieser Provinz mit den ihm zugeteilten Auxilien am nächsten betroffen hat.

Das benachbarte Zweilegionsheer in Moesien, das unter normalen Umständen die gleiche militärische Hauptaufgabe hatte, als das illyrische, nämlich die *ripam Danuvii attinere*, konnte ebensowenig von der die Provinzheere betreffende Mobilmachung unberührt bleiben. Es ist leicht möglich, daß jene Truppen, die den bestimmten Sammelplatz in Obergermanien im

⁷⁸ Hier ist sie frühestens im J. 61 von Tac. ann. 14. 32, 2 belegt. S. aber E. RITTERLING: RE XII 1666, Anm. Cf. S. S. FRERE: *Britannia*², Aylesbury 1974. 78.

⁷⁹ E. RITTERLING: AEM 20 (1897), 9 und RE XII. 1249. Ähnlich H. M. D. PARKER: a. a. O. 129. Nach W. REIDINGER: Die Statthalter des ungeteilten Pannonien und Oberpannoniens. Bonn 1956. 131 f. ist damit ein neuer Abschnitt in den Besatzungsverhältnissen Pannoniens begonnen. Vgl. auch A. MÓCSY: RE Suppl. IX (1962) 613 und Pannonia and Upper Moesia. London—Boston 1974. 48.

⁸⁰ Tac. ann. 3. 74, 2 und dazu D. 940, ferner Tac. ann. 4. 23, 2.

⁸¹ Tac. ann. 3. 9, 1. Über die Marschroute der Legion s. meine in Anm. 26 angezeigte Arbeit.

Oktober 39 wenig verspätet erreicht hatten,⁸² waren eben die moesischen, die eine wesentlich längere Wegstrecke zurücklegen mußten, als die illyrischen, hispanischen oder die dalmatinischen Heeresabteilungen.⁸³

In dieser *ersten Phase* der Truppenkonzentrierung, die vor allem gegen Lentulus Gaetulicus gerichtet war, wurde mit den orientalischen und africanischen Heereskontingenten noch nicht gerechnet. Aber auch ohne diesen hat sich das kaiserliche Expeditionskorps bald nach der Mitte Oktober mit den inzwischen angeschlossenen hispanischen und donauländischen Streitkräften insgesamt stark an den Präsenzstand der gesamten Rheinarmee herangemacht, den der obergermanischen Heeresgruppe stieg es aber erdrückend über.⁸⁴

⁸² Vgl. Suet. Cal. 44, 1: (Gaius) *legatos, qui auxilia* (wohl im weiteren Sinne gebracht) *serius ex diversis locis adduxerant, cum ignominia dimisit*.

⁸³ Wie bekannt, erreichten die moesische Truppen auch im Vierkaiserjahr von den donauländischen Detachements spätestens den Kriegsschauplatz in Norditalien. Vgl. Tac. hist. 2. 44, 3; 85, 1; 9, 3 etc.

⁸⁴ Die nachfolgende Zusammenstellung wünscht ausschließlich nur die wahrscheinliche zahlenmäßige Verhältnisse der mobilisierten Truppen aus den europäischen Provinzen veranschaulichen. In Bezug auf die Dreilegionsheere Hispaniens und Illyricums wird man mit der Mobilmachung von je einer Vollegion und stärkeren Detachements der zwei anderen rechnen. Zumindest Vexilla dürften wohl auch die Zweilegionsheere von Dalmatia und Moesia beisteuern. Die Stärke der einzelnen Legionsvexilla könnte bei außerordentlichen Umständen — die im Spätsommer für Gaius zweifelsohne vorhanden waren — den 2 000 Mann erreichen. R. SAXER: Untersuchungen zu den Vexillationen des römischen Kaiserheeres von Augustus bis Diokletian (ES 1.) Köln—Graz 1967. 119. Was jetzt die Auxilien anbelangt, von der Regierung des Tiberius an gehörten 2 Alen und zumindest 3—4, höchstens aber 6—7 Kohorten in den taktischen Verband einer Legion. Vgl. Tac ann. 1. 49, 4 (*Germania inferior*, 4 Legionen, 8 Alen, 26 Kohorten); ebd. 2, 52, 4 (*Africa*, 1 *legio*, 2 *alae*. Die Anzahl der Kohorten ist nicht angegeben). Suet. Galba, 10, 2 (*Hispania*, 1 *legio*, 2 *alae*, 2 *cohortes*). Tac. hist. 1. 59, 1 (*Britannia*, 1 *legio*, 8 *cohortes equitatae quingenariae*, die eigentlich insgesamt die Streitkraft von 2 *alae* und 6 *cohortes peditatae quingenariae* repräsentierten). S. noch, Jos. B. J. 2, 500. C XVI 4. *Germania*, 1978, 461 ff. usw. Außer den Legionen wurden am Ende August/Anfang September 39 auch die Auxilien mobilisiert. Vgl. Suet. Cal. 43. Anhand der Obigen nehmen wir bei den von Gaius herangezogenen Vollegionen je zwei Alen und als Mittelwert je 3—4 Kohorten an, bei den Legionsvexilla aber zumindest 1 *Ala* und 2 Kohorten. Diese Vorbemerkung und noch die im Text Gesagten vor Augen haltend, zeichnet sich über die vor stellbare Stärke und Zusammensetzung des kaiserlichen Korps vor 20 Oktober etwa das nachfolgende Bild:

1. <i>Aus Italien</i>		
2 Neulegionen XV Pr., XXII Pr.)		ca 11 000 Mann
Das Gardekorps (wenn vollzählig abzog)		ca 6 000 Mann
Die germanische Leibwache		?
2. <i>Aus Hispanien</i>		
1 Vollegion + 2 Legionsvexilla		ca 9 500 Mann
Ihre Auxilien		ca 6 500 Mann
3. <i>Aus den Donauprovinzen</i>		
1 Vollegion + 6 Legionsvexilla		ca 17 500 Mann
Ihre Auxilien		ca 12 000 Mann
Einige Auxilia aus Noricum und Raetia		ca 3 000 Mann
4. <i>Aus unbekannten Provinzen</i>		
Auxilia der 2 Neulegionen		ca 6 000 Mann
(s. aber oben, Anm. 66)		

In dieser ersten Phase der Truppenkonzentrierung dürfte also Gaius über eine Heeresmacht von ca 70—72 000 Soldaten verfügen, deren beinahe die Hälfte die Donauprovinzen lieferten.

Nach der Liquidierung des Lentulus Gaetulicus konnte Gaius auch mit den ober- und untergermanischen Legionen und Auxilien frei disponieren und in dieser zweiten Phase steigerte die ihm verfügbare und jetzt schon auf Expeditionszielen gerichtete Heeresmacht auf etwa 155–160 000 Mann. In einer dritten Phase, eigentlich schon in der Winterzeit, als auch die orientalischen⁸⁵

⁸⁵ Die Teilnahme einer Vexillation der *legio III Cyrenaica* aus Ägypten legt das Widmungstäfelchen von Tongern des Q. Cadius Libo Nepos, Centurio dieser Legion (D. 4755) zwar nahe (cf. RITTERLING: RE XII 1508), wenn auch der Dedikant bestimmt nicht mit dem in einem Tafel von Coptos erwähnten Centurio Cattus (D. 2483) identisch sein kann. Was nun die Teilnahme der in Provinz Syria stationierten Truppen belangt, könnte eine nähere Betrachtung der im diesem Heeresbezirk in den Jahren 39–40 abge- spielten Truppenbewegungen die Heranziehung beträchtlicher Streitkräften von hier fast zur Gewißheit erheben. (S. auch D. 2696) Die syrische Heeresgruppe bestand damals aus 4 Legionen (RITTERLING: RE XII 1363), zumindest 8–9 Alen und 12–15 Kohorten (s. oben, Anm. 84) und konnte sich nötigenfalls noch mit den Hilfstruppen der Vasallenfürsten verstärken (s. unten). Aus diesem Heeresbestand hat P. Petronius (*suff.* 19), der unmittelbare Nachfolger des L. Vitellius in der syrischen Legatur, auf die Anordnung des Gaius, seine Kultstatue in dem Tempel von Jerusalem aufzurichten, die Hälfte seines Legionsheeres, also zwei Legionen und die zur Verfügung stehenden Hilfstruppen der Vasallenfürsten etwa im Frühsommer 39 aus Syria nach Ptolemais in Phoinikien geführt (Zu diesen und den nachfolgenden s. Philo, Leg. 207–222 Anfang, Jos. Ant. 18, 261–262. Zur Chronologie s. A. GARZETTI: i. m. 582 f. und oben, Anm. 29.). Um weiter nach Jerusalem marschieren, brauchte jedoch Petronius auch eine Kultstatue des Gaius, die aber erst noch verfertigt werden sollte. Ob die berühmten Werkstätte von Sidon von Petronius noch vor seinem Aufbruch nach Süden, oder erst, als er in Ptolemais eingetroffen war, mit sorgfältigen Zubereitung einer kolossalen Kultstatue beauftragt wurden, läßt sich nicht mit Bestimmtheit beantworten. Die mit langen psychologischen Betrachtungen beladene philonische Erzählung scheint für die erstere Möglichkeit plaidieren. Es ist jedenfalls gewiß, daß diese dem *Zeus Epiphanes Neos Gaios* würdige vergoldete Kultstatue noch nicht fertiggestellt, als Petronius mit seinem Expeditionskorps in Ptolemais einzog und dort haltgemacht war hat, um die Fertigmachung dieser Statue — die sich aber voraussichtlich bis zum Jahresende verzögern konnte — abzuwarten. In dieser Perspektive ließ Petronius seinem Expeditionskorps ihr Winterlager in oder um Ptolemais einzurichten, um von hier im Frühling 40 die fertig gewordene Kultstatue nach Jerusalem zu transportieren. Jos. Ant. 18. 262 schreibt darüber wie folgt: *Petronius ἄγων ἐπὶ Πτολεμίδος παρὶν αὐτόν τε χειμάσαν ὡς πρὸς ἑαρό τοῦ πολεμειν οὐκ ἀπεξόμενος*. Wichtig ist diese Textstelle für die Chronologie, weil im J. 40 Petronius schon vor der Saatzeit, die im palästinischen Bereich auf November fiel, mit seinem Expeditionskorps nach Syrien zurückgekehrt war und für die Frühlingszeit 41 keine militärische Aktion in Iudaea geplant wurde. Die im obigen erwähnte Verfügung des Petronius gehört also gewiß noch in das Jahr 39. Auf die Meldung des Petronius, in der sein rascher Vormarsch bis Ptolemais und seine Sorgfalt, dem göttlichen Princeps eine wertvolle kolossale Statue zu widmen, erhielten gewiß eine besondere Betonung, hat Gaius lobend beantwortet, dem Petronius jedoch ans Herz legend, auch weiterhin nicht nachlassen.

So standen die Dinge in dem syrischen Militärsprengel, als im Spätsommer 39 für Gaius eine großangelegte Mobilmachung aller verfügbaren Streitkräfte dringend notwendig erschien. Mehr als die Hälfte der syrischen Streitkräfte — die Hilfstruppen der Vasallenfürsten mitberechnet — stand damals bei Ptolemais, während die zwei anderen syrischen Legionen mit ihren Auxilien die Bewachung der Euphratgrenze besorgten. Den Präsenzstand der letzteren Heeresgruppe weiter herabsetzen, wäre ohne ernste Gefährdung der primären römischen Interessen in diesem Grenzgebiet kaum möglich gewesen — trotz der damaligen relativ freundlichen Verhältnisse zwischen Rom und dem Partherreich (Cf. Cass. Dio, 59. 27, 3 f.). Von den bei Ptolemais konzentrierten Truppen könnte man aber nach der Verschiebung ihres Aufmarsches nach Jerusalem ohne weiteres zeitweilig auch anderswo Gebrauch machen. Die Heranziehung eines guten Teils dieser Streitkräften von Gaius scheint auch seine nach der Rückkehr vom Westen an Petronius gerichtete Depesche zu bekräftigen. In diesem Brief (Jos. B. J. 2. 185) verordnete Gaius aufs neue seinem syrischen Legat mit einer starken Heeresmacht nach Jerusalem aufmarschieren, dort in dem Tempel seine inzwischen schon fertig gewordene Kultstatue

und africanischen Streitkräfte⁸⁶ (ca 25—30 000 Mann) eingetroffen waren, konnte die ganze Kriegsmacht unter Gaius die von Cassius Dio an erster Stelle angegebene Stärke von 200 000 Mann annähern oder eventuell auch erreichen.

(Cf. Jos. B. J. 2. 192) aufzurichten und wenn die Juden dies nicht zulassen, die Widerstand leistenden zu töten, die weitere Bevölkerung aber zu versklaven. Diese Anordnung traf den Petronius in Antiochia, wo er im 39/40 überwintert hat (Cf. Philo, Leg. 222, der über eine jüdische Gesandtschaft in Antiochien zu dieser Zeit berichtet.). Nach dem Empfang der obigen Anordnung hat dann Petronius aus Syrien 3(?) Legionen und die Hilfstuppen der Vasallenfürsten zusammengezogen und mit dieser Heeresmacht marschierte er neulich nach Süden bis Ptolemais (Jos. B. J. 2, 186).

Trotz der großen Ähnlichkeit dieser Aktion mit jener des vorigen Jahres, die Erzählungen des Josephus in B. J. 2, 185—186 und in Ant. 18. 262 sind keine Doubletten (*contra* H. WILLRICH: a. a. O. 467—468), sondern sie bezeugen nur, daß zwei verschiedene Aktionen mit gleicher Zielsetzung ziemlich auf gleiche Art eröffnet wurden. Josephus beschäftigte sich, wie es schon längst erkannt wurde, in Bezug auf Syria und Iudaea zur Zeit Gaius' im B. J. 2. 185 ff. ausschließlich mit den Geschehnissen des J. 40. In seinem späteren Werk, Ant. 18. 263 ff. behandelt er ebenfalls durchwegs diese letzteren, aber leitet diese mit einem Kurzbericht (Ant. 18, 261 f.) ein, der die Tätigkeit des Petronius gleich nach der Übernahme der syrischen Legatur, also noch im J. 39 bezeugt. Petronius dürfte im J. 40 sein Expeditionskorps neulich aus den syrischen Streitkräften zusammenziehen und diese aus Syrien nach Iudaea führen, das bedeutet aber soviel, daß die im vorangehenden Jahr bei Ptolemais konzentrierten Legionen und Hilfstuppen im J. 39/40 nicht in dieser Gegend überwintert haben, wie es im 39 noch vorgesehen war (cf. Ant. 18, 262), sondern von hier mit einer neuen Verordnung abkommandiert wurden. Bei diesem Punkt ist es erforderlich auch noch die Folgenden in Betracht zu ziehen.

Petronius, wie es schon im vorstehenden bemerkt wurde, ist im J. 39 mit 2 Legionen und den Hilfstuppen der Vasallenfürsten nach Iudaea aufgebrochen (Jos. Ant. 18, 262). Nun, etwa mehr als zwei Jahre früher, als sein unmittelbarer Vorgänger, L. Vitellius von Tiberius die Verordnung erhielt, gegen den nabatäischen Fürst Aretas ins Feld zu ziehen, *ὄνσι τάγμασιν ὀπλιτῶν, ὅσοι τε περὶ αὐτὰ φίλοι καὶ ἱππεῖς συμμαχοῦντες ἐκ τῶν ὑπὸ Ῥωμαίων βασιλεῶν ἀρόμενος ἐπὶ τῆς Πέτρας ἤπειλετο*. (Ant. 18, 120).

Nach einer Gesamtbetrachtung der obigen zwei Angaben kann man es schwerlich zu bezweifeln, daß die syrische Heeresgruppe in den Regierungszeiten des Tiberius und des Gaius nötigenfalls unter persönlicher Leitung des Statthalters (anders, wenn die Leitung einem Legaten des Statthalters anvertraut wurde, s. Tac. ann. 6, 41) ein quasi Standard-Expeditionskorps aufstellte das aus 2 Legionen und den zu diesen zugeteilten Hilfstuppen, insgesamt etwa aus 17—18 000 Soldaten bestand. Ein solches Korps, das für die Bewachung der Euphratsgrenze einstweilig entbehrlich gewesen war und dem nach der Vertagung des Aufmarsches nach Jerusalem etwa bis zum Frühling 40 ursprünglich keine andere militärische Aufgabe zgedacht wurde, verweilte im Spätsommer 39 bei Ptolemais. Es liegt nahe anzunehmen, daß dieses im Osten eine Zeitlang entbehrliches Korps, zwei Legionen mit ihren Auxilien, von Gaius anläßlich seiner weitreichenden Mobilisation zu den militärischen Operationen im Westen herangezogen wurden. Diesen syrischen Truppen möchte Gaius, etwa schon um März 40, den Rückmarsch nach ihren Standprovinz anordnen und danach dem Petronius den Befehl erteilen, nach dem Eintreffen der in den westlichen Operationen teilgenommenen Streitkräften aufs neue mit dem Standard-Expeditionskorps des syrischen Armeegruppe nach Jerusalem zu ziehen. Ob Petronius dieses Korps noch mit einer dritten Legion verstärkt hatte, wie es von Jos. B. J. 2, 186 angegeben wird, kann eine Verschreibung des Josephus sein, wenn sich auch die Möglichkeit nicht gänzlich ausschließen läßt, daß Petronius mit Rücksicht auf den voraussichtlichen verbliebenen Widerstand, eine solche Verstärkung doch vorgenommen hat.

⁸⁶ Der *exercitus Africanus* zählte zur Zeit des Tiberius — von dem zeitweiligen Aufenthalt der *legio IX Hispana* abgesehen — 1 Legion, 2 Alen und zumindest 4—5 Kohorten (S. oben, Anm. 84). Nötigenfalls, wie im Krieg gegen Tacfarinas, verstärkten diese zahlenmäßig relativ kleine Heeresgruppe die Hilfstuppen des mauretanischen Vasallenfürsten (cf. Tac. ann. 4. 24, 3). Das africanische Heer stand bis zum Frühjahr 39 unter dem Oberkommando des *proconsul Africae*, als Gaius kaum ausschließlich persönlichen, eher vorwiegend politischen Gesichtspunkten folgend das Oberkommando von dem

Als die mobilisierten Truppen sich schon in Bewegung befanden und der Zeitpunkt der kaiserlichen *profectio* ebenfalls näher gekommen ist, hat der nervöse und in Kenntnis der Verschwörung besonders empfindliche Princeps einen ganz autokratischen und nur mit seiner damaligen gespannten Gemütszustand denkbaren Akt vollzogen. Er hat nämlich am Anfang September die zwei amtierenden Suffektkonsuln, den Stiefvater seiner künftigen vierten Frau Milonia Caesonia, den früher anläßlich der strengen Kontrolle der Wegstrecken der vorgesehenen kaiserlichen Aufmarschrouten noch verdienstvollen Cn. Domitius Corbulo (PIR² D 141) und dessen Amtskollege, einen *Ignotus* abgesetzt, wohl nur deswegen, weil sie seinen Geburtstag, den 31. August, kraft ihres Amtes als öffentlichen Festtag anzukündigen versäumten, den Jahrestag von Actium, den 2. September dagegen in üblicher Weise festlich begangen.⁸⁷ An die Stelle der Abgesetzten, von denen der *Ignotus* gleich den

damaligen Prokonsul, M. Iunius Silanus weggenommen und einem kaiserlichen Legat vom prätorischen Rang übertragen hat. Das angegebene Jahr folgt aus dem Kurzbericht des Cass. Dio (59. 20, 7), wo diese Maßnahme beim J. 39 erwähnt wird. Der nähere Zeitpunkt ergibt sich aus dem Vergleich der zit. dionischen Stelle mit dem Bericht beim Tac. hist. 4, 48 und zeigt ziemlich klar, daß die besagte Maßnahme Gaius' erfolgte, als M. Silanus noch in Africa amtierte und sein verlorener Nachfolger, Cn. Calpurnius Piso sein Prokonsulat nach nicht angetreten hat. Wir sind also zweifelsohne im Frühjahr 39. Cf. BÉNGT E. THOMASSON: Die Statthalter der Provinz Nordafrikas von Augustus bis Diocletianus. I. Lund 1960. 10 f. *Idem*: Verschiedenes zu den *proconsules Africae*. *Eranos* 67 (1969) 175 ff. S. noch M. BÉNABOU: Proconsul et legat. *Le témoignage de Tacite. Antiquités Africaines* 6 (1972) ff. Vor dem besagten Kommandowechsel führte M. Silanus in seinem Amtssprengel eine Musterung durch (s. oben, Anm. 34), die der Zeit nach mit den von Gaius in den kaiserlichen Provinzen verfügbaren Musterungen augenscheinlich zusammen fiel. Das kann nicht zufällig sein. Der Prokonsul folgte allem Anschein nach dem Beispiel des Princeps und wollte mit dem gleichzeitigen Auffüllen der ihm unterstehenden Truppen auf ihren Sollbestand auch seinerseits zu den Kriegsvorbereitungen des Gaius beisteuern. Es sieht so aus, als ob M. Silanus mit der von ihm vorgenommenen Musterung eigentlich eine Art von Gunstbuhlerei beim Kaiser betrieben hätte. Schon deswegen kann die von Tac. *loc. cit.* geäußerte Meinung, daß nämlich Gaius sich Furcht von M. Silanus veranlaßt sah, das Oberkommando vom Prokonsul wegzunehmen, kaum das Richtige treffen. Eine solche Angst dürfte bei Gaius eher gegen den verstorbenen Nachfolger des M. Silanus vorhanden sein, als dessen Vater für den frühzeitigen Tod des Germanicus Caesar bekanntlich zur Verantwortung gezogen wurde und den Selbstmord begangen hat. Die von M. Silanus auf ihren Sollbestand aufgefüllten Truppen standen am Ende August/Anfang September schon unter dem Kommando eines kaiserlichen Legaten. Daß die damals verfügbare weitreichende Mobilisation der Provinzheeren auch die afrikanische Armeegruppe betreffen hat, kann anhand der Textstellen Suetons (Cal. 43; Galba 6, 2) kaum bezweifelt werden. Die aus dem Militärbezirk von Africa mobil gemachten Truppen, wohl nur ein Legionsvexillum mit Auxilien, konnten sich aber kaum vor November 39 der kaiserlichen «grande armée» anschließen.

⁸⁷ Ein ausführlicher Bericht über diese Begebnisse liegt bei Cass. Dio, 59. 20, 1—3 vor, während ein Kurzbericht bei Suet. Cal. 26, 5 Cass. Dio, 59. 15, 15 bezeugt, daß Cn. Domitius Corbulo die *fascies* im J. 39 führte. Da aus der ersten Hälfte dieses Jahres alle Konsuln, bekannt sind und die von Gaius am 6. Sept. eingesetzten Konsuln, Cn. Domitius Afer, A. Didius Gallus (s. die nachfolgende Anm.) wohl bis zum Jahresende im Amt geblieben sind, für Cn. Corbulo bleibe nur die Zeitspanne vom 1. Juli ab bis zum 2. Sept. übrig. In seiner Person möchten wir also den einen der abgesetzten Konsuln erkennen. Die in einer stadtrömischen Inschrift für den Monat August eines unbekannten Jahres bezeugten Konsuln: Cocceius Nerva, C. Vibius Rufinus (D 1795), deren Konsulat von A. DEGRASSI: FC 11 auf das eine der Jahre 39/42 (oder 39/41) von A. BERGENER: Die führende Senatorenschicht. . . 247 f., Anm. 385 auf das J. 39 gelegt wurde,

Selbstmord begangen hat, wurden dann von Gaius drei Tage später, d. h. am 6. September, ganz unerwartet der vor einigen Monaten noch angeklagte namhafte Redner seiner Zeit, Cn. Domitius Afer (PIR² D 126) und der im vorigen Jahre unregelmäßig zum *curator aquarum* ernannte Prätorier, A. Didius Gallus (PIR² D 70) gesetzt.⁸⁸ Bald darauf, spätestens am 9. September und als ob er sich in den langher geplanten Krieg gegen die Germanen begeben, brach Gaius im Geleit seiner *amici*, ferner der Prätorianer und der Leibgarde von Rom auf und zog meist im Eilmarsch nach dem Rheingebiet,⁸⁹ wohin

konnten das höchste Amt im J. 40 bekleiden, da die Konsuln in dem Monat August der Jahre 42 und (wohl auch) 41 bekannt sind und für das Jahr 43 Vibius Rufinus schon als Kommandeur der obergermanischen Heeresgruppe bezeugt ist. E. RITTERLING, E. GROAG, E. Stein: *Fasti des römischen Deutschland* unter dem Prinzipat. Wien 1932. 14. Ein Neufund aus Pompeii hat die Namen der Konsuln P. Fabius Firmianus, L. Tampilus Flavianus bekannt gemacht, die ebenfalls im Monat August eines unbekannten Jahres die *fascies* geführt haben [C. GIORDANO: *Rendiconti dell'Accademia di Arche. Lett. Napoli* 46 (1971), 191 = AE 1973, 162]. W. ECK (Ergänzungen zu den *Fasti* des 1. und 2. Jh. n. Chr. *Historia* 24 (1975) 324 ff., bes. 339 f.) behandelte gründlich diese Inschrift und verlegte die Amtszeit dieses Konsulpaars in das Jahr 39 oder 40. Seine diesbezügliche Schlußfolgerung hält er aber selbst für nicht gesichert; dazu können wir ihm nur beistimmen. Zuletzt all das was wir über Cn. Corbulo wissen, macht die Annahme (vgl. u. a. H. WILLRICH: a. a. O. 452, J. P. V. D. BALSDON: *Gaius*, 56 f. 72), daß die zwei Suffektkonsuln am Anfang Sept. 39 nicht wegen ihrer von Gaius für provokativ empfundene Amtstätigkeit, sondern ihrer politischen Unzerlässigkeit abgesetzt wurden, ganz unwahrscheinlich.

⁸⁸ Beide sind durch eine Wachstafel aus Pompeii am 15. Sept. 39 (XVII K[alendas] Octobres) als die amtsführenden Konsuln bezeugt. C. GIORDANO: *Rendiconti Napoli* 45 (1970) 227 = AE 1973, 138. Die *cura aquarum* des Didius Gallus vor seinem Konsulat wird von Frontin., *De aq.* 102 angegeben. Zur Stelle vgl. L. VIDMAN: *LF* 96 (1973), 16 f. Das dreitägige Intervall, als der Staat ohne Konsuln war, erwähnt Suet. *Cal.* 26, 3. Nach dem heutigen Stand unseres Wissens läßt sich die Konsulliste des J. 39 folgendermaßen rekonstruieren:

Vom 1. Jan.: C. Caesar Aug. Germ. II (nur 30 Tage lang)	L. Apronius Caesianus (6 Monate lang)
Q. Sanguinius Maximus II (an die Stelle des Gaius)	
Vom 1. Juli: Cn. Domitius Corbulo (bis zum 2. Sept.)	Ignotus (bis zum 2. Sept.)
Vom 6. Sept.: Cn. Domitius Afer (bis zum Jahresende ?)	A. Didius Gallus (bis zum Jahresende ?)

⁸⁹ Suet. *Cal.* 43 beschreibt den Aufmarsch wie folgt: (Gaius) *iter ingressus est confectisque modo tam festinanter et rapide, ut praetorianae cohortes contra morem signa iumentis imponere et ita subsequi cogenterentur, interdum adeo segnitur et delicate, ut octophoro veheretur* . . . Aus den vorstehenden, trotz deren unmilitärischen Abfassung, kann man doch zwei voneinander klar abweichende Marschweisen entnehmen. *Erstens*, die Eskorte des Gaius, die aus Fußsoldaten (*cohortes praetoriae*) und Reiter (*equites praetorianorum* und die germanischen Leibgardisten) bestand, bewegte sich vorwiegend im Eilmarsch. Gaius legte bei solcher Fortbewegung zu Pferd oder im Wagen (näheres darüber wird von Sueton nicht überliefert) die *Meilen* zurück, während die Gardeinfanterie ihm *pleno gradu* folgen mußte. — *Zweitens*, diese eilige Vorwärtsbewegung wurde manchmal (*interdum*) mit ganz langsamen, spaziergangartigen Marschieren unterbrochen, als Gaius sich in einer Sänfte tragen ließ. Eilmärsche während eines längeren Aufmarsches sind nur mit Einschaltungen von Rasttagen vorstellbar. Von diesen ist aber bei Sueton keine Rede. Statt dessen erwähnt er die behäbige Spaziergänge, als wenn selbstverständlich nicht nur Gaius selbst, sondern seine ganze Eskorte und innerhalb dieser auch die Gardeinfanterie sich nur ganz

auch die mobilisierten Truppen aus den Provinzen kommandiert worden sind. An der Spitze des sich in Obergermanien versammelten kaiserlichen Heeres hat dann Gaius am 18. oder 19. Oktober den arglosen Lentulus Gaetulicus überrumpelt und ließ ihn kurzweg hinrichten. Die von Gaius von Rom aus mitgeführten kaiserlichen Damen und der einstige Freund und Schwager, der zum Nachfolger bestimmte M. Lepidus erhielten ebenfalls ihre Verurteilung.⁹⁰

langsam vorwärtsbewegt hätten. All dies scheint darauf hinzuweisen, daß Gaius mit der Einschaltung dieser bequemen Marschtagen eigentlich die Rasttage zu versparen beabsichtigte um einen bei Tag nur mit kürzeren Pausen, bei Nacht mit ausgiebiger Ruhe unterbrochenen, dem Wesen nach aber fortdauernden Eilmarsch zu verwirklichen. S. noch die nachfolgende Anm.

⁹⁰ Cass. Dio, 59. 22, 6—8. Suet. Cal. 24. Vgl. Sen. Ep. 4, 7. Zur Chronologie: nach den Ausführungen von J. P. V. BALS DON: Notes . . . 16—17 hat Gaius am 6. September die Hauptstadt verlassen und die 966 *m(ilia) p(assuum)* lange Entfernung bis Mogontiacum binnen 46 Tagen zurückgelegt und ist so am 21. Oktober an Ort und Stelle eingetroffen. Dann ließ er am nachfolgenden Tag den Gaetulicus hinrichten. Die Nachricht über das Aufräumen der Verschwörung wurde danach mit Eilboten binnen 4 Tagen nach Rom befördert. Diese Chronologie bedarf jedoch einiger Berichtigung, wenn auch die angenommenen untere und obere Zeitgrenzen: Gaius' Aufenthalt am 6. Sept. in Rom ohne Zweifel als ein sicheres *datum a quo* und die Dankopfer der Arvalbrüder am 27. Okt. *ob detecta nefaria consilia* . . . Cn. *Lentuli Gaetulici* (AFA XLIX H) ebenfalls als ein sicheres *datum ad quem* angesehen werden können. Aber die dazwischenliegenden Angaben sind schon weniger zuverlässig, so gleich die angegebene Distanz zwischen Rom und Mogontiacum. Die kürzeste Route, die von Rom aus über die Via Flaminia-Via Aemilia, ferner Mediolanum-Alpes Penninae zu diesem Zweilegionslager führte, maß nach den Distanzangaben des It. Ant. 123, 8 f. + 350 f. 858 mp. rund 1278 km. Auf dieser Route — nur mit einem kleinen Umweg zwischen Mogontiacum und Argentorate — wurde die Nachricht von der Meuterei der Mainzer Legionen am 1. Jan. 69 binnen 9 Tagen nach Rom befördert. (Zu diesen und den nachfolgenden Angaben s. meine in Anm. 26 angeführte Arbeit). Ein zweites Beispiel: die Nachricht von Othos dem am Vormorgen 16. April 69 in Brixellum erfolgten Selbstmord wurde erst drei Tage später in Rom bekannt geworden. Schon diese zwei, gut beglaubigten Angaben über die Schnelligkeit der Nachrichtenbeförderung auf der besagten Route zeigen m. E. klar, daß die Kunde von der Hinrichtung des Lentulus Gaetulicus kaum binnen 4 Tagen von Mogontiacum aus nach Rom anlangen konnte. In diesem Fall müßten die Eilboten täglich eine fast 320 km lange Wegstrecke hinterlegen, dazu noch teils über die Alpen. Eine solche Schnelligkeit kann jedoch selbst die in der antiken Überlieferung ganz allein stehende Leistung des Tiberius im J. 9 v. u. Z. nicht glaubhaft machen. Für die Zurücklegung der Entfernung zwischen Mogontiacum und Rom brauchten die Eilboten, laut den im oben erwähnten Angaben, zumindest 8 Tage. Sie müßten also spätestens am 19. Oktober von Mogontiacum aufbrechen, wenn die Arvalbrüder schon am 27. Oktober der glücklichen Überwindung der verschwörerischen Plänen gedenken könnten. Die Hinrichtung des Gaetulicus fälle also auf den 19. oder eher den 18. Oktober. Dieses Tagesdatum bezeuge gleichfalls die Anwesenheit des Gaius an Ort und Stelle. Wenn er mit seiner Eskorte die Hauptstadt schon am 6. September verlassen hätte, dann dürfte er für das Zurücklegen der Entfernung zwischen Rom und Mogontiacum 43 oder 44 Marschtage verbrauchen. Daraus ergebe sich eine durchschnittliche Tagesmarschleistung von 29.5, resp. 29 km. Diese Leistung würde soviel bedeuten, daß Gaius und sein Gefolge durchwegs nur im Reismarsch (*militari gradu*) sich vorwärtsbewegt haben, was sich jedoch mit dem von Suet. Cal. 43 beglaubigten eiligen Aufmarsch schwerlich im Einklang bringen ließe. Gaius zog meist im Eilmarsch (*pleno gradu*), hielt keine Rast-, sondern nur einige erleichterten Marschtagen (s. die vorangehende Anm.) und so konnte er mit einer durchschnittlichen Tagesmarschleistung von 31—32 km den Treffpunkt des kaiserlichen Heeres, wohl bei Mainz—Weisenau, schon binnen 40—41 Tagen erreichen. Sein Abmarsch aus Rom fiel so auf den 8. oder 9. September.

Es führe zu weit die nach dem Aufräumen dieser Verschwörung entfalteten und von der senatfreundlichen literarischen Tradition ganz entstellten, nicht einmal ins Lächerliche gezogenen militärischen Unternehmungen des Gaius zuerst im Spätherbst 39 am Mittelrhein,⁹¹ dann im Frühjahr 40 am *fretum Gallicum*⁹² hier näher zu behandeln. Bezüglich dieser Aktionen scheint es jedoch wenigstens jene Bemerkung auch an dieser Stelle angebracht zu sein, daß die besagten, mit den hochtrabenden propagandistischen Zielsetzungen zwar keinesfalls adäquaten und meist nur in Manövern und Paraden sich manifestierten militärischen Operationen doch einen spektakulären Bruch mit der spätaugusteisch-tiberianischen Konzeption der Fluß- und Meergrenzen

⁹¹ Zu dem Germanenkrieg des Gaius s. die kritische Übersicht der älteren Literatur bei J. P. V. D. BALSDON: Gaius, 58 ff., 220 ff. Spätere zusammenfassende Darstellungen findet man u. a. bei L. SCHMIDT: Geschichte der deutschen Stämme bis zum Ausgang der Völkerwanderung, II². München 1940. 130 ff. H. v. PETRIKOVITS: Rheinische Geschichte. I. 1. Altertum. Düsseldorf 1979. 65 f. Es wird nach dem Vorgang von E. RITTERLING [RGKORR.-Bl. 6 (1913) 1 ff.] noch immer behauptet, daß Gaius an diesem Krieg bis Frühling oder Sommer 40 persönlich teilgenommen hat. Diese Ansicht ist aber mehr als diskutabel. Gaius hat nämlich die Winterzeit 39/40 bekanntlich in Gallien, meist in Lugdunum verbracht und dann frühestens im Februar 40 zog er zu dem der Insel Britannia gegenüber liegenden Meeresgestade, wo seine vieldiskutierte Tätigkeit zweifelsohne noch einen guten Teil des Monats März in Anspruch genommen hat. Cf. R. W. DAVIES: The «Abortive Invasions» of Britain by Gaius. Historia 15 (1966) 126. Da Gaius etwa zwei Monate später, am 1. Juni sich schon in der nächsten Umgebung Roms befindet hat (s. unten, Anm. 93), mußte er spätestens am Anfang April von dem *fretum Gallicum* aufbrechen. Für neuere Operationen am Mittelrhein blieb also keine Zeit übrig, desto weniger, weil Gaius in seinem Heimzug noch einmal die beiden Rheinarmeen inspierte. Ausdrücklich bezeugt ist seine Teilnahme etwa vor Mitte April an der von Sulp. Galba geleiteten großen Parade der obergermanischen Heeresgruppe. (Suet. Galba, 6, 2). Vor diesem Zeitpunkt hat Sulp. Galba die rechtsrheinischen Germanen, wohl die Chatten, die noch zur Zeit der Legatur des Lentulus Gaetulicus Gallien bedrängt haben, gebändigt (Suet. loc. cit. und Tib. 41—Epit. 2, 9) und nach dem Abschiedsbesuch Gaius' die militärische Operationen jenseits des Rheins, im Taunusgebiet fortgesetzt. Einige von seinen imperatorischen Akklamationen (cf. Cass. Dio, 59, 22, 2) dürfte Gaius anlässlich dieser Kriegserfolgen empfangen, während die übrigen wohl im Laufe seines Vorstosses im Spätherbst 39 auf das rechtsrheinische Gebiet (cf. Suet. Cal. 51, 2) anzunehmen sind, als auch einige Siege errungen und Gefangene gemacht wurden (Pers. Sat. 6, 43 f. contra! Suet. Cal. 47, 1 und Cass. Dio, loc. cit.). Im nachfolgenden Jahr wurden aber unter Gaius persönlicher Leitung keine militärische Aktionen gegen die rechtsrheinischen Germanenstämme geführt.

⁹² S. vor allem J. P. V. D. BALSDON: Notes... 18 und sein Gaius-Buch, 88 ff. Über die «Invasion Britanniens, ob diese von Gaius ernstlich gedacht oder aber nur als eine «code-name» für seine Manöver am Meeresgestade gebraucht würde und über den näheren Ort dieser Manövrierungen hat sich im vorigen Jahrzehnt eine lebhafte Diskussion entfaltet. Den Plan eines Eroberungskriegs bestreitet R. W. DAVIES: a. a. O. (Anm. 91), 124 ff. Einwendungen gegen seine Ansichten legte P. BICKNELL vor: The Emperor Gaius' Military Activities in A. D. 40. Historia 17 (1967) 496 f. Beide Aufsätze erhielten eine kritische Besprechung von E. J. PHILLIPS: The Emperor Gaius' Abortive Invasion of Britain. Historia 19 (1970) 369 f. M. E. darf man das ernste Vorhaben Gaius', Britannia zu erobern, nach der Schlußszene der Vorführung von Bauli, wo Gaius mit seinem Gefolge sein Siegesmahl «wie auf irgendeiner Insel» gefeiert hat, nicht ernstlich im Zweifel ziehen. Dafür spricht auch Tac. Agr. 13, 2: *agitasse Gaium Caesarem de intranda Britannia satis constat*. Die Konfrontierung einer Textstelle von Suet. Cal. 48, 1 mit jener von Cass. Dio, 60, 19, 2 macht die Vermutung von J. P. V. D. BALSDON sehr ansprechend, daß die Durchführung des Eroberungsplans eigentlich das halsstarrige Widerstreben einiger Legionen gegen die Einschiffung verhinderte.

im Westen bedeuteten und den Auftakt zu einer neuen Politik gaben, die danach von den Nachfolgern Gaius', von Claudius und den Flaviern mit einer bei C. Caesar fehlenden zielbewußten Beharrlichkeit *schrittweise* durchgeführt wurde.

III

Der vom Westen schon vor Anfang Juni 40 heimgekehrte, aber noch Monate lang außerhalb des hauptstädtischen Pomeriums verweilende C. Caesar hielt erst am 31. August dieses Jahres, an seinen 28. Geburtstag seinen kleinen Triumph (*ovatio*) in Rom.⁹³ In den darauffolgenden Monaten hat Gaius noch einige Pyrrhossiege in Rom erlebt. So u. a. die Aufdeckung und grausame Unterdrückung einer weiteren Verschwörung, in der auch sein eigener Quästor, Betilienus Bassus (PIR² B 114) beteiligt war,⁹⁴ ferner das Erzwingen der Staatskult für seine eigene göttliche Person von dem ohnmächtigen und wiederholt gedemütigten Senat.⁹⁵ Die immer mehr um sich greifende Megalomanie des Gaius mit einer alle Menschenwürde mit Füßen tretende Rücksichtslosigkeit gepaart hat ihm aber zuletzt nicht nur einen guten Teil der Senatoren und Ritter, sondern — was für ihn besonders verhängnisvoll geworden ist — auch einige von den älteren Staboffizieren des Gardekörps und seinen wenigen noch gebliebenen Freunden (*amici*) zu Feinden gemacht. Die von Flavius Josephus aufbewahrte Überlieferung (Ant., 19. 17—161), die wohl auf das verlorene Geschichtswerk des beim Mord Gaius' an Ort und Stelle, im palatinischen Theater anwesenden Cluvius Rufus zurückgeht,⁹⁶ hebt die initiative

⁹³ Das Datum des Triumphzugs gibt Suet. Cal. 49, 2 an, während die Arvalakten (C. VI 2030 = 32 347 = E. M. SMALLWOOD: Documents . . . 10, fälschlich AFA LI H) bezeugen, daß Gaius schon am 1. Juni in der nächsten Umgebung der Hauptstadt verweilte und an diesem Tag in der Hain der *dea Dia* an der Zeremoniell der Arvalbrüder teilgenommen hat. Die Zwischenzeit verbrachte er in Campanien (Philo, Leg. 181 f., und 199 f. beziehen sich aber auf das vorangehende Jahr). Zwei Erwägungen bestimmten wohl den Princeps, das Pomerium Roms während dieser Zeitspanne nicht überschreiten. *Erstens*: er sollte das Eintreffen der zu seinem kleinen Triumph vorgesehenen Rüstzeuge vom Westen abwarten, so u. a. einige dreirudige Galeeren (*triremes*), die von dem *fretum Gallicum* nicht auf dem Seeweg, sondern über die Alpen nach Rom befördert wurden (Suet. Cal. 47, 2). Für diesen Transport brauchte man wegen der großen Entfernung gewiß mehr als zwei Monaten. *Zweitens*: Gaius beabsichtigte seinen Triumphzug mit den Feierlichkeiten seines Geburtstages, welche seinem Ermessen nach im vorigen Jahr von den Konsuln vernachlässigt wurden (vgl. oben, S. . .), eng zusammenknüpfen und somit über eine einfache *ovatio* zu erheben, mit anderen Worten aufzuwerten. Religiöse Überlegungen dagegen, wie etwa vor 40 Jahre bei Tiberius (J. P. V. D. BALSDON: Notes . . . 21), spielten bei ihm kaum eine Rolle.

⁹⁴ Sen. Dial. 5. 18, 3. Cass. Dio, 59. 25, 5^b—8. Cf. Suet. Cal. 56, 1.—Jos. Ant. 19, 4 erwähnt noch die Verschwörung des Aemilius Regulus (wohl: *Rechtus*. Anders PIR² A 397), in die allem Anschein nach auch L. Annaeus Seneca vermischt war. Vgl. H. WILLRICH: Caligula 456.

⁹⁵ Cass. Dio, 59. 28, 2 Cf. Jos. Ant. 19, 4. Suet. Cal. 22.

⁹⁶ Vgl. Jos. Ant. 19, 91 und dazu TH. MOMMSEN: G. Schr. VII. 250 f.; D. TIMPE: Römische Geschichte bei Fl. Josephus. Historia 9 (1960) 474 ff., bes. 500 f. denkt eher an Fabius Rusticus. Skeptisch auch L. H. FELDMAN in seiner Josephus-Ausgabe. B. IX. Cambridge-Massachusetts 1965. 212 f. Anm.

Rolle des von Gaius mehrmals lustig gemachten Cassius Chaerea (PIR² C 488) und seines Mittribuns, Cornelius Sabinus (PIR² C 143) hervor, die sich mit einem Mordplan an den einstigen Freund des hingerichteten M. Lepidus, den hochangesehenen Konsularen L. Annius Vinicianus (PIR² A 701) gewandt und diesen für die Mitwirkung gewonnenen haben. Die gemeinsame Quelle des Suetonius und Cassius Dio⁹⁷ hat die Rolle der obigen zwei Prätorianertribunen ähnlich gewertet.⁹⁸ Tacitus schrieb dagegen außerdem noch auch dem gallischen Senator, D. Valerius Asiaticus (PIR V 25), dem Freund Gaius, den der spaßlustige Herrscher mit seiner gewohnten *ἀδιατροψία* einmal bis aufs Blut gekränkt hat, eine initiative Rolle zu.⁹⁹ Wie man es auch immer nimmt,¹⁰⁰ zeichnet sich jedenfalls aus dem erhaltenen Quellenbestand eine weitverzweigte Verschwörung gegen Gaius ab, an der Leute jeden Standes: Senatoren, Ritter, Gardeoffiziere, Freigelassene der kaiserlichen *domus* aktive oder zumindest als Mitwisser teilgenommen haben.¹⁰¹

Die von den Verschwörern umsichtig vorbereitete Mordtat hat dann anlässlich der kapitolinischen Spielen, am 24. Januar 41 Cassius Chaerea, einem Wink des L. Vinicianus folgend, mit einigen seiner Mittribunen und

⁹⁷ Über diese s. A. MOMIGLIANO: Osservazioni sulle fonti per la storia di Caligula, Claudio e Nerone. Quinto Contributo alla storia degli studi classici e del mondo Romano. Roma 1975. 799 ff.

⁹⁸ Was Suet. Cal 56, 1 nur kurz und ohne Namen andeutet, das faßt Dio-Xiphilinus, 59. 29, 1 mit Nennung der handelnden Personen deutlicher zusammen, wie dies ihre nachstehenden Paralleltexte klar zeigen:

Suet. loc. cit.: *Ita bacchantem atque grassantem*

duo consilium communicaverunt perfecturumque,

non sine conscientia potentissimorum libertorum praefectorumque praetori.

Dio—Xiphil. loc. cit.: *ὡς οὖν πάντα τρόπον ἐξεμαίνετο,*

ἐπιβούλευσαν αὐτῷ Κάσσιος τε Χαιρέας καὶ Κορνήλιος Σαβίνος, καίτοι χιλιαρχίας ἐν τῷ δορυφορικῷ ἔχοντες.

συνώμοσαν μὲν γὰρ πλείονες καὶ συνήδεσαν τὸ πραττόμενον, ἐν οἷς ἦν ὁ τε Κάλλιστος καὶ ὁ Ἐπαρχος.

Die Frage, ob die gemeinsame Quelle von Sueton oder Dio-Xiphilin in ihren Schlußsätzen getreuer aufbewahrt würde, ist anhand des Textes bei Jos. Ant. 9, 17 ff., wo nur der eine Präfekt, M. Arrecinus Clemens und der eine Freigelassene der *domus*, M. Iul. Callistus namentlich als Mitwisser vorgeführt werden, mit der Bevorzugung der Version bei Dio-Xiphilin zu beantworten. Johann. Antioch., frg. 84 (FHG 4, 572 = Cass. Dio, 59. 30, 3) kann dagegen nicht angeführt werden.

⁹⁹ Tac. ann. 11. 1, 2: *... praecipium auctorem Asiaticum interficiendi C. Caesaris non extimuisse contione in populi Romani fateri gloriamque facinoris ultro petere.* Cf. Jos. Ant. 19, 159 f., ferner Sen. Dial. 2. 18, 2 — Suet. Cal. 36, 2.

¹⁰⁰ VINCENT M. SCRAMUZZA: The Emperor Claudius. Cambridge 1940. (2nd ed. 1971). 51 f. erblickt in L. Vinicianus den eigentlichen Leiter der Verschwörung, neben dem Cassius Chaerea nur die Rolle des Vollziehers spielte. Die Ausführung des Attentats zeigt zweifelsohne diese Rollenverteilung, womit jedoch die Initiative Chaerea's innerhalb des Gardekörps und bei der Schaffung der Fühlungsnahme mit den senatorischen Kreisen gut vereinbar ist.

¹⁰¹ Vgl. Jos. Ant. 19, 62: *Διελθλήθει δὲ διὰ πολλῶν τὸ ἐπιβούλευμα, καὶ πάντες ἐν ὅλοις παρήσαν, οἱ μὲν τῶν βουλευτῶν ὄντες, οἱ δὲ ἱππεῖς, καὶ ὅποσοι τοῦ στρατιωτικοῦ συνήδεσαν* über die teilnehmenden Senatoren s. noch A. BERGENER: a. a. O. (Anm. 51), 123 ff.

Centurionen der Garde verrichtet.¹⁰² Die sich um L. Vinicianus und Cassius Chaerea gruppierten Verschwörer — unter diesen gehörte auch der eine *prae-fectus praetorio*, M. Arrecinus Clemens (PIR² A 1073) — beabsichtigten nach Gaius' Mord auch die übrigen Mitglieder des Herrscherhauses zu töten. Die Frau und das Töchterlein des Gaius wurden auch umgebracht.¹⁰³ Der Onkel des Gaius, Ti. Claudius Nero Germanicus, der sich nach der Mordtat in einem Gartenhaus des kaiserlichen Palastes versteckt hat, wurde aber von einer Gruppe der Palastwache — wohl nicht ohne Anleitung einiger Freigelassenen der *domus*¹⁰⁴ — noch rechtzeitig aufgespürt und nach dem Prätorianerlager geführt, wo ihn die an der julisch-claudischen Dynastie treugebliebene Mannschaft, vermutlich auf Anregung des namentlich unbekannten und mit dem Arrecinus Clemens verfeindeten anderen Prätorianerpräfekts und der sich um diesen *Ignotus* gruppierten Gardeoffiziere, schon am gleichen Tag zum *Imperator* ausriefen.¹⁰⁵ Der inzwischen in der Curia zusammengetretene Senat, wo zuerst einige Hitzköpfe von der alten Nobilität schon von der Wiederherstellung der spätrepublikanischen Staatsordnung träumten, dann verschiedene Faktionen das Kürten eines Princeps außerhalb der julisch-claudi-

¹⁰² Vom Attentat gibt Jos. Ant. 19, 83 ff. einen ausführlichen Bericht. Kurzbericht bei Suet. Cal. 58. Nur Fragmente sind von der dionischen Erzählung erhalten geblieben (59. 29, 6 f.).

¹⁰³ Jos. Ant. 19, 19 f. + 258. D. TIMPE: Untersuchungen . . . 84.

¹⁰⁴ Vielleicht darf man eben in C. Iul. Callistus den eigentlichen Gegenspieler des L. Vinicianus erblicken. Dieser gutschnüselige Freigelassene und Mitwisser der Verschwörung, ist schon vor dem Attentat *de facto* auf die Seite des Claudius hinübergegangen. Cf. Jos. Ant. 19, 64 f.

¹⁰⁵ Aufgrund der Suetonstelle, Cal. 56, 1 werden allgemein alle beiden Prätorianerpräfekten zu den Mitwissern der Verschwörung gerechnet. S. aber die oben, Anm. 98 Bemerkten. So viel ist jedenfalls beinahe gewiß, daß der namentlich unbekannte Präfekt gehörte nicht — wie sein Mitpräfekt — der Vinicianus—Chaerea-Fraktion an, als Gaius die zwei Präfekten nach dem Betilianus-Prozeß miteinander verfeindet hat (Suet. Cal. *loc. cit.*). Auf diesen Umstand verwies zuletzt auch H. JUNG: Die Thronerhebung des Claudius. Chiron 2 (1972), 367 ff., bes. 385, der aber zugleich annimmt, daß der *Ignotus* und einige jüngere Gardeoffiziere innerhalb des Gardekörps eine andere Verschwörergruppe bildeten, in der Absicht, den Claudius auf den Thron zu erheben. Das Vorhandensein einer solcher Gruppe vor der Ermordung Gaius' läßt sich aber in unserem Quellenbestand nicht verspüren. Eine Faktion für Claudius entstand vielmehr erst nach dem Attentat, als der mit dem unseren *Ignotus* verfeindete Arrecinus Clemens unverhohlen auf die Seite des L. Vinicianus trat (Jos. Ant. 19, 154 f.) und somit seinen Mitpräfekt und die anderen dynastietreuen Gardeoffiziere gleichsam zur Kandidatur des Claudius gedrängt hat. Claudius hat nun kurz vor der Senatssitzung, die sich auf dem Palatin am 26. Jan. 41 versammelte, also gewiß schon am 25. Jan. einen gewissen Rufrius Pollio (PIR R 123) zu dem einen Prätorianerpräfekt ernannt (Jos. Ant. 19, 267), — wohl an Stelle des Arrecinus Clemens. Der Mitpräfekt des Rufrius Pollio hieß Catonius Iustus (Cass. Dio, 18, 3 cf. PIR² C 576), der im J. 14 noch als *primi ordinis centurio* in Illyricum gedient hat (Tac. ann. 1. 29, 2). Daß ihn ebenfalls Claudius zur Präfektur gefördert hat, wie es allgemein angenommen wird, ist nirgendwo überliefert. Das Abwechseln des mit Arrecinus Clemens verfeindeten Präfekten, der sich wohl rechtzeitig dem Claudius anschloß und sich bei dessen Thronerhebung verdient hat, erschien gewiß nicht als notwendig, ja wäre in der damaligen Situation ein politischer Fehlgriff. Nach alledem ist es nicht einfach von der Hand zu weisen, daß der *Ignotus* unter Gaius und der Catonius Iustus unter Claudius eigentliche identische Personen sind.

schen Familie betrieben,¹⁰⁶ sah sich nach fruchtlosen Debatten und erfolglosen Verhandlungen mit Claudius¹⁰⁷ schon am nachfolgenden Tag gezwungen, den Kandidat der Prätorianer, den Onkel des verhaßten Gaius, den damals 50-jährigen Ti. Claudius Nero Germanicus als Princeps anzuerkennen und ihn mit den einem Princeps gebührenden Machtfunktionen auszustatten.¹⁰⁸

Der Besitz der Macht und die sich daraus ergebende Möglichkeit, die bestehenden innen- und außenpolitischen Aufgaben zur Lösung befördern, verwandelten den bis zu seinem Regierungsantritt sich vorwiegend nur mit seinen historisch-antiquarischen Studien beschäftigten «gelehrten» Claudius zu einem tätigen und gewissenhaften Princeps, dessen Regierungsjahre nicht nur in der Geschichte des Prinzipats, sondern auch in der Provinzgeschichte Illyricums einen neuen Abschnitt eröffnet hatten.

Budapest.

¹⁰⁶ Als Kandidaten werden in unserer Überlieferung erwähnt: L. Vinicianus (*suff.* vor 41), D. Valerius Asiaticus (*suff.* 35) und endlich als eine Kompromißlösung, M. Vinicius (*ord.* 30), der Onkel des L. Vinicianus und der Gatte der Iulia Livilla. Jos. Ant. 19, 251 f. Cf. noch Suet. Galba, 7, 1.

¹⁰⁷ In den letzteren hat sich auf der Seite des Claudius der sich immer gut placierte Tetrach Agrippa sehr verdienstlich gemacht. Jos. Ant. 19, 236 f.

¹⁰⁸ Über diese zwei Senatssitzungen und die Anerkennung des Claudius s. eingehender D. TIMPE: Untersuchungen . . . 83 ff. Vgl. auch A. BERGENER: a. a. O. 128 ff.

THE EARLY NAME OF THE EMPEROR CLAUDIUS

In the early sections of Suetonius' biography of the emperor Claudius there is a significant problem of nomenclature which is concerned with the change of Claudius' *cognomen* in A. D. 4 (*Claud.* 2. 1). Suetonius states that Claudius «*appellatusque Tiberius Claudius Drusus. mox fratre maiore in Iuliam familiam adoptato Germanici cognomen assumpsit*».¹

Now, the standard interpretation of this passage is as follows: In A. D. 4 Augustus obliged the future emperor Tiberius to adopt his dead brother's (the elder Drusus d. 9 B. C.) elder son. Very soon thereafter, on 26 June, Tiberius was himself adopted by Augustus. Thus, the future emperor entered the Julian household. With him went his two sons — his own son, Nero Claudius Drusus, and his rather more recently acquired son whose name at this stage is uncertain, but who was probably now called Tiberius Claudius Nero Germanicus and who has been known since the earliest times by the less confusing name of Germanicus.² At the time of these adoptions, then, Claudius discarded the *cognomen* Drusus and, according to the standard interpretation, took up the *cognomina* of his elder brother, Nero Germanicus.³ Claudius then became known as Tiberius Claudius Nero Germanicus or by some similar permutation of names.⁴ This standard interpretation of the Suetonian passage is based primarily on the work of Mommsen who adduced a passage of Dio (*frg.* 44) to support his suggestion that Claudius did not receive the honorific

¹ See STEIN: *PIR*² II, 942; cf. MOMMSEN: *CIL* VI 4376.

² For the adoptions in A. D. 4, see also Tac. *Ann.* 1. 3. 3 and, especially, Suet. *Tib.* 15. 2 where the correct sequence of adoptions is given; cf. H. U. INSTINSKY: *Hermes* 94 (1966), 324—343, especially 328, n. 2. See also FITZLER-SEECK: *RE* 10, 369; A. E. PAPPANO: *CP* 36 (1941), 31; E. KORNEMANN: *Doppelprinzipat und Reichstellung im Imperium Romanum*, Leipzig—Berlin (1930), 24 ff.; L. LESUISSE: *LEC* 30 (1962), 38; B. M. LEVICK: *Latomus* 25 (1966), 227—244; G. V. SUMNER: *Latomus* 26 (1967), 413—435. (The reason for the adoptions and the problems of chronology associated with the date of Germanicus' birth are not apposite here.) For the name of Tiberius' son, Nero Claudius Drusus, see *PIR*² IV, 219. For a consideration of the early name of Germanicus, see below n. 20.

³ See, for example, MOMMSEN: *Hermes* 13 (1878), 262, n. 4; H. SMILDA: *C. Suetonii Tranquilli Vita Divi Claudii*, Diss. Groningen (1896), 14 suggested that Claudius retained the name Drusus. SMILDA's suggestion, however, is based on the very flimsy evidence of *CIL* X 932 and Zonaras 11. 10.

⁴ See GROAG: *RE* 3, 2782.

cognomen Germanicus at the time it was bestowed posthumously on his father in 9 B. C. At this time, however, according to Mommsen who kept his argument consistent with Dio *frg.* 44, Drusus' elder son did receive the honorific *cognomen* Germanicus. At the time of the adoptions in A. D. 4, then Claudius became the oldest surviving son of the elder Drusus and, as a result, assumed the title Germanicus.⁵

This interpretation, then, though based in part on the relevance of a fragment of Dio which refers not to an event in the last decade before Christ but to an event in 240 B. C., has been accepted by a great number of scholars, notably, for example, Momigliano, Scramuzza, Kraft and Timpe.⁶ It was not completely accepted, for example by Frank, Groag, or by Kneissl.⁷ Frank, on the basis of an epigraphic study that may only be described as highly selective, asserted that Claudius never actually assumed the *cognomen* Nero until his short suffect consulship of A. D. 37 and, further, that the major inscription in which that name occurs, i.e. *CIL* V 6416 — the so-called «Pavian» inscription of A. D. 7/8 — was merely an anachronistic device employed by Claudius as he journeyed north in A. D. 39. According to Frank, Claudius, «eager as he always was for recognition by the imperial house, . . . seized the opportunity of brief power during his journey northward in 39 to gratify his vanity by adding his own statue to those of the imperial family that had been recognised by Augustus in the year 7/8».⁸

Fortunately, Frank's suggestion, though commended to students of ancient history by Charlesworth,⁹ was speedily demolished by Gardthausen and by Stuart, both of whom cite an inscription which, at the very latest, must have been erected prior to Claudius' consulship in A. D. 37, which refers to Claudius and which bears the name Nero.¹⁰ Frank, however, did not contest the suggestion that Claudius received the *cognomen* Germanicus at the time of the adoptions in A. D. 4.

⁵ Dio *frg.* 44: «ἐπὶ Μάρκον Κλαυδίου καὶ Τίτον Σεμπρονίου ὑπάτων μόνῳ τῆς τοῦ πατρὸς ἐπωνυμίας τῷ πρεσβυτέρῳ τῶν παίδων μετέχειν Ῥωμαῖοι παρεκελεύσαντο.» See MOMMSEN: *op. cit.* (above n. 3), 262 f. (*Hermes* 13, 1878, 245—265 = *Gesammelte Schriften* IV, 1906, 271—290); also *Römische Forschungen* I, Berlin (1864), 53 for a discussion of the word «ἐπωνυμίας» in Dio *frg.* 44 and *Römische Staatsrecht* III, Leipzig (1887—1888), 213, n. 3.

⁶ A. MOMIGLIANO: *Claudius, The Emperor and his Achievement*,² trans. G. W. B. HOGARTH, Cambridge (1962), 80, n. 2; V. M. SCRAMUZZA: *The Emperor Claudius*, Cambridge, Mass., (1940), 55; K. KRAFT; *Historia* 15 (1966), 111; D. TIMPE: *Untersuchungen zur Kontinuität des frühen Prinzipats, Historia-Einzelschriften* 5, Wiesbaden (1962, 59 f.

⁷ GROAG: *loc. cit.* (above n. 4); T. FRANK: *CQ* n. s. 2 (1908), 89—92; P. KNEISSL: *Die Siegestitulatur der römischen Kaiser, Hypomnemata* 23, Göttingen (1969), 30—32.

⁸ FRANK (1908), 92. (FRANK's radical suggestion was aimed at dislodging Claudius from being considered, even to a small extent, as a member of the imperial household. Cf. MOMMSEN: *Ber. d. sächs. Gesellsch.* (1850), 315 ff. where the usual interpretation of *CIL* V 6416 as representing Augustus' final settlement of the succession is expressed.)

⁹ CHARLESWORTH: *CAH* 10 (1934), 975.

¹⁰ V. GARDTHAUSEN: *BpW* 40 (1908), 1263 f.; M. STUART: *AJA* 40 (1936), 314—322. See inscription *CIL* X 6561. Cf. also *CIL* 111 381 and Dio 60. 2. 1 and 55. 27. 3.

Groag's objection was much less momentous. He stated that «als der Senat nach dem Tode seines Vaters (745 = 9 v. Chr.) diesem und seiner Nachkommenschaft den Beinamen *Germanicus* decretierte (Suet. 1. Dio LV 23 . . .), bekam wohl auch C. dieses Cognomen. Im J. 4 n. Chr. wurde jedoch sein (*Claudius*) älterer Bruder, der ursprünglich *Ti. Claudius Nero* geheissen haben dürfte, von Tiberius adoptiert und trat damit in das julische Geschlecht über; C. vertauschte nun sein Cognomen *Drusus* mit dem seines Bruders, *Nero*, dem angestammten Beinamen dieses Zweiges der Claudier, . . .»¹¹

Kneissl, however, the author of the most recent and authoritative work on «*Siegestitulatur*», did not go so far. He, while recognising the force of Mommsen's reliance on Dio *frag.* 44 and accepting the argument that Claudius did not receive the honorific *cognomen* Germanicus until A. D. 4, nevertheless expressed doubt that in the first decade of our era there was a strong hereditary rule in such matters as surnames or honorific *cognomina*. Perhaps more significantly, Kneissl accepted the suggestion that Claudius became known as *Ti. Claudius Nero Germanicus* after the adoptions of A. D. 4, but did not explain how Claudius received the name *Nero*. This, perhaps, was a lapse of some proportions for he asserts that Germanicus, prior to his adoption by Tiberius, was probably known as *Nero Claudius Germanicus* and thus, according to this nomenclature, did not possess any familial *cognomen*.¹²

Whatever the objections, therefore, to Mommsen's proposition that Claudius received the name *Nero* along with that of Germanicus in A. D. 4, it is the *communis opinio* of modern historians that Claudius did not possess the *cognomen* Germanicus until the adoptions of A. D. 4.

Now, the one major problem with Mommsen's interpretation of the Suetonian passage (*Claud.* 2. 1) is this very assumption. The proposition that Claudius did not receive the name Germanicus until A. D. 4 lies in direct conflict with Dio's assertion (55. 2. 3, see Groag, above p. 3) that in 9 B. C. Drusus received the honorific *cognomen* Germanicus along with his sons, *μετὰ τῶν παίδων*. This conflict, attributed to our ancient sources rather than to deficiencies of modern scholarship, led Momigliano to dismiss summarily Dio's statement as a confusion of the facts. Momigliano then proceeded in what is itself a confused note to reject, more or less out of hand, the interpretation introduced by Groag (see above p. 3).¹³ Groag's suggestion, in fact,

¹¹ GROAG: loc. cit. (above n. 4); K. VIVELL: *Chronologisch-kritische Untersuchungen zur Geschichte des Kaisers Claudius*, Diss. Heidelberg (1911), 49 f.

¹² KNEISSL: loc. cit. (above n. 7). For Germanicus' early name see below n. 20.

¹³ MOMIGLIANO: loc. cit. (above n. 6), places the adoptions in 4 B. C. — certainly a fortuitous error. The error is made worse by the statement in the same note that all *Cornelii Lentuli* bore the *cognomen* Gaetulicus. Cossus Cornelius Lentulus (*cos.* A. D. 25, *PIR*² II, 1390), the elder son of Cossus Cornelius Lentulus Gaetulicus (*cos.* 1 B. C., *PIR*² II, 1381) did not receive his father's honorific *cognomen*. The younger son, however, Cn. Cornelius Lentulus Gaetulicus (*cos.* A. D. 26, *PIR*²—II, 1390), did receive the name.

lent some credence to Dio 55. 2. 3 but, unfortunately, was supported by little detailed argument. Momigliano accepted the relevance of Dio *frg.* 44 and preferred to see in Claudius' change in nomenclature «one of those deliberate returns to archaistic custom that were so frequent in the Augustan period».¹⁴ Momigliano did not elaborate further.

In all this, however, it must be kept constantly in mind that the conflict in our ancient sources stems from an acceptance of Mommsen's interpretation of the sentence «*Claudius . . . Germanici cognomen assumpsit*». The conflict has merely been attributed to the sources, Suetonius and Dio, and may under careful examination be quite unreal or imaginary.

It is possible, in fact, to re-vitalize Groag's suggestion that Dio was substantially correct and that in A. D. 4 Claudius received only the *familial* cognomen Nero. The *cognomen* which Germanicus probably possessed at the time of his transfer into the Julian household as the adoptive son of Tiberius was Nero. Thus, when Suetonius wrote that Claudius «*Germanici cognomen assumpsit*», the biographer may well have meant that Claudius assumed not the honorific *cognomen* Germanicus but Germanicus' familial name Nero. (It is, perhaps, noteworthy that Suetonius did not write «*cognomina*» but «*cognomen*».)

There is only one significant objection against this suggestion — apart, that is, from citing that passage, of dubious relevance, Dio *frg.* 44. In the preceding chapter of his biography of Claudius (*Claud.* 1. 3) Suetonius employed the same phrase «*Germanici cognomen*» in a context which can only yield the meaning «the *cognomen* Germanicus».¹⁵ Against this objection, however, it may be stated that Suetonius, in such phrases as *Claud.* 1. 3, often made use of the Genitival case, whereas other Latin authors would more probably have employed as Accusative or a Dative case.¹⁶ Thus, it is possible that, because of Suetonius' grammatical idiosyncrasy, a confusion has here arisen as to the correct interpretation of the sentence «*Claudius . . . Germanici cognomen assumpsit*». There is, moreover, evidence to support this conjecture.

In an earlier biography Suetonius has given us in one sentence a graphic illustration of both usages under discussion here. Suetonius stated in his biography of the emperor Augustus (*Aug.* 7. 2) that Octavian «*postea Gai Caesaris et deinde Augusti cognomen assumpsit*». In other words, Octavian first took up the familial *cognomen* of his adoptive father Gaius Caesar and then, at a later date, assumed the honorific title Augustus. The *cognomen* Caesar, of course was not at this time prior to the establishment of the Principate — or, indeed, until the accession of Claudius — an honorific title or necessary

¹⁴ MOMIGLIANO: loc. cit.

¹⁵ Suet. *Claud.* 1. 3, «*praeterea senatus inter alia complura marmoreum arcum cum tropaeis via Appia decrevit et Germanici cognomen ipsi posterisque eius.*»

¹⁶ On this point see SMILDA: op. cit. (above n. 3), 10.

element in a quasi-imperial nomenclature. The name Caesar was assumed by Octavian precisely because it was his family name.¹⁷

From an examination of *Aug.* 7. 2, therefore, we may see that the correct interpretation of *Claud.* 1. 3 is not necessarily relevant to a correct understanding of the sentence under discussion here, *Claud.* 2. 1. In *Claud.* 2. 1 Suetonius, far from referring to the honorific *cognomen* Germanicus, may have meant merely that at the time of the adoptions in A. D. 4 Claudius assumed the familial name Nero. It is important to remember here that the biographer — like most modern historians — regularly made use of Claudius' elder brother's popular name Germanicus.¹⁸

Furthermore, there is nothing in the overall construction of this sentence «*fratre adoptato . . . Germanici cognomen assumpsit*», which tells against this proposition. Suetonius may certainly have constructed his sentence in order to lay a particular emphasis on the occasion which influenced Claudius' changes in nomenclature. A sentence in which the subject of an Ablative Absolute recurs in a different oblique case is not a grammatical oddity. In such sentences the Ablative Absolute puts into sharp relief the action reported in the Ablative Absolute.¹⁹

How Claudius received his nomenclature prior to his accession may therefore be re-constructed in the following way: Claudius was originally named Tiberius Claudius Drusus. In 9 B. C., on the death of their father, both he and his elder brother received the honorific *cognomen* Germanicus — Dio 55. 2. 3 far from being contradicted by Suet. *Claud.* 2. 1, is actually supported by *Claud.* 1. 3 «*senatus . . . decrevit . . . Germanici cognomen ipsi posterisque eius*». In A. D. 4 Claudius' elder brother and his uncle entered the Julian house, thus leaving that ancient branch of the Claudian family, the *Claudii Neronēs*, without any member bearing its accustomed *cognomen*. It was in order to avoid such an occurrence that Claudius discarded the name Drusus and assumed the *cognomen* Nero.²⁰

The University of Alberta.

¹⁷ On the development of the use of the name Caesar see, especially, L. LESUISSE: *LEC* 29 (196—), 271—287. (The suggestion made here was arrived at independently of VIVELL: op. cit., above n. 11, 50, who adumbrated a similar solution to the problem.)

¹⁸ Cf., for example, *Aug.* 34, 2, 64. 1, 101, 2; *Tib.* 15. 2; *Gaius* 3. 1.

¹⁹ For instances of similar phrases in Tacitus, Caesar, Cicero, Sallust, and Curtius, see, especially, R. ENGHOFER: *Der Ablativus Absolutus bei Tacitus*, Diss. Julius-Maximilian-Universität, Würzburg (1961), 74 f., 126 f. and the authorities cited there. For a further discussion of the phrase «*fratre adoptato*» (*Claud.* 2. 1) see B. MOUCHOVÁ: *Acta Univ. Carol., Phil. Hist.* 5, *Graecolatina* 3 (1966), 55—63, especially 55—58.

²⁰ In addition to a consideration of familial ties, it is quite possible that Claudius may have been influenced to assume the name Nero by other considerations. For some years, at least since the publication of Horace *Car.* 4. 4. 27 f. «. . . , quid Augusti paternus / in

pueros animus Neronis, the name Nero had been clearly associated with the rising stars in the Augustan firmament, cf. E. FRAENKEL: *Horace*, Oxford (1957), 427. Thus, it is not improbable that Claudius assumed the name Nero in order to emphasize his relationship with Tiberius and Germanicus.

The early name of Germanicus: There is extant today no ancient evidence for the name borne by Germanicus before his entry into the Julian household in A. D. 4 as the adoptive son of Tiberius. This problem has been exacerbated because today two quite different names have been attributed to Germanicus during this period from his birth in 15 B. C. (SUMNER: op. cit., above n. 2, 413—427). Nero Claudius Drusus is conjectured because Germanicus was the elder son of that Drusus who died in 9 B. C.; as the elder son, it is suggested, he naturally received his father's name (MOMMSEN: 1878, n. 3; STEIN: 7, 1251; PETERSEN: *PIR*² IV, 221; MOGIGLIANO and CADOUX: *OCD*², 465; KNEISSL: loc. cit., above n. 7; H. H. SCULLARD: *From the Gracchi to Nero*,⁴ London, 1976), 485. The other, Tiberius Claudius Nero, has been given to Germanicus without any scholarly argument to support it (for example, by GROAG: loc. cit., above n. 4; MOMIGLIANO: loc. cit., above n. 6; CHARLESWORTH: op. cit., above n. 9, 1013). Most scholars, however, appear to have avoided the problem and have used throughout their work only Germanicus' popular name. (It would be tedious and quite purposeless to catalogue the names of all these.) The first name, then, Nero Claudius Drusus, is based on the assumption that the eldest son on a Roman family of this period would naturally assume his father's name. Such an assumption, however, cannot be taken for granted, for the son born to Germanicus' uncle Tiberius in 14 B. C. (SUMNER: op. cit., 427—434) was not named Tiberius Claudius Nero, his father's name, but Nero Claudius Drusus (*PIR*² IV, 219). Of course, there is the possibility that this man was not the eldest son born to Tiberius, since Tiberius may have been married to Vipsania for at least five years. Such a possibility, however, is remote and contradicts the evidence of Suet. *Tib.* 7. 2. Moreover, the name Nero Claudius Drusus was still at this time an unusual name. Unusual, that is, because the only person to bear this name (apart from Germanicus?) before 14 B. C. was the elder Drusus and, more significantly, because it involved a peculiar inversion to *praenomen* of the time honoured *cognomen* Nero. If indeed Nero Claudius Drusus was the name given to Tiberius' own son, there can be no doubt that (a) Tiberius either was unaware of or ignored the hereditary rule mentioned above (p. 14) and (b) that he named his son in honour of and out of affection for his brother. Given, therefore, the strong possibility that Tiberius named his son after his brother and given the fact that Tiberius and the elder Drusus were closely associated, not only on the field of battle—the Alpine campaigns—but also in their affection for one another, we are surely compelled to accept the probability that in 15 B. C. the elder Drusus named his son after his brother Tiberius Claudius Nero. In any case, at this time before the tortuous expansion of the Augustan family, there is no evidence to suggest that a situation would have been tolerated in which two children born no more than approximately seventeen months apart to such closely affiliated brothers would have been given identical names. If we accept, therefore that Tiberius' son was named Nero Claudius Drusus, I believe it more probable than not, that Germanicus was named Tiberius Claudius Nero before his entry into the Julian house in A. D. 4.

MUNIFICENTIA PRIVATA UND DIE PRIVATE BAUTÄTIGKEIT IN DEN STÄDTEN ITALIENS WÄHREND DES PRINZIPATES*

Das reiche epigraphische Material, welches sich auf die private Munificenz in der römischen Geschichte bezieht, harrt immer noch der sozial-ökonomischen Auswertung. Im Grunde genommen wurde auf diesem Gebiet seit ungefähr einem Jahrhundert nicht über das mühsame Zusammenstellen des Quellenmaterials hinausgegangen. Es seien hier Namen von Wissenschaftlern wie Toller, Rockwell, Lussana, Duncan-Jones, Mrozek und andere genannt.¹ Der Reichtum an Inschriften (denn in erster Linie sind diese Quellen zu unserem Thema vorhanden) obwohl von dem Nachteil der meisten epigraphischen Quellen, d. h. von gewissem stereotypischen Charakter nicht frei — läßt nichtdestoweniger in ökonomisch-sozialer Hinsicht interessante Schlußfolgerungen zu. In unserer Arbeit² über die Geld- und Lebensmittelverteilungen

* Abkürzungen

AE	= Année Epigraphique.
CIL	= Corpus Inscriptionum Latinarum; die römischen Ziffern ohne der Abkürzung CIL beziehen sich auf die entsprechenden Bände des CIL.
D	= H. DESSAU: Inscriptiones Latinae selectae, vol. 1—3.
Fonti Meunaniol.	= G. SUSINI: Fonti Meunaniolensi, Studi Romagnoli, X (1959).
Gasperini	= L. GASPERINI: Un'ignorata dedica alla Fortuna e i confini del municipio visentino, Miscellanea greca e romana, Studi pubblicati dall'Istituto Italiano per la storia antica, XVI, Roma 1965.
It.	= Inscriptiones Italiae.
NS	= Notizie degli scavi di Antichità.
Pais	= Corporis Inscriptionum Latinarum Supplementa Italica consilio et auctoritate Acad. Rediae Lync. edita, fasc. I, additamenta ad vol. V Galliae Cisalpinæ ed. H. PAIS, Romae 1888.
RA	= Revue Archéologique, Paris.

¹ Vgl. O. TOLLER: De spectaculis, cenis, distributionibus in municipiis Romanis occidentis imperatorum aetate exhibitis. Altenburgi 1889; J. C. ROCKWELL: Private Baustiftungen für die Stadtgemeinde auf Inschriften der Kaiserzeit im Westen des römischen Reiches. Jena 1909; A. LUSSANA: Osservazioni sulle testimonianze di munificenza privata della Gallia Cisalpina nelle iscrizioni latine, Epigraphica 12 (1950) S. 116—123; *id.*: Contributo agli studi sulla munificenza privata in alcune regioni dell'impero, Epigraphica 18 (1956); B. LAUM: Stiftungen in der griechischen und römischen Antike. Leipzig — Berlin 1914. T. 1—2; S. MROZEK: Crustulum et mulsum dans les villes italiennes. Athaeneum 1972. 3—4, S. 294—300; Prywatne rozdawnictwa pieniędzy i żywności w miastach Italii w okresie wczesnego cesarstwa, Warszawa—Poznań 1973; *id.*: Zu der kaiselichen und der privaten Kinderfürsorge in Italien im 2. und 3. Jh. Klio 55 (1973) S. 281—284; R. DUNCAN-JONES: The Economy of the Roman Empire. Cambridge 1974.

² Prywatne rozdawnictwa . . ., S. 110.

in den Städten Italiens haben wir den Gedanken zum Ausdruck gebracht, daß zwischen dieser Art Munificenz auf dem Gebiet der Bautätigkeit ein bestimmter Zusammenhang bestanden hat und zwar, daß zu Anfang der Kaiserzeit, genauer gesagt im ersten Jahrhundert die «bauliche» Munificenz Vorrang vor der erstgenannten gehabt hat. Hier möchten wir dieses Problem an Hand von Quellen größeren Umfangs und Literatur aufnehmen.

Es sei zunächst daran erinnert, daß die Motive von Munificenz beider Arten im Prinzip dieselben waren. Der städtischen Aristokratie und dem reichen Bürgertum sollte die Freigebigkeit helfen, die Popularität beim Volke zu gewinnen und damit die Erwerbung von hohen Posten in der Munizipalverwaltung zu erleichtern. Was allenfalls Gelegenheiten betrifft, bei welchen man freigebig war, so ist ein wichtiger Unterschied zu verzeichnen. Plinius der Jüngere schreibt in einem seiner Briefe aus Bithynien: «*Qui virilem togam sumunt vel nuptias faciunt vel ineunt magistratum vel opus publicum dedicant, solent totam bulen atque etiam e plebe non exiguum numerum vocare binosque denarios vel singulos dare*».³ Laut diesem Text konnten demnach nicht nur bestimmte Familienfeste, sondern auch die Errichtung von Bauwerken auf eigene Kosten, was schon an sich selbst eine Wohltat war, Anlaß geben zur Verteilung von Geld für das Volk und den Stadtrat. Im weiteren werden wir auf diesen Umstand näher eingehen.

Wir wenden uns nun den Bauinschriften zu.⁴ Es werden epigraphische Texte berücksichtigt, die von Bauten oder Bauvorhaben berichten, wie *theatrum, basilica, forum, porticus, fons, macellum, solarium, horologium, piscina puteus, sedes* u. a. In diesen Stiftungen handelt es sich sowohl um die Errichtung der erwähnten Objekte, als auch um die Renovierung oder Dekoration. Nur öffentliche Bauten kommen in Frage, d. h. solche, die für die ganze Stadtgemeinde vorgesehen waren und nicht etwa für gewisse Personen oder Vereine wie z. B. Kollegien. Weiterhin sei hierzu bemerkt, daß lediglich private Munificenz in Betracht gezogen wird, also nur Bauvorhaben, die aus der privaten Kasse finanziert wurden. Damit sind jene Baustiftungen ausgeschlossen, die von Beamten vorgenommen wurden und wobei nicht die Formel «*de suo*», «*de sua pecunia*» oder ähnlich vorkommt: in derartigen Fällen besteht nämlich die Möglichkeit, daß es sich um Baustiftungen handelt, die lediglich unter Aufsicht der betreffenden Beamten in Gang gesetzt wurden.

Die Mehrheit des Quellenmaterials, ungefähr 65% fällt auf Zentralitalien, die nördlichen Regione weisen 25% auf und der Süden Italiens — 10%. Was uns allerdings interessiert, ist die chronologische Streuung der Inschrif-

³ Epist., X, 116; zu der liberalitas der privati vgl. H. KLOFT: Liberalitas Principis. Köln—Wien 1970. S. 162—166.

⁴ Das Material stammte aus: J. C. ROCKWELL: op. cit., S. 82—84 und E. MARCINIĄK: Prywatne fundacje budowli użyteczności publicznej na terenie Italii w okresie wczesnego cesarstwa (Die privaten Baustiftungen in Italien während der frühen Kaiserzeit). Gdańsk 1978. Diss., S. 15—24.

ten; ihre genauere Version hinsichtlich der Datierung sieht folgendermaßen aus:

Die Zeit des Augustus und das erste Jahrhundert: AE 1929, 166; IX 2197; X 5779; XI 3040; X 835; X 833—4; V 3257; IX 1556; X 802; XI 711; XI 3083; XI 4398; XI 5820; RA 1903, 37; XI 3583; X 5055.

Tiberius: XIV 376.

Claudius: X 1450; IX 5426; AE 1964, 151—6; XIV 2995.

Nero: V 2035; IX 4968; X 826; X 846.

Vespasianus und später: XI 4500; XI 4082.

Das zweite Jahrhundert; Trajan: V 5262; Pais 745; X 6482; XIV 375; XIV 3437.

Hadrian: X 6483; XI 3938; I. XII, f. 1: Fast. Ost. XXVI.

Antoninus Pius: IX 2653; XI 6115; AE 1962, 87; V 6513; V 7637; IX 1156; X 1594; XIV 110; XIV 2804; XIV 2416; XIV 2795; IX 5428; X 5142; Ir. XIII, f. 1: Fast. Ost. XXIX; XIV 2901.

Marcus Aurelius: IX 1503; XIV 2793; AE 1889, 99.

Das dritte Jahrhundert; Septimius Severus: V 5005.

Aurelianus: X 222.

Auf Grund der allgemein bekannten epigraphischen Datierungskriterien läßt sich folgende weniger genau datierte Inschriftenstreuung zusammenstellen:⁵

Das erste Jahrhundert: V 1008 a; V 1829; V 1830; V 2878; V 3402; V 3408; V 4097; V 4960; V 5136; V 6839; V 7345; V 7493; IX 1138; IX 2557; IX 2667; IX 2996; IX 3018; IX 3044; IX 3168; IX 3359; IX 3682; IX 3857; IX 4053; IX 4875; IX 4903; IX 5081; IX 5179; IX 5688; X 805; X 810; X 811; X 831; X 850; X 1064;⁶ X 1236; X 1443; X 1444; X 1445; X 1453; X 1457;⁷ X 1613; X 1698; X 4585—6; X 4660; X 4892; X 5847; X 5904; X 6423; X 6428; X 6429; X 6463; X 6468; X 6649; XI 1062; XI 1189; XI 1789; XI 1749; XI 3112; XI 3384; XI 4216; XI 5183; XI 5263; XI 5689;⁸ XI 6314; XIX 423; XIV 2415; XIV 3010; XIV 3014; XIV 3543; XIV 4259; XI 4710; AE 1953, 33; AE 1954, 33; AE 1968, 80; RA 1904, 194.

⁵ Mit gewisser Vorsicht nehmen wir u. a. die Formel *«de pecunia sua faciundum curavit»* und *«de sua»* (manchmal ohne *«de»*) *pecunia reficiundum curavit»* und deren Abkürzung wie etwa DSPEC oder DSPRC als vorwiegend für die republikanische Zeit und das erste Jahrhundert an.

⁶ Die Inschriften X 805, X 810, X 611, X 831, X 850 und X 1064 stammen aus Pompei, was den Terminus ad quem auf 79 festlegen läßt.

⁷ Inschriften aus Herculaneum: X 1443, X 1444, X 1445, X 1453, X 1457 mit dem Terminus ad quem 79 u. Z.

⁸ Die erste Hälfte des 1. Jh; vgl. H. G. PFLAUM: *Les carrières procuratorienne équestres sous le Haut-Empire Romain*, Paris 1961. Bd. III, S. 1092.

Das zweite Jahrhundert: V 1894; V 4007; V 4059; V 4985; V 7783; V 8801; IX 3152; IX 3153; IX 4130; IX 4786; X 54; X 333; X 415; X 1217; X 1887; X 1894; X 3907; X 3913; X 4760; X 4884; X 5348; X 5411; X 5917; X 5918; XI 3123; XI 4090; XI 4582; XI 5682; XI 5687; XI 5695; XI 5963; XIV 300; XIV 2121; XIV 4012; NS 1904, S 515; NS 1928; S. 283.

Das dritte Jahrhundert: IX 1143; IX 4663; X 1120; X 1136; X 1557; X 3161; X 5200.

Das vierte Jahrhundert: IX 2447; IX 2448; IX 2638; IX 2842; IX 4196; AE 1930, 120.

Das zweite und dritte Jahrhundert: V 7376; IX 655; IX 686; IX 1466; IX 1618; IX 1665; X 3678; X 3851; X 3852; X 4570; X 4622; X 5069; XI 3014; XI 4815; XI 4819; XI 5372; XI 5939; XI 6040; XI 6173; XIV 285; XIV 4314; AE 1968, 83; Epigraphica 1958, S. 15, Nr 1.

In einer Tabelle zusammengefaßt, ergibt sich aus dem vorgestellten Material folgendes Bild:

	Das 1. Jh.	Das 2. und 3. Jh.
genau datierte Inschriften	21	30
weniger genau datierte Inschriften	75	43
	96	66

Es versteht sich von selbst, daß Zahlen, die sich auf weniger genau datierte Inschriften beziehen, nicht zu wörtlich genommen werden können. Die eventuelle Fehlerhaftigkeit in der Datierung scheint allerdings nicht so groß zu sein, daß sie Anlaß gäbe, die Haupttendenz in Zweifel zu ziehen, d. h., daß aus dem ersten Jahrhundert mehr Inschriften stammen als aus dem zweiten und dem dritten Jahrhundert zusammen genommen.

Wir gehen nun zur Betrachtung der Geld- und Lebensmittelverteilungen über. Es werden ihrer insgesamt ungefähr 300 in Betracht kommen;⁹ fast einhundert von ihnen lassen sich ziemlich genau datieren, das heißt bis auf ein bestimmtes Jahr oder die bestimmte jeweilige Herrschaft:

Die Zeit des Augustus und das erste Jahrhundert: IX 2226; XI 7431; XI 3303; VI 29681; XI 3613; XI 3805; X 1416; X 5056; AE 1952, 172; XI 5745; XI 1602.

Trajan: D 7215; X 112; XIV 4057; V 5262; XI 3206; XI 6369; XIV 375.

Hadrian: X 514; XIV 4743; XIV 2636; IX 5839; IX 1619; IX 23; IX 5833; X 6483; XI 5992; X 6090.

⁹ Vgl. unseres Buch: *Prywatne rozdawnictwa . . .*, S. 24—32.

Antoninus Pius: IX 2553; XIV 2795; XIV 8; XI 5693; IX 4957; XI 6481; AE 1940, 62; XIV 2410; IX 5823; X 53; XIV 353; D 6468; IX 5831; X 114; V 7637.

Marcus Aurelius: XI 7556; X 1881; XIV 4554; XI 1924; IX 1503; IX 3950; XIV 2793; XIV 2408; XI 405; IX 5843; XI 5939; XIV 4555; AE 1954, 168; IX 5177; AE 1964, 181; IX 4970; XI 7555; XI 7556; IX 5428; IX 4976; X 416; XIV 4556; XI 377; V 1874.

Commodus: IX 4697; XIV 367; IX 4686; XI 5716; XI 6053; XI 6358.

Septimius Severus: VI 1173 c; XIV 324; XIV 324; XIV 3005; X 5796; X 8215; XI 4413; XI 1926; VI 29691; X 5064; XI 6014.

Datierte Inschriften für die spätere Zeit: XIV 119 (212); XIV 160 (218—222); XI 5178 (223); NS 1913, S. 311 (231); XI 2650 (234); XIV 431 (230—240); XI 7805 (247—248); X 6012 (249); X 3699 (251); XIV 352 (251); AE 1954, 165 (256); XI 4589 (270).

Weitere chronologische Streuung des Inschriftenmaterials wird nach den verschiedenen Datierungskriterien geordnet und zwar nach den schon bekannten und bereits angewandten Kriterien und anderen, die wir in der erwähnten Abhandlung über die Geld- und Lebensmittelspenden aufgestellt haben.¹⁰ Zu den ersten gehören solche wie *«Dis Manibus»*, das Amt dessen Einführungsdatum, eventuell Liquidierungsdatum bekannt ist, der Titel *Augustales*, welcher nach dem Jahre 100 in den behandelten Inschriften erscheint, sowie andere Kriterien; in der zweiten Gruppe möchten wir in erster Linie den Terminus *«sportula»* hervorheben, welcher nach unserer Meinung auf den behandelten Inschriften in der zweiten Hälfte des zweiten Jh. vorkommt. Die Termini *«plebs»* und *«plebs urbana»* können als Kriterien für die Abstammung der Inschrift aus der Epoche nach dem ersten Jh. dienen. Andererseits, die Termini *«crustulum»* und *«mulsum»* scheinen auf eine Inschrift hinzudeuten, die nicht aus späterer Zeit als aus dem 1. und dem 2. Jh. stammte. Vieles weist darauf hin, daß diese Bewirtung durch *«panis et vinum»* ersetzt wurde.

Den erwähnten Kriterien nach haben wir folgende Liste zusammengestellt:

Das erste Jahrhundert: IX 5855; X 444; X 688; X 1081; X 1450; X 1459; X 4643; AE 1929, 161.

Das zweite Jahrhundert: V 1978; V 7007; IX 22; IX 976; IX 1177; IX 2440; IX 5828; IX 3160; X 54; X 415; X 1839; X 1840; X 1880; X 1887; X 3927; X 4563; X 5067; X 6328; X 5918; XI 6190; XIV 246; XIV 2416; XIV 4450; AE 1969/1970, 178.

¹⁰ Zu einigen Kriterien vgl. R. DUNCAN-JONES: An Epigraphic Survey of Costs in Roman Italy. Papers of the British School at Rome. Vol. XXXIII. 1965. S. 303—306.

Von der Hälfte des zweiten Jahrhunderts: V 4294; V 5272; V 5282; V 7904; V 7920; IX 4691; IX 4697; X 5657; X 5849; X 5853; X 5857; X 5917; X 6465; XI 126; XI 127; XI 379; XI 3009; XI 3211; XI 3890; XI 4391; XI 4582; XI 5635; XI 5963; XI 6060; XI 6071; XI 6123; XI 6362; XI 6371; XI 6378; XI 6605; AE 1961, 109; AE 1927, 124; AE 1948, 24; NS 1928, S 283; It. X, Nr. 85; Fonti Meunaniol. Nr. 8.

Das dritte Jahrhundert: V 4015; IX 2243; X 5654; X 5968; XI 5215; XI 5717; Pais 181; V 7881.

Das I—II Jahrhundert: IX 4898; X 4736; X 5714; X 5809; X 5844; X 8389; XI 2911; XI 2998; XI 3214; XI 4081; XI 5222; XI 5960; XI 7302; XIV 2827; XIV 3581; Gasperini, S. 301.

Das zweite und dritte Jahrhundert: V 1022; V 2072; V 2090; V 2176; V 2315; V 4016; V 4017; V 4410; V 4440; V 4448; V 4449; V 4488; V 4489; V 4871; V 4990; V 5134; V 5279; V 5651; V 5840; V 5907; V 6363; V 7357; V 7376; V 7450; V 7454; V 7905; V 7906; V 8664; VI 29746/7 (?); IX 342; IX 977; IX 981; IX 982; IX 1176; IX 1618; IX 2252; IX 2962; IX 3171; IX 3838; IX 3842; IX 3954; IX 4168; IX 4971; IX 4973; IX 5085; IX 5189; IX 5196; IX 5376; IX 5429; IX 5568; IX 5841; X 107; X 109; X 110; X 141; X 333; X 451; X 544; X 1217; X 1890; X 3749; X 3925; X 5923; X 6073; X 7352; X 7360; XI 132; XI 417; XI 419; XI 1027; XI 1436; XI 1601; XI 2596; XI 3206; XI 3723; XI 3811; XI 4395; XI 4404; XI 4405; XI 4405; XI 4580; XI 4663; XI 4789; XI 4815; XI 5047; XI 5372; XI 5634; XI 5718; XI 5722; XI 5939; XI 6107; XI 6070; XI 6117; XI 6173; XI 6306; XI 6310; XI 6360; XI 6377; XI 6520; XI 7299; XIV 2120; XIV 2121; XIV 4557; NS 1940, S. 267; Epigraphica 1964, S. 68; Epigraphica 1976, S. 140; AE 1960, 249; Pais 194; Fonti Meunaniol. 9; AE 1958, 178; It. VII, 22; NS 1886, S. 172; AE 1967, 97; AE 1975, 254; AE 1975, 256.

Das Zahlenverhältnis zwischen dem ersten und den folgenden Jahrhunderten liegt klar auf der Hand:

	Das 1. Jh. ¹¹	Das 2. und 3. Jh. ¹²
Genau datierte Inschriften	11	84
Weniger genau datierte Inschriften	8	183
	19	267

Das ganze Material ist in einer ständigen Aufwärtskurve begriffen. Als Beweis dafür möge der Abschnitt «Von der Hälfte des 2. Jh.» dienen, wo zweimal soviel Inschriften vorkommen als im Abschnitt «Das 2. Jh.».

¹¹ Ohne Abschnitt «Das 1.—2. Jh.».

¹² Ohne Abschnitt «Das 1.—2. Jh.».

wobei damit zu rechnen ist, daß auch hier Texte aus der zweiten Hälfte des 2. Jh. stammen; dazu kommt noch die Gruppe der genau datierten Inschriften, wo ebenfalls die zweite Hälfte des 2. Jh. (die Zeit des Antoninus Pius, Marcus Aurelius, Commodus und Septimius Severus) evidenten Übergewicht besitzt.¹³

Die Zahl 267 für das zweite und dritte Jahrhundert ergibt das ca 15-fache der Zahl 19 für das erste Jahrhundert. Die entsprechenden Größen für die Baustiftungen betrugen inzwischen 96 und 66 Inschriften. Demnach ein völlig verkehrtes Verhältnis! Der Umstand, daß Baustiftungen eine Gelegenheit zu Verteilungen bilden konnten, was natürlicherweise zur größeren Anzahl von «Verteilungsinschriften» führen müßte — macht hier nicht viel aus, denn Baustiftungen als Gelegenheit zur Verteilung kommen sehr selten vor.

Der festgestellte Tatbestand läßt unseres Erachtens die These zu, daß in der privaten munificentia in Italien während der ersten drei Jahrhunderten eine wesentliche Veränderung eingetreten ist. Diese Veränderung bestand darin, daß der Anteil der Baustiftungen in der munificentia privata gesunken ist, andererseits aber ist der Anteil von Geld- und Lebensmittelverteilungen gestiegen. Ein wichtiges Argument dafür, daß hier der Zufallsfaktor so gut wie ausgeschlossen werden kann, liegt in der allgemeinen römischen Streuung des inschriftlichen Materials. Aus dieser Streuung geht nämlich hervor,¹⁴ daß die Mehrzahl aller römischen Inschriften aus dem zweiten und dem dritten Jahrhundert stammt. Hätte die Bauinschriftenzahl im engen Zusammenhang mit der allgemeinen Sitte der Weihung von Inschriften gestanden, dann müßten die meisten Bauinschriften ebenfalls aus der erwähnten Epoche d. h. aus dem zweiten und dem dritten Jh. herkommen. Dies ist aber nicht der Fall. Die größte Menge der Bauinschriften stammte aus dem ersten Jahrhundert.

Diese Entwicklung findet eine Bestätigung auch von anderer Seite, und zwar der Analyse des Inschriftenmaterials aus Pompei, eines Ortes von ansehnlicher Bedeutung wegen des Reichtums an Inschriften. Aus dieser Stadt fehlen gänzlich Inschriften, die Geld- und Lebensmittelverteilungen betreffen, obwohl der zehnte Band des CIL ungefähr 400 pompejanische Inschriften enthält. Und es muß nachdrücklich betont werden, daß diese Zahl

¹³ Es sei hier hinzugefügt, daß dieses Wachstum der Inschriftenzahl von der allgemeinen römischen Streuung der Inschriften abweicht. An einer anderen Stelle haben wir (vgl. A propos de la répartition chronologique des inscriptions latines dans le Haut-Empire. *Epigraphica* XXXV. 1973, S. 113—118) den Versuch unternommen eine derartige Streuung darzustellen; es zeigte sich, daß die größte Anzahl von Inschriften auf die Zeit des Septimius Severus fällt; die Geld- und Lebensmittelverteilungen kommen indessen meist in der Epoche des Marcus Aurelius vor; daraus ist zu schließen, daß dies ein Abbild der wirklichen Zustände ist, d. h. die Zeiten des Marcus Aurelius seien als Höhepunkt in der Entwicklung der verschiedenen Verteilungen zu betrachten.

¹⁴ Vgl. Note 13.

bei weitem die Menge der Inschriften aus Orten überschreitet, aus welchen epigraphische Texte über die Geld- und Lebensmittelverteilungen herkommen. Den Bauweihungen aus Pompei folgen keine Verteilungen nach.¹⁵ Dagegen sind Texte mit Gladiatorenspielen aus dieser Stadt bekannt. Das Fehlen der Geld- und Lebensmittelverteilungen in der pompejanischen Epigraphik muß deshalb merkwürdig erscheinen. Wir finden dafür keine andere Erklärung als die, daß die Gewohnheit der Geld- oder Lebensmittelspenden im ersten Jahrhundert nicht zu sehr verbreitet war.

In diesem Zusammenhang ergibt sich nun die Frage, in welcher Richtung die dargestellte Aussage der Quellen interpretiert werden soll? Handelt es sich um die Änderung der privaten Munificenz infolge einer neuen Mode oder etwa gibt es für die erwähnte Erscheinung andere Gründe? Es muß zunächst bemerkt werden, daß bei dieser Gelegenheit wiederum der Umstand zutage kommt, wie gering unsere Kenntnisse der wirtschaftlichen Entwicklung Italiens in der Zeit des frühen Prinzipates sind. Das vorgebrachte Material läßt sich beispielsweise kaum mit wirtschaftlichen Faktoren in zweifelsfreien Zusammenhang bringen. Aus diesem Grunde kann hinsichtlich unseres Problems das Gebiet der Vermutungen nicht verlassen werden. In Anbetracht dieses Tatbestandes möchten wir die Verringerung des Anteils der Baustiftungen in der *Munificentia privata* im zweiten und dritten Jahrhundert der schwächeren Bautätigkeit in dieser Zeit zuschreiben.¹⁶ Diese schwächere Aktivität im Bauwesen der Städte Italiens während des zweiten und des dritten Jahrhunderts im Vergleich mit dem ersten Jahrhundert kann aller Wahrscheinlichkeit nach aus dem Umstand hergeleitet werden, daß in dem erwähnten Zeitabschnitt die Städte alle wichtigsten Baueinrichtungen schon besaßen,¹⁷ und damit war die Nachfrage nach neuen Bauten kleiner geworden als im ersten Jahrhundert. Dies ist besonders sichtbar am Beispiel der Amphitheater. Alle bekannten Bauten dieser Art wurden, wenn nicht zu Zeiten der Republik, dann spätestens am Anfang des zweiten Jahrhunderts errichtet. In der weiteren Aufzählung der Gründe für den Rückgang des Bauwesens ist vielleicht die hemmende Auswirkung der Jurisdiktion im Bauwesen nicht zu übersehen.¹⁸ Völlig ungeklärt scheint hingegen die Rolle der herannahenden allge-

¹⁵ Vgl. G. O. ONORATO: *Iscizioni pompeiane. La vita pubblica*. Firenze 1957; R. ETIENNE: *La vie quotidienne à Pompéi*. Paris 1966. *passim*.

¹⁶ Ähnlich H. JOUFFROY: *Le financement des constructions publiques en Italie: initiative municipale, initiative impériale, évergétisme privé*. *Ktema* 2 (1977) S. 335: « cette activité des riches citoyens se prolongea au II^e siècle, au moins dans ses deux premiers tiers ».

¹⁷ Nach H. MEUSEL (Die Verwaltung und Finanzierung der öffentlichen Bäder zur römischen Kaiserzeit. Diss. Köln 1960. S. 98) « ist in Italien der Bäderbau mit dem Ende des zweiten Jahrhunderts weitgehend abgeschlossen. Der Höhepunkt in der Entwicklung des Bäderbaues in Italien liegt eindeutig in trajanisch-hadrianischer Zeit », vgl. dazu auch H. JOUFFROY: *op. cit.*, S. 336.

¹⁸ Nach vielen Unfällen, unter denen der Zusammenbruch des Amphitheaters in Fidenæ (Tac., *Ann.* IV, 62) besonders tragischen Ausklang hatte, wurde der Bauunternehmerkreis zweifellos beschränkt. Nach dieser Katastrophe, die 50 000 Tote und Verletzte

meinen Krise zu sein.¹⁹ Unabhängig aber davon, wäre es schon an sich verständlich, warum die aus den schon erwähnten Gründen freiwerdenden Kapitalien sich auf die Rechnung der verschiedenen Verteilungen und Festmahle zu verschieben begannen. Im zweiten und dritten Jahrhundert haben die Spender demzufolge viel mehr Geld für diese Art Munificenz ausgegeben als zuvor. In dieser Hinsicht entbrannte ein wahrer Wetteifer, von welchem, unter anderen, Inschriften mit den Ausdrücken «*primus omnium*» das beste Zeugnis ablegen.²⁰

Gdańsk.

kostete, konnten, praktisch genommen nur Ritter und sehr reiche Leute (Senatoren ?) den Bau eines Amphitheaters aufnehmen. Auch im zweiten Jahrhundert hatte man den Bauwilligen das Leben nicht leicht gemacht, vgl. die Verordnung Trajans, nach welcher ein begonnenes Bauwerk im Falle des Todes des Bauunternehmers von seinem Erben weitergeführt werden mußte: «*si quis sui alienisve nomine honoris causa opus facturum se in aliqua civitate promiserit ad perficiendum tam ipse quam heres eius ex constitutione divi Traiani obligatus est* (Dig. 50, 12, 14). Alle Verordnungen wurden zwar nicht genau beachtet, immerhin haben sie insgesamt sicher das Bauwesen nicht gefördert, vgl. dazu auch L. HOMO: *Rome impériale et l'urbanisme dans l'antiquité*, Paris 1951. S. 597—637.

¹⁹ Dieser schreibt z. B. H. MEUSEL: op. cit., S. 99 den Rückgang im Bau der öffentlichen Bäder in Italien zu.

²⁰ Vgl. CIL IX 4686 aus dem Jahre 184 (Fragment): *primus omnium (sestertium) C m(ilia) n(ummum) ad annonae comparationem municipibus suis dedit*; CIL IX 1655 (Fragment): *Hic primus ob honorem Cerial (iatis) tesseriis sparsis in quibus aurum et argentum, aes vestem lentiunen(ta ?) ceteraq(ue) popu(lo) divisit*, vgl. auch zu diesem Thema Epigraphica XXXIII. 1971. S. 60—69.

T. OLAJOS

LE MONUMENT DU TRIOMPHE DE TRAJAN EN PARTHIE

QUELQUES RENSEIGNEMENTS INOBSERVÉS
(JEAN D'EPHÈSE, ANTHOLOGIE GRECQUE XVI 72)

Les grandes époques de l'histoire sont souvent riches non seulement en grands actes, mais aussi en monuments artistiques qui en gardent dignement le souvenir. Le règne de Trajan signifie, sans doute, l'apogée de l'Empire romain, du moins en ce qui concerne la politique extérieure et les efforts militaires. Et l'époque de l'*optimus princeps* avait un sens développé pour évoquer sa propre grandeur par des monuments commémoratifs uniques en leur genre.

La colonne de Trajan à Rome¹ nous fascine même après dix-huit siècles. Et les restes du *Tropaeum Traiani* d'Adamklissi² montrent d'une manière suggestive à l'homme de nos jours qu'un monument digne de la grandeur de l'époque de Trajan pouvait naître non seulement là où il servait à former la conscience sociale — la conscience romaine — de centaines de milliers ou de millions de personnes, comme c'était le cas dans la capitale du monde d'alors. Une telle œuvre d'art pouvait naître aussi loin du cœur de l'Empire, près des frontières, où se déroulaient les grandioses opérations militaires.

Le Forum de Trajan à Rome et les monuments du théâtre des guerres daciques subsistant jusqu'à nos jours nous permettent de former une idée du caractère monumental du trophée dressé en souvenir d'une autre campagne de Trajan, même si, de nos jours, nous n'en avons aucun reste visible. Il s'agit de la statue de Trajan, au bord du Golfe persique, extrême point jusqu'auquel l'*optimus princeps* est parvenu — en suivant le trajet du légendaire Alexandre le Grand, conquérant de l'Est³ — lors de son triomphe sur les Parthes, son dernier fait d'arme victorieux.

Les ouvrages traitant du règne de Trajan — accessibles pour moi de façon directe ou indirecte — ne parlent que d'une seule source qui mentionne ce monument. Dans son livre sur la guerre parthique menée par Trajan

¹ Les plus importantes descriptions de la Colonne de Trajan sont citées par W. H. GROSS: *Traianssäule. Der kleine Pauly*. V. München 1975. 919.

² La plus récente description détaillée du monument: F. B. FLORESCU: *Das Siegesdenkmal von Adamklissi Tropaeum Traiani*. Bukarest—Bonn. 1965.

³ Dio Cassius (Xiphilinus) LXVIII 28, 3—4 ed. U. PH. BOISSEVAIN. Volume III. Repr. Berolini 1955. 216; Eutropius, VIII 3, 3 cf. Ruphius Festus; Arrianus, *Parthica* XVI fr. 71—72 ed. A. G. ROOS—G. WIRTH, Lipsiae 1967. 244; cf. JACOBY ad Arrian. *Parth. lib. XVI*: F GR HIST II D. Repr. Leiden 1962. 577—580.

(Trajan's Parthian War, Oxford 1948) qui est considéré par les spécialistes de la question comme la meilleure œuvre sur ce thème⁴, F. A. Lepper ne mentionne lui-même que cette unique source. Donc, sous ce rapport, on dirait que la recherche concernant Trajan est au même point qu'à l'époque de Th. Mommsen. Car l'éminent spécialiste de l'histoire romaine a ajouté cette remarque catégorique à la phrase des «*Romana*» de Jordanès mentionnant la statue de Trajan au bord du Golf persique : «*Eius statuae reliqui auctores non meminerunt*».⁵

En effet, lorsqu'en 1882 Mommsen a commenté ainsi l'information de Jordanès — «*in mari rubro classem, unde Indiae fines vastaret, instituit ibique suam statuem dedicavit*» — l'édition d'un auteur du VI^e siècle, fournissant plus d'informations concernant le monument en question de Trajan que Jordanès, était déjà accessible. Cette source est le chapitre 23 du livre VI de l'Histoire ecclésiastique — écrite en syriaque — de Jean d'Ephèse.⁶ Dans ce chapitre, entre autres, l'auteur jacobite nous renseigne sur les faits suivants. Dans la résidence d'un des souverains turcs, les délégués de Chosroès I^{er}, grand roi des Perses et de Justin II, empereur byzantin étaient présents au même moment.⁷ Les diplomates perses ont affirmé que le souverain de l'Empire d'Orient est le servant du souverain Sassanide, parce qu'il lui paye un tribut annuel. (C'était une allusion à l'article du traité de paix perso-byzantin, conclu à la fin de 561, selon lequel Byzance était obligée de payer une somme de 30.000 pièces d'or par an à son voisin de l'Est.⁸) Le chef de la délégation de l'Empire d'Orient, Zémarque, a répondu que la situation est exactement l'inverse, c'est le roi des Perses qui est le servant de l'empereur byzantin, «*puisque plusieurs empereurs romains ont envahi son pays en le ruinant et en amenant des captifs ; ainsi Trajan, l'empereur des Romains, en y allant, les a tellement subjugués et assujettis que sa statue qu'il a fait élever dans leur pays en sa propre souvenir, est respectée et inspire la peur même jusqu'à nos jours : personne n'ose passer à cheval devant la statue*». A la demande du khagan des Turcs, les délégués

⁴ Voir par ex. : R. HANSLIK; Ulpius Traianus. RE Suppl. X. 1965. 1093—1102; *idem*; Trajan: Der kleine Pauly. V. 1975. 921.

⁵ Iordanis Romana et Getica. Rec. TH. MOMMSEN: MGH Auct. Ant. V. Berlin 1882. 34—35.

⁶ Iohannis Ephesini Historiae ecclesiasticae pars tertia: CSCO Script. Syri. Series III tomus III interpretatus est E. W. BROOKS. Lovani 1936. 244—246; Die Kirchengeschichte des Johannes von Ephesus übersetzt . . . von J. M. SCHÖNFELDER. München 1862. 251—253; R. PAYNE SMITH: The Third Part of the Ecclesiastical History of John Bishop of Ephesus. Oxford 1860.

⁷ Ménandre le Protecteur aussi donne une description presque contemporaine de cette délégation: fr. 19: Excerpta de legationibus ed. C. DE BOOR. Berolini 1903. 192, 14—23.

⁸ E. STEIN: Histoire du Bas-Empire. Tome II. Paris—Bruxelles—Amsterdam 1949. 519; *idem*: Studien zur Geschichte des byzantinischen Reiches vornehmlich unter den Kaiser Justinus II und Tiberius Constantinus. Stuttgart 1919. 2—3, 28—31; P. GOUBERT: Byzance avant l'Islam. Tome I. Byzance et l'Orient sous les successeurs de Justinien. L'empereur Maurice. Paris 1951. 63—65.

perses ont reconnu que ce que Zémarque a raconté sur la statue de Trajan élevée dans leur pays, est vrai. Quant au souverain nomade, il a vu clairement qui est-ce qui des deux avait dit la vérité ou avait menti en nommant le souverain de l'autre le servant du sien : il a jugé que les diplomates perses avaient menti et les a congédiés brutalement. Ceux-ci en ont rendu compte au grand roi qui, en conséquence, a fait démolir la statue de Trajan. Quant à la date approximative de cet événement, la chronologie de la délégation de Zémarque peut nous éclairer sur ce sujet. C'est au début d'août de 569 que les diplomates byzantins sont partis pour atteindre leur but lointain et ils ont mis deux ans pour faire l'allée et le retour.⁹ Le démolissement du monument de Trajan devait donc avoir lieu vers 571—572, monument qui même quatre siècles et demi après son élévation (116) exigeait le respect, sur le territoire de l'Empire perse.

Même si dans le récit de Jean d'Ephèse il y a des éléments anecdotiques, il nous renseigne quand même, de façon directe et sans équivoque sur le monument de Trajan, situé au bord du Golfe persique. Par contre, une autre source¹⁰ — pas encore utilisée par la recherche concernant Trajan — ne parle pas directement de cette œuvre d'art sculpturale, mais y fait allusion indirectement. L'épigramme anonyme (Anthologie Grecque XVI 72)¹¹ a été écrite lorsque Justin II, après son avènement au trône, a rompu avec la tendance de la politique extérieure de son prédécesseur dont l'essentiel était de neutraliser ou bien de dresser les uns contre les autres les ennemis potentiels de l'Empire, au lieu des armes, par diplomatie et par des pièces d'or bien sonnantes.¹² Justinien, vers la fin de sa vie s'est engagé à payer — par le traité de paix de cinquante ans, conclue avec les Perses — 30.000 pièces d'or,¹³ il a régulièrement fourni de l'argent aussi aux vassaux arabes de l'Etat Sassanide,¹⁴ il a envoyé un tribut annuel au roi des Gépides¹⁵ et ou à l'un ou à l'autre des peuples des steppes,

⁹ Menand. fr. 19: Exc. de leg. p. 192; Ioh. Ephes. hist. eccl. VI 23 p. 246 interpret. BROOKS.

¹⁰ Voir la note 4. D'ailleurs les œuvres traitant des statues de Trajan ne citent que Jordanès comme témoin unique de l'existence du monument de Trajan élevé près du Golfe persique: voir par ex. W. H. GROSS: Bildnisse Traians. Berlin 1940. 13.

¹¹ Concernant le même sujet voir quelques travaux plus récents: J. IRMSCHER: Anthologia Graeca 16, 72: Mélanges André Piganiol. Paris 1966. 1749—1756; A. CAMERON: A Propaganda Poem from the Reign of Justin II: Bulletin of the Institute of Classical Studies of the University of London 13 (1966) 101—104; T. OLAJOS: Az Anthologia Graeca XVI 72 epigrammájának történeti hátteréhez [Contributions à l'arrière-plan historique de l'épigramme XVI 72 de l'Anthologie Grecque]. Ant.Tan. 22 (1975) 280—282; T. OLAJOS: Beitrag zur Frage der nachjustinianischen politischen Propaganda (Anthol. Gr. XVI 72, Iohannes Ephesinus und Corippus): Oikumene 4 (1983) 259—267.

¹² Menand. fr. 4: Exc. de leg. 442, 22—26; Agathias V 25, 6 p. 197, 7—9 ed. R. KEYDELL.

¹³ Voir la note 8.

¹⁴ Menand. fr. 11, 15: Exc. de leg. pp. 185, 28—186, 22; 190, 23—191, 11.

¹⁵ Iord. Get. 264 cf. P. LAKATOS: Quellenbuch zur Geschichte der Gepiden. Opuscula Byzantina II. Szeged 1973. 55—56.

enfin c'est aux Avares qu'il envoyait régulièrement aussi des «cadeaux» de valeur.¹⁶ Justin II, pour rétablir l'équilibre financier de la trésorerie d'Etat ruinée, a rompu radicalement avec la pratique de son prédécesseur : il a érigé en principe que l'Empire ne payera pas à ses voisins, et que, au contraire, s'il le faut, il défendra *manu militari* ses frontières et ses intérêts.¹⁷ L'auteur anonyme de l'épigramme a revêtu d'images poétiques le succès présumable de la nouvelle politique promettant la gloire militaire : une statue de l'empereur romain parée d'armes prises (*ἐραρηφόρος*) sera élevé un jour à Suse, au cœur de la Perse, et une autre, de l'autre côté du Danube, dans le pays des Avares. C'est ce que le poète prévoit, en faisant allusion par ces mots à la défaite future de ces peuples et à leur soumission volontaire face à Byzance. En effet, on ne peut pas douter que lorsque le poète écrivant à l'époque de Justin II choisit comme symbole des victoires attendues juste la statue de l'empereur romain élevée en terre ennemie, il avait devant ses yeux la statue de Trajan respectée en Perse durant des siècles, de même que les diplomates de Justin II «ont prouvé» par l'existence de cette statue que le grand roi perse est le servant de l'empereur romain.¹⁸

D'ailleurs, d'après l'épigramme, on peut déduire, presque avec certitude, un trait du monument de Trajan en question que les renseignements succincts de Jordanès et de Jean d'Ephèse ne révèlent pas : à savoir que la statue du bord du Golf persique devait être ornée par la représentation des armes prises en butin. En se fondant sur l'épigramme, cette conclusion est d'autant plus évidente qu'au sommet du monument d'Adamklissi aussi — élevé en souvenir de la victoire sur les Daces — il y a un trophée gravé en pierre représentant des armes prises en butin. (C'est pour cette raison que l'œuvre d'art s'appelle *Tropaeum Traiani*.)¹⁹

Enfin on peut poser la question suivante, question qui ne peut en aucune façon être considérée comme une affirmation. Quand l'auteur de l'épigramme choisit parmi les nombreux voisins de l'Empire juste ces deux-là pour dire que c'est sur leur territoire que la statue de l'empereur byzantin victorieux va être élevée en témoignage de leur hommage, est-ce qu'il a été influencé seulement par la situation politique actuelle ? Car c'est les Perses et les Avars

¹⁶ Coripp. Iust. III 303, 347—349; Menand. fr. 14: Exc. de leg. pp. 444, 32—445, 26; Ioh. Ephes. hist. eccl. VI 24 pp. 246, 21—247, 9; Chronicon Monembasiae vv. 23—24, 41, 53—55; Cronaca di Monemvasia a cura di I. DUJČEV Palermo 1976. 4, 6; cf. S. SZÁDECZKY-KARDOSS: Ein Versuch zur Sammlung und chronologischen Anordnung der griechischen Quellen der Awarengeschichte. Opuscula Byzantina I. Szeged 1972. 63—65; *idem*: Der Awarensturm im historischen Bewußtsein der Byzantiner der 11—13. Jahrhunderte: Actes du XV^e Congrès International d'Etudes Byzantines. Athènes 5—11 sept. 1976. Sous presse.

¹⁷ E. STEIN: Studien. 3—5.

¹⁸ Ioh. Ephes. hist. eccl. VI 23 p. 245, 25—246, 10.

¹⁹ F. B. FLORESCU: op. cit. 372—387, 691.

qui recevaient le plus de dons en espèces et le plus régulièrement de la part de Justinien et c'est pourquoi la cessation du paiement de ces tributs annuels (posée en principe par le gouvernement) a laissé prévoir un possible conflit armé avec ces deux peuples. Ou bien, le choix du poète a-t-il aussi été influencé par le fait qu'il avait connaissance de l'existence de deux statues, exigeant du respect, de l'*optimus princeps*, l'une située près du Danube (ligne de front avar de sa propre époque) et l'autre dans l'empire d'autrefois des Parthes de la dynastie des Arsacides (dans la Perse Sassanide de sa propre époque)?

Szeged.

APHRODITE ARSINOE PHILADELPHOS

EINE ORAKELSTATUE HADRIANISCHER ZEIT IM ÄGYPTISCHEN MUSEUM BERLIN

Im Jahre 1881 übernahm das Ägyptische Museum von der Skulpturen Galerie eine 1,70 m große auf der Rückseite nicht ausgearbeitete weibliche Gewandstatue, die schon 1742 nach Berlin gekommen war. Sie stammte aus der Sammlung Polignac und befand sich trotz einiger geklebter und auf der Rückseite geklammerter Bruchstellen in einem guten Erhaltungszustand (Abb. 1). Unter der Nummer 7996 ist folgendes im Inventar vermerkt: «Statue einer Göttin in griechisch-ägyptischem Stil; nur der Körper, die Oberschenkel und der linke Arm sind antik; der Rest im 18. Jahrhundert ergänzt. Angeblich aus Hadrians Villa in Tivoli. Schwarzer Marmor.» Auf dieser Aussage basieren die wenigen Kommentare in der wissenschaftlichen Literatur.¹ Erst die eingehende Beschäftigung mit der Statue führt zu neuen Erkenntnissen und auch zu ihrer Benennung. Dabei wird durch die Kombination von stilkritischen und naturwissenschaftlichen Analysen eine Arbeitsmethode entwickelt, die ausgehend vom Objekt die Eintragungen im Inventar entsprechend überprüfen kann.

Die aufrechtstehende weibliche Gestalt ist mit einem dünnen Gewand bekleidet, das sich hinter den Beinen faltenreich staut. Die Arme hängen herab und beide Hände greifen leicht in das Gewand. Der erhobene und geradeaus gerichtete Kopf ist mit einer symmetrisch geordneten Lockenfrisur versehen und wird von einer als Diadem getragenen Stirnbinde gekrönt. Unterhalb des Halsansatzes befindet sich, ein wenig von Falten verdeckt, eine 2,5 cm starke Bohrung, die schräg abwärts durch den Körper geführt, in gleicher Stärke am Rücken heraustritt (Abb. 2). Auffällig wirken weiterhin die breiten und betont waagerechten Schultern, gegen die aber schon mit der Haltung der Brüste eine Drehung des Körpers beginnt, die sich, über die Hüftzone bis in die Beinstellung hinein verfolgen läßt. An das vorgestellte linke Bein schließt

¹ H. WINNEFELD: Die Villa des Hadrian bei Tivoli. Aufnahmen und Untersuchungen. In: Jd I, Suppl. III. 1895, S. 187. Ausführliches Verzeichnis der ägyptischen Altertümer und Gipsabgüsse. Berlin 1899. S. 326. P. GUSMAN: La villa imperiale de Tibur. Paris 1904. S. 313. A. ROULET: The Egyptian and Egyptianizing Monuments of Imperial Rome. (Etudes préliminaires aux religions orientales dans l'empire romain, publ. M. J. VERMASEREN), Leiden 1972. S. 92 Nr. 122, Abb. 139. Die Bezeichnung der Statue als Isis erscheint nicht näher begründet.

nun der Fuß passend an, während das zurückgenommene rechte Bein und der Fuß nicht genau zusammentreffen (Abb. 5). Geschickt darüber geführte Gewandfalten überspielen diesen Tatbestand, ebenso wie die nahezu gleiche Anordnung der Gewandfalten am Oberkörper der Diskrepanz zwischen Schulter und Brustpartie optisch entgegenwirken.

Die beobachteten stilistischen Besonderheiten deuten schon daraufhin, daß es sich bei dieser Plastik um ein Werk des römischen Eklektizismus handeln könnte, zu dessen Arbeitsweise es auch gehörte, aus Teilen, die verschiedenen, hauptsächlich griechischen Originalen abgesehen waren, eine Statue zu bilden, die mit den sorgfältig retouschierten Spuren ihrer Zusammensetzung wie aus einem Guß geschaffen wirken sollte. Bevor nun im Einzelnen die hier geltenden Vorbilder nachgewiesen werden, muß mit Hilfe naturwissenschaftlicher Analysen die in Frage gestellte Zusammengehörigkeit aller gebrochenen, geklebten und geklammerten Teile der Plastik untersucht werden.

1. Radiologische Untersuchungen: «Gegeben durch die im Objekt vorhandenen großen Strahlenabsorptionsunterschiede, Kopf-, Brustabschnitt, Füße, wurde von einer Röntgen-Großaufnahme (möglich 0,70 m + 1,70 m) Abstand genommen. Das Objekt wurde in sechs Abschnitte unterteilt, Kopf-Aufnahme Nr. 1 bis Füße -Aufnahme Nr. 6. Die einzelnen Abschnitte wurden so gelegt, daß die Aufnahmen überlappen. Damit ist ein Zusammensetzen der Aufnahmen möglich».²

Wichtigstes Ergebnis: Abschnitt 1 zeigt zwischen Kopf und Halsansatz einen rechteckigen Metalldübel.

2. Petrographische Begutachtung des Gesteinsmaterials:

a) Makroskopische Betrachtung: Die Plastik gibt sich makroskopisch als ein dunkelgraues, nahezu schwarzes Gestein karbonatischer Zusammensetzung mit wenigen weißen Adern zu erkennen. Eine solcher Ader tritt besonders deutlich auf der polierten Vorderseite des Rumpfes in Erscheinung. Die roh belassene Rückseite der Plastik erlaubte eine Betrachtung des Gesteinsmaterials in natürlichem Zustand, wobei keinerlei Unterschiede in den einzelnen Teilen der Skulptur festgestellt werden konnten».³

b) Mikroskopische Betrachtung (Abb. 2 und Abb. 3 zeigen bei Nummer 1 und 10 und bei Nummer 3a die Entnahmestellen der untersuchten Proben): Die stereomikroskopische Betrachtung des in allen Proben sehr feinkörnigen Gesteinsmaterials erbrachten folgenden Befund: «In einer sehr feinkörnigen Grundmasse von dunkler, nahezu schwarzer Farbe liegen in großem Umfange größere weiße bzw. helle Mineralkörper. Die Grundmasse läßt sich erst bei

² Die Röntgenaufnahmen wurden vom Technischen Kundendienst des VEB Fotochemische Werke Berlin angefertigt. Aufnahmeangaben: TuR D 700 — Fokus 1,2 mm × 1,2 mm, FFA = 1,00 m.

³ Die petrographische Begutachtung fand unter Leitung von Herrn Kustos DR. BEGER, Staatliches Museum für Mineralogie und Geologie zu Dresden, Forschungsstelle, statt. Die Unterlagen befinden sich im Ägyptischen Museum.

25-facher Vergrößerung in Einzelkörner aufweisen. Sowohl die Grundmasse, als auch die größeren Mineralkörner gaben sich durch Aufbrausen bei der Behandlung mit Salzsäure als Karbonate zu erkennen. Mitunter treten in den Gesteinsproben feine Risse auf, die mit hellen gröberen Karbonaten verheilt sind. Grundsätzliche Unterschiede im Material der Proben 1 bis 10 sowie 3a konnten nicht beobachtet werden. Von größeren Gesteinssplittern der Proben 1, 3, 5, 7 und 10 wurden Dünnschliffe angefertigt; eine Anfärbung mit alizarinsulfosaurem Natrium diente dem Nachweis dolomitischer Anteile. Als Ergebnis der makroskopischen und mikroskopischen Gesteinsuntersuchungen des Materials der Plastik ergibt sich zusammenfassend, daß es sich um einen feinkörnigen dolomitischen Kalkstein handelt. In allen Bereichen der Plastik liegt der gleiche Kalkstein vor.⁴

3. Chemische Analysen des Klebemittels (Abb. 2, Proben 11 bis 16, Abb. 3 Proben 12b):

Ergebnis: Bei den Proben handelt es sich um eine ähnliche Steinkittzusammensetzung. Der Kitt besteht im Wesentlichen aus Kolophonium mit Anteilen von Bienenwachs. Als Füllstoffe fanden Gips und Quarzsand Verwendung. Zur Angleichung an das Original ist der Kitt mit Asphalt eingefärbt.⁵

4. Chemische Analyse von Probe 12a (Abb. 3):

Ergebnis: Das den Metalleddübel umgebende Material setzt sich aus Gips, Kreide, Proteinleim und Asphalt zusammen.⁶

5. Spectralanalyse des Metalleddübels Probe 17 (Abb. 2 + 4):

Ergebnis: Reines unlegiertes Eisen (Fe).⁷

6. Spectralanalyse der Metallklammer Probe 18 (Abb. 2):

Ergebnis: Reines unlegiertes Eisen (Fe). Das die Metallklammer umgebende Material ist Hüttenblei (Reinblei — Pb).⁸

Die Ergebnisse aller naturwissenschaftlicher Untersuchungen können folgendermaßen zusammengefaßt werden:

Da die Plastik einheitlich aus dolomitischem Kalkstein gebildet ist, kommt nur ein Zeitpunkt der Herstellung in Frage. Ob die Statue nur in der Antike entstanden sein kann, muß die Stilkritik beweisen. Da weiterhin nur ein Klebemittel verwendet wurde, kann die Figur auch nur einmal nach einem Bruch geklebt worden sein. Wie die Stelle am Hals (Abb. 3) deutlich zeigt, bricht der dolomitische Kalkstein in charakteristischer Weise gerade und sehr scharfkantig. Betrachtet man daraufhin die Statue insgesamt, so kann fest-

⁴ Ebenda.

⁵ Die chemischen Analysen führte Herr Dipl. chem. B. HERING, Dresden, durch. Die Unterlagen befinden sich im Archiv des Ägyptischen Museums.

⁶ Ebenda.

⁷ Die Spectralanalyse führte Herr Dipl. chem. B. HERING, Dresden, durch. Die Unterlagen befinden sich im Archiv des Ägyptischen Museums.

⁸ Ebenda.

gestellt werden, daß alle Bruchlinien — Oberschenkel, Hüfte, Bauch, rechter Arm — nahezu strahlenförmig auf einen zentralen Punkt unterhalb der rechten Hand hinlaufen. Hier schlug die Plastik bei einem Sturz auf und diese Stelle wurde mit Gips ergänzt. Die großen Bruchstücke des Mittel- und Unterkörpers hat man nach der Klebung mit einer beiderseitig T-förmig abschließenden Klammer verbunden. Wie die Spectralanalyse von Probe 18 zu erkennen gibt, wurde die Metallklammer mit Blei vergossen. Damit sollten sowohl der Korrosionsprozeß des Eisens als auch die Entstehung von Rissen im Gestein verhindert werden. Entgegen dem Analyseergebnis von Probe 18 zeigt der Metalldübel zwischen Kopf und Halsansatz — Probe 17 (Abb. 2 u. 4) keine T-förmigen Abschlüsse und auch keine Verbleiung, sondern der rechteckige Metallstab ist in einem Gipsgemisch — Probe 12a (Abb. 3) eingebettet. Die verschiedenen Arbeitsverfahren lassen auf eine zeitlich unterschiedliche Einsetzung der Dübel schließen. Der Dübel zwischen Hals und Kopf wird original zur Plastik gehören, denn wie die schräg getreppten Passungen (Abb. 3 u. 4), dient auch er an dieser dünnsten Stelle der Figur dem besseren Halt der beiden fugengerecht aufeinander gearbeiteten Einzelstücke.⁹

Nachdem die später aufgetragene Klebeschicht (ihre Dicke ist in der Probe 12b -Abb. 3. deutlich zu erkennen) wieder entfernt wurde, konnte die nach dem Sturz falsche Aufsetzung des Kopfes korrigiert werden (Abb. 6—8).

Somit bilden die Ergebnisse der naturwissenschaftlichen Untersuchungen und die Folgerungen daraus eine feste Grundlage für weiterführende stilkritische Analysen. Auch diese können hier leider nur kurz skizziert werden. Der Körper der Plastik zeichnet sich — wie schon gesagt — durch eine bis in die Beinstellung zu verfolgende leichte Drehung aus. Charakteristisch ist außerdem ein sehr enges Körper-Gewand-Verhalten, das die Einzelformen deutlich hervortreten läßt. Nur scheinbar wirken dem die schmalen und hohen Faltenstege des Gewandes entgegen, denn die nahezu symmetrisch-ornamentale Anlage der Falten z. B. in der Hüft- und in der Brustzone trägt gleichzeitig entscheidend zu einer übersichtlicheren Gliederung des Körperaufbaues bei, wodurch alle Einzelformen wieder an Bedeutung gewinnen. Neben den genannten Besonderheiten lassen vor allem die Beinstellung und die dazu verlaufenden Faltenzüge an ein Vorbild des Aphrodite-Typus Louvre-Neapel denken, wie er sich in einer frühen Nachbildung dieses Typus in der Villa Alba, Madrid, zeigt.¹⁰ Auch dieses Beispiel ist im Verhältnis zum Grundtypus überlängte dargestellt, sowohl der s-förmige Schwung als auch die Drehung des Körpers sind zurückgenommen und die Bildung der Binnenfalten scheint

⁹ Vgl. dazu die Untersuchung von W. H. SCHUCHARDT «Antike Abgüsse antiker Statuen» in: AA 4 (1974) S. 635, Abb. 5.

¹⁰ W. KLEIN: Praxiteles. Leipzig 1898. S. 56, Nr. 8, E. A. 1788. W. FUCHS: Zum Aphrodite-Typus Louvre-Neapel und seinen neuattischen Umbildungen, in: Festschrift B. Schweitzer, Stuttgart 1954, S. 216 (Taf. 51, 1).

reduziert zugunsten der gliedernden Faltenzüge an Hüften und Beinen.¹¹ Hier erklärt sich auch der Faltenstau hinter den Beinen der Berliner Plastik, der nicht mehr dem dünnen Gewand zugerechnet werden kann, als ein mitkopierter Teil des zum Vorbild gehörenden Mantels. Die eindeutig frontal ausgerichtete Anlage des Typus erscheint in der Berliner Statue am weitesten entwickelt (Abb. 1).

Bei den Füßen ist eine Orientierung an Koren von der Akropolis zu erkennen.¹² Es stimmt die nach außen gerichtete Stellung der Füße überein, dann aber gleichen sich auch der lange, langsam ansteigende Spann, die einzeln und schmal und mit deutlichen Nägeln gebildete Zehen, wobei die kleinen Zehen einkrallen (Abb. 5). Schultern und Armhaltung dagegen entsprechen nur allgemein dem Kouroi und dem Koren-Schema. Beide Hände lüpfen allerdings das Gewand (Abb. 1).

Bei der Frisur weisen die Form der gedrehten und unterteilten Einzellocke aber auch die symmetrisch geordnete Staffelform der gesamten Lockenpartie in den Bereich der ptolemäischen Kunst.¹³

Betrachten wir nach diesem Hinweis die Formen des Gesichtes getrennt von der Frisur, so werden zunächst die Fassung des Gesichtes mit den sehr flachen Wangenpartien, die großen in einem weiten Umfeld liegenden Augen und die stark ausgebildeten Ohren als allgemeine Merkmale der Bildnisse ptolemäischer Herrscherinnen auffallen (Abb. 6). Die Analyse des Profils aber verweist eindeutig auf Arsinoe II. Philadelphos (Abb. 7 u. 8). Die von Kyrieleis nach Münzbildern gegebene Beschreibung der Charakteristika dieses Typs gilt auch für das Berliner Bildnis. «Das Gesicht ist klassizistisch schön und kühl, dabei von ausgeprägter physiognomischer Eigenart. Die kurze, etwas gewölbte Stirn geht in ganz flacher Biegung in die gestreckte Linie des Nasenrückens über. Die Nase ist sehr lang, mit leicht konkav gebogenem Rücken und feiner, auf einigen Prägungen etwas abgesetzter Spitze. In einer flachen, von der scharf gezeichneten Braue begrenzten Höhle liegt das groß geöffnete Auge. Die Wange bildet eine weite, wenig gewölbte Fläche, die in sanftem Übergang zu dem langen Hals überleitet. Sehr individuell ist der Mund gebildet. Er ist klein und ziemlich schmal. Die etwas aufgeworfene Oberlippe ist auffallend schräg vorstehend gezeichnet. Das kleine Kinn bildet eine kugelig abgesetzte energische vortretende Form. Diese Eigentümlichkeiten der Bildung von Nase und Mund scheinen nur die wichtigsten individuellen Kennzeichen der Arsinoe-Porträts zu sein.»¹⁴ Daß sich der Kopf der Berliner

¹¹ W. FUCHS: a. a. O., S. 206 (Taf. 48—49) mit zusammenfassender Literatur.

¹² Akropolis Nr. 475. G. M. RICHTER: Korai. London 1968. Taf. V, Fig. 433.

¹³ Z. B. K. PARLASCA: Repertorio d'arte dell'egitto greco-romano. (Hrg. A. ADRIANI). Serie B — Volume I. Palermo 1969. Nr. 112, tav. 27, fig. 2. G. GRIMM: Die römischen Mumienmasken aus Ägypten. Wiesbaden 1974. S. 50, Taf. 12, Abb. 1.

¹⁴ H. KYRIELEIS: Bildnisse der Ptolemäer. Archäologische Forschungen. Bd. 2. Berlin 1975. S. 70.

Statue an Idealbildnissen der Arsinoe II. Philadelphos orientiert, zeigt darüber hinaus eine Korrektur der Brauenführung (Abb. 1). Von der Nasenwurzel nämlich wurde die Linie des Brauenbogens bis zu einem auf beiden Seiten 3,5 cm entfernten Markierungspunkt verändert. Die beabsichtigte Wirkung gewinnt vor allem in den Profilansichten an Bedeutung (Abb. 7 u. 8), denn die Augen liegen nun tiefer und erscheinen größer, weil sie sich in einem erweiterten Umfeld befinden. Dieses an unserem Kopf besonders zu beachtende Merkmal wurde schon als Charakteristikum der Arsinoe-Porträts angesprochen.

In welchem stilistisch-traditionellen Verhältnis aber der Kopf der Berliner Statue zu anderen bekannten Idealbildnissen der Arsinoe II. wie z. B. dem Kopf Antonidas in Alexandria,¹⁵ dem Kopf in Istanbul,¹⁶ dem Kopf aus Soloi in Nikosia,¹⁷ dem bedeutenden Kopf aus der ehem. Sammlung Hirsch¹⁸ und dem Kopf in Venedig¹⁹ steht, muß an anderer Stelle ausführlich untersucht werden. Ebenso kann eine begründete und exakte Datierung innerhalb der hadrianischen Zeit nach der Methode der Stilkritik erst später erfolgen.

Ein sehr wichtiges Indiz für die Bildnisse ptolemäischer Herrscherinnen stellt die als Diadem getragene Stirnbinde dar. Sie gilt als Signum für Herrscherkult und Deifizierung.²⁰ Als Zeichen der Vergöttlichung können weiterhin die groß geöffneten, unbestimmt blickenden Augen und die leicht geöffneten Lippen angesehen werden.²¹

Bei genauem Hinsehen ist auf dem Diadem des Berliner Kopfes ein Bildhauerpunkt zu entdecken. Setzt man nun das Maß der breiten Schultern zu dieser angegebenen Höhe ins Verhältnis so wird ein Proportionsmaß Breite zu Höhe von 1 zu 4 erzielt. Bei der Einzeichnung dieses Proportionsschemas befindet sich die Bohrung unterhalb des Halsansatzes an zentraler Stelle. Sie ist also wie die davor gruppierten, die Öffnung fast verdeckenden Faltenzüge schon zeigen, original angelegt. Da unsere Statue einerseits die Porträtzüge der 270 v. u. Z. vergöttlichten und seitdem in einem Kult verehrten Ar-

¹⁵ Alexandria Mus. Inv. 3262. KYRIELEI: a. a. O., S. 82, Nr. J 3, Taf. 72 1—3 (mit älterer Literatur). E. BRUNELLE: Die Bildnis der Ptolemäerinnen, Diss. Frankfurt/M. 1974 (1976). S. 19.

¹⁶ Istanbul, Arch. Mus. 598. KYRIELEIS: a. a. O., S. 83, Nr. 6, Taf. 74 1—3.

¹⁷ Cyprus Museum SH 438. KYRIELEIS: a. a. O., S. 83, Nr. J 4, Taf. 73 1—4. BRUNELLE: a. a. O., S. 24.

¹⁸ Nachlaß Dr. Jacob Hirsch, Adolf Hees AG und W. H. Schwab Auction, 7. 12. 57 in Luzern, Nr. 70, Taf. 39/40 (E. LANGLOTZ). KYRIELEIS: a. a. O., S. 83 ff., Nr. 75.

¹⁹ Museo Archeologico, Nr. 140. KYRIELEIS: a. a. O., S. 83 f., Nr. 77, Taf. 75 1—2.

²⁰ A. KRUG: Binden in der griechischen Kunst. Untersuchungen zu Typologie (6—1. Jahrh. v. Chr.). Diss. Mainz 1967. S. 12. H. W. RITTER: Diadem und Königsherrschaft, in *Vestigie*, 7, 1966. J. QUAEGBEUR: Reines ptolémaïques et traditions égyptiennes, in: Das ptolemäische Ägypten, Akten des internationalen Symposiums 27.—29. September 1976 in Berlin, Hrg. H. MAEHLER und V. H. STROCKA. Mainz 1978., S. 251.

²¹ S. SAUNERON: Un document égyptien relatif à la divinisation de la reine Arsinoé II. BIFAO 60 (1960) S. 83 ff. Vgl. dazu die Tradition, die B. v. BOTHMER aufzeigt: Apotheosis in late Egyptian Skulpture (pl. VI a XIII) in: *Kemi* 20 (1970) S. 37 ff. J. QUAEGBEUR: Ptolémée II en adoration devant Arsinoé II divinisée. BIFAO 69 (1971) S. 192 ff.

sinoe Philadelphos trägt und andererseits als Nischenstatue mit roh belassener Rückseite konzipiert erscheint, liegt der Schluß nahe, daß es sich hier um eine Orakelstatue handelt, denn mit Hilfe eines aus der Bohrung in der Nebenraum geleiteten Rohres konnte orakelt werden. Arsinoe II. Philadelphos war also auch als kultische Ratgeberin gefragt.

Die Ausführung als Orakelstatue sowie die eklektizistische Kombination von Werken verschiedener Kulturkreise — wofür weder in der Renaissance noch im 18. Jahrhundert ein ausreichender Überblick vorhanden war — und die Verwendung eines exquisiten Materials lassen auf einen gebildeten und politisch versierten antiken Auftraggeber schließen.

Alle genannten Faktoren widerspiegelt die aus Typus, Namen und Beinamen abgeleitete Benennung, mit der wir jetzt die Statue deuten können : Aphrodite Arsinoe Philadelphos.

Berlin.

M. KOHLERT

BEMERKUNGEN ZUR TYPOLOGIE UND CHRONOLOGIE RÖMISCHER GESICHTSMASKEN

Gegenstand meiner Untersuchungen sind römische Gesichtsmasken der Kaiserzeit vom 1. — 3. Jh. u. Z. aus Metall. Dieses Thema ist in der archäologischen Forschung ziemlich vernachlässigt worden: Vor 100 Jahren wurde es von Otto Benndorf umfassend behandelt.¹ Seit dieser Zeit wurde — trotz zahlreicher Neufunde, die die Archäologen immer wieder zu neuer Beschäftigung mit dem Material anregten² — eine zusammenfassende Arbeit über diese Thematik nicht in Angriff genommen. Die relativ vollständigste Abhandlung in der neueren Literatur stammt von H. R. Robinson.³ Sie bietet zwar eine ziemlich breite Materialbasis, betrachtet aber die Stücke fast ausschließlich unter technischen Gesichtspunkten. Die neueste umfassendste Behandlung erfuhr dieses Material im Katalog der Ausstellung «Römische Paraderüstungen», die im Winter 1978 in Nürnberg und im Frühjahr 1979 in München stattfand. Dort habe ich in einem Kapitel die Grundlinien einer Typologie und Chronologie skizziert.⁴

Das wichtigste Ziel meiner Untersuchungen bei der Beschäftigung mit römischen Gesichtsmasken ist die Ausarbeitung einer brauchbaren Typologie und Chronologie. Dies kann nur durch ein neu durchdachtes differenziertes methodisches Vorgehen erfolgen, das auf präziser formanalytischer Untersuchung basiert; denn Fundumstände und historische Betrachtungen allein

¹ O. BENNDORF: Antike Gesichtshelme und Sepulcralmasken. Denkschrift der philos.-hist. Classe der kaiserlichen Akademie d. Wissenschaften. Wien. Gerold 1878.

² J. CURLE; A Roman Frontier Post and its People. Glasgow. Madehose 1911. S. 163—174, 179. Taf. 27—30; J. KEIM—H. KLUMBACH: Der römische Schatzfund von Straubing. Münchener Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte. Bd. 3. München. C. H. Beck 1951. I. VENEDIKOV: Der Gesichtshelm in Thrakien. Eirene 1 (1960) S. 143—151. J. M. C. TOYNBEE: Art in Roman Britain. London. Phaidon 1963. S. 166—169. H. KLUMBACH: Römische Helme aus Niedergermanien. Köln. Rheinland Verlag 1974. S. 14, 67—69. M. KOHLERT: Zur Entwicklung, Funktion und Genesis römischer Gesichtsmasken in Thrakien und Niedermösien. Wiss. Zeitschrift der Humboldt-Universität zu Berlin, Gesell.-Sprachw. R. 25 (1976) 4. S. 509—516, Abb. 79—81.

³ H. R. ROBINSON: The Armour of Imperial Rome. London. Arms and Armour 1975. S. 107—135.

⁴ Katalog der Ausstellung «Römische Paraderüstungen»: J. GARBSCH (Hrsg.); H.-J. KELLNER—F. KIECHLE—M. KOHLERT: Römische Paraderüstungen. München. C. H. Beck 1978. dass. in: Münchener Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte. Bd. 30. (1978).

— und soweit überhaupt vorhanden — können in den meisten Fällen nicht die ausreichende Grundlage liefern. Außerdem müssen die Fragen von formalem und funktionalem Aspekt voneinander getrennt werden, da sonst das alte Rätselraten, ob es sich hier um militärische Rüstungsgegenstände oder Porträts oder um Idealbildnisse handelt, nicht gelöst werden kann. Außerdem entsteht so für die Lösung typologischer Probleme nur Verwirrung.

Bei der Formbetrachtung ist zunächst erforderlich, die Relation zur römischen Porträtplastik und zu römischen Idealbildnissen — sowohl in typologischer als auch in stilistischer Hinsicht — genauer zu klären. Außer den Vergleichsmöglichkeiten mit den wenigen, durch die Fundumstände zeitlich relativ gut fixierbaren Gesichtsmasken ist diese Relation die einzig brauchbare Basis bei der Aufstellung einer Typologie und Chronologie, die bei der Denkmälergattung der Gesichtsmasken eng miteinander verflochten sind. Es ist dabei zu beachten, daß die Gesichtsmasken bei diesen Vergleichen nicht auf gleiche Weise wie die Porträts betrachtet werden können: Sie sind eine Sondergattung der römischen Bildniskunst, haben ihre Spezifik, ihre eigene Entwicklung, die nur teilweise mit der Porträtkunst synchronisierbar ist. Sie sind Objekte der Repräsentation mit stark verallgemeinerten Zügen und gehören dem militärisch-religiösen Bereich an. Sie werden aus Metall über einen festen Kern getrieben, sozusagen serienmäßig hergestellt⁵ in den verschiedensten militärischen Werkstätten in den Provinzen.⁶ Ihre Anregungen oder sogar Vorbilder sind aber teilweise der römischen Bildniskunst entnommen.

Greifen wir nun einige markante Beispiele heraus, an denen sich die komplizierte Problematik und die beschriebene Arbeitsmethode veranschaulichen läßt.

Der repräsentativste Fundkomplex unter den Gesichtsmasken ist der im Jahre 1950 entdeckte Straubinger Schatzfund.⁷ Der Schatz ist nach Aussage Klumbachs, der ihn erstmals publizierte,⁸ vor 233 u. Z., möglicherweise wegen der Alemanneneinfälle, verborgen worden.⁹ Der Fundkomplex enthält insge-

⁵ Manche Typen waren jahrzehntelang immer wieder kopiert, wiederholt bzw. geringfügig abgewandelt worden. Die Qualität der Stücke ist je nach Werkstattraditionen, nach ausführenden Handwerkern oder nach Erhaltungszustand sehr unterschiedlich.

⁶ Die Gesichtsmasken wurden, mit anderen Waffen und Paraderüstungen zusammen, in den verschiedenen Heereswerkstätten angefertigt, deren Handwerker unterschiedlichster Herkunft und Tradition angehörten. Das Auftreten verwandter Typen in voneinander weit entfernten Gebieten ist durch wandernde Werkstätten bzw. Handwerker erklärbar.

⁷ Gesichtsmasken und Paraderüstungsteile aus Straubing, im Gäubodemuseum: Der Schatzfund von Straubing ist bisher der größte Fundkomplex an Paraderüstungen. Er wurde im Jahre 1950 entdeckt.

⁸ J. KEIM—H. KLUMBACH: Der römische Schatzfund von Straubing. Münchner Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte. Bd. 3. München. C. H. Beck 1951. (2. Auflage: 1976).

⁹ Es könnte wahrscheinlich der im Jahre u. Z. erfolgte Alemanneneinfall als Zeit der Verbergung des Schatzfundes in Betracht kommen, aber auch die Zeit des Gallienus, 260 u. Z. ist nicht auszuschließen. s. Anm. 8, S. 9.

samt 7 Exemplare: Davon sind 4 Masken männliche und 3 weibliche. Im folgenden werden uns nur die Ersteren interessieren. Sie zeichnen sich typologisch fast alle durch die in der Stirnmitte gescheitelte, S-förmig emporgeschwungene sogenannte — «Alexanderfrisur» aus.

Wenn wir die Masken von Straubing (Abb. 1). mit Bildwerken der Caracalla-Zeit vergleichen, werden die grundsätzlich ähnlichen Gestaltungselemente sichtbar: An dem Medaillon des Caracalla aus Abukir (Abb. 2.) in Berlin¹⁰ finden wir ebenfalls ein breites, fast rundes Gesicht mit der sogenannten «Alexanderfrisur». Die dicken, massigen Formen der Wangen und des Kinns sowie die stark gebuckelte Stirn dominieren hier wie dort; der Mund ist relativ klein; die Brauen sind etwas hochgezogen, wodurch der Eindruck des Emporblickens entsteht. Orbitale und untere Augenpartie sind überschattet; sie bilden einen beinahe dreieckigen Formkomplex, der in die differenziert modellierte Gesichtsfläche eingebettet ist. Auch der artikuliert, locker fließende Außenkontur sowie die Binnengliederung und das Verhältnis der einzelnen Teile zueinander sind in beiden Fällen ähnlich.

An anderen Caracalla-Bildnissen, z. B. dem aus Berlin und aus Rom,¹¹ finden wir auch die charakteristische Stirnbuckelung; die ziemlich stark hervorgehobenen und gegeneinander abgesetzten Wölbungen und Mulden. Auch ein anderes Exemplar vom Straubinger Fund ist stilistisch mit Bildnissen der Caracalla-Zeit vergleichbar, z. B. mit dem Bildnis des jugendlichen Caracalla im Louvre.¹² Wir finden hier wiederum — trotz typologischer Unterschiede in der Haar- und Stirnbildung — eine ähnlich kraftvoll artikuliert Außenkontur, die das füllig-ovale Gesicht umschließt. In der Gliederung sind die relativ weit auseinander stehenden Augen und die dazu parallel geführten Brauenlinien, die starke gerade Nase und der darunter gesetzte, ziemlich kleine Mund ähnlich angeordnet. Die Darstellung der plastischen Substanz erscheint hier wie dort verdichtet; bei dem Straubinger Exemplar ist sie jedoch, dem in hellenistischer Manier gestalteten Typus entsprechend, differenzierter gebildet.

Die Vorläufer der männlichen Maskentypen von Straubing reichen weit in das 2 Jh. u. Z. zurück. Die Typen sind also offensichtlich fast ein Jahrhundert früher geprägt und nur geringfügig variiert worden. Bei einer derartigen Typenkonstanz — die für die Denkmälergattung der Gesichtsmasken bezeich-

¹⁰ Goldmedaillon des Caracalla als Alexander der Große aus Abukir in Berlin, ein mythisches Porträt: O. BRENDL: Der Schild des Achilles. Die Antike 12 (1936) S. 272—283. Abb. 1. H. TIERSCH: Lysippos Alexander mit der Lanze. Jdl (1908) S. 162—169. Abb. 1.

¹¹ Caracalla in Berlin, Staatl. Museen, R 96 und Caracalla in Rom, Konservatorenpalast, Inv. 2310, H. B. WIGGERS—M. WEGNER: Caracalla bis Balbinus, in: Das römische Herrscherbild. (Abt. III. Bd. 1.) Berlin: Mann 1971, S. 31. Taf. 16 b. und Taf. 15.

¹² Bildnisse des jugendlichen Caracalla in Paris, im Louvre 1173, und in Kopenhagen Ny Carlsberg Glyptothek 728, s. Anm. 11. S. 21, Taf. 4 d. und S. 19. Taf. 3 d. und vgl. Anm. 8. Taf. 2, 3.

nend ist — ist es notwendig, sowohl die kleinste typologische Abwandlung als auch die stilistischen Veränderungen sorgfältig zu registrieren, um den zeitlichen Abstand zwischen den einzelnen Typenvarianten feststellen zu können.

Die früheste Gesichtsmaske mit der sogenannten Alexanderfrisur tritt bereits in hadrianischer Zeit auf: Sie stammt aus Hebron (Abb. 3) (West-Jordanien) und wird im Archäologischen Museum in Jerusalem aufbewahrt.¹³ Sie trägt zwar schon die charakteristische Frisur in vollplastischer, aufgebauschter hadrianischer Prägung, ihr Gesichtstypus verrät aber keine Spur von hellenistischer Pathetik; sondern ist eher bestimmt von klassizistischer Kühle und Starre, vor allem durch ihre großen, kargen, ungeregten Wangenflächen, die noch einen Rest trajanischer Gestaltung spüren lassen. Dieser Gesichtstypus läßt sich möglicherweise noch bis in das 1. Jh. u. Z. zurückverfolgen.¹⁴ Das Gesicht hat unter der breit ausladenden Frisur eine spitz nach unten zulaufende Ovalform, einen klaren Bau. Diese Gesichtsform ähnelt mit ihrer klaren, markanten Gliederung, die durch die horizontal geführten Brauen betont wird, Bildnissen der hadrianischen Zeit: z. B. dem des Antinous in Berlin.¹⁵ Auch die knapp gehaltenen Wangenflächen mit ihrer wenig differenzierten Durchgestaltung sind vergleichbar.

Eine andere Variante, die schon dem mittleren 2. Jh. u. Z. angehört und den Straubinger Masken typologisch noch näher steht, zeigt die Gesichtsmaske aus dem Kastell Echzell, (Abb. 4.) die im Saalburg-Museum aufbewahrt wird.¹⁶ Sie trägt wiederum die in der Mitte gescheitelte «Alexanderfrisur» aus sprödem Haar und hat an hellenistische Manier erinnernde bewegte Modellierungen, die dem Gesicht ein gewisses Pathos verleihen. Die Gestaltungsmerkmale weisen uns auf die Mitte des 2. Jh. u. Z. hin. Die Maske muß, wie Klumbach aus den Fundumständen schließt, zwischen 175 und 185 u. Z. in die Erde gekommen sein; das heißt, sie kann ohne weiteres ein bis zwei Jahrzehnte früher entstanden sein.

Vergleichen wir die Maske mit einem Silberbildnis des Antoninus Pius aus dem Kopenhagener Thorvaldsen-Museum.¹⁷ Hier wie dort finden wir eine

¹³ Gesichtsmaske angeblich aus Hebron, Jerusalem, Israel Museum Inv. 71. 91. S. Anm. 4. S. 59. Taf. 14. S. S. WEINBERG: A Hoard of Roman Armour. *Antike Kunst* 22 (1979) S. 82—86. M. KOHLERT: Bemerkungen zu einer römischen Gesichtsmaske aus Varna. *Klio* 62 (1980) Abb. 12.

¹⁴ Einen ähnlichen, stark klassizistischen Gesichtstypus vertritt die Gesichtsmaske aus Stara Zagora aus tiberianischer Zeit: M. KOHLERT: Zur Entwicklung, Funktion und Genesis römischer Gesichtsmasken in Thrakien und Niedermösien. *Wiss. Zeitschrift der Humboldt-Universität zu Berlin, Ges. Sprachwiss. R.* 25 (1976) 4. S. 509—516, Abb. 78. *Découverte de l'art Thrace. Trésors des musées du Bulgarie. Petit Palais. Paris: Presses Artistiques* 1974. Fig. 386.

¹⁵ Antinous in Berlin, R 57, C. BLÜMEL: Römische Bildnisse. *Katalog der Sammlung antiker Skulpturen. Berlin: VI. für Kunstwiss.* 1933. S. 24. Taf. 36.

¹⁶ Gesichtsmaske aus Echzell, im Saalburg-Mus. in Bad Homburg, H. KLUMBACH—D. BAATZ] Eine römische Parade Gesichtsmaske aus dem Kastell Echzell, Kr. Büdingen (Hessen). In: *Saalburg-Jahrbuch* 27 (1970) S. 73—83. Abb. 7—11, 15—16.

¹⁷ Silberporträt des Antoninus Pius im Thorvaldsens Museum, *Katalog København* 1975. S. 53 f. Abb. 87.

schlanke, nach unter zugespitzte ovale Gesichtsform, die durch die mit abstrakter Regelmäßigkeit geführten Kontur eingefäßt wird. Die Brauenlinie ist, die Horizontale betonend, ziemlich flach geführt, durch die schmale gerade Nase und durch den kleinen S-förmig geschwungenen Mund wird die Vertikalachse des Gesichtes hervorgehoben. Die Augen sind ziemlich eng an die Nasenwurzel herangezogen, wodurch der Blick verhältnismäßig konzentriert wirkt. Auch die Zusammenziehung der Stirnfalten verstärkt diese Wirkung. Die Modellierungen sind knapp gehalten, ziemlich undifferenziert; kaum die Struktur des Gesichtes veranschaulichend aufgetragen. Soweit es bei dem schlechten Erhaltungszustand der Oberfläche der Echzeller Maske erkennbar ist,¹⁸ hatte sie an der Stirnpartie bewegtere Modellierungen. Das Haar ist spröde, drahtartig gearbeitet, die voneinander abgesetzten Strähnen bilden einen Lockenkranz, der kontrastreich gegen die Stirn abgesetzt ist. Die plastische Substanz des Haares erscheint zersetzt; jede Locke ist durch ziemlich tief eingeschnittene, parallel verlaufende Furchen in gleichmäßig starke Strähnen aufgeteilt. Diese spröde drahtartige Haarbehandlung können wir auch z.B. bei einem Bildnis des Polydeukes in Berlin,¹⁹ aus dem mittleren 2. Jh. u. Z. beobachten.

Werfen wir nun nochmals einen Blick auf den Straubinger Fund:^{19a} Der zeitliche Abstand wird sichtbar. Die Gesichtsfassung ist zwar in beiden Fällen ähnlich, sie bildet ein Oval; die Konturenführung verläuft bei der Echzeller Maske aber weniger gespannt, scheint etwas labiler. Die Gliederung zeigt hier bei weitem nicht die Abstraktion, wie bei der Straubinger Maske. Die emporgezogenen Brauen schwingen noch echte körperliche Spannung veranschaulichend die Linie der Horizontalachse betonend, aus, während bei der Straubinger Maske die plastisch hervortretenden, kreissegmentförmig gebildeten Brauenbögen wie ornamentales Beiwerk wirken, das spannungslos über die schmalen, in der Horizontalachse liegenden Augenspalten gesetzt ist.

Auch die Modellierungen sind grundsätzlich unterschiedlicher Art: An dem Echzeller Exemplar sind sie weniger detailliert und eher in ihrem organischen Zusammenhang begriffen, während sie an der Straubinger Maske wesentlich aufgetragener, differenzierter und zerlegender sind; einzelne Partien sind überbetont und hart gegeneinander abgesetzt, wie es sich besonders an der Bildung der Stirnpartie zu erkennen gibt.

Diesem Echzeller Typus folgen noch weitere Varianten, wie die Gesichtsmaske aus Straß-Moos, aus Nijmegen oder aus Stuttgart-Bad Cannstatt und

¹⁸ Die Echzeller Maske, deren Gesichtspartie mit Silberblech überzogen war, weist starke Verbrennungsspuren an der Oberfläche auf.

¹⁹ Bildnis des Polydeukes in Berlin, R 72, Staatliche Museen, s. Anm. 15. S. 30. Taf. 44.

^{19a} S. Anm. 8. Taf. 2 und 3.

anderen;²⁰ die aber wegen ihrer geringeren Qualität bzw. des schlechten Erhaltungszustandes stilistisch schwerer beurteilt werden können. Stilistisch auswertbar sind allenfalls die Gesichtsfassung und meist auch einige erhaltene Haarpartien. Diese Masken können anhand dieser Aussagen sowie nach dem Maß der typologischen Übereinstimmungen jedenfalls zwischen die von Echzell und Straubing eingeordnet werden.

Ein anderer Maskentypus aus dem Straubinger Fund, der mit den Bukkelocken,²¹ hat ebenfalls einen Vorläufer im 2. Jh. u. Z.: Die Gesichtsmaske aus Smederevo²² (Abb. 5). Die auffallendsten Übereinstimmungen bestehen im Frisurentypus, während die Gestaltung des Gesichtes auf unterschiedliche Typenvorbilder zurückgeht. Die Gesichtsbildung dieser Straubinger Maske (Abb. 6) stimmt mit den anderen, in hellenistischer Manier gestalteten Masken mit Alexanderfrisur überein. Die Maske von Smederevo unterscheidet sich von dem Straubinger Exemplar durch ihre glatten, ausladenden Gesichtsf Flächen. Mit dem Lockenkranz verbunden, ist sie höchstwahrscheinlich auf Anregungen von Bildnistypen Hadrians, bzw. des jugendlichen Marc Aurel zurückzuführen.²³

Auf die komplizierte Frage der Genesis von Typen möchte ich hier aber nicht eingehen.

Die Gesichtsmaske aus Smederevo (Abb. 5) in Jugoslawien, im Belgrader Archäologischen Museum aufbewahrt,²⁴ gehört bereits dem 3. Viertel des 2. Jh. u. Z. an, wie es an ihren Gestaltungsmerkmalen erkennbar ist. Das Gesicht gleicht einer Fassade, die Tiefenstaffelung des Formreliefs ist gering. Die Gesichtsform ähnelt einem gedehnten Oval mit ausladenden unbestimmten Konturen. Die Gliederung ist ornamental, die Einzelorgane scheinen wie abstrakte Zeichen auf der erstarrten, blank geschliffenen Gesichtsoberfläche mit ihren gleitenden Modellierungen. Die Augen sind weit auseinander gezogen, die Brauen sind dazu parallel geführt. Die Modellierungen sind ziemlich un-

²⁰ Gesichtsmaske aus Straß-Moos, in München, Prähistor. Staatssammlung, Inv. 1981. 827, O. PARET: Ein römischer Gesichtshelm von Straß-Moos, Kr. Neuburg a. D. Germania 29 (1951). S. 75 ff. Gesichtsmaske aus Ubbergen, Prov. Gelderland, Niederlande, in Nijmegen, Rijkmuseum G. H. Kam, Inv. B. E. 3. 54. H. KLUMBACH: Römische Helme aus Niedergermanien. Köln. Rheinland VI. 1974. S. 63 f. Taf. 48. Gesichtsmaske aus Stuttgart-Bad Cannstatt, in Stuttgart, Württembergisches Landesmuseum, Inv. R 190, 548, H. KLUMBACH: Römischer Gesichtshelm aus Stuttgart-Bad Cannstatt.: Fund aus Schwaben NF 16 (1962) S. 163 ff. Abb. 1. Andere Beispiele dieses Typus (Typus V.) s. Anm. 4. S. 23 f.

²¹ S. Anm. 8 (2. Aufl.) Taf. I.

²² M. GRBIĆ: Dve rimske bronzene maske. Starinar 3/4 (1952/53) 199 ff. M. GRBIĆ: Choix des plastiques de Beograd. (Katalog Belgrad) Beograd. 1958. S. 73 ff. Abb. 43, 44.

²³ Bronzebildnis Hadrians in London, British Mus. M. WEGNER: Das römische Herrscherbild. (Abt. II. Bd. 3.). Hadrian. Berlin: Mann 1856. S. 101. Taf. 30 c. Jugendlicher Marc Aurel in Rom, im Antiquarium des Forum; R. B. BANDINELLI: Rom, das Zentrum der Macht. München. C. H. Beck 1970. S. 295. Abb. 319.

²⁴ Gesichtsmaske aus Smederevo, (ant. Vincea) in Jugoslawien, aufbewahrt im Narodni Mus. Beograd, Inv. Br. 2875) II bzw. 980.

differenziert, sphärisch abgerundet. Ein ähnlicher Abstraktionsgrad begegnet uns an Bildnissen des Marc Aurel und der jüngeren Faustina. Ein Beispiel aus Bucarest, das Bildnis des jugendlichen Marc Aurel²⁵ sowie das Porträt der jüngeren Faustina aus dem Thermen-Museum in Rom,²⁶ soll das Gesagte veranschaulichen. Hier ist ebenfalls das Fassadenhafte, das Abstrakt-Ornamentale der Darstellung sowohl in der Gliederung als auch in der Durchgestaltung der plastischen Substanz zu beobachten. Auch der Verlust der Körperlichkeit und der Gerichtetheit des Blickes, für diese Zeitstufe bezeichnend, charakterisiert die Maske von Smederevo. Wenn wir jetzt zum Schluß diese Maske mit dem Straubinger Beispiel (Abb. 6.) vergleichen,²⁷ können wir deutlich das Maß der typologischen und stilistischen Abwandlungen erkennen. Während wir an der Smederevoer Maske eine füllig-ovale Gesichtsform, ornamentale Gliederung und plastisch entleerte Modellierungen vorfinden, zeigt das Straubinger Exemplar eine etwas schmalere, längliche Ovalform des Gesichtes, die von einem klar artikulierten Kontur umfaßt wird. Die abstrakte Gestaltungsart der Antoninenzeit wirkt hier weiter; sie ist jedoch eine andere geworden. An der Straubinger Maske tritt das additive Moment der Gliederung weniger in Erscheinung: Die einzelnen Formkomplexe scheinen, in abstrakt zeichnerischer Weise, enger zusammengefaßt zu sein. Die Linie der Brauenführung, in der Mitte verbunden, geht zu den Schläfen hin unvermittelt in den Außenkontur über. Auch die Modellierungen der Maske, die stark zerlegenen Charakter haben, sind von den Modellierungen der Smederevoer Maske grundverschieden. Die plastische Substanz wirkt hier unorganisch aufgebauscht, verhärtet und sie ist, besonders auf der Stirnpartie nahezu auf abstrakte Weise zerklüftet. Die Frisur zeigt in beiden Fällen einen aus Buckellocken bestehenden dichten Lockenkranz, wobei die Zahl der Locken bei dem Straubinger Beispiel, entsprechend der schmaleren Anlage, verringert ist. Auch an der Haargestaltung ist die Verhärtung und Zerklüftung der plastischen Substanz ersichtlich: Die einzelnen Locken sind spiralförmig eingedreht, zeichnerisch gebildet, klar voneinander getrennt, drängen sie spröde und störrig nach oben gerichtet hervor, und wirken wie einzeln aufgesetzt. Die Lockenpracht der Smederevoer Maske scheint eher zusammengefaßt zu sein: Aus einer dichten Haarmasse sind die Konturen der einzelnen Locken durch weniger eingetiefte Furchen grob ausgearbeitet, sie sind nicht so stark voneinander getrennt und durch ihre seitliche Lage scheinen sie schmiegsamer zu einem Lockenkranz zusammenzuschmelzen, auch wenn er im ganzen auf die flache glatte Stirnpartie perückenartig aufgesetzt erscheint. Die hier betrachteten Exemplare

²⁵ Bildnis des jugendlichen Marc Aurel, etwa nach dem Typus vom Forum Romanum, in Nat. Museum Bucarest, z. Z. noch unpubliziert.

²⁶ Bildnis der jüngeren Faustina in Rom, Thermen-museum. R. DELBRUECK: Antike Porträts. Bonn. Marcus und Weber 1912. S. 53. Taf. 47.

²⁷ S. Anm. 8. (2. Aufl.) Taf. 1.

gehören der Zeit vom 2. Viertel des 2. Jh. bis einschließlich 1. Viertel des 3. Jh. u. Z. an. Der Typus kann nach seinen charakteristischen Merkmalen als «Alexander-Typus» bezeichnet werden.²⁸ Er ist stark von hellenistischen Alexanderdarstellungen beeinflusst. Seine zahlreichen Varianten orientieren sich mehr oder minder streng an der Frisuren- und Gesichtsbildung der Bildnisse Alexanders des Großen. Aus der Häufigkeit ihres Auftretens kann man folgern, daß dieser Typus sich großer Beliebtheit erfreute. Seine Varianten bilden die dichteste Reihe unter allen Typen, deshalb sind sie für die Darstellung typologischer und chronologischer Veränderungen besonders gut geeignet. Das Aufkommen des Typus fällt in die hadrianische Zeit, seine Blüte in die antoninische und vor allem in die severische Epoche. Das ist bezeichnend, da der Beginn dieser Entwicklung wohl mit den umfassenden Bestrebungen Hadrians zusammenhängt, das hellenische — und vor allem hellenistische — Erbe neu zu beleben.²⁹ Den Höhepunkt dieser Entwicklung bildet die sogenannte «Alexander-Renaissance» Caracallas, der die Fiktion vom hellenistischen Weltreich Alexanders zur Maxime erhob. Er ließ sich — ganz in die Sphäre des Mythischen entrückt — als neuer Alexander, als neuer Weltherrscher feiern.³⁰ Außerdem nahm er den Beinamen Magnus an, trug die Tracht Alexanders des Großen und war bestrebt, ihn in allem nachzuahmen.³¹ Laut Herodian³² besuchte er während seines Orient-Feldzuges Troja und das Grab Achills, hielt Spiele zu seinem Gedächtnis ab und ließ Festus, einen Freigelassenen als Patroklos begraben. Es ließen sich selbstverständlich außer dem sogenannten «Alexander-typus» ohne Schwierigkeit weitere typologisch und zeitlich mehr oder minder

²⁸ Solche Typen-Bezeichnungen sind nur als Hilfsmittel zu betrachten, sie gründen sich auf rein äußerlichen Kriterien, damit eine Gruppe von Gesichtsmasken mit ungefähr ähnlichen Merkmalen unter einem Namen zusammengefaßt werden kann.

²⁹ Wir wissen von Arrian (Technē taktikē 34, 3), daß Hadrian Maßnahmen zur Neuordnung der militärischen Reiterspiele — zu denen auch unsere Masken gehörten — in Angriff genommen hat. F. KIECHLE: Die «Taktik» des Flavianus Arrianus. Berlin, 45 Ber RgK 1964 (1965) S. 87–129, bes. 91, 117–129. Diese Reiterspiele dienten zu Hadrians Zeit fast ausschließlich der Repräsentation und der taktisch-militärischen und ideologischen Homogenisierung der heterogen zusammengesetzten römischen Reiterei. J. AYMARD: Essai sur les Chasses Romaines des origines à la fin du siècle des Antonins (Cynegetica). Paris: 1951. (E. d. Boccard) S. 179 f. Die Neubelebung der Reiterspiele zog verstärkten Bedarf an Gesichtsmasken und allgemein Paraderüstungen nach sich. Es treten jetzt, gezielt der neuen Sinngebung, neue, von hellenistisch-klassizistischem Formengut inspirierte Typen hinzu, zu denen auch die hier betrachteten Gesichtsmasken des «Alexander-Typus» gehören.

³⁰ O. BRENDL: Der Schild des Achilles. Die Antike 12 (1936) S. 272–283. Caracallas Identifizierung mit Alexander des Großen ging soweit, wie Herodian (IV. 8, 2.) berichtet, daß er sich auf einigen Gemälden an einem Kopf mit zwei Gesichtern — mit seinem und dem des Alexander des Großen — darstellen ließ. Zu seiner Gleichsetzung mit Alexander-Augustus s. auch Cassius Dio LXXVII. 7. und A. ALFÖLDI: Insignien und Tracht der römischen Kaiser. RM 50 (1935) S. 135 f. und RE Suppl. Bd. IV. Stuttgart: 1924. Sp. 844. s. v. Kaiserkult (nach Augustus) von G. HERZOG-HAUSER.

³¹ RE II. 2. Stuttgart, J. B. Metzlersche Buchhandlung 1896. KLEBS: s. v. Aurelius Sp. 2437. Herod. IV. 8. 2–3, Cassius Dio LXXVII. 7. 1.

³² S. Anm. 31. Sp. 2448, Laut Herod. (IV. 8. 3–5.) besuchte er Troja und das Grab des Achills, hielt feierliche Leichenspiele ab (Dio LXXVII. 16, 6.).

geschlossene Typengruppen finden, deren Varianten ebenfalls eine anschauliche Reihe bilden und die typologisch-chronologische Entwicklungsabläufe auf ähnliche Weise widerspiegeln.³³

Zusammenfassend läßt sich nach diesen kurzen Ausführungen über den Alexander-Typus feststellen, daß die Denkmälergattung der Gesichtsmasken viele spezifische Probleme in sich birgt, die vor allem auf ihre Typenkonstanz zurückzuführen sind. Einmal geschaffene Typen werden nur langsam verändert, geringfügig variiert. Dennoch kann man im Vergleich mit Werken der römischen Bildniskunst Parallelerscheinungen bemerken, wenn auch diese Entwicklung bei den Gesichtsmasken viel zögernder und mit graduellen Unterschieden verläuft. Dadurch sind wir berechtigt zu sagen, daß auch bei der Beurteilung dieser spröden Materie, bei der es um Produkte der provinzialrömischen Kunstindustrie geht – neben Aussagen womöglich aus den Fundumständen und neben historischen Betrachtungen – die Anwendung an klassisch-archäologischer Materie erprobter Methoden der Stilanalyse nicht nur eine Möglichkeit, sondern sogar eine Notwendigkeit darstellt.

Berlin.

³³ Ich verweise hier auf meine Typen-Bildungen im Münchner Ausstellungskatalog 1978 (s. Anm. 4.) S. 19–25. Besonders anschaulich wären in dieser Hinsicht die Typen II. V. und VI.

ZUR TERMINOLOGIE UND FUNKTION VON AUGUSTINUS' ZEICHENTHEORIE

In der Antike beschäftigte sich im allgemeinen die Grammatik mit den normativen Regeln der Sprache, während ihre praktische Anwendung und die theoretischen Fragen zum Bereich der Rhetorik und der Dialektik gehörten.¹ Heutzutage erhebt die Grammatik Anspruch auf alle diese Gebiete. Wenn es den Linguisten unserer Zeit interessiert, welche Meinung die antiken Autoren in bezug auf die Fragen der Wortbedeutung hatten, dann kann er die Antwort vorwiegend in den uns unter dem Titel Dialektika überlieferten Werken finden.

Einige Jahre vor seinem Tode nahm Augustin in seiner Arbeit *Retractationes* eine Aufzählung und Bewertung der 93 bis dahin von ihm geschriebenen Werke vor. Er überprüfte sie vom Gesichtspunkt der Dogmatik und berichtete hier und da seine früheren Darstellungen. In Hinsicht auf das Thema meiner Arbeit ist die Tatsache sehr wichtig, daß sich aus den *Retractationes* die chronologische Reihenfolge einiger seiner Werke eindeutig feststellen läßt. Im 6. Kapitel des I. Buches erwähnt er, daß er noch in Mediolanum, vor seiner Taufe, sein Werk *Disciplinarum libri* begonnen hat, in dem er die Enzyklopädie der sieben freien Künste² auf philosophischer Grundlage schaffen wollte. Von seinen großen Plänen konnte er allerdings nur die Teile *De grammatica* und *De musica* verwirklichen, die übrigen fünf legte er lediglich in ihren Prinzipien oder Grundlagen (*sola principia*) an. Die unter dem Titel *De dialectica* überlieferte Arbeit ist also unvollendet; ihre Entstehungszeit kann aufgrund seiner Bemerkungen in *Retractationes* auf 387 angesetzt werden.³ In diesem Werk ist die erste skizzenhafte Darlegung seiner Zeichentheorie zu finden. Ihre ausführlichere Erörterung gab er im Traktat *De magistro*, welches 390

¹ G. PFLIGELSDORFFER: Zu Boethius. De Interp. Ed. Sec. I, p. 4, 4 sqq. Meiser nebst Beobachtung zur Geschichte der Dialektik bei den Römern. Wiener Studien 66 (1953) 131—154; U. DUCHROW: Sprachverständnis und biblisches Hören bei Augustin. Tübingen 1965. 42—55.

² *Per idem tempus quo Mediolani fui. Baptismus percepturus, etiam Disciplinarum libros conatus sum scribere* (I 6). Die Angabe der *Retractationes*-*dialectica*-Zitate erfolgt aufgrund der Ausgabe und De S. A. Augustini Opera omnia I. Parisiis 1877 (MIGNE).

³ *De aliis vero quinque disciplinis illic similiter inchoatis, de Dialectica, de Rhetorica, de Geometria, de Arithmetica, de Philosophia sola principia remanserunt, quae lumen etiam ipsa perdidimus: sed haberi ab aliquibus existimo* (I 6).

geschrieben wurde; ⁴ sein gesamtes System aber beschrieb er in seinem Werke *De doctrina christiana*, dessen größeren Teil er 396 veröffentlichte, während das vollständige Werk erst 30 Jahre später, im Jahre 426, abgeschlossen hat, wobei er es mit einer rhetorischen Zusammenfassung ergänzte, wie sie für den christlichen Redner unentbehrlich war.⁵ Obwohl sich schon früher mehrere ausgezeichnete Arbeiten mit der Zeichentheorie des Augustin beschäftigt haben,⁶ ist seine Lehre von den Zeichen und deren Terminologie in ihrer Entwicklung nur von wenigen untersucht worden.⁷ Meine Arbeit verfolgt das Ziel, in Anlehnung an die Reihenfolge der erwähnten drei Werke des Augustin aufzuzeigen, wie sich seine Zeichentheorie verändert und bereichert hat.

1. In seinem Werk *De dialectica* formuliert er den Begriff der Dialektik folgendermaßen: «Die Dialektik ist die Wissenschaft des richtigen Diskutierens. Wir diskutieren mit Wörtern.»⁸ Anschließend befaßt er sich mit den Arten der Wörter, ihrem Ursprung und ihrer Bedeutung (mit ihrer Doppeldeutigkeit und Mehrdeutigkeit). Für das Wort gibt er die Definition: «Das Wort ist das Zeichen irgendeiner Sache, das vom Hörer verstanden werden kann, wenn es vom Sprecher hervorgebracht wird. Die Sache ist das, was entweder verstanden oder wahrgenommen wird oder verhüllt ist.»⁹ Aus diesem Satz wird deutlich, daß er das Wort (*verbum*) Zeichen (*signum*) nennt; das Zeichen gibt der Sprecher (*loquens*) und der Hörer (*audiens*) versteht es. Im folgenden bestimmt er das Zeichen: «Das Zeichen ist das, was sich selbst der Wahrnehmung enthüllt und außerhalb sich selbst dem Verstand etwas gibt. Sprechen bedeutet nichts anderes als mit artikuliertem Laut Zeichen geben.»¹⁰ Der artikuliert Laut läßt sich wieder mit Buchstaben schriftlich fixieren. Aus dieser Behauptung

⁴ *Per idem tempus scripsi librum cuius est titulus, de Magistro: in quo disputatur et quaeritur, et invenitur, magistrum non esse, qui docet hominem scientiam, nisi Deum* (I 12)

⁵ *Libros de Doctrina Christiana, cum imperfectos comperissem, perficere malui quam eis sic relictis ad alia retractanda transire. Complevi ergo tertium qui scriptus fuerat usque ad eum locum, ubi commemoratum est ex Evangelio testimonium de muliere, quae abscondit fermentum in tribus mensuris farinae donec fermentaretur totum. Addidi etiam novissimum librum, et quattuor libris opus illud implevi* (II 4).

⁶ B. D. JACKSON: *The Theory of Signs in St. Augustine's De doctrina christiana* REAug. 15 (1969) 9–49; R. SIMONE: «Semiologia agostiniana» *La Cultura* 7 (1969) 88–117; R. A. MARKUS: *St. Augustine on Signs*. *Phronesis* 2 (1957) 60–83.

⁷ C. MAYER: *Die Zeichen in der geistigen Entwicklung in der Theologie des jungen Augustins*. Diss. Würzburg 1969.

⁸ *Dialectica est bene disputandi scientia. Disputamus autem verbis. (I.)* Über die Originalität von *De dialectica* und die Autorenschaft Augustinus s. J. PINBORG: *Das Sprachdenken der Stoa und Augustins Dialektik*. *Classica et Mediaevalia* 23 (1962) 148–151. Augustinus: *De dialectica*. Translated with Introduction and Notes by B. D. JACKSON. Dordrecht 1975. 1–75.

⁹ *Verbum est uniuscuiusque rei signum, quod ab audiente possit intelligi, a loquente prolatum. Res est quicquid intellegitur vel sentitur vel latet* (5).

¹⁰ *Signum est et quod seipsum sensui, et praeter se aliquid animo ostendit. Loqui est articulata voce signum dare* (5). Als Neuestes über das Wesen des sprachlichen Zeichens s. Zs. TELEGDI: *Zur Herausbildung des Begriffs »sprachliches Zeichen« und zur stoischen Sprachlehre*. *Acta Linguist. Hung.* 26 (1976) 267–279.

tung ergibt sich deutlich, daß Augustin den Prozeß des Sprechens als einen Prozeß der Zeichengebung auffaßt, und wenn man ein Wort aufschreibt, schreibt man demnach nicht das Wort, sondern das Zeichen des Zeichens. Aber auch die Schrift ist ein vollkommenes Zeichen, weil sie sich selbst dem Auge enthüllt, aber darüber hinaus dem Verstand noch etwas anderes vermittelt.

Über das Verhältnis zwischen dem Wort, der Bedeutung und der Bedeutung tragenden Sache meditiert er in folgender Weise: Wenn wir das Wort (*verbum*) deshalb aussprechen, um etwas über das Wort selbst zu sagen, dann ist das Wort selbst die Sache (*res*). Was aber vom Wort nicht durch das Ohr, sondern durch den Verstand aufgenommen wird und in der Erinnerung bleibt, das ist der Begriff (*dicibile*). Wenn wir das Wort deshalb aussprechen, um eine davon selbst abweichende Bedeutung zu formulieren, dann machen wir eine Aussage (*dictio*). Die Sache ist aber nicht das Wort, sowenig wie der in unserem Verstand enthaltene Begriff vom Wort und die davon gemachte Aussage, sondern der Gegenstand selbst.¹¹ Wenn der Lehrer also den Schüler fragt: «Was ist *arma* für eine Wortart?»¹², dann spricht er das so gesagte Wort *arma* um seiner selbst willen aus. Die anderen Glieder seines Satzes (was für eine Wortart ist) sagt er nicht um ihrer selbst willen, sondern wegen des Wortes *arma*, und man versteht sie entweder mit Hilfe des Verstandes oder man spricht sie als Wort aus. Was man versteht, noch ohne daß man es ausgesprochen hat, ist der Begriff (*dicibile*), aber wenn man es des Gesagten wegen ausspricht, wird es zu einer Aussage. Das Wort *arma* ist in der Textumgebung, in der es Vergil sagt, eine Aussage, da er es nicht um seiner selbst willen ausspricht, sondern es soll entweder die Kriege bedeuten, die Aeneas geführt hat, oder aber die Waffen, die für ihn von Vulcanus angefertigt wurden. Auf diese letzteren jedoch — unabhängig davon, ob er sie getragen hat oder nicht — könnte man mit Fingern zeigen; es sind keine Wörter, keine Begriffe und auch keine Aussagen, sondern die Sachen selbst.

Augustin bezeichnet also in seiner Dialektika das Wort (*verbum*) als das Zeichen (*signum*) der Sachen (*res*). Die Dinge können körperlich (*corporalia*), geistig (*spiritualia*) und verhüllt (*latent*) sein, wie z. B. Gott und die formlose Materie. Die Beziehung zwischen dem Zeichen und den Sachen versucht er mit den Begriffen *verbum* — *dicibile* — *dictio* — *res* zu erfassen.¹³ Ein in gewissem Sinne ähnliches und doch abweichendes System ist im Werk *De interpretatione* von Aristoteles¹⁴ und in der stoischen Logik anzutreffen. Bei Aristoteles steht

¹¹ De dial. 5.

¹² *Arma, quae pars orationis est?* (5).

¹³ Die Funktion dieser Begriffe im Kommunikationsprozeß wird gut beleuchtet von B. D. JACKSON: a. W. 21—22; J. PINBORG übersetzt *dicibile* mit Bedeutung: die Lautgestalt des Wortes ist *vox*, seine Bedeutung *dicibile*. Laut und Bedeutung gemeinsam: *dictio* (a. W. 162; 166; 173—75.).

¹⁴ De interpr. 1, 16a 3—4; 2, 16a 26—28; 4, 17a 1—2.

das Wort als Zeichen für die Erfahrungen der Seele, das geschriebene Wort als Zeichen für das gesprochene. Die Erfahrungen der Seele sind für jedermann gleich, gleich sind aber auch jene Sachen, welchen die Erfahrungen der Seele ähneln. Hier verwendet Aristoteles die Wörter *σύμβολα* und *σημεῖα* in der Bedeutung von *signum* und das Wort *πράγματα* in der Bedeutung von *res*. Die von Aristoteles hervorgehobenen Seelenerfahrungen (*ἐν τῇ ψυχῇ παθημάτων*) kommen bei Augustin nicht so betont vor, denn *signum* ist ja das Zeichen für alle Arten von sichtbaren und unsichtbaren Sachen.¹⁵ Von der stoischen Lehre über die Zeichen kann man sich aus den Abhandlungen des Sextus Empiricus und Diogenes Laërtios¹⁶ eine Vorstellung machen. Sextus Empiricus behauptet, die Stoiker hätten drei Dinge miteinander in Verbindung gebracht: das Zeichen (*τὸ σημαῖνον*), das Bezeichnete (*τὸ σημαίνόμενον*) und den äußeren Gegenstand (*τὸ τυγχάνον*). Was bezeichnet, ist das Wort (*ἡ φωνή*), was es bezeichnet, d. h. was wir verstehen, ist das, was in unserem Denken ist (*τὸ λεκτόν*) — das, was die Fremden nicht verstehen — der äußere Gegenstand aber ist die Sache in ihrer äußeren körperlichen Wirklichkeit.¹⁷ Teils weicht Augustin vom stoischen System ab, teils stimmt er damit überein. Von der Terminologie her gesehen unterscheiden sich *σημαῖνον* und *signum*, *τυγχάνον* und *res*, *σημαίνόμενον* und *dicibile* voneinander; aber *vox* und *φωνή*, *loqui* und *λέγειν*, *dicibile* und *λεκτόν* stimmen miteinander überein. Er stimmt mit Aristoteles in der Terminologie überein: *signum* — *σύμβολα*, *σημεῖα*, aber weicht in der Interpretation der Termini *signum* und *dicibile* von ihm ab.

2. In seinem Dialog *De magistro*, den er drei Jahre später geschrieben hat, beschäftigt Augustin sich eingehender mit dem sprachlichen Zeichen. Mit seinem Sohn Adeodatus führt er ein Streitgespräch über die Frage, warum wir Menschen sprechen. Er bestimmt den Prozeß des Sprechens folgendermaßen: «Wer spricht, äußert sein Willen mit Zeichen,»¹⁸ d. h. wieviel Wörter wir aussprechen, so viel Zeichen geben wir. Mit allem, was über unsere Lippen kommt, geben wir Zeichen zu dem Zwecke, daß ein anderer unsere Absicht versteht.¹⁹ Die Bezeichnungen der Zeichen sind *signa-significantia*.²⁰ Wenn

¹⁵ B. MATES: *Stoic Logic*. Berkeley and Los Angeles 1953. 16—17.

¹⁶ Diog. Laërt. *Vitae* VII 41—43; 57; 62—63.

¹⁷ Sext. Emp. *Math.*: VIII 11—13; 70; 80; 244—256; vgl. B. Mates: a. W. 13—14; B. D. JACKSON: a. W. 46—48; die ausführliche Beschreibung des Systems der Stoiker s. ZS. TELEGI: a. W. 281.

¹⁸ *Qui enim loquitur, suae voluntatis signum foras dat per articulatum sonum* (2, 2). Unsere *De magistro*-Zitate entnehmen wir der Ausgabe Sancti Aureli Augusti *De magistro*. Recensuit et praefatus est G. WEIGEL. Vindobonae 1961.

¹⁹ *Sic quoque locutionem nihil aliud agere quam commemorare, cum memoria, cui verba inhaerent, ea revolvendo facit venire in mentem res ipsas, quarum signa sunt verba* (2, 6).

²⁰ *Certe si poeta iste non ex tanta urbe, sed de tanta dixisset, quaereremque abs te, quid ades significaret, diceret «ex», cum haec duo verba essent, id est signa unum aliquid, ut tu putas significantia; (4, 2).*

wir sprechen, geben wir Zeichen (*signa facimus*): daher stammt das Verb bezeichnen: *significare*.²¹ Es kommt allerdings auch vor, daß wir anstatt des Wortes zeigen: in diesem Fall drücken wir das Zeichen mit Zeichen aus, und daraus läßt sich ableiten, daß es solche Zeichen gibt, die ein Ding bedeuten, und solche, die ein anderes Zeichen bedeuten. Die Dinge, die man mit Zeichen bezeichnen kann, die aber selbst keine Zeichen sind, heißen *significabilia*.²² Zwischen dem hörbaren Zeichen und dem hörbaren Bezeichneten (*audibile significatum*)²³ besteht ein Unterschied. Das Substantiv z. B. ist ein hörbares Zeichen, genauer gesagt, das Zeichen hörbarer Zeichen, das hörbare Bezeichnete jedoch ist das Zeichen sichtbarer oder unsichtbarer Dinge. Das Substantiv ist ein Wort; wenn ich also sage: *verbum*, dann kann dies auch das *nomen* (Substantiv) bezeichnen. In diesem Fall ist das Wort das Zeichen für Substantiv, das Substantiv das Zeichen für das Wort Fluß und das Wort Fluß das Zeichen jener Sache, die man schon sehen kann.²⁴

Danach legt er dar, daß jedes Wort ein Zeichen, aber nicht jedes Zeichen ein Wort ist. Im allgemeinen wird all das Zeichen genannt, was etwas bezeichnet: hierher gehören die Wörter, aber auch andere Zeichen und Abzeichen, z. B. die militärischen Abzeichen; diese werden spezifischen Zeichen (*propria signa*) genannt.²⁵ Wenn wir ein Wort aussprechen, denken wir sofort an das, was es bezeichnet, an das *significatum*, obwohl einem doch auch das *significans*, das Zeichen selbst, einfallen könnte. Wenn ich z. B. von jemandem sage: «Der Löwe kommt aus seinem Munde», scheint diese Aussage ein Absurdum zu sein, weil man sofort an das Bezeichnete denkt, die Behauptung ist dagegen völlig natürlich, wenn man an das Zeichen denkt, denn das Wort «Löwe» kommt aus dem Munde desjenigen, der dieses Wort ausspricht.²⁶ Mit diesem Beispiel beendet er seinen Gedankengang über die Metasprache.²⁷

Der Leser des *De magistro* könnte ganz bis zum letzten Viertel des Werkes vermuten, Augustins Ziel sei die Beschreibung der Zeichen. Dann aber zeigt sich, daß es einen anderen, für Augustin viel wichtigeren Gedanken gibt, und daß er den Zeichenbegriff benutzt, um diesen Gedanken darzulegen. Er stellt im Zusammenhang mit dem Sprechen und der Funktion des Sprechens fest: Hier muß man vier Dinge unterscheiden: den Namen und die Sache (*nomen et res*), die Kenntnis des Namens und die Kenntnis der Sache (*cognitio nominis — cognitio rei*).²⁸ Die Kenntnis der Sachen ist besser als die der Zeichen, des-

²¹ *cum enim loquimur, signa facimus, de quo dictum est significare* (7, 1).

²² *De mag.* 8, 4.

²³ *Quid ergo inter audibile signum et audibilia significata, quae rursus signa sunt interest?* (8, 7).

²⁴ *De mag.* 9, 3.

²⁵ *De mag.* 9, 7.

²⁶ *De mag.* 23, 3.

²⁷ Die Unterscheidung von Sprache und Metasprache ist schon in *De dialectica* anzutreffen: C. 10. Ausführlich behandelt von J. PINBORG: a. W. 150—151, 159—160.

²⁸ *De mag.* 28, 2.

halb ist die Kenntnis der Sachen auch wichtiger als die Kenntnis der Zeichen. Und dann folgt eine überraschende Äußerung: Eigentlich gibt es wenig Sachen, die wir durch Zeichen lernen, denn wenn ich nicht weiß, was das Zeichen bedeutet, dann lehren mich die Zeichen gar nichts. Wenn ich aber weiß, was das Zeichen bedeutet, was können mich dann die Zeichen lehren? Aus all dem ergibt sich, daß wir «eher nach dem Kennenlernen der Sache das Zeichen lernen, als nach dem Empfangen des Zeichens die Sache»,²⁹ oder noch genauer formuliert: «Mit dem Kennenlernen der Sachen lernen wir auch die Wörter kennen, aber dadurch, daß wir die Wörter lediglich hören, verstehen wir sie noch nicht.»³⁰ Die Wahrheit ist in uns, deshalb lernen wir sie nicht aus den Wörtern, die Wörter veranlassen uns höchstens dazu, nach der Wahrheit in uns zu fragen. Vom Lehrer lernen wir nur Wörter, aber was sich hinter den Wörtern verbirgt, das erfahren wir von uns selbst, besser: von Christus, der in uns wohnt.³¹ Der Lehrer vermittelt dem Schüler nur Kenntnisse über einen bestimmten Lehrgegenstand, ob diese Kenntnisse aber wahr sind, das entscheiden die Schüler aufgrund der Wahrheit, die sie in sich tragen. Das Lehren ist also nur ein Hinweis, ein Anstoß, sich an die Kenntnisse in unserem Inneren zu wenden.³² Daß all dies so ist, versucht Augustin auch mit der Methode des *tractatus* zu beweisen. Mit gut gestellten Fragen holt er das oben Gesagte größtenteils aus Adeodatus heraus, auch in ihm waren also diese Kenntnisse schon vorhanden.³³

Neben der Anwendung läßt sich in *De magistro* auch terminologische Bereicherung beobachten: *signum* nennt er *significans*, *res* aber *significatum*. Es hat also den Anschein, daß er die Terminologie der Stoiker übernimmt: *significans* — τὸ σημαῖνον, *significatum* — τὸ σημαινόμενον. Allerdings verwendet er sie nur in diesem seinem Werk und auch hier nicht regelmäßig. Beachtenswert ist noch die Unterscheidung zwischen den Zeichen im weiteren Sinne (*signa universaliter dicta*) und den Abzeichen im engeren Sinne (*signa proprie dicta*). In seiner hervorragenden Arbeit über die sprachlichen Zeichen nimmt Zs. Telegdi an, daß Saussures Termini *signifiant* und *signifié* die Übersetzung der stoischen Termini σημαῖνον und σημαινόμενον darstellen. Da schon in *De magistro* die Benennung *significans* für das Zeichen und *significatum* für das Bezeichnete vorkommt, könnte auch Augustin irgendwie mit dazu beigetragen haben, daß Saussure diese Fachausdrücke einführte.³⁴

²⁹ Ita magis signum re cognita quam signo dato ipsa res discitur.

³⁰ Rebus ergo cognitis verborum quoque cognitio perficitur, verbis vero auditis nec verba discuntur (36, 2).

³¹ De mag. 38, 1—2.

³² De mag. 45, 1—4.

³³ Trotz des Gesagten, erklärt Augustin, dürfe man aber die Kraft des Wortes nicht unterschätzen: Sed te tota utilitate verborum, quae si bene consideretur, non parva est, alias, si deus siverit, requiremus (46, 1.) Die hier angekündigte Arbeit über die Nützlichkeit der Wörter ist vermutlich De doctrina christiana.

³⁴ Zs. TELEGDI: op. cit. 275.

3. Das umfassendste System der Zeichen legt Augustin in seinem Werk *De doctrina christiana* dar, wobei sein Ziel auch hier nicht lediglich in einer Beschreibung und Klassifizierung besteht. Sofort zu Beginn des ersten Buches stellt er fest, daß das Studium der Heiligen Schrift mit der Methode der Interpretation (*modus inveniendi quae intelligenda sunt*) und der Wiedergabe des erschlossenen Sinnes (*modus proferendi*) steht und fällt.³⁵ Die Methode der richtigen Interpretation ist durch die Unterscheidung von Zeichen und Sache gegeben, weil jede Wissenschaft auf Sachen und Zeichen beruht: man lernt nämlich die Sachen durch die Zeichen kennen.³⁶ Das erste Buch widmet er der Erläuterung der Sache, das zweite und dritte der des Zeichens.

Die Sachen lassen sich in drei große Klassen einteilen. In die erste Klasse gehören die, die man genießt, in die zweite die, die man benutzt, und in die dritte diejenigen, die genießen bzw. benutzen. Die Genuß vermittelnden Sachen machen glücklich, die Sachen des Gebrauchs verhelfen zum Glücklichein; und die all das tun, stehen zwischen den zwei Klassen: die Menschen.³⁷ Die Sache ist etwas, was nicht der Bezeichnung einer anderen Sache dient. Es gibt jedoch solche Sachen, die daneben auch Zeichen für andere Sachen sind. Schließlich gibt es solche Zeichen, deren einzige Funktion die Bezeichnung ist: dies sind die Wörter.³⁸

Am Anfang des zweiten Buches gibt Augustin wieder eine Definition des Zeichens: das Zeichen bezeichnet außer sich selbst auch etwas anderes,³⁹ die Fußspur zeigt z. B. an, daß jemand dort gegangen ist, der Rauch, daß man irgendwo ein Feuer angezündet hat, der Klang des Militärhorns, daß man zum Angriff vorgehen oder sich zurückziehen muß. Dann kommt er auf die Klassifizierung der Zeichen zu sprechen: es gibt natürliche Zeichen (*signa naturalia*),⁴⁰ sie entstehen ohne die Absicht der Bezeichnung, z. B. die Spur der Tiere, der Rauch usw., und konventionelle Zeichen (*signa data*).⁴¹ Mit den natürlichen

³⁵ *Quae sunt res quibus nititur omnis tractatio scripturarum, modus inveniendi quae intelligenda sunt et modus proferendi quae intellecta sunt* (1, 1). Die Angabe der *De doctrina*-Zitate erfolgt aufgrund der Ausgabe: *De doctrina christiana*. Recensuit et praefatus est G. M. GREEN. Vindobonae 1963; vgl. Szent Ágoston: *A keresztség tanításáról* (St. Augustin: Über die christliche Lehre). Übersetzt von I. VÁROSI. Budapest 1944.

³⁶ *Omnis doctrina vel rerum est vel signorum, sed res per signa discuntur* (1, 4).

³⁷ *De doctr.* 1, 7.

³⁸ *Proprie autem nunc res appellavi, quae non ad significandum aliquid adhibentur, sicuti est lignum, lupis . . . ; sed non illud lignum quod in aquas amaras Moysen misisse legimus, ut amaritudine carerent . . . Hae namque ita res sunt, ut aliarum etiam signa sint rerum. Sunt alia signa quorum omnis usus in significando est, sicuti sunt verba. Nemo enim utitur verbis nisi aliquid significandi gratia* (1, 4–5).

³⁹ *Signum est enim res, praeter speciem quam ingerit sensibus, aliud aliquid ex se faciens in cogitationem venire* (2, 1).

⁴⁰ *Signorum igitur alia sunt naturalia, alia data. Naturalia sunt quae sine voluntate atque ullo appetitu significandi praeter se aliquid aliud ex se cognosci faciunt, sicuti est fumus significans ignem* (2, 2).

⁴¹ *Data vero signa sunt quae sibi quaeque viventia invicem dant ad demonstrandos quantum possunt motus animi sui, vel sensa aut intellectu quolibet. Nec ulli causa est nobis significandi id est signi dandi, nisi ad depromendum et traiciendum in alterius animum id quod animo gerit qui signum dat* (2, 3).

Zeichen befaßt er sich nicht weiter, für ihn besitzen die konventionellen Zeichen größere Wichtigkeit, weil diese direkt zum Zwecke der Kommunikation erfunden worden sind: «Diese spezifisch menschliche Art der Zeichen möchten wir untersuchen und behandeln, da auch die Heilige Schrift ein konventionelles Zeichen ist, das von Gott durch jene Menschen gegeben wurde, die die Bücher der Heiligen Schrift geschrieben haben.»⁴² Auch die Tiere geben Zeichen; so ruft z. B. der Hahn die Henne, wenn er ein Korn gefunden hat, das müssen wir aber unter die natürlichen Zeichen einreihen, weil dies ohne die Absicht des Bezeichnens, instinktiv geschieht; und dasselbe haben wir in Hinsicht auf den Menschen, wenn sich der Ärger auf dem Gesicht widerspiegelt. Das *signum datum* ist ein Zeichen, das mit der Absicht der Kommunikation zustandekommt. Die Zeichen, mit denen die Menschen einander ihre Gedanken mitteilen (*inter se sua sensa communicant*), lassen sich entsprechend den Sinnesorganen in die Zeichen des Gesichts-, des Gehörs- und anderer Sinnesorgane einteilen.⁴³ Die meisten Zeichen stehen jedoch mit dem Gehör in Verbindung, in erster Linie durch die Wörter, deshalb werden die Wörter die wichtigsten Zeichen der Kommunikation zwischen den Menschen genannt. Mit den Wörtern kann man nämlich alle anderen Zeichen ausdrücken, während mit den anderen Zeichen die Wörter in keiner Weise auszudrücken sind.

Das Wort verfliegt, deshalb wurden mit der Schrift die Zeichen für die Wörter erfunden. Mit solchen Zeichen hat man die Botschaft Gottes, die Heilige Schrift in den verschiedenen Sprachen niedergelegt. Die göttliche Botschaft aus der Bibel herauszuschälen, ist eine schwierige Angelegenheit. Aus dem Text der Bibel als Zeichen muß zuerst die Absicht der Menschen, die ihn geschrieben haben, und erst dann die göttliche Absicht festgestellt werden. Diesen komplizierten Interpretationsvorgang erschweren viele Faktoren, z. B. die unbekannten oder doppeldeutigen Zeichen. Die konventionellen Zeichen können nämlich solche mit einer Grund- und solche mit einer übertragenen Bedeutung sein: *signa vel propria, vel translata*.⁴⁴ Eine Grundbedeutung haben die Zeichen, die das anzeigen, wozu man sie erfunden hat, wenn also z. B. das Wort *bos* (Ochse) jenes Haustier bezeichnet, an das beim Hören des Wortes jeder Mensch, der Latein kann, denkt. Übertragene Zeichen sind diejenigen, die in ihrer Grundbedeutung etwas anderes bezeichnen, wenn z. B. das Wort *bos* (Ochse) das bekannte Tier bedeutet, wir aber dadurch an jenen Evangelisten denken, von dem der Apostel sagt: *bovem triturantem non infrenabis* (du sollst dem schiebenden Ochsen nicht das Maul zubinden).⁴⁵

⁴² *Horum igitur signorum genus, quantum ad homines attinet, considerare atque tractare statuimus, quia et signa divinitus data quae scripturis continentur, per homines nobis indicata sunt qui ea conscripserunt* (2, 3).

⁴³ *Signorum igitur quibus inter se homines sua sensa communicant, quaedam pertinent ad oculorum sensum, pleraque ad aurium, paucissime ad ceteros sensus.* (2, 5).

⁴⁴ *Duobus autem causis non intelliguntur quae scripta sunt, si aut ignotis aut ambiguis signis obteguntur. Sunt autem signa vel propria vel translata* (2, 32).

⁴⁵ *De doct.* 2,33.

Die beste Medizin gegen die unbekannten Zeichen ist die Sprachkenntnis. Diejenigen, die sich mit der Bibel beschäftigen, brauchen außer dem Lateinischen auch die Kenntnis der hebräischen und griechischen Sprache.⁴⁶ Es gibt zwei Arten von unbekannten Zeichen: das unbekannte Wort (*ignotum verbum*) und die unbekannte Ausdrucksweise (*ignota locutio*).⁴⁷ Wenn sie aus einer anderen Sprache in den lateinischen Text gekommen sind, muß man ihre Bedeutung aufgrund der Angaben der anderen Sprache bestimmen, wenn sie aus unserer eigenen Sprache stammen, dann gilt es aufgrund des allgemeinen Sprachgebrauchs ihre hier vorliegende Bedeutung festzustellen. Um die Bedeutung der unbekannten Zeichen herauszufinden, ist außer den Sprachen auch die Kenntnis der Dinge, der Realien unbedingt notwendig, d. h. man muß in allen Wissenschaften bewandert sein: in den sieben freien Künsten, in der Literatur, der Philosophie, der Religionsgeschichte, der Ethnologie, der Zahlenmystik usw.⁴⁸ Augustin verlangt also eine solche universale Bildung für die christlichen Exegeten, wie sie einige Jahrhunderte vorher Cicero für die Redner gefordert hat.⁴⁹

Ein ernstes Problem bedeutet die Doppeldeutigkeit des sprachlichen Zeichens; besonders muß man darauf achten, wenn es um eine Übersetzung oder die Deutung eines übersetzten Textes geht.⁵⁰ Falls z. B. in einem lateinischen Satz das Wort *os* vorkommt, und sich aufgrund des Textzusammenhangs, nicht entscheiden läßt, ob man es mit dem Wort *os*, *ossis* (Knochen) oder *os*, *oris* (Mund) zu tun hat, dann muß man auf das griechische Original zurückgreifen, weil dort in der Lautgestalt der beiden Wörter ein Unterschied besteht.⁵¹ Die Doppeldeutigkeit kann gleicherweise in der Grund- und übertragenen Bedeutung der Wörter auftreten. Wenn die Grundbedeutung einiger Wörter unsicher erscheint, muß man die kirchliche Praxis in Betracht ziehen. Wenn die Doppeldeutigkeit sich auf mehreren Ebenen zeigt, muß man den unsicheren Textteil mit dem Ganzen des gegebenen Textes vergleichen, d. h. mit dem Vorausgegangenen und der Fortsetzung.⁵² Befolgt man diese Vorschrift, dann kann man die Doppeldeutigkeiten vermeiden, die sich aus dem Mißverstehen des Sinnes der Wörter und Ausdrücke bzw. aus der falschen Gliederung des Textes ergeben. Unrichtig z. B. ist der folgende Text und er enthält schwere Ketzerei, wenn man ihn so gliedert: *In principio erat verbum, et verbum erat apud deum, et deus erat* (am Anfang war das Wort und das Wort

⁴⁶ De doctr. 2, 34.

⁴⁷ *Namque aut ignotum verbum facit haerere lectorem aut ignota locutio* (2, 50).

⁴⁸ De doctr. 2, 59—151.

⁴⁹ Cic. Brutus 322—23.

⁵⁰ Das ganze 3. Buch beschäftigt sich mit dieser Frage.

⁵¹ De doctr. 3, 14.

⁵² *Quod si ambae vel etiam omnes, si plures fuerint partes ambiguitatis, secundum fidem sonuerint, textus ipse sermonis a praecedentibus et consequentibus partibus, quae ambiguitatem illam in medio posuerunt, restat consulendus, ut videamus cuinam sententiae de pluribus quae se ostendunt, ferat suffragium eamque sibi contextui patiat* (3, 3).

war bei Gott und Gott war). *Verbum hoc erat in principio apud deum*. Diese Doppeldeutigkeit läßt sich leicht beheben, wenn man die kirchliche Praxis betrachtet, die den obigen Satz immer in der Weise gegliedert hat: *Et deus erat verbum. Hoc erat in principio apud deum*.⁵³ In der gesprochenen Rede kann eine verfehlte Intonation schwere Doppeldeutigkeit verursachen, wenn beispielsweise anstelle des Tonfalls der Entscheidungsfrage der für die Ergänzungsfrage charakteristische Tonfall verwendet wird.⁵⁴

Noch größere Probleme wirft die Frage der Auslegung der Zeichen mit übertragener Bedeutung auf. Hier besteht die Gefahr darin, daß das Zeichen mit dem Bezeichneten verwechselt wird (*signa pro rebus accipere*).⁵⁵ Im Alten Testament z. B. hat Gott dem jüdischen Volk zeitweilige und materielle Zeichen gegeben (*temporalia et carnalia signa*), diese Zeichen wurden jedoch von vielen als universale Zeichen gedeutet, d. h. sie beharrten so auf den Zeichen wie auf den Sachen und wurden so zu Knechten der Zeichen.⁵⁶ Mit der Auslegung der Zeichen erhob Christus die, die an sie glaubten auf die Höhe der Sachen, die durch jene Zeichen bezeichnet wurden. Wer nämlich die nützlichen vom Gott gegebenen Zeichen kennt und ehrt, der ehrt nicht das, was er sieht und was zeitweilig ist, sondern das, worauf sich diese Zeichen beziehen. Infolgedessen ist es ein Zeichen der Knechtschaft, wenn man sich an die Wörter hält, d. h. an die Zeichen, anstelle der Sachen, die durch die Zeichen bezeichnet werden. Bei der Auslegung der Schrift gilt es zuerst, sich zu entscheiden, ob man einen Textteil wortwörtlich oder im übertragenen Sinne deuten muß. Man sollte nach der folgenden allgemeinen Regel vorgehen: «Wenn sich etwas in der Heiligen Schrift wortwörtlich weder auf die reinen Sitten noch auf die Glaubenswahrheiten beziehen läßt, dann muß man es im übertragenen Sinne auslegen.»⁵⁷ Kein Mensch mit klarem Kopf wird z. B. annehmen können, daß Magdalena wirklich Christus' Füße so mit duftendem Öl gesalbt hat, wie die Buhlerinnen bei einem schwelgerischen Gastmahl die Füße ihrer Liebhaber. In dem diesbezüglichen Text stellt der gute Duft den guten Ruf dar, in dem der nach den Geboten Christi lebende Mensch steht; die Salbung von Christus' Füßen bedeutet aber die Nachfolge Christi.

In seinem Werk *De doctrina christiana* werden also von Augustin die Zeichen nicht nur bestimmt und typologisiert, sondern er betrachtet sie auch als grundlegenden Schlüssel der Schriftauslegung. Seine Zeichentypologie — die nach unseren gegenwärtigen Kenntnissen die erste und einzige Zeichen-

⁵³ De doct. 3, 5.

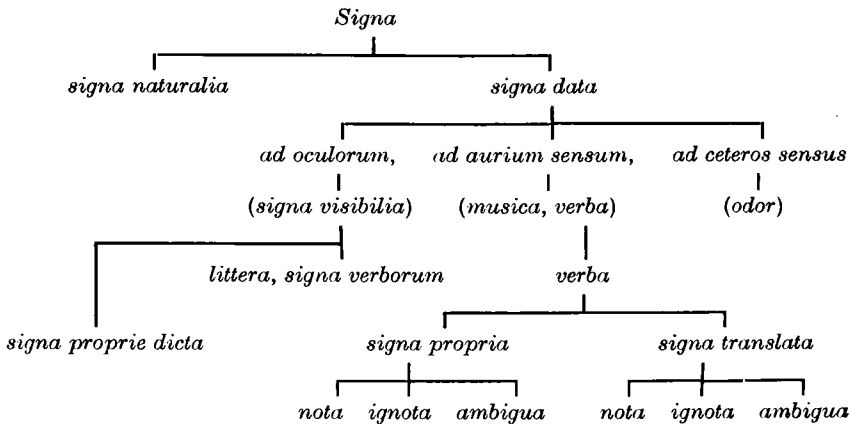
⁵⁴ De doct. 3, 10—11.

⁵⁵ *Ea demum est miserabilis animae servitus, signa pro rebus accipere, et supra creaturam corpoream oculum mentis ad hauriendum aeternum lumen levare non posse* (3, 21).

⁵⁶ De doct. 3, 22—23.

⁵⁷ *Demonstrandus est igitur prius modus inveniendae locutionis, propriane an figurata sit. Et iste omnino modus est, ut quidquid in sermone divino neque ad morum honestatem neque ad fidei veritatem proprie referrri potest, figuratum esse cognoscas* (3, 33).

Einteilung in der antiken Literaturwissenschaft ist — läßt sich in das folgende Schema fassen :



4. In der Antike war die Allegorisierung, die allegorische Deutung der Erscheinungen angefangen von den Stoikern, über die jüdischen Schriftdeuter bis zu den spätrömischen Grammatikern hin sehr beliebt. Für Augustin ist die allegorische Deutung des Alten Testaments vom Gesichtspunkt des Neuen Testaments von prinzipieller Bedeutung. Aber G. Ripanti macht darauf aufmerksam, daß mehrere, z. B. Origenes, die Meinung vertraten, wonach die allegorische Deutung der wörtlichen Auslegung widerspricht.⁵⁸ Diesen Widerspruch überwindet Augustin sowohl auf der Ebene der Logik als auch auf der der Linguistik, indem er das Wort als Zeichen interpretiert. Das *signum datum* hat nämlich mindestens zwei Bedeutungen: eine subjektive Bedeutung (*voluntas significandi*),⁵⁹ und eine objektive, die im Zeichen ist (*vis significatioque*).⁶⁰ Wenn jedoch das Wort als Zeichen diese Doppelheit in sich trägt, dann ist die Deutung im übertragenen Sinne grundsätzlich möglich und wissenschaftlich erlaubt. Da die Bibel ebenfalls ein *signum datum* darstellt, ein Zeichen, mit dem Gott den Menschen seine Absicht mitteilt, ist auch die symbolische Deutung der Bibel natürlich.

Bei der Suche nach den Quellen für die Zeichentheorie des Augustin gelangt man auf ziemlich unsicheren Boden. Die Schwierigkeit ergibt sich daraus, daß wir in bezug auf die Zeichentheorie der Stoiker nur über indirekte Angaben verfügen: aus den Hinweisen von Diogenes Laërtios und Sextus Empiricus läßt sich lediglich vermuten, was über das Zeichen gelehrt wurde.

⁵⁸ G. RIPANTI: L'allegoria o l'«intellectus figuratus» nel De doctrina christiana di Agostino. RE Aug. 18 (1972) 219—21.

⁵⁹ De doctr. 2, 2—4.

⁶⁰ Qui vero aut operatur aut veneratur utile signum divinitus institutum cuius vim significationemque intellegit, non hoc veneratur quod videtur et transit, sed illud potius quod talia cuncta referenda sunt (3, 30).

Die Arbeiten sind jedoch verloren gegangen, mit denen es möglich wäre, die Behauptungen der beiden Verfasser zu beweisen. Dem ist es zuzuschreiben, daß die Originalität der Zeichentheorie des Augustin von den modernen Forschern so unterschiedlich beurteilt wird. Nach der Feststellung von R. A. Markus ist das Wort als Zeichen auch früher schon vorgekommen, «aber für keinen einzigen früheren Verfasser war die Zeichentheorie in erster Linie Sprachtheorie, und die sich mit der Sprach beschäftigenden Gedankengänge waren nicht in der Fachterminologie der Zeichentheorie formuliert.»⁶¹ Den Anstoß dazu, seine Sprachtheorie mit den Termini der Zeichentheorie zu formulieren, mag Augustin durch die Zeichen der Heiligen Schrift bekommen haben — sagt Markus —, und darin besteht seine Originalität. In seiner Studie, die auch einer Monographie Ehre machen würde, bestreitet B. D. Jackson die Richtigkeit von Markus' Behauptung auf der Grundlage, daß auch die Stoiker das Zeichen in Zusammenhang mit der Bedeutung des sprachlichen Ausdrucks verwendeten. Nur dann könnte man behaupten, die Stoiker hätten das Zeichen nicht in der Sprachtheorie angewandt, wenn bei ihnen *σημαῖνον* nicht Zeichen bedeuten würde. Nun bedeutet aber bei ihnen *σημαῖνον* das sprachliche Zeichen und *σημεῖον* Zeichen im weiteren Sinne. Das *signum datum* des Augustin enthält die Bedeutung beider griechischen Termini, deshalb ist die Übernahme der Lehre der Stoiker unbestreitbar.⁶² J. Pinborg hebt die stoischen Grundlagen von *De dialectica* hervor, aber er stellt auch fest, daß sich Augustin von der stoischen Grundlage entfernt und seinen eigenen Weg geht: über die stoische Semantik gelangt er zu seiner Illuminationstheorie.⁶³ Nach der Behauptung von Zs. Telegdi weicht die Zeichentheorie Augustins von der Stoiker ab: Zwischen ihnen besteht nur eine oberflächliche Ähnlichkeit.⁶⁴

Es war meine Absicht, die Zeichenlehre des Augustin in ihrer Entwicklung zu skizzieren, damit sich vor unseren Augen abzeichnet, wie sie sich von der *De dialectica* bis zur *De doctrina christiana*, d. h. von 386—396, verändert hat. Der Einfluß der griechischen Voraussetzungen zeigt sich am besten in *De dialectica* und *De magistro*, sowohl in inhaltlicher als auch in terminologischer Hinsicht. Aber schon in *De dialectica* gibt es solche Abweichungen von dem uns bekannten griechischen System, die man den gegenwärtigen Kenntnissen nach Augustin zuschreiben muß; hierher gehört z. B. die allgemeinere Interpretation von *res*. In *De magistro* finden sich ebenfalls traditionelle Elemente, hauptsächlich in bezug auf die Terminologie (*significans* — *significatum*); die Unterscheidung von *audibile signum* und *audibile significatum*

⁶¹ R. A. MARKUS: *op. cit.* 64: «In general, no one would dispute that words are signs; but for no writer is the theory of signs primarily a theory of language, nor is reflection on language carried on in terms of signs.»

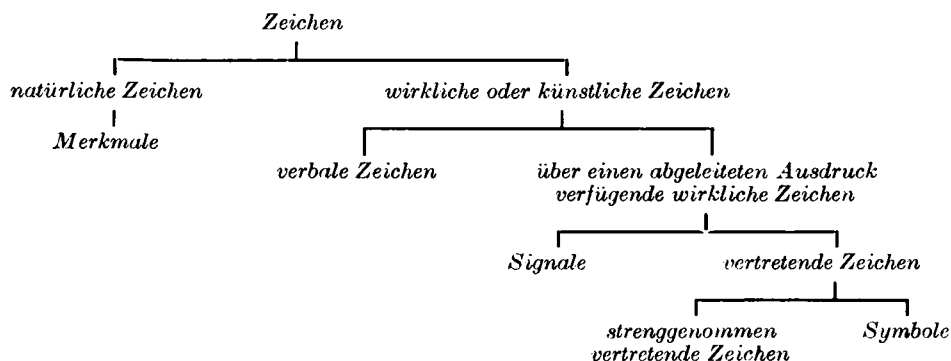
⁶² B. D. JACKSON: a. W. 48—49.

⁶³ J. PINBORG: a. W. 177.

⁶⁴ ZS. TELEGDI: a. W. 278.

das Verhältnis der verschiedenen Zeichen zueinander sowie die Erörterung des Zusammenhangs zwischen den Zeichen und der Lehre scheint jedoch eine von dem Vorausgegangenen unabhängige Leistung zu sein. Eine ebenfalls selbständige Leistung des Augustinus ist die Zeichentypologie, die sich uns in *De doctrina* erschließt. Die Stoiker haben die Zeichen in kommensorative (erinnernde) und indikative (hinweisende) eingeteilt, demnach ist der Rauch z. B. ein kommensoratives Zeichen, weil er sich zusammen mit dem Bezeichneten, dem Feuer, zeigt. Das indikative Zeichen ist nie zusammen mit dem Bezeichneten zu beobachten, man kann aus ihm nur Folgerungen auf das Bezeichnete ziehen, beispielsweise aus der körperlichen Bewegung auf die der Seele.⁶⁵ Die Zeichentypologie des Augustin trägt einen völlig anderen Charakter, sie ist eine auf einheitlicher Grundlage vollgezogene Klassifizierung. Er erkennt eigentlich alle Arten von Zeichen, aber nur mit dem sprachlichen Zeichen befaßt er sich eingehend, da er dies in den Dienst seines besonderen Ziels stellen möchte. Ungeachtet dessen läßt sich seine Zeichentypologie den modernen Zeichentypologien an die Seite stellen.

So führt z. B. A. Schaff, nachdem er auf die logischen Klippen bei der Klassifizierung der Zeichen aufmerksam gemacht und die Zeichentypologie von Morris, Carnap und Peirce eben wegen solcher Fehler abgewiesen hat,⁶⁶ seine eigene für richtig erachtete Einteilung an, die er mit der folgenden Abbildung veranschaulicht:



Vergleicht man nun diese Typologie mit der oben angeführten Typologie des Augustin dann sieht man, daß beide im Grunde genommen genau übereinstimmen. Der Unterschied besteht lediglich darin, daß Augustin die sprachlichen Zeichen, A. Schaff dagegen die über einen abgeleiteten Ausdruck verfügenden wirklichen Zeichen eingehender klassifiziert. Wie man aus seinen Beispielen

⁶⁵ Vö. B. MATES: a. W. 13—14.—

⁶⁶ A. SCHAFF: *Bevezetés a szemantikába*. (Einführung in die Semantik) Budapest 1967. 134—136.

schließen kann, kennt Augustin die letzteren ebenfalls, da aber sein Interesse dem sprachlichen Zeichen gilt, läßt er sie absichtlich außer acht.⁶⁷ Schaff hebt hervor, daß das sprachliche Zeichen eine besondere Rolle in der menschlichen Kommunikation spielt, weshalb die sprachlichen Zeichen «den ersten Platz in der Hierarchie der Zeichen einnehmen.»⁶⁸ Ähnlich formuliert es auch Augustin : «Unter den Zeichen kommt den Wörtern der erste Platz zu.»⁶⁹ Mit Recht können wir also beanstanden, daß die Zeichentheorie des Augustin von A. Schaff überhaupt nicht genannt wird, so wie sich auch andere moderne Semiotika über ihn ausschweigen oder seinen Namen nur am Rande erwähnen.⁷⁰ Dabei besteht das Verdienst der Pionierarbeit Augustins nicht nur darin, daß er eine Zeichentypologie aufgestellt hat, die sich bis heute behaupten konnte, sondern auch darin, daß er die Zeichenlehre in den Dienst der Bibelauslegung stellte⁷¹ und damit die Theorie und Praxis einer solchen Methode der Textinterpretation schuf, die in der modernen Literaturwissenschaft erst in den letzten Jahrzehnten an Boden zu gewinnen beginnt.⁷²

Budapest.

⁶⁷ De doct. 2, 2 : *Sed de hoc toto genere nunc disserere non est propositum. Quoniam tamen incidit in partitionem nostram, praeteriri omnino non potuit, atque id hactenus notatum esse suffecerit.* Über das Verhältnis von Augustins Terminologie zu den modernen Terminologien s. R. A. MARKUS : a. W. 82—83.

⁶⁸ A. SCHAFF : a. W. 135.

⁶⁹ De doct. : *Verba enim prorsus inter homines obtinuerunt principatum significandi quaecumque animo concipiuntur, si ea quisque prodire velit* (2, 6).

⁷⁰ V. VOIGT : *Bevezetés a szemiotikába.* (Einführung in die Semiotik). Budapest 1977. 40.

⁷¹ C. MAYER : «Res per signa». Der Grundgedanke des Prologs in Augustins Schrift *De doctrina christiana* und das Problem seiner Datierung. RE Aug. 20 (1974) 100—112.

⁷² B. KÖPECZI : *Jel, értelem, irodalom.* (Zeichen, Sinn, Literatur) Filológiai Köz-löny 20 (1974) 283—94.

CONTRIBUTIONS A UNE ANALYSE DE LA GENÈSE DE L'HISTOIRE UNIVERSELLE DE THÉOPHYLACTE SIMOCATTA

L'Histoire Universelle de Théophylacte¹ est une monographie historique traitant d'une époque donnée, celle du règne de l'empereur Maurice (582—602), elle appartient donc au genre de l'historiographie antique et byzantine² lequel apparaît d'abord dans l'œuvre de Thucydide pour être cultivé ensuite pendant un millénaire par des historiens renommés jusqu'au prédécesseur direct de Théophylacte, Ménandre le Protecteur.

Le *prooimion* méditant sur l'utilité sociale de l'historiographie est bien caractéristique de ce genre,³ et ce n'est que le préambule, le «Dialogue entre la Philosophie et l'Histoire»⁴ qui soit un élément, dans l'œuvre de Simocatta, qu'on puisse considérer comme inhabituel, même sans pareil, en tant que prologue d'une monographie historique. Connaissant la culture et toute l'attitude d'écrivain de Théophylacte, on ne peut guère croire qu'il ait utilisé un élément formel inconnu dans l'historiographie classique et différant tout à fait de la pratique des précurseurs antiques imités et profondément vénéérés. Il faut plutôt supposer que ce dialogue fût originairement conçu comme un ouvrage indépendant et qu'il ne fût ajouté à l'Histoire Universelle qu'ultérieurement, peut-être par un copiste. Il n'est pas dû au hasard que, dans la tradition manuscrite, le dialogue et le *prooimion*,⁵ indéniablement théophylactiens, sont séparés par une table des matières des huit livres,⁶ liste dont le style ne remonte pas à Théophylacte, mais à un copiste. Si le dialogue avait appartenu de façon organique à l'Histoire Universelle, il aurait été précédé par la table des matières comme le sont le titre et le *prooimion*. Les mots *προλογίζει ἡ φιλοσοφία* au début du dialogue ne veulent pas dire que «la Philosophie dit un prologue»,

¹ Dans ce qui suit, je cite l'œuvre selon l'édition suivante: Theophylacti Simocattae Historiae. Edidit C. DE BOOR. Editionem correctiorem curavit explicationibusque recentioribus adornavit P. WIRTH. Stuttgartiae 1972.

² Les traditions du genre sont parfois si fortes que même les éléments chrétiens sont exprimés de façon fortement païenne et antique. P. ex.: I 10, 2 cf. III 12, 8; II 2, 9 cf. IV 16, 25; I 14, 8.

³ V. p. ex.: H. LIEBERICH: Studien zu den Proömien in der griechischen und byzantinischen Geschichtsschreibung I—II. Program des Kgl. Realgymnasiums München für das Schuljahr 1897/1898, 1899/1900. München 1898. 1900.

⁴ P. 20—22.

⁵ P. 36—38.

⁶ P. 22—26.

mais plutôt «c'est la Philosophie qui commence le dialogue».⁷ En lisant cet ouvrage on sent la fraîcheur des événements vécus : la joie causée par la chute de Phocas le tyran et l'attente d'une époque meilleure, celle d'Héraclius.⁸ Théophylacte a écrit donc le dialogue, selon toute probabilité, directement sous l'effet du tournant historique de 610 et immédiatement après.⁹

En ce qui concerne l'œuvre historique même, la genèse en peut être reconstituée à l'aide des observations suivantes.¹⁰ L'œuvre a des détails qui doivent être écrits sans doute peu après la chute de Phocas en 610 et même sous l'influence immédiate de cet événement. C'est un grand dommage que le copiste du *Vaticanus Graecus* 977¹¹ ait laissé vide deux pages au milieu du chapitre VIII 12, car cette lacune enlève au chercheur moderne un détail né certainement vers 610.¹² L'historien insère ici un discours dans son œuvre,¹³ discours qui peut avoir été prononcé devant un auditoire constantinopolitain au moment où «la tyrannie de Phocas toucha à son terme».¹⁴ Pourtant, de ce discours on ne connaît que quelques phrases, à cause du manque de texte.¹⁵ Bien que tronqué, ce chapitre prouve de toute façon que certains détails de l'Histoire Universelle, voire le rassemblement des matériaux furent faits par Théophylacte immédiatement après la chute de Phocas et l'avènement d'Héraclius (610). D'abord, il paraît, il s'occupa de la tragédie de l'empereur Maurice et de sa famille, voire des événements précédents : de la révolte militaire de Phocas, ainsi que de la

⁷ LIDDELL—SCOTT: A Greek—English Lexicon. Oxford 1961. S. v. — D'ailleurs, l'interprétation «La Philosophie dit un prologue» est déraisonnable, puisque le Dialogue est prononcé par deux personnalités : la Philosophie et l'Histoire.

⁸ Ch. 3—7 p. 20—21.

⁹ Par contre, FIGULEVSKAYA (Feofilakt Simokatta, Istoriya. Moscou 1957. 13) est d'avis que ce n'est qu'après avoir écrit l'œuvre historique entre les ans 628 et 638 (cf. la note 10) que Théophylacte aurait écrit le Dialogue, donc à même la fin. Cf. encore les notes 10, 12 et 16.

¹⁰ M. MARKOVIĆ (Varia ad Theophylactum Simocattam: Glasnik Srpske Akademije Nauka I [1949] 543 cf. F. BARISIĆ et M. MARKOVIĆ: Vizantijski izvori za istoriju naroda Jugoslaviye I. Beograd 1955. 104) se servit, comme *terminus ante quem*, du fait que l'auteur parle, dans le Dialogue de la Philosophie et de l'Histoire, du patriarche Sergius comme d'un personnage encore vivant (il mourut le 8—9 décembre 638). Cette argumentation est acceptée par N. V. FIGULEVSKAYA (Feofilakt Simokatta, Istoriya p. 13) et Z. V. UDALCOVA (Istoriya Vizantii. I. Moscou 1957. 37; Ideyno-političeskaya borba v ranney Vizantii. Moscou 1974. 277). Mais comme il n'est pas raisonné de considérer le Dialogue comme partie organique de l'œuvre historique, cette argumentation n'est pas fondée. Le fait que le patriarche Sergius était encore vivant au moment de la naissance du Dialogue, ne prouve pas nécessairement qu'il était vivant pendant la genèse de l'Histoire Universelle. V. encore les notes 9, 12 et 16.

¹¹ V. la remarque de l'éditeur, C. DE BOOR, dans l'*apparatus* de la page 307.

¹² C'est clairement démontré par l'expression τῆς τετρανίδος ληξιάσης (VIII 12, 3 p. 307, 5—6).

¹³ VIII 13, 3. La méthode que l'historien insère son propre discours de façon postérieure dans son œuvre historique, n'est pas inconnue dans l'Antiquité; ainsi fit p. ex. Caton en insérant ses propres discours dans *Origenes*.

¹⁴ VIII 12, 3. — La division des chapitres au début de l'œuvre, dans la table des matières remontant au Moyen Age, cite cela sous le titre de Ἐπιτάφιος εἰς Μανώλειον τὸν αὐτοκρατορα.

¹⁵ VIII 12, 5—7 p. 307, 12—21.

révolte du peuple constantinopolitain qui suivit (Hist. VIII 5,5—15,8).¹⁶ Le motif de cela pouvait être donné par le fait qu'Héraclius en décousit avec Phocas. Comme partisan d'Héraclius, Simocatta put contribuer à la formation des bases idéologiques du nouveau régime et justifier le comportement d'Héraclius en démontrant la cruauté excessive qu'utilisa Phocas envers son maître légal, Maurice.¹⁷ Selon toute probabilité, ce n'est que plus tard que notre historien conçut le projet de continuer l'histoire de Ménandre le Protecteur (allant jusqu'à la mort de l'empereur Tibère en 582) par sa propre monographie comprenant tout le règne de Maurice (582—602). D'où le fait que le drame de 602 est accompagné du souvenir encore récent de la chute de Phocas,¹⁸ tandis que dans bien d'autres récits de son œuvre, on sent l'influence de situations et d'événements nettement tardifs. Dans un passage (VIII 12, 13) il fait allusion, en l'insérant organiquement dans ses pensées, à l'époque où «le serpent babylonien», Chosroès II mourut (628), et l'empereur Héraclius termina glorieusement la guerre contre les Perses (630).¹⁹ C'est à la même époque que renvoie, visiblement, un autre passage (V 15,5—7) dans lequel l'auteur nous fait connaître une prédiction de Chosroès, en partie certainement *ex eventu*. Ce passage fait allusion à la situation historique qui s'est créée après les campagnes victorieuses d'Héraclius, quand Byzance pouvait dicter ses conditions aux Perses. Théophylacte mentionne aussi la revue militaire pouvant être datée vers 627 (VIII 12, 12),²⁰ qui a prouvé que les soldats ayant participé à la révolte de Phocas étaient alors complètement disparus des forces armées de Byzance (VIII 12,9—13).²¹ Les remarques faisant allusion aux intérêts com-

¹⁶ Ces chapitres de l'œuvre furent écrits en premier lieu d'après les informations orales des témoins oculaires. Pour cela, v. T. OLAJOS: Jean d'Épiphanie et les autres sources de l'Histoire Universelle de Théophylacte Simocatta, Akadémiai Kiadó, Budapest, sous presse. La reconstitution minutieuse des événements rend vraisemblable, au premier abord déjà, que les souvenirs des témoins furent recueillis par Théophylacte non pas après deux ou trois décennies, mais peu après les jours tragiques de 602. L'hypothèse de M. MARKOVIĆ (v. la note 10) n'est pas convaincante: selon lui le *terminus post quem* de la naissance de l'œuvre serait l'an 628, année de la mort du grand roi perse Chosroès II, puisque Théophylacte fait une allusion à cet événement dans le passage VIII 12, 13 de son Histoire.

¹⁷ Cette question est traitée de façon détaillée par T. OLAJOS: Theophylaktos Simokattés, a történetíró [Théophylacte Simocatta, l'historien]. Thèse de candidature dactylographiée. Szeged 1977. 15—16, 18—19 cf. 21—24.

¹⁸ Cf. la note 16.

¹⁹ En ce qui concerne les événements en question, v. p. ex. A. N. STRATOS: Byzantium in the Seventh Century I. Amsterdam 1968. 223—252.

²⁰ Les luttes contre Razatès, ainsi que la victoire sont datées au mois de décembre de 627 ou au mois de janvier 628 par la recherche moderne; v. p. ex. A. N. STRATOS: op. cit., 210—213; Ю. КОУЛАКОВСКИЙ: Историya Vizantii. III. London 1973 (repr.), 95—98.

²¹ Il est bien possible que Théophylacte ait senti le double caractère de son œuvre, c'est-à-dire qu'il présente l'époque de Maurice d'une part du point de vue de la chute de Phocas (610), d'autre part de celui de la victoire définitive sur les Sassanides (630); et c'est pour aplanir un peu cette contradiction qu'il fait la remarque un peu forcée selon laquelle il n'y eut pas de grande distance temporelle entre l'usurpation du trône par Phocas (602—610) et le début de la campagne décisive d'Héraclius contre les Perses (627): VIII 12, 12.

muns de Byzance et de la Perse contre les Barbares voisins,²² renvoient à une époque plus tardive encore que la victoire glorieuse sur les Sassanides. Ces parties de l'œuvre historique sont peut-être nées au moment où l'on pouvait déjà voir l'attitude menaçante des Arabes²³ renversant l'empire perse et privant Byzance de ses territoires à l'Est (634—638).²⁴

Certaines parties de l'Histoire Universelle de Théophylacte font donc témoignage, d'après tout ce que nous venons de dire, de la date approximative ainsi que des circonstances de leur naissance. En interprétant bien ces témoignages, on peut aboutir à la conclusion que l'œuvre a pu être écrite pendant le quart de siècle qui suivit l'an 610. Au début ce ne sont que les événements de 602 qui intéressèrent notre historien, et ce n'est qu'un peu plus tard qu'il pouvait commencer la confection de la monographie destinée à raconter tout le règne de Maurice. Cependant, l'historien avait une méthode à cause de laquelle il est impossible de dater la naissance des différentes parties. Pourtant, il y a quelques points de repère nous révélant avec une plus ou moins grande certitude, quels livres pouvaient être écrits par l'auteur pendant une période plus longue, par conséquent à partir d'une date antérieure et quels livres montrent un certain manque dans l'élaboration des détails, manque qui ne peut provenir que du fait que Théophylacte a écrit ces parties plus tard, et qu'il n'avait pas donc assez de temps pour les mettre au point.

Le peu que nous possédions du discours de Simocatta racontant la tragédie de Maurice (épitaphe dans le livre VIII) montre une rédaction de texte très exigeante; il faut donc croire que la continuation de ce discours, la lacune, devait avoir le même caractère. C'est une autre question qu'en écrivant l'épitaphe, l'auteur ne pensa pas encore à une monographie historique de grand volume; il a rédigé ce discours, visiblement, comme une œuvre d'occasion ayant pour but de présenter d'une manière suggestive l'horreur de l'exécution de Maurice et de ses fils, prouvant ainsi le caractère inhumain de Phocas et de ses partisans.²⁵ Nous avons le même style bien ciselé dans les discours oratoires que Théophylacte fait prononcer à ses personnages dans les cinq premiers livres de son œuvre.²⁶ Avec la différence, bien sûr, que ses discours s'adaptent entièrement à la conception de l'œuvre historique. Il nous saute aux yeux par contre

²² III 9, 11; IV 11, 2—3; 13, 6—13.

²³ Concernant ces questions-là v. T. OLAJOS: *Theophylaktos Simokattés, a történetíró* [Théophylacte Simocatta, l'historien]. Thèse de candidature manuscrite. Szeged 1977. 27—29, 107—109. C'est également à la fin des années 620 et au début des années 630 que la politique de l'empereur Héraclius et du patriarche Sergius, visant l'unité religieuse de l'Empire devint spécialement actuelle. Visiblement, Théophylacte est un des partisans de cette politique. Pour ceci, v. les détails des pages 24—26 et 99—103 de la thèse mentionnée.

²⁴ Pour ces événements v. p. ex.: A. N. STRATOS: *Byzantium in the Seventh Century*. II. Amsterdam 1972, p. 40—87.

²⁵ Cf. note 13.

²⁶ I 1, 5—20; 5, 1—16; 15, 3—10; II 13, 1—14; 13, 15—14, 12; III 11, 8—11; 13, 1—21; IV 4, 1—18; 5, 2—12; 13, 4—26; 16, 1—26; V 4, 5—15; 15, 5—7.

que dans les derniers livres, le nombre des discours est restreint, leur longueur aussi, et ils ne sont pas si consciencieusement élaborés du point de vue du style.²⁷ Ce fait ne peut pas être expliqué par d'autres arguments que Théophylacte aurait écrit d'abord l'histoire de la première décennie du règne de Maurice après avoir conçu l'idée de la monographie historique ; à ce temps-là, il avait encore le temps de bien rédiger le style ce qui exigea, conformément aux traditions de l'Antiquité, la rédaction minutieuse de discours convenables à des situations. Par contre, ce n'est que plus tard qu'il aurait rédigé le récit des événements entre la paix avec les Perses (591) et la révolte de Phocas (602), et il n'avait plus de temps pour orner son texte de discours oratoires bien rédigés et nettement stylisés.

Tout ce que nous venons de dire à propos des discours, se voit être confirmé par l'examen des parties narratives de son œuvre, c'est-à-dire par la différence qu'on peut apercevoir dans la mesure de l'élaboration des huit livres. Dans les cinq premiers livres tout le contenu, convenant d'ailleurs entièrement aux sources, est rédigé dans le style guindé, caractéristique de Théophylacte. Si étroitement qu'il suive ses sources, son style nous rayonne sa personnalité.²⁸ Ce n'est pas le cas dans les derniers livres, où les tournures véritablement théophylactiennes se font de plus en plus rares, les sources ne sont guère ou ne sont absolument pas restylisées.²⁹ Donc, dans les derniers livres, ce n'est pas que le nombre restreint des discours, mais aussi le degré peu important de la restylisation des sources nous prouvent également que notre écrivain avait moins de temps pour la rédaction, pour l'élaboration minutieuse et consciencieuse de sa monographie. Ce manque dans l'élaboration minutieuse des derniers livres de l'œuvre ne peut guère être expliqué autrement que par le fait que Théophylacte, à cause de sa mort ou bien pour une autre raison, ne pouvait pas achever son Histoire Universelle, son œuvre nous est resté sous une forme inachevée, comme torse.³⁰

²⁷ Dans le livre VI, Théophylacte insère trois discours pas très bien réussis (VI 6, 7—12; 7, 10—16; 11, 9—15); le matériel du dernier est emprunté entièrement dans l'œuvre de Ménandre le Protecteur. Pour cela, v. T. OLAJOS: Theophylaktos Simokattés és történetíró elődje, Menandros Protéktór [Théophylacte Simocatta et son prédécesseur historien, Ménandre le Protecteur]. Acta Universitatis Szegediensis de Attila József Nominatae. Acta Historica t. LXIV. Szeged 1979. 4—5. Le livre VII contient seulement deux brefs discours pas très bien réussis: VII 10, 5—8; 11, 1—5.

²⁸ Pour cela v. T. OLAJOS: Theophylaktos Simokattés, a történetíró [Théophylacte Simocatta, l'historien]. Thèse de candidature manuscrite. Szeged 1977, passim.

²⁹ C'est très bien démontré par le passage VIII 2, 1—3, 14 où l'on sent presque physiquement le style objectif et dépourvu de toute ornementation rhétorique du journal de guerre, utilisé comme source par Théophylacte. V. encore: T. OLAJOS: Jean d'Épiphanie et les autres sources de l'Histoire Universelle de Théophylacte Simocatta. Akadémiai Kiadó. Budapest, sous presse.

³⁰ N. V. FIGULEVSKAYA considère aussi l'œuvre théophylactien comme inachevée (Vizantiya i Iran na rubeže VI i VII vekov, Moscou—Leningrad 1946. 16; Feofilakt Simokatta, Istoriya. Moscou 1957. 20; cf. Z. V. UDALCOVA: K voprosu o mirovozzrenii vizantiyskogo istorika VII v. Feofilakta Simokatty: Zbornik Radova Vizantoloskog Instituta XI [1968] 31; du même auteur, Idejno-političeskaya borba v ranney Vizantii, Moscou 1974, 277).

Quant au rassemblement du matériel, ce qui nous saute le plus aux yeux en donnant une impression d'incomplet, c'est qu'on peut lire très peu de choses chez Théophylacte sur les lieux historiques autres que les théâtres des opérations militaires des fronts balkanique et perse. Si pauvres que soient les sources concernant l'époque de Maurice, elles reflètent une continuité beaucoup plus variée dans les relations lombardo-byzantines que ne les montre Simocatta dans ses récits pauvres en détails et en événements (III 4, 8 ; VI 10, 7—12). Et, vraisemblablement, c'est pareil en rapport avec l'histoire de l'exarchat de Carthage aussi.³¹ De même on se doute de certaines lacunes dans la description des guerres avaro-slaves qui ne sont pas d'ailleurs mises dans l'arrière-plan des événements chez Théophylacte. Il est bien caractéristique qu'il fait à peine mention dans la description d'événements tardifs, d'une invasion avare allant jusqu'au coeur de l'empire, Constantinople (VI 1,3), invasion dont on ne trouve pas la description dans la partie correspondante de l'œuvre théophylactienne.³² Dans d'autres sources, bien que tardives dans la plupart des cas,³³ on voit en effet les contours d'une invasion avaro-slave atteignant son point de culmination vers l'an 588, et dont on ne retrouve pas les traces dans l'Histoire Universelle de Théophylacte, abstraction faite de la rétrospection superficielle mentionnée. Il est pourtant inimaginable que notre écrivain ait mis exprès hors de considération un événement d'une telle importance.³⁴ On est donc amené à penser qu'il n'avait plus le temps de trouver les sources détaillées qui s'y rapportent.

Théophylacte mit un grand soin à écrire une œuvre tout à fait convenable, et du point de vue de la structure, et du point de vue du style, aux exigences de la tradition littéraire, et ce fut même son premier soin. On ne peut donc guère croire que la fin incomplète de son Histoire soit le produit de sa volonté.³⁵

³¹ Ce ne sont que les passages III 4, 8—9 et VII 6, 6—7 qui touchent les événements passés dans l'exarchat de Carthage. C'est d'autant plus étonnant qu'il s'agit de territoires voisins de l'Égypte, pays natal de notre écrivain, d'une part; d'autre part le père de l'empereur Héraclius, protecteur de Théophylacte fut, pendant plus longtemps, exarque de Carthage.

³² Ce n'est qu'une phrase brève et sans importance qui renvoie aux ravages des Gètes en Thrace (III 4, 7).

³³ *Chronicon Monembasiae* vv. 86, 97, 116—121, 131—140: *Cronaca di Monemvasia*. Introduzione, testo critico, traduzione e note a cura di I. DUJČEV, Palermo 1976. 12—16; Nicolaus III patriarcha: MIGNE, PG t. 119, 877 D, 880 A; Euagrius, *Vita Paneratii* 90 (excerptum ed. VESELOVSKIY: *Iz istorii romana i povesti* I. *Sbornik otdeleniya russkago yazyka i slovesnosti Imperatorskoy Akademii Nauk* XL 2. Sanktpetersburg 1886).

³⁴ Théophylacte ne mentionne pas non plus le siège avar sans succès de Thessalonique, ville très important de l'Empire; pour cela v. *Miracula Sancti Demetrii* I 13—15 cf. 3 et 8: Les plus anciens recueils des Miracles de Saint Démétrius et la pénétration des Slaves dans les Balkans. I. Le texte. Par P. LEMERLE: Paris 1979. 130—165 cf. 75—82, 101—103.

³⁵ De ce point de vue-là, il vaut la peine de lire V 15, 12, le passage très soigneusement stylisé, par lequel Simocatta clôt le récit de l'histoire de la guerre perse et s'apprête à traiter de la deuxième décennie du règne de Maurice.

Il est sûr qu'ici nous avons affaire à un symptôme du caractère incomplet de l'œuvre théophylactienne.

D'après certains signes, à la fin de l'œuvre, surtout au livre VII et aux premiers chapitres du livre VIII, notre historien n'arriva qu'à rassembler de façon incomplète le matériel : il a dresser le fichier, mais il n'arriva pas à synthétiser et à polir les parties composées en mosaïque, il n'arriva pas à rédiger des liaisons plaisantes entre les différents sujets, comme il l'a fait visiblement avec soin dans les cinq premiers livres.³⁶ De plus, dans le cas de quelques données prises dans des sources, il ne parvint pas à les ranger même dans l'ordre chronologique définitif. Pour cela, le passage VII 12,10—11 est un bon exemple : Théophylacte y raconte quelques événements de la 19^e année du règne de Maurice (les «présignes» de la chute prochaine de l'empereur), et il le fait entre des événements beaucoup antérieurs, auxquels ceux-ci ne se rattachent d'aucune façon, d'aucun point de vue. En réalité, le récit de la 19^e année de l'empereur Maurice commence beaucoup plus bas, au paragraphe VIII 4,9.³⁷ Un autre exemple typique, c'est le passage VII 6,1, où la datation avec la tournure *πρὸ τεττάρων τοίνυν τούτων ἐνιαυτῶν* de la mort du patriarche constantinopolitain Jean le Jeûneur est confuse quelle que soit la chronologie à prendre comme base ;³⁸ cette datation ne passe pas dans le contexte donné.³⁹

Ce n'est que le caractère inachevé de l'œuvre qui puisse expliquer le fait suivant. Au début du chapitre VIII 12, il ya une note sur la marge du manuscrit N° 977 du Vatican : ici, le copiste a signalé le début du livre IX.⁴⁰ Il paraît donc que Théophylacte, tout en laissant son œuvre inachevée, avait le projet de séparer un livre IX peut-être comme cadre pour les événements d'après l'exécution de Maurice. L'éditeur médiéval de l'Histoire jugea enfin bon d'ajouter le livre IX entièrement inachevé au livre VIII. Ainsi l'œuvre était connue sous une forme divisée en huit livres déjà au temps de Photius⁴¹ et plus tard aussi, quand un copiste ou un lecteur médiéval fit la table des matières.⁴² Pourtant, le texte garde encore le projet original mais avorté.

³⁶ V. par ex. I 3, 1; 9, 1—3; III 5, 1; 5, 8—9; 6, 6; 8, 9; 9, 1—2; V 15, 12.

³⁷ Théophane le Confesseur qui emprunte à Théophylacte le passage racontant les présignes de la chute de Maurice (VII 12, 10—11), l'insère dans sa chronographie en effet dans le récit de la 19^e année de règne de l'empereur Maurice (a. m. 6093 p. 283, 7—12 ed. C. DE BOOR).

³⁸ V. par ex. B. GRAFENAUER: *Nekaj vprasany iz dobe naselyevanya yuznih slovanov*: *Zgodovinski časopis* 4 (1950) 63; G. LABUDA: *Chronologie des guerres de Byzance contre les Avars et les Slaves à la fin du VI^e siècle*: *Byzantinoslavica* 11. 2 (1950) 172; H. W. HAUSSIG: *Theophylaktos Exkurs über die skythischen Völker*. *Byzantion* 23 (1953) 299—300.

³⁹ Sur ce problème v. T. OLAJOS: *Theophylaktos Simokattés, a történetíró* (cf. note 28) 287.

⁴⁰ V. l'*apparatus* de la page 306.

⁴¹ Photius, *Bibliothèque*. Texte établi et traduit par R. HENRY. Tome I., Paris 1959. 79.

⁴² *Theophylacti Simocattae Historiae*. 22—36.

Faisant un bref résumé de nos constatations concernant la genèse de l'Histoire Universelle de Théophylacte, nous pouvons récapituler les faits suivant.

Le Dialogue de la Philosophie et de l'Histoire fut un écrit indépendant dans l'œuvre littéraire de Théophylacte, et ce n'est qu'au cours de la tradition manuscrite qu'il a trouvé sa place tout au début de l'œuvre historique (même précédant le titre et le prooimion!). Ce dialogue fut écrit visiblement immédiatement après la chute de Phocas, c.-à-d. peu après 610. C'est à ce temps-là qu'on peut mettre la genèse du discours de Théophylacte sur le destin fatal de l'empereur Maurice (VIII 12,3—7), ainsi que la genèse des parties qui traitent des événements qui précèdent et qui suivent immédiatement, également dans le livre VIII. Vraisemblablement, notre historien ne conçut que plus tard l'idée d'écrire une monographie traitant tout le règne de Maurice. Et la réalisation de cette idée se prolongea au cours des années d'après la mort de Chosroès et d'après la fin glorieuse de la guerre perse: à plusieurs passages, on peut sentir l'influence de ces événements sur la manière de voir de notre historien. L'auteur put donner une forme plus ou moins définitive aux cinq premiers livres de sa monographie, ce dont témoignent les applanissements entre les divers thèmes et sujets, les restylisations si caractéristiques de Théophylacte et enfin le fait que ces livres sont ornés de discours oratoires longs et bien élaborés. Les parties traitant de la deuxième moitié du règne de Maurice (sauf celles qui furent écrites vers 610 déjà) nous démontrent que Théophylacte n'eut plus le temps de restyliser les informations de ses sources, ni d'enrichir le récit par des discours longs, ni même, parfois, de mettre en ordre chronologique le matériel rassemblé dans les sources. Il eut l'idée de rédiger un livre IX à la fin de son œuvre, mais il n'arriva pas à réaliser cette idée. Son manuscrit n'est pas achevé, il est resté en forme de torse aux siècles futurs.

Szeged.

J. GERICS

ÜBER VORBILDER UND QUELLEN
DER *VITA HARTVICIANA*
SANCTI STEPHANI REGIS HUNGARIAE

I

Die Selbstausslegung der christlichen Kirche und des Staates, die sich in der Karolingerzeit ausgebildet hatte, war damals, als das ungarische Königtum begründet wurde, noch überall in Europa in voller Blüte. Diese Auffassung wies dem König — auf Grund seiner Würde — einen Platz innerhalb der Kirche zu, indem die Kirche auch in *spiritualibus* seiner Sorge und Verwaltung anvertraut war. Der Herrscher war mit Rechten und Pflichten des *defensor* oder *rector ecclesiae* ausgestattet. Darum war er keinem anderen unterstellt; es galt als sicherstes Zeichen seiner selbständigen und unabhängigen Macht, wenn er in seinem Land die Rolle des *rector (defensor) ecclesiae* besaß.¹

Ein anschauliches Beispiel für diese Auslegung der Rechte und Pflichten des *rector ecclesiae* ist z. B. die historiographische Auffassung des Adam von Bremen in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts (*Gesta Hammaburgensis Ecclesiae Pontificum* III, 3. und IV, 1). Er berief sich nämlich auf das Belehnen der dänischen Bistümer durch Otto den Großen, bzw. auf die Gründung von diesen auf dem eroberten Gebiet, um zu beweisen, wie sehr Dänemark der Vormacht des deutschen Kaisers (*in sua ditione*) unterstellt ist.²

Oft hat sich seit der Aufnahme des Christentums das altrömische Reich, wie auch Byzanz, und ebenso das westliche Kaisertum seit seiner Erneuerung zur Zeit von Karl dem Großen und Otto dem Großen dem «christlichen Volk» gleichgesetzt, und für sich den Begriff von Gottes auserwähltem Volk im Sinne des Neuen Testamentes beansprucht. Gern faßte der Kaiser seine Würde in universalem Sinne auf, und er bekannte sich an der Spitze des Imperium Christianum, mindestens im Prinzip, als Herrscher aller christlichen Völker. Dementsprechend hat man die Existenz und die Orthodoxie jener Völker, die vom Reich unabhängig Christen geworden sind — und auch die jener anderen Christen, die sich vom Reich getrennt hatten — einfach außer acht gelassen und gelehnet. Der große Traum, der auch zum Lösungswort der kaiserlichen Macht wurde, hieß: das Reich des Kaisers soll geographisch demjenigen

¹ G. TELLENBACH: Vom Zusammenleben der abendländischen Völker im Mittelalter. In: Festschrift G. Ritter. Tübingen 1950 S. 47.

² W. TRILLMICH—R. BUCHNER: *Fontes Saeculorum Noni et Undecimi Historiam Ecclesiae Hammaburgensis necnon Imperii Illustrantes*. Berlin 1961. S. 236 und 434.

Christi gleich sein. Doch haben die selbständigen, oder selbständig gewordenen christlichen Völker sich als gleichberechtigte Mitglieder des *Corpus Christi*, als autonome Teile des *regnum* des Christus angesehen. Diese Auffassung schien alle katholischen Völker und Länder zu berechtigen, sich für Gottes Auserwählten zu halten, und die eigene Geschichte als Verwirklichung des göttlichen Heilplans zu betrachten. Man hat also die Eigenart «Volk des Christus» (*populus Christianus*) zu sein, dem «römischen» Reich und Volk streitig gemacht.³ Wie der Kaiser im Reich, so konnte der König eines jeden christlichen Volkes im eigenen Land die Rolle des *rector (defensor) ecclesiae* spielen. In dieser Eigenart wurde der christliche Herrscher Hüter und Bewahrer der Selbständigkeit des eigenen Königtums und Volkes.

Diese Theorie tauchte — bis zum endgültigen Sieg der Gregorianischen Bestrebungen — in den Debatten über die Würde und das Recht des Herrschers immer wieder auf — einerlei ob dabei der Kaiser das eigene Recht dem Papst gegenüber, oder ob die einzelnen Könige ihre Selbständigkeit und Souveränität dem Kaiser gegenüber verteidigen wollten.

Auch im Ungarn des 11. Jahrhunderts hat sich diese Auffassung und das Argumentieren mit ihr eingebürgert. Bezeugt wird dies durch die *Gesta* des 11. Jahrhunderts, sowie durch die Größere und Kleinere Legende von Stephan dem Heiligen (1001—1038). In eine Art System gefaßt wurde das Ganze durch Bischof Hartvik in jener Lebensbeschreibung von Stephan dem Heiligen, die er — nach der eigenen Aussage — auf Geheiß des Königs Koloman (1095—1116) zusammengestellt hatte.

Hartvik hat die ungarländischen Antezedenzen dieser Ideologie zusammengefaßt, aber in mancher Hinsicht ging er darüber auch noch hinaus. Denn er hat schon gegen neue Antagonisten Gregorianischer Auffassung die Souveränität des ungarischen Königs verteidigen, und jene Rechte in seinen Schutz nehmen müssen, die Zielscheiben Gregorianischer Angriffe gebildet hatten. Wollte er mit Erfolg kämpfen, so mußte er sein geistiges Arsenal mit solchen neuen Argumenten ergänzen, die auch die Lehren aus den Debatten des inzwischen ausgefochtenen ersten Abschnittes des Investiturstreites schon berücksichtigen. Denn die Gregorianische Lehre hat sowohl die kaiserliche, wie auch die königliche Würde völlig desakralisiert, und diese aller ihrer früheren Plätze innerhalb der Kirche entkleidet, wobei sie in weltlicher Hinsicht den Herrschern gegenüber auch noch die päpstlichen Oberlehnsherrschaftsansprüche zur Geltung zu bringen trachtete. Eine Untersuchung des Werkes von Hartvik kann nachweisen, aus welchen Quellen dieser Verfasser geschöpft, wie er das alte umgestaltet, und wie er dasselbe mit dem damals neuesten in eine zeitgemäße, organische Einheit legiert hatte. Was die Quellen betrifft,

³ H. LÖWE: Von Theoderich dem Großen zu Karl dem Großen. Das Werden des Abendlandes im Geschichtsbild des frühen Mittelalters. Deutsches Archiv 9 (1952) 371—372.

wohlbekannt ist sein Verhältnis zu den beiden früheren Stephansbiographien. Plastisch veranschaulicht werden diese Textverbindungen durch die Ausgabe von E. Bartoniek im Band II. der *Scriptores*, die auch in dieser Arbeit angeführt wird.

Die bisherige Forschung ist kaum weiter darüber hinausgegangen. Sonstige Quellen wurden nicht erkannt, die doch wertvollen Einblick in die geistige Werkstatt von Hartvik, in das wirkungsvolle Arsenal des gelehrten Bischofs zu gewähren imstande wären.

Hartvik ist also ein solcher Bahnbrecher, der gleichzeitig auch zusammenfaßt und weiterbaut. Bevor wir jedoch seine neuherangezogenen ausländischen Quellen ins Auge faßten, wollen wir die Tätigkeit seiner ungarländischen Vorläufer überblicken.

II

Man findet die sakralen-ideologischen Wurzeln, und den Beweis für die selbständige Macht des ungarischen Königs, sowie für die Unabhängigkeit seines Landes im 11. Jahrhundert in der *Liturgie*, besonders in der Krönungszeremonie. Wir wollen einige solche liturgische Quellen überblicken.⁴

Von der Krönungszeremonien der ungarischen Könige im 11. Jahrhundert läßt sich diejenige des Kindes Salomo (1063—1074) in den 1050-er Jahren mit ziemlich großer Sicherheit rekonstruieren. Er wurde nach dem sog. Egbert (Dunstan)-ordo zum König geweiht.⁵

Diese Zeremonie hat zahlreiche solche Einzelheiten, die ursprünglich noch als Gebete für das christlich gewordene römische Reich und seinen Kaiser abgefaßt worden sind. Die Verfasser des späten angelsächsischen Egbert-ordo haben in den Gebeten das Benennen des *römischen* Reiches überall auf *christliches* Reich, bzw. auf das *Reich Christi* (*imperium Christianum*) verändert. Dadurch wurde der gekrönte König in seinem *christlichen* Land ohne jede weitere Textveränderung, im Sinne des Kontextes selbst, einfach auf dem Platz des Kaisers gestellt: er übernahm die Rolle des Kaisers. So wurde z. B. das Gebet des uralten, berühmten und weitverbreiteten Sacramentarium Gelasianum folgendermaßen umgestaltet: «Gott, der für das Künden des Evangeliums des Ewigen Königs christliches [ursprünglich: römisches] Reich vorbereitet hast, gib deinen Dienern... unseren Fürsten himmlische Waffen, auf daß der Frieden der Kirchen durch den Sturm der Kriege nicht gestört

⁴ Bahnbrechend waren die Arbeiten von H. HIRSCH, C. ERDMANN und G. TELLENBACH in der Erkenntnis dessen, daß die Liturgie von diesem Gesichtspunkt aus als Geschichtsquelle gelten darf.

⁵ Sieh darüber ausführlicher die Studie von J. GERICS, die bald im Band IV. der «*Memoria Saeculorum Hungariae*» erscheint: «Az ún. Egbert (Dunstan)-ordo alkalmazásáról a 11. századi Magyarországon» (= Über die ungarländische Anwendung des sog. Egbert (Dunstan)-ordo im 11. Jh.), sowie zusammenfassend: I. BERTÉNYI: A magyar korona története (= Die Geschichte der ungarischen Krone). Budapest 1978 S. 58—59. mit weiterer Literatur.

werde.» Vielleicht noch interessanter ist das folgende: «Beschütze, allmächtiger, ewiger Gott, den König und die Vorgesetzten des Landes [ursprünglich: die Vorgesetzten des römischen Reiches], auf daß wir im Vertrauen auf deine Rechte alle unseren Feinde überwinden mögen.»⁶ So mag es nun anläßlich der Krönung von Salomo geheißen haben.

Man liest in einer sehr alten ungarländischen liturgischen Handschrift, die irgendwann noch zur Zeit Ladislaus des Heiligen (1077—1095) verfertigt wurde, das Karfreitag-Gebet: «*Laßt uns für unseren tiefchristlichen Kaiser oder König flehen (pro xpistianissimo imperatore vel rege nostro)*, auf daß unser Herrgott im Interesse unseres ewigen Friedens ihm alle barbarischen Völker unterwerfe. Laßt uns beten. Laßt uns unsere Knie beugen. Allmächtiger, ewiger Gott, der du die Macht über alles, und das Recht der Länder in deinen Händen hast, blicke in Gnaden auf das tiefchristliche [ursprünglich: römische] Reich, damit es die heidnischen Völker, die sich auf ihre wilde Roheit verlassen, durch die Kraft deiner Rechten zerschlage.»⁷

Dieses Gebet wurde — in seiner ursprünglichen Form als Anflehung für den Kaiser — durch das Missale Romanum überall in der Welt verbreitet.⁸ Im ungarländischen Text lassen sich König und Kaiser untereinander vertauschen, d. h. das fakultative Nebeneinander der beiden ist ein anschaulicher Beweis dafür, daß in diesem Land der ungarische König die Rolle des Kaisers übernommen hat. Dies war das Gebet, mit dessen Anführen Agobard von Lyon den Kaiser Ludwig den Frommen zur Erfüllung seiner kaiserlichen Pflichten mahnen wollte, und mit einem Hinweis darauf hat der Papst Johannes XII. im Jahre 962 die Verdienste von Otto dem Großen gewürdigt, die dieser durch das Besiegen der ungläubigen Ungarn für das Erlangen des Kaisertums erworben hatte. Einen besonderen Nachdruck erhielt das Erscheinen dieses Gebetes in Ungarn dadurch, daß gerade zu jener Zeit, als dieses Ritualbuch zusammengestellt wurde, König Ladislaus schwere Kämpfe gegen die Komanen und Petschenegen zu bestehen hatte; das Kriegführen gegen die Heiden war zweifellos eine Aufgabe des Herrschers, die auch in diesem Gebet hervorgehoben wird.

Auch die Größere Legende Stephans des Heiligen — die, wie gewöhnlich angenommen wird, ebenso noch zur Regierungszeit Ladislaus' des Heiligen entstanden war — ist an mehreren wichtigen Stellen sichtlich bestrebt nachzuweisen, daß der ungarische König in seinem Land dieselben Rechte besitzt,

⁶ G. TELLENBACH: Römischer und christlicher Reichsgedanke in der Liturgie des frühen Mittelalters. Heidelberg 1934. S. 55. nr. 5 und S. 64. nr. 28.

⁷ K. KNI EWALD: A zágrábi érseki könyvtár MR 126 (XI. sz.) jelzésű Sacramentariumának magyar rétege a MR 67. sz. zágrábi Breviárium (XIII. sz.) megvilágításában [= Die ungarische Schicht des Sacramentariums MR 126 (11. Jh.) der Bibliothek des Erzbistums von Agram in der Beleuchtung des Breviariums von Agram MR 67. (13. Jh.)]. A magyarországi liturgia legrégibb emléke [= Das älteste Denkmal der ungarländischen Liturgie]. Pannonhalmai Szemle [= Rundschau von Pannonhalma] 13 1938 38.

⁸ TELLENBACH o. c. S. 51. nr. 1—2.

wie der Kaiser im Reich. Wohl für diese Absicht des Verfassers spricht jene Angabe der Legende, wonach Stephan mit «*imperialis excellentie signum*» ausgestattet zum König geweiht wurde.⁹ Man versteht den Sinn dieser Stelle der Legende, wenn man an das Vorgehen des asturischen Königs Alfons III. am Anfang des 10. Jahrhunderts denkt. Dieser Alfons wollte nämlich für sich — zweifellos um dadurch seine Gleichberechtigung mit den Karolingern zu dokumentieren — karolingische Kaiserskrone aus dem Schatzhaus der St. Martin-Kirche in Tours («*coronam imperialem. . . ex auro gemmisque comptam*») kaufen.¹⁰ Nach Analogie dieses Anspruches dürfte man die zitierte Wendung unserer Legende — «*imperialis excellentie signum*» — als «Abzeichen der Kaiserswürde» übersetzen. Es wird dadurch wohl zum Ausdruck gebracht, daß Stephan mit solchen Herrschersymbolen zum König geweiht wurde, die sonst auch der Kaiser besitzt.

Der Verfasser wollte zweifellos auch dadurch etwas sehr wichtiges hervorheben, daß in der Legende ausschließlich nur Stephan als apostolischer Bekehrer der Ungarn geschildert wird («er erhielt den apostolischen Namen für die Verdienste innerhalb der Grenzen des von ihm beherrschten Gebietes»); sein Werk war die kirchliche Organisation in diesem Land, das Besetzen der Stühle der Oberpriester, und daß er sowohl sich selbst, wie auch sein Land mit den Termini der feudalen Kommendation wiederholt in den Schutz der Jungfrau Maria empfohlen hatte. Stephan erachtete sich als König aus Gnaden der Heiligen Jungfrau («*quem tu regem constituisti*»), und er legte vor seiner Schlacht gegen Konrad II. das Schicksal seines Landes, das Erhaltenbleiben oder das Zugrundegehen von Ungarn als «Erbschaft» (*hereditas*) in die Hände der Maria; er erklärte im voraus den Ausgang des Krieges für Entscheidung und Urteil der Maria.¹¹

Kein Zweifel, dieser Verfasser war mit allen Mitteln bestrebt, jedes Motiv aus Stephans Geschichte zu entfernen, das man in dem Sinne auslegen könnte, als ob auch Gisela in Stephans Taufe, oder der Kaiser in der Bekehrung der Ungarn auch die mindeste Rolle gehabt hätten. In diesem Dienste steht auch das Hervorheben der Rolle von Adalbert dem Heiligen, sowie das Betonen dessen, daß Stephan von Kind an im christlichen Glauben erzogen wurde.¹²

Man kann auf Grund der aufgezählten Angaben mit Bestimmtheit feststellen, daß dieser Verfasser dem Stephan alles zuschreiben wollte, was nach den Begriffen des Zeitalters vor Gregor VII. als Kennzeichen der Selbständigkeit und Souveränität eines Königs in seinem Land gelten durfte.

⁹ E. SZENTPÉTERY: *Scriptores rerum Hungaricarum tempore ducum regumque stirpis Arpadianae gestarum* (= SRH). Budapest 1938 II. S. 384.

¹⁰ Über die erwähnte Urkunde und den Plan von Alfons s. C. ERDMANN: *Die nichtrömische Kaiseridee*. In: *Forschungen zur politischen Ideenwelt des Frühmittelalters*. Berlin 1951. Ed. F. BAETHGEN. S. 31—32.

¹¹ SRH II. 383—387, 390 ff.

¹² SRH II. 380 ff.

Man sieht dabei, daß das Argumentieren keineswegs bloß auf das Ablehnen der Oberhoheitsansprüche des Kaisers abzielte.

Man erinnert sich nämlich, daß Gregor VII. die Schlacht bei Mogyoród (1074), wodurch Salomo den Thron verloren hatte für Gottesurteil erklärte. Diese Strafe hätte den Salomo — nach dem Papst — durch Gottes Vorherbestimmung erreicht. Denn Gott hätte im voraus gewußt, daß Salomo Ungarn aus den Händen Heinrichs IV. als Lehn empfangen, und dadurch dem Heiligen Petrus schweren Schaden zufügen würde, denn dieses Land hätte ja doch dem Petrus gehört. Gregor berief sich auch auf zwei Gründe, wieso Ungarn als Eigentum des Heiligen Petrus gelten sollte: erstens, weil Stephan das Land dem Apostel Petrus geweiht, und zweitens, weil Heinrich III. dasselbe für den Heiligen Stuhl als Lehngut erobert hätte.

Nun fand Stephans Größere Legende ausgezeichnete Argumente den päpstlichen Ansprüchen gegenüber darin, daß sie einerseits das Land Ungarn für die «Erbenschaft der Maria» erklärte, und daß sie andererseits durch Stephan selber den gegen Konrad II. gewonnenen Krieg im voraus als das «Urteil der Maria» hinstellen ließ. Die Behauptung der Legende, Ungarn wäre die «Erbenschaft der Maria», ist das Gegenstück zur Konstruktion des Papstes, wonach dasselbe «*terra Sancti Petri*» sein sollte. Nach dem Verfasser der Legende hat die Heilige Jungfrau ihre «*hereditas*» und den König, den sie an die Spitze dieser gestellt hatte, im Krieg gegen Konrad II. in der Tat auch beschützt. So wird der päpstliche Anspruch «*in temporalibus*», der im Namen des Heiligen Petrus gestellt wurde — bescheiden und mit Zurückhaltung zwar, doch nichtsdestoweniger entschieden — abgelehnt.¹³

Die ungarländische Liturgie hat dadurch, daß sie die Verehrung Stephans des Heiligen und seine apostolische Rolle in Pannonien hervorgehoben hatte, zum Vertiefen des Bewußtseins des damaligen Ungartums, als eines unabhängigen und selbständigen christlichen Volkes, redlich beigetragen. Es heißt in dem vorhin schon erwähnten Ritualbuch, in der *oratio collecta* der Votivmesse Stephans des Heiligen: «Gott. . . wir bitten dich, erlaube, daß deine Kirche verdiene, auf daß er (Stephan Hl.) ihr Beschützer im Himmel sei, er, den als den Lehrer der heiligen Religion (*divine religionis doctorem*) zu gewinnen, Pannonien auf Erden für würdig befunden wurde.» Dasselbe betont auch das Gebet nach der Kommunion (die «*postcommunio*»), in dem das ungarische Volk als *Gottes Familie* schlechthin bezeichnet wird. «Blicke auf deine Familie (*familiam tuam*), Herr. . . , und führe sie gnädig in dein Himmelreich, denn

¹³ Sieh darüber J. GERICS: *Iudicium Dei a magyar állam 11. századi külkapcsolataiban* [= Das *iudicium Dei* in den Auslandsverbindungen des ungarischen Staates im 11. Jh.] A Szent László-kori politikai és jogi ideológia történetéhez [= Zur Geschichte der politischen und juristischen Ideologie im Zeitalter Ladislaus d. Hl.] In: *Athleta patriae. Tanulmányok Szent László történetéhez* [= Studien zur Geschichte Ladislaus d. Hl.] Red. L. MEZEY. Budapest 1980.

du hast sie ja durch die Lehre deines Bekenners, unseres Königs, Stephans des Heiligen aus der Dunkelheit zum wahren Licht bekehrt.»¹⁴

Der Text der Votivmesse hebt drei Dinge hervor, denen übrigens auch in der Legende eine wichtige Rolle zufällt: Stephan war ein Heiliger, er hat das Ungartum bekehrt, und das Ungartum ist Gottes Familie. Es geht am offenbarsten sowohl die Zusammengehörigkeit dieser drei Dinge, wie auch die politische Bedeutung der Beschäftigung mit ihnen aus einer voreingenommenen und ungarfeindlichen Äußerung des Otto von Freising um die Mitte des 12. Jahrhunderts hervor. Es wird darin erklärt, daß Kaiser Heinrich II. (1002—1024) «indem er seine Schwester, Gisela mit Stephan, dem König der Ungarn verheiratete, sowohl diesen wie auch sein ganzes Land für den Glauben gewonnen hatte. Die Ungarn, die den Glauben bisher noch (*hactenus*) bewahrt hatten, sind der Ansicht, daß Stephan, der sozusagen Ursprung ihres Glaubens (*principium fidei suae*) war, unter den Heiligen verehrt werden soll.»¹⁵

Otto setzt in einem Atem nach allen drei Behauptungen je ein Fragezeichen: War Stephan ein Heiliger? Sind die Ungarn in der Tat durch ihn bekehrt worden? Und ist der Glaube der Ungarn wirklich so fest? Otto vertritt die härteste und extremste Ablehnung in allen diesen Fragen. Seine Stellungnahme zeigt, wie sehr es sich um die Grundfragen der christlichen Selbstausslegung des mittelalterlichen Ungartums und um die wichtigsten Bestandteile seines geistigen Arsenal handelte. Diese Fragen waren in der ungarländischen Legendenliteratur und Liturgie zur Zeit Ladislaus des Heiligen schon weit und breit ausgearbeitet.

Genötigt wurden die einzelnen Herrscher, wie z. B. Ladislaus der Heilige, zum Verteidigen ihrer Selbständigkeit und Unabhängigkeit nicht bloß durch die säkularen Bestrebungen des Heiligen Stuhls. Der Gregorianismus ging nämlich über die Forderung der weltlichen Oberhoheit des Heiligen Stuhls auch noch weiter hinaus, indem unter dem Losungswort der «kirchlichen Freiheit» den einzelnen Herrschern auch die traditionelle Rolle *defensor (rector) ecclesiae* zu sein, streitig gemacht wurde. Man wollte damit den Königen nicht bloß eine Machtposition entziehen. Ein noch empfindlicher Schlag wurde ihnen dadurch versetzt, daß die ganze frühere Selbstbegründung der christlichen königlichen Macht auch von theoretischem Gesichtspunkt aus in ihr Gegenteil verkehrt, und dadurch die besten Argumente für die Selbständigkeit dieser Macht genommen wurden. Das neue Gregorianische Muster und die ideologische Begründung der Gleichberechtigung aller christlicher Herrscher, des Kaisers und der Könige, d. h. ihre gleiche Unterordnung dem Papst auch von säkularem Gesichtspunkt aus, konnte natürlich nur langsam Raum gewinnen.

¹⁴ KNEWALD: op cit. 44 ff.

¹⁵ A. F. GOMBOS: *Catalogus fontium historiae Hungaricae*. Budapest 1938. S. 1763.

Es wäre darum für die Antagonisten des Gregorianismus von vornherein hoffnungslos gewesen, hätten sie diesem System nur traditionelle Argumente entgegensetzen wollen — obwohl es natürlich auch an solchen Versuchen nicht fehlte. Wollten die Könige ihre früheren Rollen als *defensores ecclesiae* mehr oder weniger behalten, so mußten sie dafür neuere Argumente ins Feld führen, indem sie auch die veränderte Situation nicht aus dem Auge verloren. So geschah es auch in Ungarn.

Das Kapitel 120. der mittelalterlichen ungarischen Chronik-Komposition entstand aller Wahrscheinlichkeit nach zur Zeit des Königs Koloman. Der Text beschäftigt sich mit der Schlacht bei Mogyoród, die zum Sturz von Salomo und zum Oberhandgewinnen von Geisa und Ladislaus dem Heiligen geführt hatte. Die Schlacht wird als Gottesurteil geschildert. Insofern wäre die Einstellung noch dieselbe, wie die Äußerung von Gregor VII. über den Thronverlust von Salomo. Ein großer Unterschied besteht jedoch darin, daß der Papst in Salomos militärischer Niederlage und im Thronverlust die verdiente Strafe dafür erblicken wollte, daß der König Schaden dem Heiligen Petrus zugefügt hatte; dagegen schildert die Chronik dieselbe Niederlage als ein vom Engel im voraus verkündetes Ereignis, das auf die himmlische Vermittlung der Jungfrau Maria hin stattgefunden hat. Der Chronist schaltet also den Heiligen Petrus aus den Ereignissen aus, und den Schluß, der sich aus der Schlacht bei Mogyoród für Gregor VII. ergab, ersetzt er mit der Vision des Engels, der Salomos Gegnern die Krone bringt und den Sieg verspricht. Demnach wollte also dieser Verfasser die Sache der ungarischen Thronbesetzung aus dem Bereich der päpstlichen Entscheidungen eliminieren. Das Kapitel 120. der Chronik ist gewissermaßen das Echo, das durch die Briefe Gregors VII. in Ungarn zur Zeit Kolomans ausgelöst wurde.¹⁶ Das Argumentieren diesen Kapitels ist auf alle Fälle altertümlich, der Verfasser berücksichtigt kaum die neuen Anforderungen des Zeitalters nach Gregor VII., er versteht diese auch nicht. Es kann auf keinen Fall davon die Rede sein, als ob in dieser Darstellung der Ereignisse Kolomans letzte Stellungnahme zum Papst zum Ausdruck käme. Man konnte mit veralteten Argumenten ausgerüstet nicht mit Erfolg gegen Antagonisten kämpfen, die Gregorianische geistige Waffen ins Feld führten.

III

Es ist für uns ein solches wichtiges Dokument für die kirchenpolitischen Pläne und Absichten Kolomans erhaltengeblieben, das versuchte — und zwar im Auftrag des Königs selbst — sich den neuen, veränderten Verhält-

¹⁶ Siehe darüber die Untersuchung von J. GERICS: *Corona insigne victoriae sive regii honoris signum* — die bald in Mályusz Elemér Emlékkönyv [= Gedenkbuch für E. Mályusz] erscheint.

nissen anzupassen. Wir meinen die Lebensbeschreibung Stephans des Heiligen durch den Bischof Hartvik.

Die Hauptaufgabe dieses Verfassers war — wie dies aus den Forschungen von Z. Tóth eindeutig hervorgeht — für den Papst mit «historiographischen» Argumenten nachzuweisen, daß der ungarische König in seinem Land in kirchlicher Beziehung eben jene Rechte auszuüben befugt ist, die der Heilige Stuhl seit Gregor VII. überall in Europa den Herrschern streitig machen wollte. Eine andere, ebenso wichtige Aufgabe dieser Schrift bestand darin, nachzuweisen, daß Stephan in seinem Land eine ähnliche Rolle besaß, und ebensolche Aufgaben erfüllte, wie der Kaiser im Reich. Es geht diese Bestrebung Hartviks und seines Auftraggebers, des Königs Koloman, am deutlichsten daraus hervor, wie in diesem Werk die Königsweihe Stephans des Heiligen geschildert wird.

Nach Hartviks Darstellung hat Stephan das Land «in zehn Diözesen eingeteilt, und er verfügte so, daß die Kirche von Gran den übrigen vorgesetzte Metropolitansitz sei. Und als der weise Fürst den Glaubenseifer von Astrik erkannte, hat er ihn auf Grund kanonischer Wahl mit der Inful geschmückt zur Bischofswürde erhoben, und er verlieh ihm die Bischofswürde von Kalocsa. Im vierten Jahr nach dem Tode seines Vaters sandte er . . . den Bischof Astrik. . . zur Schwelle der heiligen Apostel, auf daß dieser vom Nachfolger. . . Petrus des Heiligen bitte: er möge seinen reichlichen Segen jener Erstlingsfrucht des Christentums zuteil werden lassen, die auf Pannoniens Boden gewachsen war, und er möge mit der Macht seines Gutheißen sanktionieren, daß die Kirche von Gran Metropole sei, und festige mit seinem Segen die übrigen Bistümer. Und er möge ihm (dem Stephan) selbst die Gnade erweisen, daß er ihn mit der Königskrone festigt, auf daß er auf diese Würde gestützt mit noch größerer Sicherheit vollende, was er aus Gottes Gnaden begonnen hatte.

Miesko, der Fürst der Polen hat — nachdem er zusammen mit seinen Untertanen den Glauben aufgenommen — zur selben Zeit seine Gesandten zum Papst mit der Bitte des apostolischen Segens und der Königskrone für sich selbst geschickt. Auch hat der Papst, um seinem Wunsch nachzukommen, die großartige Krone schon vorbereiten lassen, die er im Begriffe war, zusammen mit seinem Segen und mit dem Ruhm der Königswürde (dem Miesko) zu schicken. Doch weiß der Herr, wer der Seinige ist, er, der Matthias erhoben und mit ihm die Zahl der Apostel voll gemacht, nachdem die Apostel zwei auserwählt hatten, um den einen von ihnen auf Grund der Losung in ihre Reihe aufzunehmen. Eher wollte er seinen Erwählten, Stephan mit dieser Krone schmücken. . . Nachdem der Tag vorherbestimmt war, an dem die schon vorbereitete Krone dem Fürst der Polen hätte geschickt werden sollen, erschien dem Papst in Vision der Bote des Herrn und er sagte zu ihm: 'Wisse, daß morgen in der ersten Stunde des Tages Gesandten eines unbekannten

Volkes zu dir kommen, und von dir für ihren Fürsten königliche Krone mit der Gnade des apostolischen Segens bitten werden. Darum säume nicht, die vorbereitete Krone ihrem Fürsten zu geben, wie sie dich bitten werden, denn wisse, daß diese ihm gebührt, zusammen mit der königlichen Würde für die Verdienste seines Lebens.'

Der Vision gemäß kam also am nächsten Tag in der vorausgesagten Stunde beim Papst der Bischof Astrik an; er bat. . . indem er über die Taten des heiligen Fürsten der Reihe nach berichtet hatte, den apostolischen Stuhl um die vorhin gesagten Insignien; er erklärte, daß er (Stephan) diese Würde und dieses Amt in der Tat verdiente, denn er hat ja mit Gottes Hilfe mehrere Völker unterjocht, und mit seiner Macht viele Ungläubigen zum Herrn bekehrt. Der Papst hat sich, indem er dies gehört, sehr erfreut, und er hat in Gnaden alles, worum und wie es gebeten wurde, erlaubt. Er hat auch ein Kreuz dem König geschickt, das zum Zeichen seines Apostolats vor ihm getragen werden soll, und er sagte: ich bin zwar Nachfolger des Apostels, aber er ist wahrlich seinem Verdienst nach Apostel Christi, denn über ihn hindurch hat Christus ein großes Volk zu sich bekehrt. Darum überlassen wir seiner Verordnung, daß er, wie ihn die göttliche Gnade belehrt, utroque iure über das Besetzen der Kirchen zusammen mit dem Volk verfügt.¹⁷

Nach dem Zeugnis des zitierten Textes war also Hartvik — abweichend vom Verfasser des Kapitels 120. der Chronik — gar nicht bestrebt, den Papst aus Stephans Königsweihe auszuschalten; er hat auch in weiterem Sinne die Rolle des Papstes im Zusammenhang mit der ungarischen Königskrönung nicht geleugnet, er führte sogar die ungarische Krone mit zahlreichen Privilegien des Königs auf den heiligen Stuhl zurück.

Man bekommt ein klares und eindeutiges Bild davon, wie Hartvik das Verhältnis des ungarischen Königs zum Heiligen Stuhl und zum Kaiser, und wie er die Rechte des Königs beurteilt hatte, wenn man die angedeutete Legendenpartie einerseits mit ihren Quellen vergleicht, die sich bestimmen lassen, und andererseits jene damals wohlbekannten (gefälschten oder echten) päpstlichen Dokumente zum Vergleich heranzieht, die ihrerseits die Rechte des Kaisertums definierten. (Ein solcher doppelter Vergleich stellt dem Leser sozusagen den nötigen Maßstab zur Verfügung.)

Einen Vergleich ermöglicht nun die durch den Papst Johannes XII. am 12. Februar 962, kurz nach der Kaiserskrönung von Otto dem Großen erlassene Urkunde, die sich mit den Rechten des Erzbistums von Magdeburg beschäftigt. Es heißt darin: «Wir halten es jedesmal, wenn von der heiligen römischen Kirche das Privileg des Guttheißens und Sanktionierens für das neuaufgenommene Christentum gebeten wird. . . mit voller Hingabe und aller Liebe wichtig, dies zu erteilen, auf daß der Haß des schlaunen Feindes wegen

¹⁷ SRH II. S. 411—414.

unserer Trägheit nicht sogleich entwende, was richtig ist, den frommen Wünschen je reichlicher zuteil werden zu lassen. Wir müssen also mit allen Kräften danach streben, auf daß der christliche Glaube, den der allmächtige Herrgott über seine Diener hindurch mit himmlischem Sieg von Tag zu Tag vermehrt und erweitert, dadurch auch mit unserer Hilfe daselbst befestigt und erhalten bleibe. Als nun infolge des Werkes der göttlichen Gnade. . . König Otto, nach dem Besiegen der Awaren (= Ungarn) und zahlreicher anderer barbarischen (= heidnischen) Völker, jenen universalen und höchsten Stuhl ersucht hatte, den nach dem Willen Gottes wir besetzen, damit er zum Schutz der heiligen Kirche Gottes von Petrus dem Heiligen. . . über den Dienst unserer Mitwirkung hindurch zur Kaiserswürde die Triumphkrone des Sieges erlange. . . , empfangen wir ihn mit väterlichen Gefühlen, und zum Schutz der heiligen Kirche Gottes haben wir ihn mit dem Segen des Heiligen Petrus zum Kaiser gesalbt. . . Otto hat dann zu unserer väterlichen Kenntnis gebracht, wie er unter den von ihm neulich besieigten Slawen den katholischen Glauben Wurzel schlagen ließ. Er bat uns auch inständig und flehentlich, damit die Schafe, die er für Christus gewonnen hat, nicht ohne Hirten infolge der Schlaueit der Urschlange der Verdammnis anheimfallen. . . Wir verordnen nun mit dieser Urkunde, daß das Münster von Magdeburg. . . das der erwähnte heilige Kaiser um des neuen Wurzelschlagens des Christentums willen erbauen ließ, nachdem es den dortigen Völkern naheliegt, zum Erzbischofssitz werde, der über die ihm unterstellten Bischöfe hindurch die ganze Herde Gottes lenken und führen möge. Wir wollen ferner, daß das Münster von Merseburg, das seine Majestät der Kaiser damals gelobt hatte, als er die Ungarn eine schwere Niederlage erleiden ließ, ein dem Erzbistum von Magdeburg unterstellter Bischofssitz werde. Wir wollen ferner — da es nicht möglich ist, daß ein einziger Oberhirt so viele Völker lenke — daß der Kaiser und auch seine Nachkommen befugt werden, die Einkommen und Zehnten von allen solchen Völkern, die der genannte fromme Kaiser getauft hatte, oder er und sein Sohn ähnlichen Namens, der König, oder auch ihre Nachkommen mit Gottes Hilfe taufen werden, zu verteilen, und diese für die Diözese von Magdeburg, Merseburg, oder auch für eine andere zu bestimmen, wie es ihnen beliebt ist. . . Und wird der allmächtige Herrgott auch die Nachbarvölker der Slawen über seinen erwähnten Diener, den unbesiegbaren Kaiser, seinen Sohn den König, oder auch über ihre Nachkommen hindurch zum christlichen Glauben führen, so wollen wir, daß sie (d. h. die künftiger Bekehrer) befugt seien, an geeigneten Orten, wie es ihnen beliebt wird, Bistümer zu gründen. . . »¹⁸

¹⁸ F. ISRAEL—W. MÖLLENBERG: Urkundenbuch des Erzstifts Magdeburg. Teil I. Magdeburg 1937. S. 41—42: *«Quociens ad provectum nove christianitatis concessionis firmitatisque privilegium a sancta Romana ecclesia . . . exposcitur, totiens omni diligentia omnique amore impertiri opere precium duximus ne, quod erga pia desideria propensius inpendi convenit, callidi hostis invidia ob desiderium indesinenter subripiat. Totis ergo viribus . . . certandum est, ut christianitatem, quam deus omnipotens per servos suos celesti*

Vergleicht man nun den Text von Johannes XII. mit demjenigen von Hartvik, so sieht man, daß in diesen die Gründung des Kaisertums einerseits, und diejenige des ungarischen Königtums andererseits, zweifellos parallele Vorgänge sind; dem Papst fiel in beiden Fällen dieselbe Rolle zu. Die Schilderung von Hartvik versucht die Gründung des ungarischen Königtums seiner Bedeutung nach derjenigen des Kaisertums anzugleichen. Der Verfasser der Legende begründet das Erbitten der Krone von Stephans Seite her sozusagen mit einem Auszug der entsprechenden Partien der päpstlichen Urkunde aus dem Jahre 962. Es ist grundlegend wichtig, daß nach Hartvik in Ungarn Stephan gerade jenes Werk, das Bekehren zum Christentum vollbracht hat, das die päpstliche Urkunde im Zusammenhang mit den «Slawen» teils durch Otto und seinen Sohn als schon geleistete Tat erklärte, teils als künftige Aufgabe für ihre Nachkommen hinstellte. Stephan hat also nach Hartvik sowohl mit seinem Sieg über die «Ungläubigen», wie auch mit ihrem Bekehren eine «kaiserliche» Funktion erfüllt. Hervorzuheben ist auch die Entsprechung, die darin besteht, daß Stephan nach der Hartvik-Legende die Bistümer organisiert und Gran schon zum Erzbischofssitz gesetzt hatte, als er den Papst um die Krone und um das nachträgliche Sanktionieren seiner Kirchenorganisation erbat; er hat also in seinem Land dasselbe selbständig getan, wozu der Papst den Kaiser vorhin ermächtigt hatte.

Es ist nun möglich — wenn man an jene Parallelen denkt, die sich in der Urkunde des Papstes Johannes XII. über das Erzbistum vom Magdeburg einerseits, und in der Lebensbeschreibung Stephans des Heiligen durch Hartvik andererseits beobachten lassen — daß Hartvik seine Legende in der Kenntnis dieser Urkunde verfaßte. Eine ganz besondere Bedeutung fiele dieser Vermu-

tropheo cotidie extendit et provehit, nostro quoque per eum adiutorio in eodem solidetur et maneat. Nunc vero dei operante clementia . . . rex Otto devictis barbaris gentibus Avaribus scilicet ceterisque quampluribus, ut ad defensionem sancte dei ecclesie triumphalem victorie in imperii culmen per nos a beato Petro apostolorum principe susciperet coronam, summam et universalem, cui dei auctore presidemus, adiit sedem. Quem paterno affectu suscipientes, ad defensionem sancte dei ecclesie in imperatorem cum beati Petri apostoli benedictione unximus . . . Imperator Otto, qualiter Slavos, quos ipse devicit, in catholica fide noviter fundaverat, nostre paternitati innotuit, deprecans et obnixè postulans, ne oves, quas ipse Christo adquisiverat ob pastoris defectionem antiqui serpentis versutia dampnarentur . . . per hanc cartam privilegii iubemus, ut Magdaburgense monasterium . . . quod prelibatus sanctissimus imperator ob novam christianitatem construxit, quia vicinius id locorum gentibus est, in archiepiscopalem transferatur sedem, que per subditos suffraganeos totum dei gregem regere et gubernare valeat. Volumus . . . ut Merseburgense monasterium, quod ipse piissimus imperator, qui Ungros prostravit, futurum deo devovit, in episcopalem debeatur sedem, que Magdaburgensi sit subdita sedi. Et quia tot gentes sub uno pastore regi minime possunt, volumus . . . ut censum et decimationem omnium gentium, quis predictus piissimus imperator baptizavit vel per eum suumque filium equivocum regem successoresque eorum deo annuente baptizande sunt, ipsi successoresque eorum potestatem habeant distribuendi, subdendi Magdaburgensi, Merseburgensi vel cuicumque velint future unicuique sedi . . . Cum vero omnipotens deus per pretaxatum servum suum invictissimum imperatorem suumque filium regem successoresque eorum vicinam Slavorum gentem ad cultum christiane fidei perduxerit, per eosdem in convenientibus locis secundum opportunitatem episcopatus constitui . . . volumus . . . »

tung — also der Kenntnis und der Benutzung der Urkunde über Magdeburg durch Hartvik — in dem Falle zu, wenn der Schluß von Z. Tóth und L. Csóka sich noch weiter erhärten ließe, daß nämlich Hartvik, bevor er nach Ungarn gekommen, in den 1080-er Jahren Erzbischof von Magdeburg war; ¹⁹ in diesem Fall hätte er nämlich in der Tat reichlich Gelegenheit gehabt, die Urkunde von Johannes XII. in Magdeburg selbst kennenzulernen. Hat aber Hartvik seine Darstellung doch nicht in der Kenntnis der Urkunde von Johannes XII. aus dem Jahre 962 verfaßt, so wird man jene Parallele, die man in beiden Werken zwischen den Funktionen von Stephan und dem Kaiser beobachten kann, für noch absichtlicher und zielbewußter halten müssen. Denn in diesem Fall kämen in der Parallele damals allgemein bekannte Gedanken zum Ausdruck.

Vom Gesichtspunkt der Motivgeschichte aus haben sowohl die Urkunde über die Kaiserskrönung, wie auch Hartviks Argumentieren über Stephans Krone eine gemeinsame Grundlage, nämlich jene alte kirchliche Auffassung, die Isidorus von Sevilla folgendermaßen in Worte gefaßt hat: «die Krone ist ein Abzeichen des Sieges, der königlichen Würde, auf die Köpfe der Könige gesetzt» (*corona insigne victoriae sive regii honoris signum, quae in capita regum ponitur*).

Auch das Kreuz, das der Papst angeblich für Stephan geschickt hatte, damit es vor ihm getragen werde (*crux anteferenda regi*), soll vermutlich die Parallele der Königsweihe und der Kaiserskrönung hervorheben. Der «salische Kaisersordo», der durch P. E. Schramm auf das 11. Jahrhundert datiert wurde, erwähnt, daß der Kaiser anlässlich der Krönungszeremonien auf seiner rechten Seite vom Papst, und auf der linken vom Erzbischof von Mailand unterstützt wird, und daß bei solcher Gelegenheit «*imperatorem ante portatur crux*». ²⁰

Verraten wird Hartviks Auffassung (und auch diejenige Kolomans) über das Verhältnis zum Kaiser und zum Papst auch durch jene Ermächtigung, wonach dem Stephan die Befugnis erteilt wurde, nach beiden Rechten (*utroque iure*) das Besetzen der kirchlichen Posten «im Einvernehmen mit dem Volk» vorzunehmen, und zwar, wie er in dieser Hinsicht «durch die göttliche Gnade belehrt wird».

Man vergleiche nur diese Terminologie und Ermächtigung mit den Dokumenten über die Kämpfe zwischen Heinrich IV. und den Gregorianischen Reformern.

Den Begriff der «beiden Rechte» (*ius utrumque*) bezieht Hartvik überhaupt nicht, wie es später üblich wurde, auf das römische und auf das kirch-

¹⁹ Z. TÓTH: A Hartvik-legenda kritikájához [= Zur Kritik der Hartvik-Legende] Budapest 1942. 115—120. J. L. CSÓKA: A latin nyelvű történeti irodalom kialakulása Magyarországon a XI—XIV. században [= Entstehung der lateinsprachigen historischen Literatur in Ungarn in den 11—14 Jahrhunderten]. Budapest 1967. S. 158—159.

²⁰ P. E. SCHRAMM: Der «Salische Kaisersordo» und Benzo von Alba. Deutsches Archiv 1 (1937) 394.

liche Recht, sondern er bedient sich dieses Ausdruckes in demselben Sinne, wie Wido von Ferrara, der Anhänger von Heinrich IV. Er hat nämlich eine antiregorianische Streitschrift veröffentlicht, die unmittelbar nach dem Tode Gregors VII. erschien. Es werden nach dieser Abhandlung «alle Bischöfe mit zwei Rechten ausgestattet; das eine ist das spirituale oder göttliche, und das andere das weltliche, das säkulare Recht». . . (*duo siquidem iura conceduntur episcopis omnibus, spirituale vel divinum, aliud saeculare. . .*). Alle spiritualen Bezüge der Bischofswürde sind nämlich Gaben des Heiligen Geistes, obwohl über die Vermittlung seines Bischofsdienstes hindurch. Dagegen heißen die weltlichen, richterlichen Ermächtigungen, und alles, was die Herrscher, die Weltlichen der Kirche zur Verfügung stellen, z. B. die *curtes*, die *praedia* und alle Regalien. . . *saecularia*, nachdem diese von säkularen (= weltlichen) Mächten gestiftet worden sind.»²¹ Das Begriffspaar, das Hartvik benutzt: «beide Rechte» (*ius utrumque*) ist also seinem Ursprung nach allerdings antiregorianisch.

Im Ausklügeln dessen, daß Stephan auf Grund einer päpstlichen Ermächtigung nach «beiden Rechten» (*utroque iure*) befugt war, kirchliche Posten in seinem Land zu besetzen, folgte Hartvik dem Vorbild berühmter antiregorianischer Fälschungen, die zu Gunsten des Kaisers verfaßt worden sind. Man hat nämlich am Anfang der 1080-er Jahre in Ravenna Privilegien auf die Namen der Päpste Hadrianus I. und Leo VIII. gefälscht.

Nach einem angeblichen Schreiben des Hadrianus hätte Karl der Große auf Geheiß des Papstes Pavia den Langobarden genommen und ihren König als Gefangenen nach Rom gebracht. Dafür hätte «der Papst Hadrianus und das Laterankonzil das Recht und die Macht der Papstwahl und des Besetzens des apostolischen Stuhls dem Karl überlassen (*ius et potestatem eligendi pontificem et ordinandi apostolicam sedem*). . . Außerdem hätte der Papst verordnet, daß in den einzelnen Provinzen die Erzbischöfe und Bischöfe durch ihn (also durch Karl) der Investitur teilhaft werden sollen, und niemand einen mit dem Bischofsamt belehnen soll, ohne das Gutheißen des Königs und ohne seine Investitur.»

Nach jenem *Privilegium maius*, das auf den Namen von Leo VIII. gefälscht wurde, hätte auch dieser Papst, nach dem Vorbild von Hadrianus, «dem deutschen König Otto I. und seinen Nachfolgern im italischen Königtum das Recht überlassen, Erzbischöfe und Bischöfe zur ernennen» «Wird jemand durch die Priester und das Volk zum Bischof gewählt, so soll dieser mit seinem Amt nur dann belehnt werden, wenn auch der erwähnte König zustimmt und ihn der Investitur teilhaft werden läßt.»

Das *Privilegium maius* desselben Papstes Leo VIII. enthält sogar das von Gregorianischem Gesichtspunkt aus unzulässige Prinzip, wonach: «wenn

²¹ W. ULLMANN: Die Machtstellung des Papsttums im Mittelalter. Aus dem Englischen übertragen von G. Möser-Mersky. Graz—Wien—Köln 1960. S. 592. Anm. 135.

jemand ein Bistum verlangt, so soll er dieses Amt, zusammen mit dem Ring und dem Hirtenstab, von ihm (dem König) erhalten.»²²

Vergleicht man jene Privilegien, die der Papst in der Hartvik-Legende dem ungarischen König erteilt, und jene anderen, die er in den Fälschungen von Ravenna dem Kaiser überläßt, so wird man zugeben müssen, daß die Absichten der zweierlei Schriftwerke sich in vollem Einklang miteinander befinden. Abgesehen vom kaiserlichen Recht den Papst zu ernennen, läßt nämlich Hartviks Legende auf Ungarns Gebiet dieselben Rechte dem Stephan vom Papst zuteil werden, die angeblich Karl der Große und Otto der Große erhalten hatten. Es wird genügen, zur Erklärung der Übereinstimmungen unserer Legende mit dem Geist der Fälschungen von Ravenna, auf jene engen Verbindungen hinzuweisen, die gegen Ende der Regierungszeit von Ladislaus dem Heiligen zwischen dem ungarischen Hof und Heinrich IV. bestanden hatten.

Man hätte irgendwie anders auch gar nicht versuchen können, die Rechte, die durch den Heiligen Stuhl dem König streitig gemacht wurden, wiederzugewinnen, als in der Form eines erdachten päpstlichen Privilegs. Und man konnte hoffen, daß dieses angebliche, im Geist der Fälschungen von Ravenna «zeitgemäß» konstruierte Privileg auch vom Heiligen Stuhl anerkannt wird, wenn es verbunden mit der Geschichte des Verleihens der Krone durch den Papst in Rom unterbreitet wird, das auch durch Gregor VII. und Urban II. hervorgehoben wurde. Durch einen Brief von Urban II. wurde ja Koloman dazu sozusagen aufgefordert: wendet er sich mit derselben ergebenheit an den Papst, wie einst Stephan, und verbleibt er beharrlich in der Treue, so mag er derselben Ehren und Würden (*«quicquid honoris et quicquid dignitatis»*) teilhaft sein, die einst Stephan dem Heiligen durch den Heiligen Stuhl zuteil wurden.²³ Hartvik hat nun geschildert, wozu — Kolomans und der eigenen Ansicht nach — Stephan einst vom Papst ermächtigt wurde.

Hartvik hat sich, indem er ähnlich wie die Urkunden von Ravenna argumentierte, der zweckmäßigsten Lösung bedient. Denn die Glaubwürdigkeit dieser Dokumente stand damals so sehr über jeden Zweifel, daß das *Hadrianum* z. B. auch in die Chronographie des Sigebertus Gemblacensis aufgenommen wurde, der i. J. 1112 verstorben war; dasselbe fand seinen Platz, zusammen mit dem *Privilegium minus*, auch im Werk *Panormia* des Ivo von Chartres (verstorben i. J. 1117). Die Zeitgenossen von Hartvik und König Koloman haben also diese gefälschten Dokumente benutzt, und dieselben wurden um die Mitte des 12. Jahrhunderts herum auch in das *Decretum* des Gratianus (c. 22. D. 63 und c. 23. D. 63) aufgenommen. Man darf also auf Grund dieser Verbreitung mit großer Wahrscheinlichkeit vermuten, daß das *Hadrianum* und das *Privilegium minus* auch in Ungarn bekannt waren.

²² MGH Const. I. 659—660, 666 und 673.

²³ Századok (= Jahrhunderte Zschr.) 1906 406.

Hartvik hat also, unter Berufung auf päpstliche Ermächtigung, solche verschiedenartige Rechte dem König Stephan zuschreiben wollen, die auch der Kaiser beansprucht und ausgeübt hatte, die jedoch die Anhänger des Kaisers nur mit gefälschten päpstlichen Privilegien zu unterstützen vormochten. Diese Rechte standen in unvereinbarem Widerspruch mit den Gregorianischen Grundsätzen. Was mag nun Koloman und Hartvik ermutigt haben, das Einräumen von solchen Rechten für Stephan vom Heiligen Stuhl zu verlangen, die dieser auch dem Kaiser verweigert hatte? Das Unternehmen war wohl nicht von vornherein hoffnungslos, denn sonst hätte man es auch gar nicht versucht.

Hartvik hat nämlich ein sehr interessantes und vom Gesichtspunkt des zeitgenössischen kanonischen Rechts aus einwandfreies Vorbild gefunden. Man kann seine Quelle über jeden Zweifel nachweisen; sie liegt teils im Material jenes III. Konzils von Toledo aus dem Jahre 589. vor, das sich mit dem Katholisieren der hispanischen Goten beschäftigt hatte, und teils im Brief des Papstes Gregor I. (Großen und Heiligen) über dasselbe. Alle diese Dokumente wurden vollständig in die hochangesehenen Pseudo-Isidorischen Dekretalien aufgenommen, wodurch sogleich auch verständlich wird, wieso Hartvik zu diesen Dokumenten Zugang hatte.

Das genannte Konzil wurde im Jahre 589 durch den westgotischen König Rekkared aus jenem Anlaß zusammenberufen, daß sowohl er selber, wie auch sein ganzes Reich vom Arianismus zum Katholizismus übertraten und katholischen Bekenntnisses wurden.

«Diese edlen Völker, die wir zum Schatz des Herrn verwandelten, biete ich über eure Hände hindurch, heilige Väter, dem ewigen Gott als heiliges Sühnopfer an. . . Wie es durch den Willen Gottes uns auferlegt wurde, diese Völker zur Einheit mit der Kirche Christi zu führen, so wird es die Aufgabe eurer Belehrung, ihnen die katholischen Glaubenssätze beizubringen, auf daß sie durch die Kenntnis des wahren Glaubens erleuchtet befähigt werden, die Irrnisse der gefährlichen Häresie fest abzulehnen» — schrieb der König an die Bischöfe.²⁴ Und indem er die Resolutionen des Konzils sanktionierte, erklärte er wieder: «. . . die göttliche Wahrheit hat unseren Verstand inspiriert, auf daß wir — um der Erneuerung des Glaubens und der kirchlichen Disziplin willen — alle Bischöfe Hispaniens vor unsere Majestät bestellen. . . Wir erteilen nun einem jeden Menschen, der unter unserer königlichen Macht steht, den Befehl: niemand dürfe verachten, und niemand wage geringschätzig darüber zu urteilen, was an diesem heiligen Konzil beschlossen wurde. Die Kapitel aber, die unser Verstand gutheißt, die der Disziplin entsprechen, und die durch das Konzil zusammengestellt wurden, sind nun. . .»²⁵ Kurz und

²⁴ P. HINSCHIUS: *Decretales Pseudo-Isidorianae et Capitula Angilramni*. Lipsiae 1863. S. 355.

²⁵ HINSCHIUS: *op. cit.* S. 361.

gut : nach dem Zeugnis des Materials von diesem Konzil war Rekkared ebenso Bahnbrecher für das Katholisieren der Goten, wie in Hartviks Darstellung Stephan ein Bahnbrecher für das Bekehren der Ungarn zum Christentum war.

Die *Collectio Pseudo-Isidoriana* war in den Augen der Verteidiger der «kirchlichen Freiheit» eine Autorität über jeden Zweifel. In den 1050-er Jahren stellte dieses Werk das reichhaltigste Quellenmaterial dem Humbertus de Silva Candida zur Verfügung für seine Angriffe gegen die Kirchenhoheit des Herrschers, die Laien-Investitur, und das Eigenkirchensystem. Doch gern berief sich auf ihre Kanons auch Gregor VII. Und ein absolutes Vertrauen zu dieser *Collectio* hatten auch die Verfasser der Kanonessammlungen im 11. Jahrhundert, denn sie galt als «ein Pantheon der päpstlichen Ansprüche».²⁶

Hartvik hat nun das Vorbild und den Maßstab, wie er die Geschichte Stephans darstellen soll, in dem vorhin angedeuteten Rahmen gefunden, wogegen auch der streng Gregorianische Standpunkt gar nichts einwenden konnte. Dieser Rahmen hat ja die Kirchenhoheit des gotischen Königs — die vom Gregorianischen Gesichtspunkt aus zwar nicht wünschenswert, aber dennoch unleugbar erschien — sozusagen kanonisiert.

Man findet den Textbeweis dafür, daß Hartvik des Dokumentes von Toledo sich in der Tat als einer Quelle bediente, vor allem in jener Akklamation des Konzils, in der die Verdienste des Rekkared gewürdigt werden ; dazu kommt der Brief, den der Papst Gregor I. an den gotischen König gesandt hatte.

Es heißt in der Akklamation : «Gloria unserem Herrn, dem Jesus Christus, der ein so edles Volk zur Einheit des wahren Glaubens geführt hat. . . Wer bekommt denn eine ewige Krone von Gott, wenn nicht der wahre und rechtgläubige König Rekkared. . . Eroberer neuer Völker ist er in der Kirche, und es möge ihm wahrlich das Verdienst des Apostels zuteil werden, ihm, der die Aufgabe eines Apostels vollendet hat.»

Der Brief des Papstes Gregor I. an Rekkared enthält dabei die folgenden, von unserem Gesichtspunkt aus besonders interessanten Partien : «Es quält mich, faulen Taugenichts, mein untätiger Müßiggang, während Könige sich bemühen, um Seelen ins Schatzhaus des Himmels zu sammeln. Was werde ich nun sagen am Tag jenes fürchterlichen jüngsten Gerichts, an dem der Richter erscheint, und ich mit leeren Händen dorthin komme, während eure Majestät jenes Heer der Gläubigen mit sich bringt, die eben jetzt mit hingebendem und unermüdlichem Verkünden des Wortes zur Gnade des wahren Glaubens geführt wurden. . . Wir senden einen kleinen Schlüssel vom heiligen Körper des Apostels Petrus. . . ein Stück Eisen von seiner Kette ist darin eingefaßt. . . Auch ein Kreuz haben wir dem Überbringer dieses Briefes für Euch mitgegeben, ein Stück Holz aus dem Kreuz des Herrn ist darin eingefaßt.»

²⁶ ULLMANN : op. cit. S. 389 und 524.

Um die Textverbindung mit der Hartvik-Legende zu illustrieren, lassen wir hier je einen Teil aus der Legende, dem Konzildokument, und aus dem päpstlichen Brief nebeneinander gestellt auch lateinisch abdrucken.

Hartvik

... Regio dignaretur ipsum (Stephanum) diademate roborare, ut eo fultus honore cepta per dei gratiam posset solidius stabilire... Pape per visum domini nuncius... dixit: «... Coronam... sibi... cum regni gloria pro vite sue meritis scito deberi...» Asericus... insignia postulavit iudicans eum dignum fore tali honore et dignitate, qui plures gentes per dei adiutorium sibi subiugasset et multos infideles per suam potentiam ad dominum convertisset... Romanus pontifex... *crucem insuper anteferendam regi* velut in signum apostolatus misit, ego inquiens sum *apostolicus ille vero merito Christi apostolus*, per quem tantum *sibi populum Christus convertit*.²⁷

Gregors Brief

Clavem vero parvulam a sacratissimo beati Petri apostoli corpore... transmisimus in qua inest ferrum de catenis inclusum... *Crucem quoque* latori praesentium *dedimus vobis offerendam* in qua lignum dominicae crucis inest... piger ego et inutilis tunc interi otio torqueor, quando in animarum congregationibus pro lucro coelestis patriae reges elaborant. Quid itaque ego in illo tremendo examine iudici venienti dicturus sum, si tunc illic vacuus venero, ubi tua excellentia greges post se fidelium ducet, quod modo ad verae fidei gratiam per studiosam et continuam praedicationem traxit.²⁸

Akklamatio des Konzils

Gloria domino nostro *Iesu Christo qui tam illustrem gentem unitati fidei verae copulavit*... Cui a deo aeterna corona nisi vero orthodoxo Recaredo regi... *Ipse novarum plebium in ecclesia conquisitor, ipse mereatur veraciter apostolicum meritum, qui apostolicum implevit officium*.²⁹

Es geht die Abhängigkeit der Hartvik-Legende von jenen pseudo-isidorischen Texten, die die gotischen Verhältnisse betreffen, noch eindeutiger hervor, wenn man an die andere Stelle denkt, die den Stephan ebenfalls als den Apostel des Landes schildert: «Merito igitur infra terminos sue dominationis nomen adeptus est apostoli.»

²⁷ SRH II. S. 413—414.

²⁸ HINSCHIUS: op. cit. 735 und 734.

²⁹ HINSCHIUS: op. cit. 356.

Hartvik hat diesen Satz — ebenso wie den ganzen Textzusammenhang — aus seiner anderen Quelle, der Größeren Stephanslegende übernommen.³⁰

Daraus ergibt sich auch die allgemeinere Lehre, daß nämlich die Übernahmen aus verschiedenen Quellen — innerhalb desselben Werkes — sich auch dann unterscheiden lassen, wenn die Textpartien, rein äußerlich betrachtet, ähnlich aussehen.

Man kann also über jeden Zweifel feststellen, daß einerseits Hartvik die beiden Sätze über Stephans Apostolat aus zwei verschiedenen Quellen geschöpft hatte, und daß andererseits das Erwähnen des Apostolats zusammen mit dem Königtum aus den Texten des Pseudo-Isidorus entstammt.

Die Analyse jener Geschichte, wie der Papst die Krone dem ungarischen König geschenkt und aus diesem Anlaß angeblich auch Privilegien erteilt hatte, zeigt, daß nach Hartviks Auffassung dadurch kein neuer Rechtszustand ins Leben gerufen, eher nur bestehende Verhältnisse sanktioniert wurden. Es wurde zu derselben Zeit anerkannt, daß Stephan Apostel, und daß er König ist, und zwar auf Grund einer von Gott in der Vision erteilten Weisung. Bei Hartvik stehen die beiden Dinge — daß Stephan Apostel, und daß er König ist — im engsten Zusammenhang miteinander. Seinem Gedankengang nach kann das eine ohne das andere nicht bestehen. Nach der Legende hat nämlich Stephan die Verdienste, die ihn zur Königswürde befähigten, mit seiner Tätigkeit als Bekehrer, als Apostel erworben. Hat der Papst ihn als König anerkannt, so war dies auch ein Gutheißen seines apostolischen Werkes, seines Apostolats. Hartviks Argumentieren stellt als eine unvermeidliche Konsequenz hin, daß nachdem Stephan König geworden ist, ihm noch mehr dieselben Rechte des Apostels zukamen, die er in Wirklichkeit auch vorhin schon ausgeübt hatte. Dieser Formulierung nach hat der Papst nicht bloß Stephans apostolische Tätigkeit gutgeheißen, sondern er hat ihn auch als einen König mit den Rechten des Apostels angesehen. Das Erfüllen der «Aufgabe des Apostels» befähigte ihn die «Würde des Apostels» zu erlangen.

Ermutigt wurde Hartvik zu dieser Darstellung — abgesehen von der Akklamation des Konzils von Toledo — nicht zuletzt auch durch jene Worte im Brief von Gregor I., wonach der gotische König vom Papst schlüssel- und kreuzförmige Reliquiare bekam. Hartvik vermochte nämlich, mit einiger Kasuistik, das Symbol des Schlüssels in dem Sinne aufzufassen, als ob Gregor I. dem Rekkared die «apostolische Macht der Schlüssel» gegeben hätte. Diese Auslegung bot eine Grundlage, ja Ausgangspunkt und Präzedenzfall zu einem derartigen Argumentieren, wonach die Apostelrechte des ungarischen Königs von päpstlicher Seite her sanktioniert worden wären. Es scheint dabei, als hätte Hartvik zwei Dinge absichtlich durcheinandergeworfen: einerseits nämlich, daß vor den Gesandten des Papstes das Kreuz getragen wurde, und

³⁰ Der Satz bei Hartvik: SRH II. S. 419; in der *Legenda Maior*: SRH II. S. 386.

daß man andererseits auch im Krönungszug vor dem Kaiser ein Kreuz trug. Seiner Darstellung nach sollte es in beiden Fällen um ein und dasselbe handeln. Diese Auslegung war die Vorbedingung dazu, daß Hartvik das Kreuz, das durch den Papst dem Stephan geschickt wurde, als ein Zeichen des Apostolats hinstellen könne. Ein wichtiges Vorbild war die Akklamation, der kanonische Text, für Hartvik auch dazu, daß er das heidnische Ungartum als «*tantus populus*» bezeichne; auch dadurch ließ er Stephans apostolische Verdienste noch größer erscheinen.

Nun haben wir die Quellen der Theorie des «apostolischen Königtums» in der Hartvik-Legende überblickt. Hartvik hat sich mit dieser Theorie zwei Ziele gesetzt. Er wollte vor allem das Kaisertum und das ungarische Königtum, sowohl in ihrem Entstehen, als auch ihrer Funktion nach, als parallele und einander völlig entsprechende Institutionen darstellen. Andererseits wollte er, um den Preis einiger Zugeständnisse zugunsten der Gregorianischen Forderungen, mit einem Argumentieren, das auch die Anhänger der «*libertas ecclesiae*» mehr oder weniger als zeitgemäß akzeptieren konnten, solche kirchlichen Rechte für den ungarischen König in seinen Schutz nehmen, die im Grunde doch Zielscheiben Gregorianischer Angriffe waren.

Erfolgreich waren Hartviks Anstrengungen im Interesse der Anerkennung des apostolischen Rechts des ungarischen Königs insofern allerdings, daß dieses Recht überall in Europa bekannt wurde; ja das ungarische Vorbild wurde ein Präzedenzfall für den englischen König, Heinrich II., für sich ein ähnliches Recht zu fordern.³¹ Die Hartvik-Legende hat einen sehr großen Einfluß auf die Nachwelt ausgeübt. Unter Fortlassen des Ausdruckes «*utroque iure*» wurde sie durch den Papst Innozenz III. als liturgische Lektion gutgeheißen. Es ist charakteristisch für ihre Benutzung von den Nachkommen — die manchmal einander völlig widersprechende Ziele gesetzt hatten — daß von den heterogenen Elementen, die nur durch Hartviks Konstruktion irgendwie zusammengehalten waren — ein jeder das für sich günstige herausheben und betonen konnte.

Budapest.

³¹ Gy. GYÖRFFY: Becket Tamás és Magyarország (= Thomas Becket und Ungarn) *Filológiai Közöny* (= Philologische Mitteilungen) 16 (1970) 153.

CONTRIBUTIONS A L'HISTOIRE DES RELATIONS
HUNGARO-BYZANTINES AU XII^e SIÈCLE

La période du règne d'Étienne III (1162—1172) fut, du point de vue de la politique intérieure ainsi que de celui de la politique extérieure, une des décades les plus mouvementées dans l'histoire hongroise du XII^e siècle. Au cours de ces années-là, les relations entre le royaume hongrois et l'empire byzantin exercèrent une influence décisive sur le développement de l'histoire hongroise. Dans cet essai, nous nous proposons l'examen approfondi de deux problèmes parmi les nombreuses questions intéressantes de l'époque. Ce sont: 1) la théorie de l'union personnelle hungaro-byzantine, attribuée à l'empereur Manuel, et 2) le discours du rhéteur byzantin, Michel d'Anchialos.

1. Le 31 mai 1162 mourut le souverain hongrois, Géza II, et son fils aîné, Étienne fut couronné comme roi de Hongrie. Cependant, son règne ne dura guère qu'un mois et demi puisqu'il dut s'enfuir en conséquences d'une intervention de Byzance qui aida un nouveau roi au trône: ce fut Ladislas II (14 juillet 1162—14 janvier 1163), l'aîné des frères cadets de Géza II. Ainsi commença la période de l'intervention, voire de l'influence byzantine en Hongrie, période qui comprend les années 1162—1165. L'empire byzantin visa l'assujettissement féodal du royaume hongrois; en effet, le plus important but de la politique extérieure de Manuel Comnène, le souverain byzantin, fut d'obtenir la souveraineté politique sur la Hongrie. En même temps et en rapport avec la Hongrie, parmi les projets du basiléus figura la domination des territoires importants de la Syrmie et de la Dalmatie, appartenant à l'État hongrois au moyen âge. Les événements des années 1162—1165 prouvent que ce but apparut comme compromis en premier lieu au moment où le but principal, l'assujettissement féodal ne parut plus réalisable.

Après Ladislas II, mort au mois de janvier 1163, son frère cadet Étienne IV ayant une relation de mariage avec les Comnène acquit le pouvoir royal. Son règne qui, soutenu par les armes byzantines, ne dura que quelques mois (27 janvier 1163—19 juin 1163) fut le sommet de l'influence grecque dans l'histoire hongroise au XII^e siècle. La grande majorité de la classe dirigeante hongroise refusa la dépendance féodale de Byzance et s'opposa à Étienne IV pour aider Étienne III qui réussit entretemps à obtenir l'appui de l'empereur romain-germanique Frédéric I^{er} Barberousse, puisque les projets expansifs de ce dernier furent fortement menacés par l'avance de Manuel en Europe Cen-

trale.¹ Étienne III dont les positions se virent stabilisées se lança à attaquer : le 19 juin 1163, Étienne IV subit une défaite décisive près de Székesfehérvár² et tomba en captivité de son cousin. Suivant le conseil d'un de ses fidèles les plus importants, Lucas, archevêque d'Esztergom, Étienne III laissa son ennemi tombé quitter le pays à la condition qu'il n'y reviendra plus.³ Étienne IV se rendit aussitôt à Byzance où il demanda l'aide de l'empereur Manuel pour la reprise de sa couronne perdue.⁴ Le basiléus décida de l'aider au trône, donna de l'argent et une troupe à l'ex-souverain, tandis que lui-même vint à Belgrade avec le gros de l'armée byzantine. Toutefois ici, après avoir connu les possibilités, il dut se rendre compte du fait qu'il serait incapable de faire accepter Étienne IV comme roi aux grands seigneurs hongrois. Il proposa donc des négociations entre les deux cours ; alors le basiléus devint en réalité l'arbitre dans la lutte pour le trône hongrois et il réussit à conclure un accord de compromis avec Étienne III : il renonça à appuyer les prétentions d'Étienne IV au trône, en revanche Étienne III lui livra son propre frère cadet, le prince Béla, pour épouser la fille souverain byzantin, Marie. Une partie essentielle du contrat hungaro-byzantin fut l'engagement d'Étienne III à donner à Byzance non seulement le prince Béla, mais aussi son héritage paternel, donc la Dalmatie et la Symrie.⁵

Conformément à l'accord, Béla, ayant alors 13—15 ans, arriva à Constantinople vers la fin de l'an 1163, avec la délégation byzantine conduite par le sébaste Georges Paléologue.⁶ A la cour impériale où il prit le nom d'Alexis, le prince hongrois devint fidèle de l'Église orientale : c'est pourquoi il put assister à un synode ecclésiastique à Constantinople.⁷ Immédiatement après son arrivée

¹ V. les détails et la bibliographie dans F. MAKK: Magyar—bizánci kapcsolatok a XII. században. Szeged 1978. (Thèse de candidature, manuscrit) 143—156.

² E. SZENTPÉTERY: *Scriptores rerum Hungaricarum I—II*. Budapest 1937—1938. (Dans ce qui suit: SRH) I. 127., 183., 462.; SRH II. 201.; J. NAGY—J. PAUR—K. RÁTH—A. IPOLYI—D. VÉGHÉLY: *Hazai okmánytár I—VIII*. Győr—Budapest VI. 2. Concernant la date de la bataille de Székesfehérvár v. GY. PAULER: *A magyar nemzet története az Árpád-házi királyok alatt I*. Budapest 1899.² 298.

³ SRH II. 202.

⁴ A. MEINEKE: *Ioannis Cinnami Epitome rerum ab Ioanne et Alexio Comnenis gestarum. Corpus scriptorum historiae Byzantinae*. Bonnæ 1836. (Dans ce qui suit: K) 212.; SRH II. 202.

⁵ K 212—215.; J. A. v. DIETEN: *Nicetae Choniatae Historia. Corpus fontium historiae Byzantinae XI/1*. Series Berolinensis. Berolini et Novi Eboraci 1975. (Dans ce qui suit: N) 128. Il faut cependant noter qu'il est bien possible que la principauté de Béla reçue de son père fût étendue originellement sur la Dalmatie seulement, et que le prince Béla n'eût reçu la Symrie comme héritage paternel que sous la pression de Byzance sur Étienne III.

⁶ K 213.

⁷ Au printemps 1166, Béla-Alexis prit part à une session d'un synode ecclésiastique (MIGNE: *Patrologia Graeca CXL*. c. 252.). Selon l'opinion générale il se serait converti au sein de l'Église byzantine, mais il est probable qu'il n'en eut pas besoin. V. PAULER: op. cit. 498., note 502.; L. THALLÓCZY: *III. Béla és a magyar birodalom. III. Béla király emlékezete*. Red. FORSTER Gy. Budapest 1900. 69.; GY. MORAVCSIK: *Bizánc és a magyarság*. Budapest 1953. (Dans ce qui suit: MORAVCSIK 1953). 88.; GY. MORAVCSIK: *Byzantium and the Magyars*. Budapest 1970. (Dans ce qui suit: MORAVCSIK 1970.) 89.; D. OBOLENSKY: *The Byzantine Commonwealth. Eastern Europe 500—1453*. London 1971. 162.

à Byzance, Béla-Alexis devint le fiancé de Marie, fille de l'empereur et ayant 13—14 ans, en même temps il fut honoré, par Manuel, du titre de despote.⁸ Ce titre qui ne revenait jusqu'alors qu'à l'empereur, assura à Béla-Alexis la place immédiatement après le basiléus dans l'ordre des rangs byzantins.⁹

C'est au dernier siècle que dans la littérature historique et byzantinologique, sous des aspects plus ou moins différents, se formula puis généralement se répanda la théorie selon laquelle l'empereur Manuel aurait emmené à Byzance le jeune prince Béla en 1163 parce qu'il voulut réaliser avec sa personne une union quelconque du royaume hongrois et de l'empire byzantin, cette union personnelle devant implicitement signifier l'intégration du royaume hongrois dans l'empire byzantin. Le basiléus aspirant au pouvoir mondial aurait pu considérer cette union comme une réalisation partielle de son projet pour la rénovation de l'ancien empire romain : Béla-Alexis aurait été le possesseur de deux couronnes, de celle de Saint Étienne, roi hongrois, et de celle de Constantin le Grand, empereur romain. Selon les partisans et propagateurs de cette théorie plausible et pleine d'esprit le prince Béla aurait été — à Byzance, après 1163 — l'héritier à la fois du trône hongrois et du trône byzantin,¹⁰ conformément aux projets de Manuel. Ils essayèrent de prouver leur théorie par les arguments suivants.

L'une de nos sources byzantines — l'historiographe Nicéas Choniates — dit que Manuel choisit Béla comme fiancé pour sa fille Marie «voulant le faire

⁸ K 215. — Une source occidentale connaît aussi la relation dynastique établie entre la Hongrie et Byzance: v. Monumenta Germaniae Historica. Scriptores. (Dans ce qui suit: MGH) VI. Hannoverae 1844. 410. Quant à l'âge de Marie Comnène, v. R. KERBL: Byzantinische Prinzessinnen in Ungarn zwischen 1050—1200 und ihr Einfluß auf das Arpadenkönnigreich. Wien 1979. 136.

⁹ V. GY. MORAVCSIK: III. Béla és a bizánci birodalom Manuel halála után. Századok 1933. Cahier complémentaire. (Dans ce qui suit: MORAVCSIK 1933.) 519.; B. HÓMAN—GY. SZEKFÜ: Magyar történet. I. Budapest 1939.⁶ (Dans ce qui suit: HÓMAN 1939.) 379.; G. OSTROGORSKY: Urum-Despotes. Die Anfänge des Despoteswürde in Byzanz. Byzantinische Zeitschrift 1951. (Dans ce qui suit: OSTROGORSKY 1951.) 458.; Б. Ферjanчић: Деспоти у Византији и јужнословенским земљама. Београд 1960. (Dans ce qui suit: Ферjanчић 1960.) 6., 9., 27., 205.; R. GUILLAND: Le Despote. Recherches sur les institutions byzantines II. Berlin—Amsterdam 1967. 1—2.; История Византии в трех томах. Москва 1967. (Dans ce qui suit: Ист. Виз.) 326.; GY. SZÉKELY: La Hongrie et Byzance aux X^e—XII^e siècles. Acta Historica Academiae Scientiarum Hungaricae (1967) 309.; MORAVCSIK 1970. 89.; OBOLENSKY: op. cit. 162.

¹⁰ Ce fut l'opinion de H. KAP-HERR: Die abendländische Politik Kaiser Manuels mit besonderer Rücksicht auf Deutschland. Strassburg 1881. 103.; F. SCHERER: Komnenosz Mánuel bizánci császár (1143—1180) világuralmi törekvései. Gyula 1911. 103.; F. CHALANDON: Les Comnène, Études sur l'empire byzantin aux XI^e et XII^e siècles II. Jean II Comnène (1118—1143) et Manuel I Comnène (1143—1180). Paris 1912. 476.; J. DEÉR: A magyar törzsszövetség és patrimoniális királyság külpolitikája. Kaposvár 1928. (Dans ce qui suit: DEÉR 1928.) 138.; MORAVCSIK 1933. 519—520.; M. GYÓNI: Magyarország és a magyarság a bizánci források tükrében. Magyar—görög tanulmányok 7. Budapest 1938. (Dans ce qui suit: GYÓNI 1938.) 56.; HÓMAN 1939. 379.; OSTROGORSKY 1951. 454.; MORAVCSIK 1953. 88.; J. Ферлуга: Византиска управа у Далмацији. Београд 1957. (Dans ce qui suit: Ферлуга 1957.) 130.; Ферjanчић 1960. 27.; F. DÖLGER: Ungarn in der byzantinischen Reichspolitik. F. DÖLGER: Byzanz und die europäische Staatenwelt. Darmstadt 1964. 171.; GUILLAND: op. cit. 2.; OBOLENSKY: op. cit. 160., 162.; KERBL: op. cit. 134., 153.

héritier aussi de son règne». ¹¹ Une deuxième preuve de la conception de l'union personnelle hungaro-byzantine fut le titre byzantin de despote accordé à Béla-Alexis. Selon les représentants de cette théorie Manuel le lui aurait accordé car le mot *despotes* était l'équivalent exact du mot hongrois *úr* dont la variante *Urum* qu'on retrouve chez l'historiographe Cinnamos aurait servi — en Hongrie et au XII^e siècle — à désigner l'héritier du trône hongrois. Cette opinion est basée sur une information de Cinnamos, selon laquelle à l'occasion de l'avènement au trône de Ladislas II, les Hongrois «accordèrent à Étienne [c'est-à-dire au futur Étienne IV]... le titre de *Urum* (*Ὀυρόρμ*). Chez les Hongrois, ce mot désigne celui qui héritera le pouvoir». ¹² Selon les partisans de cette théorie, le prince Béla était, avant d'arriver à Byzance, héritier du trône sous Étienne III, et, en cette qualité, il avait le titre de *Urum*. En lui accordant donc le titre de *despotes*, Manuel voulut exprimer qu'en tant que *urum* et *despotes*, Béla-Alexis était héritier du trône hongrois ainsi que du trône byzantin. ¹³

Nous sommes cependant d'avis que ce système d'argumentation n'est pas justifiable puisqu'il y a des sérieuses objections qu'on peut émettre contre ces données des sources. Ainsi, avant tout, tombe la preuve principale de la théorie. Les chercheurs avaient jusqu'à 1975 l'édition de Bonn en 1835 comme la meilleure édition de l'œuvre de Nicéas Choniates. C'est ce texte qui fournit la donnée citée selon laquelle Manuel aurait considéré Béla comme son héritier déjà en 1163. Les examens récents du texte ont prouvé sans équivoque que ce passage ne se trouve pas dans les manuscrits contenant le texte originel de Nicéas; on le retrouve dans un manuscrit tardif du XIV^e siècle, dans une variante en grec vulgaire.

C'est dans cette variante écrite en langue vulgaire que l'édition de Bonn puisa — avec d'autres passages — la phrase en question. Puisqu'il ne s'agit pas d'un passage venant de Nicéas, les éditions critiques plus modernes ne le considèrent pas comme authentique. ¹⁴ Ainsi donc, il n'y a pas de raison à croire que Manuel considérât Béla entre 1163 et 1165 comme héritier de son trône. Cependant, nous ne pouvons ni affirmer ni nier la possibilité de la supposition qu'avec les fiançailles du prince hongrois et de sa fille en 1163, ainsi qu'avec le titre de despote qui fut accordé à Béla, Manuel ait voulu peut-être préparer la déclaration de 1165 sur la succession de Marie et de Béla au trône. ¹⁵

¹¹ En grec: «ὁν καὶ διάδοχον τῆς βασιλείας ἐμελέτα ποιῆσαι». Nicetae Choniatae Historia. Rec. J. BEKKER. Corpus scriptorum historiae Byzantinae. Bonnæ 1835. (Dans ce qui suit: CB) 167.

¹² K 203.

¹³ V. p. ex. OSTROGORSKY 1951. 454.; MORAVCSIK 1953. 87.; Ферпанчип 1960. 27—28.; GUILLAND 1967. 2.; MORAVCSIK 1970. 89.; P. WIRTH: Die Genesis der byzantinischen Despotenwürde im Lichte der zeitgenössischen Titulatur. Byzantina 1973. 443.

¹⁴ Pour tout cela, v. N XXXIII., LXXXVI., CVI., 128.

¹⁵ A la fin de l'an 1165, au cours d'une cérémonie solennelle, l'empereur Manuel déclara officiellement sa fille, Marie et le fiancé de celle-ci, Béla-Alexis, héritiers de son trône à Constantinople (N 112., 137.). Derrière ce geste du basiléus on retrouve exclusive-

Quant à l'autre preuve, c'est-à-dire la source de la théorie de l'union, cela n'est pas convaincante non plus. En ce temps-là il y eut un seul principe valable en Hongrie pour la succession au trône : théoriquement, chaque membre masculin de la dynastie régnante des Árpád pouvait également prétendre à la couronne en vertu du droit de l'ascendance. Lors de l'avènement au pouvoir, ce furent les relations sociales et politiques données qui jouèrent le rôle décisif, étant donné que dans la Hongrie de l'époque il n'existait ni une institution de l'hérédité de la couronne, ni un ordre ou un titre de succession définis.¹⁶ Voilà pourquoi *Urum* ne pouvait être un titre désignant le rang. Nous considérons donc que le mot *urum* n'est autre chose qu'une variante du nom commun *úr* (en français : seigneur), variante ayant une désinence personnelle possessive équivalent à l'adjectif possessif du français (*uram*) et qui servit en Hongrie au XII^e siècle de simple *terme d'adresse* et non pas de terme aulique.¹⁷

D'après nos sources, ce terme d'adresse revenait aux membres principaux de la classe féodale dirigeante hongroise. C'est prouvé avant tout par le fait que l'équivalent de *úr*, le *dominus* latin revenait également — d'après les sources en langue latine de la Hongrie de l'époque — aux rois,¹⁸ aux princes,¹⁹ aux hauts dignitaires du pays, p. ex. au *bán*,²⁰ aux seigneurs laïcs, ainsi aux comtes (*comites*)²¹ et aux suprêmes dignitaires ecclésiastiques : aux archevêques, aux

ment des raisons de politique intérieure. Nous sommes d'avis que cette mesure de l'empereur fut dirigée avant tout contre son cousin, Andronic Comnène aspirant depuis le commencement des années 1150 à obtenir la couronne byzantine; ce fut son but en 1164—1165, en Galicie. Le but principal de Manuel fut justement d'empêcher les aspirations d'Andronic, rentré à Byzance au printemps 1165. En nous écartant de l'opinion d'autres chercheurs selon laquelle le titre de *despotes* revenait à l'héritier désigné du trône byzantin depuis 1163 (v. p. ex. OSTROGORSKY 1951. 454.; MORAVCSIK 1953. 87.; Ферjanчин 1960. 27.; GUILLAND: op. cit. 2.), nous sommes d'avis que — justement en conséquence de la désignation de Béla — le titre de *despotes* ne désigna l'héritier officiel de la couronne de Byzance qu'à partir de la fin de l'an 1165.

Le fait qu'entre Béla et Marie il n'y eut mariage ni en 1165 (lors de la désignation), ni après, nous montre qu'en rapport avec Béla-Alexis, Manuel n'avait pas encore des buts politiques reflétant un engagement définitif et sans équivoque (v. KERBL: op. cit. 141.). C'est prouvé par le fait que Manuel offrit la main de sa fille — avec son empire — à Guillaume II, roi normand de Sicile, déjà en automne 1166 [J. PARKER: The Attempted Byzantine Alliance with the Sicilian Normann Kingdom (1166—1167). Papers British School et Rome XXIV. É. S. XI. (1956) 86—91.].

¹⁶ J. DEÉR: Heidnisches und christliches im altungarischen Königtum. Szeged 1934. 96—97.; GYÓNI 1938. 55.; L. ELEKES: A középkori magyar állam története megalapításától mohácsi bukásáig. Budapest 1964. 73. Il faut d'ailleurs mentionner qu'après le départ de Béla à l'étranger, deux frères d'Étienne III — Árpád et Géza — restèrent encore en Hongrie (SRH I. 210., 460.).

¹⁷ L'idée de PAULER est pareille: op. cit. 497., note 496.

¹⁸ V. p. ex. Codex diplomaticus regni Croatiae, Dalmatiae ac Slavoniae I. Red. M. KOSTRENCIC: Zagrabiae 1967. II. Red. T. SMIČIKLAS: Zagrabiae 1904. (Dans ce qui suit: C) II. 21., 96., 97., 393.; R. MARSINA: Codex diplomaticus et epistolaris Slovaciae I. Bratislavae 1971. N° 97.; SRH I. 380., 431., 435., 438., 447., 456.

¹⁹ V. p. ex. C I. 161.; SRH I 381., 422., 450.; SRH II. 456.

²⁰ Ainsi p. ex. C II. 184.

²¹ L. FEJÉRPATAKY: A Gut-Keled Biblia. Magyar Könyvszemle 1892—1893. (Dans ce qui suit: MK) 18. — Ibidem, la femme du comte Márton figure sous la désignation *domina* (= úrnő).

évêques et aux abbés,²² etc. Une autre preuve de cette opinion est que dans un diplôme écrit en latin et venant du XII^e siècle figure le nom géographique de *Vrcuta* [c'est-à-dire *az úr kútja* 'le Puits du (grand) seigneur'], mais nous avons aussi la variante latine de ce nom de village : *Puteus Ducis*. Sous Ladislas I (1077—1095), le village fut la propriété (le domaine) du prince David, fils du roi Salomon (1063—1074).²³ Or, comme on le sait bien, le prince David ne fut pas héritier du trône, il ne fut que *dux* de la maison des Árpád, à qui, grâce à sa noble ascendance, revenait le terme d'adresse *úr*.²⁴ Cela veut dire que le mot *úr* ~ *urum* ne pouvait pas signifier l'héritier du trône hongrois, par conséquent une traduction de ce mot en grec ne pouvait pas non plus renvoyer à un titre aulique, à celui de l'héritier du trône de Hongrie. Nous sommes d'avis que la remarque de Cinnamos concernant le mot *urum*²⁵ n'est qu'un malentendu, une erreur de l'auteur byzantin qui ne parlait ni ne comprenait le hongrois.

Enfin, il faut mentionner que, dans la période d'entre l'automne 1163 et le début de 1172, on ne peut observer, dans la politique de Manuel en rapport avec la Hongrie, aucune mesure qui pût viser — en faveur de Béla-Alexis et pour l'union personnelle — l'acquisition du royaume hongrois. Dans les années 1164—1165, le basiléus voulait incessamment assurer le trône hongrois pour Étienne IV. Il ne profita pas de l'occasion que les grands seigneurs hongrois lui offrirent en 1167 pour mettre au trône le prince Béla qu'ils voulaient comme roi.²⁶ En 1167, l'empereur byzantin commença la campagne contre la Hongrie non pas pour acquérir le trône pour Béla contre Étienne III, mais pour s'assurer définitivement la domination sur les territoires de la Dalmatie, la Bosnie et de la Syrmie.²⁷ Il n'intervint qu'au printemps 1172 en faveur de Béla pour qu'il obtienne le trône hongrois, mais en ce moment-là ce fut son fils qui devint — au lieu du prince hongrois et comme co-empereur couronné — l'héritier officiel du trône de Byzance.²⁸

D'après tout ce qui vient d'être dit nous croyons que le projet d'une union personnelle attribué à Manuel n'est pas fondé sur des sources. Dans la situation

²² P. ex. L. FEJÉRPATAKY: Kálmán király oklevelei. Értekezések a történelmi tudományok köréből XV. 5. Budapest 1892. 44., 61—62.; L. FEJÉRPATAKY: Oklevelek II. István korából. Értekezések a történelmi tudományok köréből XVI. 4. Budapest 1895. 19.; MARSINA: op. cit. 77.; MK 16.

²³ V. A pannónhalmi Szent-Benedek-rend története I—XII/B. Red. L. ERDÉLYI.—P. SÖRÖS. Budapest 1902—1916. X. 15., 429., 499., 501.

²⁴ C'est pourquoi Béla-Alexis figure dans le diplôme de Jérusalem en 1170 sous la désignation de dominus dux. V. J. DELAVILLE LE ROULX: Cartulaire général de l'Ordre des Hospitaliers de S. Jean de Jérusalem (1100—1310) I. Paris 1894. 222. Pour la datation de ce diplôme v. MAKK: op. cit. 305., note 117.

²⁵ K 203. — D'ailleurs, à l'époque, une des significations du mot *dux* était *úr* (seigneur); mais *dux* ne signifiait pas «héritier du trône», puisque le titre de *dux* n'a pas seulement été utilisé par les membres de la famille Árpád.

²⁶ SRH II. 203.

²⁷ Nous en parlerons dans la deuxième partie de notre essai.

²⁸ K 286—287.; N 169—170.; A. Павлов: Синодальный акт Константинопольского патриарха Михаила Анхиала 1171 года. Византийский Временник (1895) 391—393.

historique donnée, on ne peut naturellement pas exclure qu'une telle conception pût tomber dans l'esprit de Manuel, mais nous répétons que pour cela il n'y a pas de preuves basées sur des sources.

Quel fut donc le vrai but de Manuel en emmenant Béla à Byzance? Voilà ce que dit Cinnamos en rapport avec cela: le basiléus «voulut avoir à toute force le territoire des Huns [c'est-à-dire des Hongrois] . . . C'est pourquoi il forgea le projet de marier Béla, . . . fils de Géza [II] avec sa fille, Marie».²⁹

La recherche scientifique a constaté qu'en ce temps-là «des alliances politiques trouvèrent leur expression dans les relations familiales»,³⁰ en d'autres termes: les relations dynastiques signifient «la façon féodale du renforcement ou de la stabilisation des alliances».³¹

Manuel dut penser que les fiançailles puis le mariage de Marie et Béla créerait, entre Byzance et la Hongrie, une relation politique favorable à Byzance puisque la relation dynastique serait une garantie pour que le royaume hongrois reste constamment sous l'influence politique de l'empire byzantin. C'est cette idée qu'on retrouve dans une lettre du basiléus écrite à Étienne III en 1164, et dans laquelle — faisant allusion au mariage prévu — il encourage le souverain hongrois à être l'ami de Byzance.³² En même temps, il y eut un autre point de vue que l'empereur dut prendre en considération, et c'est que la personne de Béla impliquait le fondement juridique pour la possession de territoires importants (du point de vue militaire et économique également) comme la Dalmatie Centrale et la Syrmie qui appartenaient auparavant à l'Empire byzantin. Avec leur possession, Manuel dépassa considérablement les conquêtes occidentales des ses prédécesseurs directs. En outre, Manuel dut penser aussi que la personne du prince pourrait toujours lui assurer la possibilité d'intervention dans les affaires hongroises au cas où ce serait nécessaire. C'est pour réaliser ces aspirations que le basiléus tâcha de lier Béla le plus étroitement possible à Constantinople: voilà ce dont servirent ses fiançailles avec Marie et le titre de *despotes* qu'il reçut.³³

2. Cependant, l'accord hungaro-byzantin de 1163 ne s'avéra pas durable puisque Étienne III ne voulut pas rendre de facto à Byzance les territoires qui appartenaient déjà à Byzance de iure. Alors, Manuel reprit Étienne IV sous sa protection pour l'aider à obtenir la couronne royale. Les troupes byzantines dirigées par le basiléus firent incursion dans le pays en été 1164, occupant la

²⁹ K 214—215.

³⁰ P. VÁCZY: A középkor története. Egyetemes történet II. Középkor. Red. B. HÓMAN—GY. SZEKFÜ—K. KERÉNYI. Budapest 1936. 534.

³¹ ELEKES: op. cit. 78.

³² K 218.

³³ Il faut remarquer que les fiançailles du prince Béla avec la fille de l'empereur, ainsi que son titre de *despotes* nous montrent le caractère erroné de l'opinion qui considère Béla comme simple otage à la cour du basiléus. Cf. The Cambridge Medieval History IV. The Byzantine Empire Part I: Byzantium and Its Neighbours. Cambridge 1966. 234.; Ист. Виз. 326.

Syrmie et elles avancèrent, entre le Danube et la Tisza, jusqu'à Bács. Étienne III ne put alors sauver son pouvoir royal que grâce à une aide militaire étrangère — tchèque, allemande et russe. En 1164 la paix fut rétablie entre Étienne III et Manuel par l'intermédiaire du souverain tchèque, Vladislav II ; cette paix fut le renouvellement du contrat de 1163. Mais, au printemps 1165, Étienne III reconquit la Syrmie, après quoi Manuel mobilisa de nouveau ses troupes grecques. Bien que la mort inattendue d'Étienne IV (le 11 avril 1165) croisa le projet du basiléus pour remettre l'ex-souverain au trône, les Byzantins ont repris cette année non seulement la Syrmie, mais ils occupèrent aussi la Dalmatie et la Bosnie. En 1165, les deux souverains conclurent la paix à la base du statu quo.

Pendant les années 1166—1167, les guerres entre Byzance et la Hongrie continuèrent avec la même violence, mais l'assujettissement féodal du royaume hongrois ne figura plus parmi les projets de Manuel. Il s'avéra certain pour lui qu'en Hongrie l'influence politique de Byzance n'aurait pas de base importante. Il dut également se rendre compte du fait que les relations internationales n'étaient plus favorables aux aspirations byzantines contre le royaume hongrois: Étienne III pouvait compter sur une aide étrangère importante (allemande, autrichienne, tchèque et russe) contre Byzance, et, en conséquence de la quatrième campagne que fit en ce temps-là en Italie Frédéric Baberousse, le problème de l'Italie devint plus aigu à partir de l'an 1166. En même temps, les Grecs s'occupèrent des problèmes orientaux aussi: dès 1167, l'idée de l'occupation de l'Égypte devint actuelle. Enfin, il ne faut pas oublier qu'en ce temps-là il y eut une opposition — même au sein des groupes dirigeants de Byzance — contre la politique de Manuel envers la Hongrie.

Dans les années 1166—1167, Byzance n'avait qu'un seul but contre le royaume hongrois: c'était de rejeter et de punir les attaques perpétuelles des Hongrois qui voulaient reprendre les territoires occupés. En conséquence des actions militaires des Hongrois en 1166, le pouvoir grec s'affaiblit sensiblement et en Dalmatie et dans la Syrmie, c'est pourquoi Manuel commença en 1167 une grande campagne pour stabiliser à son propre profit la situation de ces territoires. Le 8 juillet 1167 l'armée byzantine, avec l'aide de la flotte, porta un coup grave sur l'armée hongroise près de Belgrade. Nous savons, grâce à la chronique de Heinrich von Mügelin, que selon l'accord qui suivit la victoire byzantine, la principauté de Béla fut restaurée, c'est-à-dire la domination byzantine sur la Syrmie et la Dalmatie — et, certainement, sur la Bosnie aussi — fut rétablie.³⁴

De nouvelles recherches aboutissent à la conclusion que, conformément à la paix conclue en 1167, le souverain hongrois fit sa soumission au basiléus, c'est-à-dire que l'État hongrois serait devenu un royaume vassal de Byzance.

³⁴ Pour tout cela — avec la bibliographie détaillée — v. MAKK: op. cit. 164—187. — L'information de Mügelin: SRH II. 203.

Cette supposition est fondée — entre autres — sur un discours de Michel d'Anchialos, futur patriarche de Constantinople (1170—1178),³⁵ discours panégyrique, prononcé devant l'empereur Manuel. D'après cette opinion, la Hongrie aurait reconnu la dépendance féodale de Byzance jusqu'à la mort de Manuel Comnène (en 1180).³⁶

Pour prouver leur raison, les partisans de cette conception énumèrent les conditions de la paix hungaro-byzantine, lesquelles furent décrites dans le discours de Michel. Selon le rhéteur byzantin, le souverain hongrois avait accepté que la Syrmie, la Croatie et la Bosnie soient mises sous la domination de l'empereur.³⁷ La partie hongroise avait également accepté que « parmi les biens soumis au pouvoir du basileus soient rangés la capitale [c'est-à-dire Székesfehérvár] et l'église hongroise dans laquelle on garde la couronne, pour que la couronne des souverains hongrois soit en possession [de Manuel] ». Étienne III se serait chargé de payer un tribut à l'empereur. Le rhéteur de Constantinople raconte aussi que le souverain hongrois et ses grands seigneurs avaient juré fidélité ferme à l'empereur, par l'intermédiaire de parlementaires. Enfin, les Hongrois auraient accepté de remettre onze otages de haute naissance à Byzance pour garantir le respect du contrat de paix.³⁸

Au cas d'une paix effective ces points expriment des conditions vraiment très graves : la question est seulement de savoir si une telle paix fut effectivement conclue entre les Hongrois et Byzance et si oui, quand ? La date du discours de Michel est tout à fait incertaine. Quant à la datation du discours, il fut question, dans la littérature, de 1167,³⁹ mais aussi de 1166⁴⁰ et de 1165.⁴¹

Ce qui rend difficile à décider le problème chronologique, c'est que le rhéteur ne nous donne pas la date exacte de la guerre hungaro-byzantine dont il traite pourtant en détail et dont la fin fut, selon lui, le contrat mentionné entre Étienne III et Manuel. Ce qui est certain, c'est que le conflit hungaro-byzantin eut lieu pendant la période de 1164—1167.⁴²

³⁵ V. GRUMEL: Les registres des actes du patriarcat de Constantinople I. Les actes des patriarches. Fasc. III. Les registres de 1043 à 1206. 1947. 143.

³⁶ V. p. ex. R. BROWNING: A New Source on Byzantine-Hungarian Relations in the Twelfth Century. *Balkan Studies* II. Thessalonike 1961. 181.; *Ист. Виз.* 295., 326., 329., 456., note 37.; *OBOLENSKY*: op. cit. 160.

³⁷ BROWNING: op. cit. 202., 203.

³⁸ BROWNING: op. cit. 203.

³⁹ P. WIRTH: Das bislang erste literarische Zeugnis für die Stephanskron. *Byzantinische Zeitschrift* 1960. 80.; J. KALIĆ—B. FERJANČIĆ—N. RADIŠEVIĆ—MAKSIMOVIĆ: *Fontes Byzantini historiarum populorum Jugoslaviae spectantes* IV. Beograd 1971. 200., 206., note 33. D'ailleurs, c'est ici que nous remarquons que le rhéteur byzantin parle de la couronne hongroise en général (BROWNING: op. cit. 203.), c'est pourquoi — en écartant des autres opinions (v. p. ex. WIRTH: op. cit. 82) — nous ne considérons pas la remarque de Michel d'Anchialos comme remarque concernant la couronne de (Saint) Étienne I.

⁴⁰ Sz. VAJAY: *Az Árpád-kor uralmi szimbolikája. Középkori kútfőink kritikus kérdései*. Red. J. HORVÁTH et Gy. SZÉKELY. Budapest 1974. 355.; Gy. GYÖRFFY date le discours en 1166 à peu près (István király és műve. Budapest 1977. 358.).

⁴¹ L'éditeur-même du discours considère comme date possible du discours les années 1165 et 1167 également (BROWNING: op. cit. 178.). Ainsi *Ист. Виз.* 456., note 37.

⁴² BROWNING: op. cit. 175.

Cependant, si l'on compare les événements de la guerre décrite dans le discours avec ceux racontés par les différents historiographes — occidentaux, tchèques et byzantins — on peut définir avec une certitude absolue que les événements du conflit raconté par Michel coïncident avec ceux de la guerre de 1164—1165, et non pas de 1166 ou de 1167. On peut prouver cette coïncidence sur plusieurs points.

Selon Michel, Manuel aurait pris part à la guerre précédant la conclusion de la paix.⁴³ Mais il ne s'agit ici ni de 1166, ni de 1167, car on connaît, grâce à d'autres sources, que le basiléus se tint loin des campagnes de ces années,⁴⁴ tandis qu'en 1164 et en 1165 il dirigea personnellement ses troupes contre les Hongrois.⁴⁵ Le rhéteur raconte que le roi hongrois eut peur de l'armée byzantine et choisit ainsi les négociations au lieu de combattre.⁴⁶ Cet événement ne peut pas non plus avoir lieu en 1166 ni en 1167 puisqu'alors l'armée royale dirigée par le comte Denis eut des combats sanglants avec les Byzantins,⁴⁷ par contre et abstraction faite du siège de Zimony en 1165,⁴⁸ il n'y eut effectivement pas de véritable combat entre les Hongrois et les Byzantins en 1164—1165. Selon le rhéteur, parmi les garants de la paix figura aussi, du côté hongrois, le souverain de Bohême, Vladislav II.⁴⁹ Cela renvoie sans équivoque à 1164,⁵⁰ on peut accepter même 1165,⁵¹ mais d'aucune façon 1166 ou 1167 : c'est qu'en 1166, la paix fut conclue entre la Hongrie et Byzance, grâce à l'intermédiaire du prince autrichien Henri.⁵² Dans la guerre de 1167, c'est également Henri Jasomirgott qui figure du côté hongrois contre Byzance, et non pas Vladislav II.⁵³ Il y a encore un argument contre la datation en 1166 ou en 1167, et c'est le fait que Michel parle de Guillaume I, roi normand comme de quelqu'un de vivant encore «attendant dans son propre abri le coup et le désastre [de Manuel] qui tomberaient sur sa tête».⁵⁴ Or, on sait que Guillaume I mourut le 7 mai 1166.⁵⁵

L'éditeur du texte de ce discours du rhéteur Michel apporta deux arguments importants pour la datation en 1167. Le premier est en rapport avec le

⁴³ BROWNING: op. cit. 201.

⁴⁴ K 259—261.; N 151—152.

⁴⁵ K 217—225., 240—248.; N 133—135.; MGH XVII. Hannoverae 1861. 681—682.; SRH II. 202.

⁴⁶ BROWNING: op. cit. 201.

⁴⁷ K 258—259., 270—274.; N 132., 153—157.; SRH II 203.

⁴⁸ K 238—246.; N 133—135. — Zimony (Zemun, Semlin): aujourd'hui un quartier de Belgrade.

⁴⁹ BROWNING: op. cit. 202.

⁵⁰ K 224.; MGH XVII. 681—682.

⁵¹ C'est d'autant plus possible, puisque l'accord de 1165 fut essentiellement le renouvellement de celui de l'année précédente, et en plus, le souverain tchèque, allié d'Étienne III, créa une relation dynastique avec les Comnène; ainsi la personne de Vladislav put paraître comme apte à être le garant principal de la paix hungaro-byzantine (MGH XVII. 682.).

⁵² K 261—262.

⁵³ MGH IX. Hannoverae 1851. 538.; MGH XX. Hannoverae 1868. 492.

⁵⁴ BROWNING: op. cit. 190.

⁵⁵ F. CHALANDON: Histoire de la domination normande en Italie et en Sicile II. Paris 1907. 303. V. encore BROWNING: op. cit. 206., note 128.

fait que les Byzantins accusèrent les Hongrois d'avoir violé le contrat en attaquant la Syrmie,⁵⁶ et on ne pourrait en avoir accusé Étienne III qu'après 1165, étant donné que la Syrmie ne devint possession byzantine qu'en 1165.⁵⁷ Or, nous savons de Cinnamos qu'Étienne III fit serment concernant la Syrmie (c'est-à-dire sa reddition) déjà en 1164, et c'est ce qu'il viola avec l'attaque au printemps 1165.⁵⁸ Au cours de la campagne en 1164, les Byzantins prirent effectivement en possession la Syrmie, et ils la considérèrent comme territoire sous la suprématie de l'empereur. Cinnamos nous informe aussi du fait qu'en 1164 — après avoir conclu la paix avec le roi hongrois — Manuel s'assura de la Syrmie avec une armée spéciale.⁵⁹ Il est sûr que la Syrmie fut intégrée dans le système des thèmes byzantins déjà en 1164.⁶⁰ Étienne IV se retira — grâce à la paix par l'intermédiaire de Vladislav II — au centre militaire de la Syrmie, c'est-à-dire à Zimony, et il y mourut au mois d'avril 1165.⁶¹ Tout cela prouve que l'attaque hongroise contre la Syrmie en 1165 fut une violation du contrat avec les Byzantins.

L'autre argument pour la datation du discours en 1167 est le suivant : puisque des Serbes participèrent aussi au conflit hungaro-byzantin, du côté byzantin,⁶² et que selon d'autres sources — il s'agit de l'œuvre de Cinnamos — les Serbes n'aient lutté contre les Hongrois qu'en 1167 dans l'armée byzantine,⁶³ le discours ne peut être écrit qu'après la guerre de 1167.⁶⁴ Mais cette argumentation n'est pas juste, puisque c'est précisément d'un passage de l'œuvre historique de Cinnamos qu'on sait que «les Serbes assujettis par les Byzantins» luttèrent contre les Hongrois en 1165 aussi.⁶⁵

⁵⁶ Selon le rhéteur le souverain viola la paix, car «il transposa les frontières une fois dressées... et voulut reconquérir... la Syrmie ainsi que les territoires d'outre la plaine des bords du Danube, ... que l'empereur glorieux vient d'attacher aux domaines les plus fameux des Byzantins». (BROWNING: op. cit. 200.).

⁵⁷ BROWNING: op. cit. 176—177.

⁵⁸ K 231.

⁵⁹ K 226.

⁶⁰ Selon d'autres avis, l'organisation du thème byzantin de Sirmium (c'est-à-dire contenant la Syrmie) n'eut lieu qu'en 1167. (T. WASILEWSKI: Le thème byzantin de Sirmium—Serbie au XI^e et XII^e siècle. Зборник радова Византолошког института VIII. Београд 1964. 481—482.). Outre ceux que nous avons énumérés ci-dessus, il y a encore un fait qui contredit cette opinion, et c'est qu'en 1166, c'est le stratège Michel Gabras qui figure comme gouverneur du territoire (K 258.), mis par Manuel déjà en 1164 en tête de l'armée byzantine laissée en arrière-garde pour la défense de la Syrmie (K 226.). Il est évident que le sébaste Michel Gabras remplit déjà à partir de 1164 le poste du gouverneur du thème de Sirmium.

⁶¹ K 226., 239.

⁶² BROWNING: op. cit. 200., 201.

⁶³ K 271.

⁶⁴ BROWNING: op. cit. 177.

⁶⁵ K 236. — Cette donnée de Cinnamos est appréciée de façon pareille par J. Калић: Подаци Абу Хамида о приликама у Јужној Угарској средином XII. века. Матица Српска. Зборник за историју 4 (1971) 43. A la fin de son discours Michel mentionne Manuel comme qui se prépare à aller en Orient (BROWNING: op. cit. 203.). Selon l'éditeur du discours, ce serait une allusion à la campagne d'Égypte projetée à partir de 1167, — cela prouverait donc la datation en 1167 (BROWNING: op. cit. 177.). Cependant, dans le texte il s'agit du fleuve Jourdain qui signifie plutôt la Palestine, les États croisés, et non pas l'Égypte. Il

Après tout cela, il nous est évident que le rhéteur Michel fit allusion aux événements des guerres de 1164—1165 dans son discours. Cela impliquerait le fait que le contrat dont il parle aurait été le résultat de ces guerres. Cependant, nous connaissons bien les conclusions de paix hungaro-byzantines de 1164 et de 1165, grâce aux œuvres des historiographes byzantins et tchèques.⁶⁶ Dans les contrats qu'ils décrivent, il n'est pas question de conditions — abstraction faite de l'occupation byzantine des territoires — racontées par le rhéteur dans son discours panégyrique exaltant le basiléus et plein d'exagérations rhétoriques.⁶⁷

Cela veut dire que le contrat de paix n'a jamais existé sous la *forme présentée* dans le discours panégyrique, donc il ne peut être considéré que comme une exagération rhétorique. Ainsi donc, l'affirmation selon laquelle la Hongrie serait devenu un vassal de Byzance après 1167 et en conséquence des guerres entre Étienne III et Manuel — manque de tout caractère fondé.⁶⁸

La vraie cause de la contradiction entre le contrat réel et celui qui figure dans le discours, c'est que le rhéteur considéra comme fait historique ce qui ne fut alors que le projet bien que principal de Manuel en rapport avec la Hongrie pendant les années 1162—1165. On sait que le but de la politique extérieure de l'empereur fut de mettre un roi vassal au trône et payant des tributs, pour réaliser l'assujettissement féodal de l'État hongrois. Cela veut dire que le contenu du «contrat» de Michel prend ses sources dans les tendances de la politique de Manuel dans les années 1162—1165. Cela nous suggère également de croire que le discours panégyrique de Michel fut rédigé en 1165 et non pas en 1166 ou en 1167.

Szeged.

est bien connu, grâce à Cinnamos, que Manuel voulut porter secours à l'Antiochie en été 1164, après la victoire des Seldjoukides à Harim, mais il en fut empêché par l'attaque d'Étienne III (K 216.). La situation des Byzantins et des états croisés ne fut pas améliorée en 1165, non plus, et, évidemment, on aurait salué la gloire des armes byzantines à l'Orient aussi, après les succès sur les Hongrois en 1165. C'est ce désir qui se voit reflété dans le discours de Michel. Mais le basiléus envoya enfin Andronic contre les Seldjoukides, au lieu de lui-même.

⁶⁶ K 223—224., 247—248.; MGH XVII. 682.; v. encore F. A. GOMBOS: *Catalogus fontium historiae Hungariae III*. Budapest 1938. 1996.

⁶⁷ Selon le contrat qu'on peut retrouver dans le discours de Michel, la Bosnie devint aussi possession byzantine (BROWNING: op. cit. 203.). Aucune source n'en fait mention ni en rapport avec 1164, ni en rapport avec 1165. Mais Manuel fait insérer parmi ses titres de souverain l'épithète *bosethnikos* (de Bosnie) aussi (C. MANGO: *The Conciliar Edict of 1166*. *Dumbarton Oaks Papers* 17. 1963. 324.). Cela nous porte à croire à juste titre que l'armée dirigée par Jean Doucas, ayant traversé la Rascie, (la Serbie), occupa non seulement la Dalmatie, mais la Bosnie intermédiaire aussi. Ainsi p. ex. *Ферлуга* 1957, 133.; WASILEWSKI: op. cit. 482.

⁶⁸ Nous sommes d'avis qu'il faut considérer comme exagération aussi l'affirmation du rhéteur selon laquelle la partie hongroise se serait engagé à payer un tribut (BROWNING: op. cit. 203.). Selon toute probabilité il ne s'agit qu'un passage du contrat selon lequel les habitants des territoires concédés à l'empereur par le roi hongrois devraient payer un tribut désormais à l'empereur. Cinnamos nous informe en effet du fait qu'en automne 1165, Manuel imposa un tribut à la Syrmie (K 249.). La Bosnie et la Dalmatie eurent le même sort.

THE FIND OF A LIFETIME: SIR ARTHUR EVANS AND THE DISCOVERY OF KNOSSOS. By SYLVIA HORWITZ pp. 278. Illustrated. Weidenfeld & Nicolson. London. 1981.

On July 8th 1851, the year renowned for the Great International Exhibition, a son was born to John Evans and his first wife Harriet. Arthur, as he was to be called, was fortunate in two respects. Not only was he the elder son of a wealthy paper manufacturer but also of a parent who became a noted prehistorian and geologist, also being enlightened in numismatics. These achievements resulting in an eventual knighthood are fully explored by Joan Evans in her family biography «Time and Chance». Sylvia L. Horwitz in the present exposition is only concerned with the parent's activities as far as these provide a background to her biographical critique devoted to Arthur Evans.

In the third chapter, Sylvia Horwitz provides a perceptive portraiture of a eight year old boy with a very reserved exterior concealing the grief of his mother's death at the age of six; whose oddness was apparent even to his father, making his first numismatic collection. At fourteen he was assisting his parent in archaeological digs, acquiring a knowledge of typology and stratigraphy and by fifteen had attended his first meeting of the Society of Antiquaries. Sylvia Horwitz infers that John Evans' ever increasing reputation seems to have engendered in the son a determination to emulate his parent in a sphere exclusively of his own. This he was to find after his tenure at Oxford where his assertiveness and individualism as at Harrow had not been altogether appreciated.

Three chapters are devoted to Arthur's Balkan interlude that was to last ten years; commencing with a walking tour through Bosnia and Herzegovina, recording his impressions in a book published at his father's expense. He returned to the Balkans ebullient with political stife as correspondent to the Manchester Guardian. From Ragusa he pursued his antiquarian, numismatic and journalistic foraging and established his home there after he married Margaret Freeman. He had espoused the cause of Pan-Slavonic nationalism and his indiscretions in regard to the foregoing culminated in his eventual imprisonment and expulsion.

A meeting with the Schliemanns in Athens a year later (1882) stimulated Arthur's interest who was impressed by the objects he was shown particularly the seal stones and gems from Troy or Mycenae as later he was with the architecture of the latter site. Several of the seal stones and gems bore devices which he considered presaged an archaic notation. Both this circumstances and the sophisticated workmanship of the civilization who produced it, known to be much older than the classical epoch whose circumscribed horizon he had impugned at Oxford; implied that this too had antecedents. But before he could pursue these interesting features, other distractions were to obtrude.

The acceptance of the Keepership of the Ashmole Museum on his return to Oxford was to anchor Arthur Evans in England except for occasional trips to the continent. Sylvia Horwitz prefaces the account of this stage in Arthur's career with a short summary of this now famous institution, whose present importance is largely due to the former. As it is described, immediately on his appointment Arthur Evans decided to re-

suscitate its then moribund state. It was not however a minimal task, requiring the attributes of tact, patience, diplomacy and determination, none which with the exception of the last Arthur Evans possessed. The task was accomplished within twelve years by such time there had been numerous archaeological papers as well as those of the numismatic and Slavonic political and topographical import enhancing Arthur's reputation to a degree that it, though perhaps not entirely, rivalled his father's. Before the renovation of the Ashmolean was completed tragedy struck the family several times including in 1893 most grievous of all, Margaret herself, before the home that he was building at Boar's Hill, Youlbury, was completed. His grief Horwitz affirms was concealed like another earlier occasion with a stoic reserve. Joan Evans puts it a little differently.

Neither his private grief or the vicissitudes of the Ashmolean were to deflect him or to interfere with his purpose of eliciting the provenance of the seal stones and Mycenaean gems that he had seen during his meeting with Schliemann. Since, his conviction had increased that the symbols which these exhibited were the vestiges of a prehistoric script. This was reinforced during a visit in 1893 to Greece when he came across more of the same Mycenaean gems, reputedly according to Joan Evans and Sylvia Horwitz in the emporiums of the Athenian antique dealers. Arthur Evans in his *Cretan Pictographs and Prae-Phoenician Script* (1895) is less informative, who seems however to have established these seal stones had come from Crete.

A meeting with an Italian archaeologist Federico Halbherr in 1892 and later John Linton Myres had further stimulated his interest in that island which he visited in 1894. His intuition that Crete was the apparent source of the engraved seal stones and pictographic tablets was vindicated. He also returned to England as part owner of the Hill of Kephala, reputed as the site of Knossos. Crete was in a political ferment and six years were to elapse before the whole property was acquired and conditions permitted excavation. In 1900 Arthur Evans and his assistant Duncan Mackenzie commenced their first probings. A complex labyrinth of buildings gradually emerged and a hoard of pictographic tablets.

Sylvia Horwitz's remaining chapters are principally concerned with the explorations at Knossos, the first stage of which continued intermittently until 1914. She intersperses with this account, allusions to Arthur Evans' (knighted in 1911) activities when in England. These were centred at Youlbury in which featured besides the Ashmolean; Romano-British explorations; Boy Scouts; parties for children and finally during the War the chronicling of his discoveries that received the appropriate title «Palace of Minos» originally conceived as two volumes but was eventually expanded to seven, the final one, the index compiled by his half-sister Joan Evans was completed in 1935. The reconstruction of Knossos commenced in 1922 for which Sir Arthur Evans has been undeservedly criticised and excavations continued but from 1926 under the trusteeship of the British School of Athens to whom the owner with a magnificent endowment had presented the site. Sir Arthur Evans died at Youlbury in 1941 just after Crete was abandoned to the enemy. He was aged ninety.

Sylvia Horwitz in her last chapter reviews the conception of the Minoan civilization as Sir Arthur Evans interpreted it from the art, architecture and its religion as gleaned from his own excavations and those of the Italians at Phaistos and the French at Mallia. Certainly it is a tribute that his schematic system with its ceramic typology and nomenclature has passed into the literature even though some may have reservations and amendments. His ideas concerning the Mycenaean civilization which he regarded as a Minoan colonial phase was disputed by A. J. B. Wace during the latter part of his lifetime. Minoan influence on Mainland Greece during the period 1550–1450 B. C. is now manifestly evident. Another question that has arisen since his death forty years ago, is

the problem concerning the Santorin eruption and its influence on Minoan Crete which is still unresolved though Horwitz implies the contrary. Professor L. R. Palmer challenged the archaeological context of the Knossian tablets though his views have generally not gained credence.

As to the man himself though Sylvia Horwitz does not disguise his shortcomings, his autocratic attitude, impatience and obstinacy, as her narrative progresses a sympathetic portraiture becomes apparent that deftly gives an insight into the strictly reticent exterior concealing a sensitively and warm generosity. Horwitz emphasizes his passionate dedication to any cause that concerned him and one can have nothing but admiration for his expansive intellectual capacity that could devote attention to a variety of interests including Slav politics, archaeological subjects of a wide range, numismatic problems and also to such matters as the Boy Scout movement. The biography of Sylvia L. Horwitz though presenting an individual approach and perhaps less formalized parallels and especially in regard to later events supplements Joan Evans «Time and Chance».

L. M. YOUNG F.R.A.I.

INDEX

<i>G. Verbeke</i> : Avicenna im Westen: eine historische Begegnung	1
<i>G. C. Anawati</i> : Psychologie avicennienne et psychologie de S. Thomas: étude comparée	13
<i>M. Maróth</i> : Die Topik Avicennas und ihre Rolle in den arabischen Wissenschaften	33
<i>G. F. Girs</i> : Main Results of Research in the Scientific Heritage of Abū 'Alī Ibn Sīnā (Avicenna) in the Soviet Union	43
<i>R. B. Baratov</i> : Ideas of Ibn Sīnā in Natural Sciences	49
<i>N. M. Madzhidov</i> : Abū 'Alī Ibn Sīnā and His Influence on the Medical Science of the World	57
<i>I. Borzsák</i> : Avicennas Qānūn im westlichen Ärztekanon	65
<i>G. Strohmaier</i> : Avicennas «Ḥayy ibn Yaḡzān» und Dantes «Commedia»	73
<i>D. Gary Miller—P. Wheeler</i> : Mother Goddess and Consort as Literary Motif Sequence in the Gilgamesh Epic	81
<i>R. Falus</i> : La formation de la notion «symbole»	109
<i>P. Musiolek</i> : Zur Bedeutung von ἄστυ und πόλις im archaischen Griechenland	133
<i>F. Franciosi</i> : Die zwölf Teile des Tages und die griechische Astronomie	139
<i>G. A. Tiratsian</i> : Some Aspects of the Inner Organization of the Armenian Satrapy	151
<i>M. Lossau</i> : Aristophanes' Ritter im Lichte von Sophokles' König Oidipus	169
<i>E. Я. Бенгеровский</i> : Аблатив в этрусском языке	181
<i>J. Harmatta</i> : Parthia and Elymais in the 2nd Century B. C.	189
<i>J. Harmatta</i> : Mithridates I and the Rise of the Parthian Writing System	219
<i>B. Bouloumié—M. Fincker—H. Tréziny</i> : Le rempart hellénistique de Saint-Blaise: II. Sondage stratigraphique de la campagne 1981	227
<i>K. Dér</i> : Mythenparodie und Aktualität. Die Gestalt des Sosia im Amphitruo	267
<i>B. R. Katz</i> : Sertorius, Caesar, and Sallust	285
<i>E. Maróti</i> : Studien zu dem Proömium von Vergils Georgica	315
<i>Zs. Hoffmann</i> : Die <i>Dirae</i> als <i>carmen magicum</i>	327
<i>T. Nagy</i> : Die Regierungsjahre des C. Caesar mit besonderer Rücksicht auf Illyricum	337
<i>Ch. J. Simpson</i> : The Early Name of the Emperor Claudius	363
<i>St. Mrozek</i> : Munificentia privata und die private Bautätigkeit in den Städten Italiens während des Prinzipats	369
<i>T. Olajos</i> : Le monument du triomphe de Trajan en Parthie. Quelques renseignements inobservés (Jean d'Ephèse. Anthologie Grecque XVI 72)	379
<i>W. Iwas</i> : Aphrodite Arsinoe Philadelphos — Eine Orakelstatue Hadrianischer Zeit im Ägyptischen Museum Berlin	385
<i>M. Kohlert</i> : Bemerkungen zur Typologie und Chronologie römischer Gesichtsmasken	393
<i>T. Adamik</i> : Zur Terminologie und Funktion von Augustinus' Zeichentheorie	403
<i>T. Olajos</i> : Contributions à une analyse de la genèse de l'Histoire Universelle de Théophylaecte Simocatta	417
<i>J. Gerics</i> : Über Vorbilder und Quellen der <i>Vita Hartviciana Sancti Stephani regis Hungariae</i>	425
<i>F. Makk</i> : Contributions à l'histoire des relations hungaro-byzantines au XII ^e siècle	445
<i>S. Horwitz</i> : The Find of a Lifetime: Sir Arthur Evans and the Discovery of Knossos. (Rev. <i>L. M. Young</i> F. R. A. I.)	457

PRINTED IN HUNGARY

Akadémiai Kiadó és Nyomda, Budapest



Fig. 4. Sondage E, vue à la verticale



Fig. 5. Sondage E, secteur Ouest



Fig. 6. Sondage A, le mur H' vu du Sud-Est



Fig. 7. Sondage A, tranchée de fondation du mur H'



Abb. 1

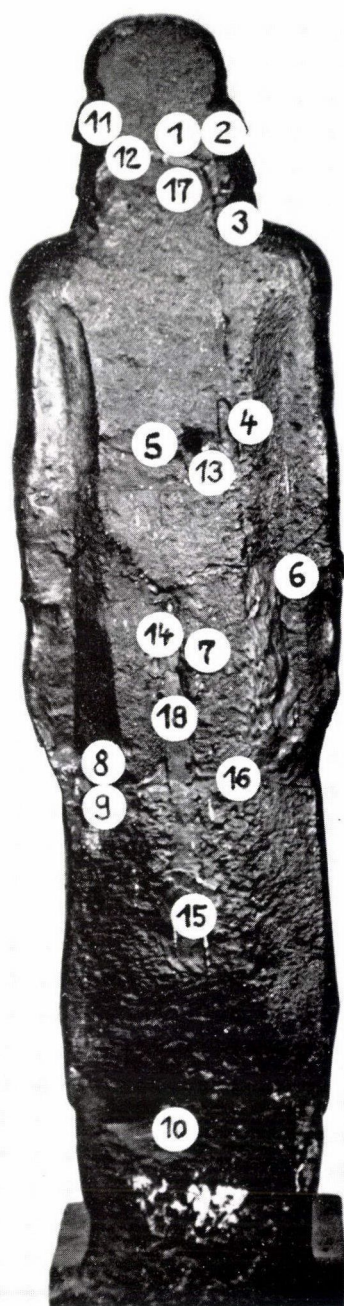


Abb. 2



Abb. 3



Abb. 1



Abb. 5



Abb. 6



Abb. 7



Abb. 8



Abb. 1. Gesichtsmaske aus Straubing, Keim, J.; Klumbach, H.: Der römische Schatzfund von Straubing. Münchner Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte, Bd. 3. München: C. H. Beck 1951. (2. Auflage: 1976), Taf. 4



Abb. 2. Goldmedaillon des Caracalla als Alexander der Große aus Abukir in Berlin, Brendel, O.: *Der Schild des Achilles*. in: *Die Antike* Bd. 12, 1936. S. 272—283, Abb. 1



Abb. 3. Gesichtsmaske aus Hebron in Jerusalem, Israel Museum, Garbsch, J. (Hrsg.); Kellner, H.-J.; Kiechle, F.; Kohlert, M.: *Römische Paraderüstungen*. Münchner Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte Bd. 30. München: C. H. Beck 1978. S. 59, Taf. 14



Abb. 4. Gesichtsmaske aus Echzell im Saalburg-Mus. in Bad Homburg, Klumbach, H. : Baatz, D. : Eine römische Parade Gesichtsmaske aus dem Kastell Echzell, Kr. Büdingen (Hessen). in: Saalburg-Jahrbuch 27 (1970), S. 81, Abb. 16



Abb. 5. Gesichtsmaske aus Smederevo im Nat. Mus. in Belgrad, Grbic, M.: Dve rimske
bronzene maske. in: *Starinar* 3/4, 1952/53, S. 200, Abb. 1



Abb. 6. Gesichtsmaske aus Straubing, Keim, J. ; Klumbach, H. : Der römische Schatzfund von Straubing. Münchner Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte Bd. 3. München : C. H. Beck 1951 (2. Auflage : 1976), Taf. 1

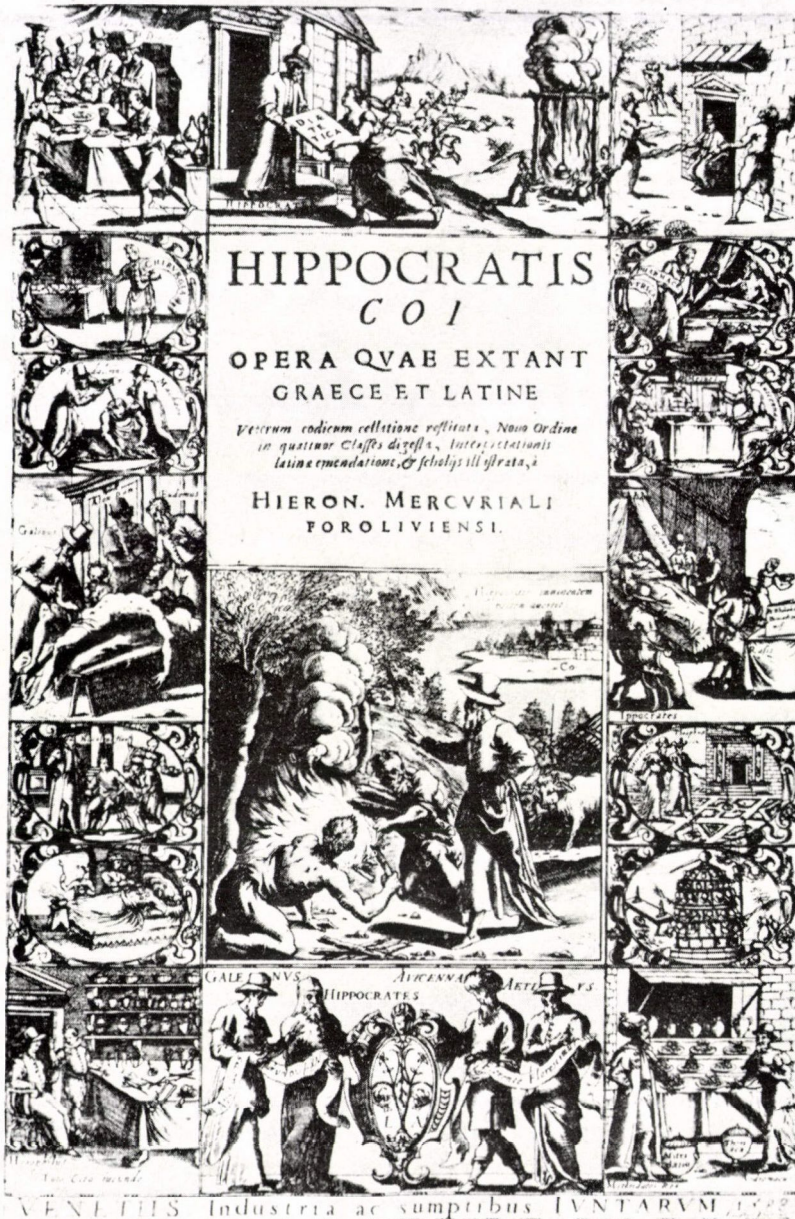




Fig. 11. Sondage A, parement Est du mur M I



Fig. 1. (After L. Vanden Berghe)



Fig. 2. (After L. Vanden Berghe)

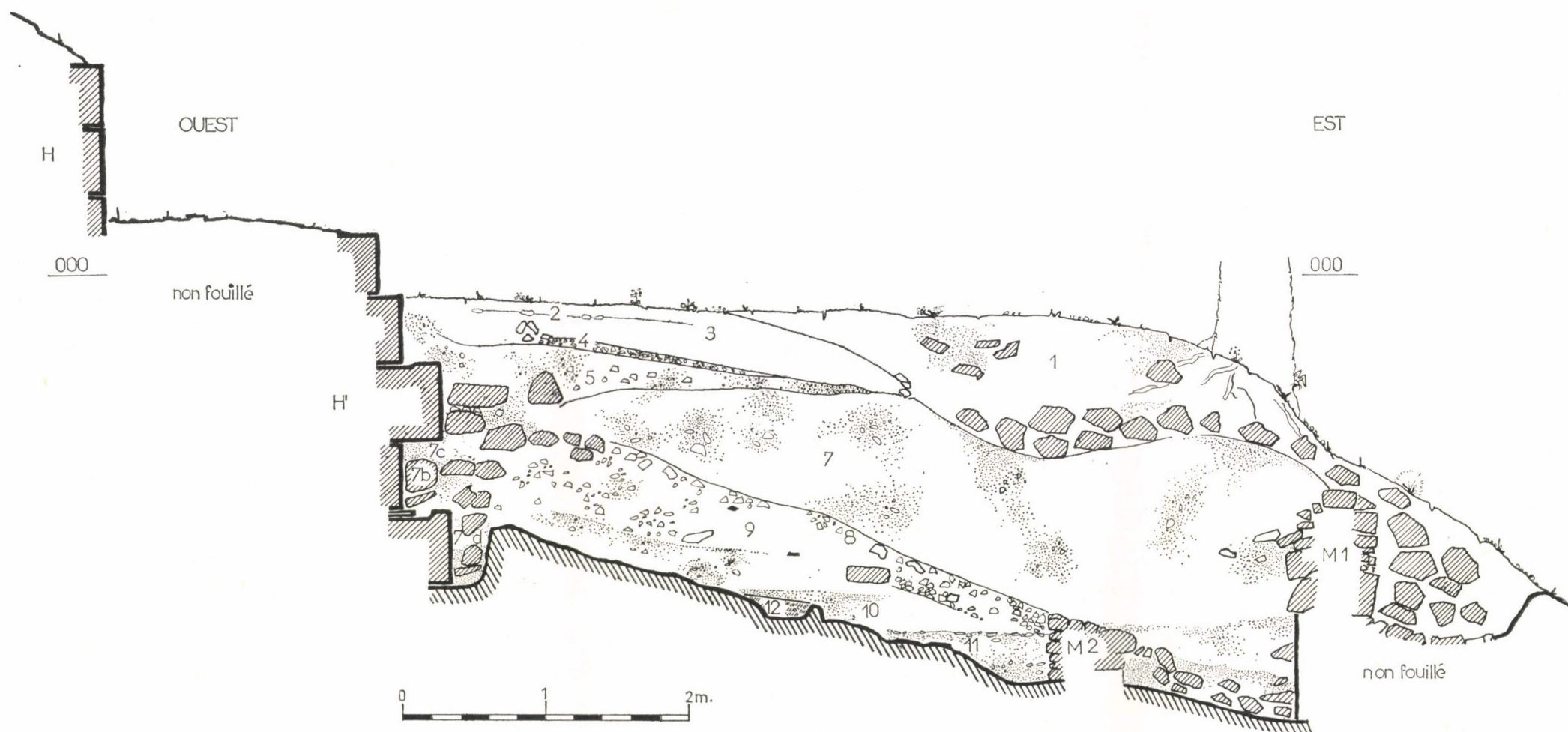


Fig. 9. Sondage A, coupe stratigraphique Nord

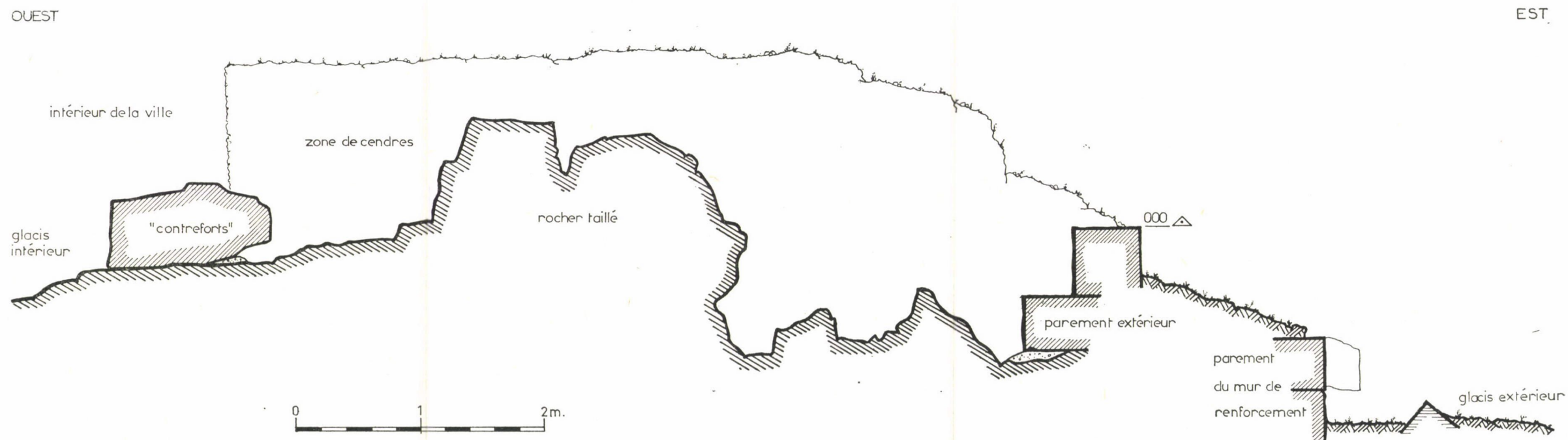


Fig. 3. Sondage E, coupe Est-Ouest

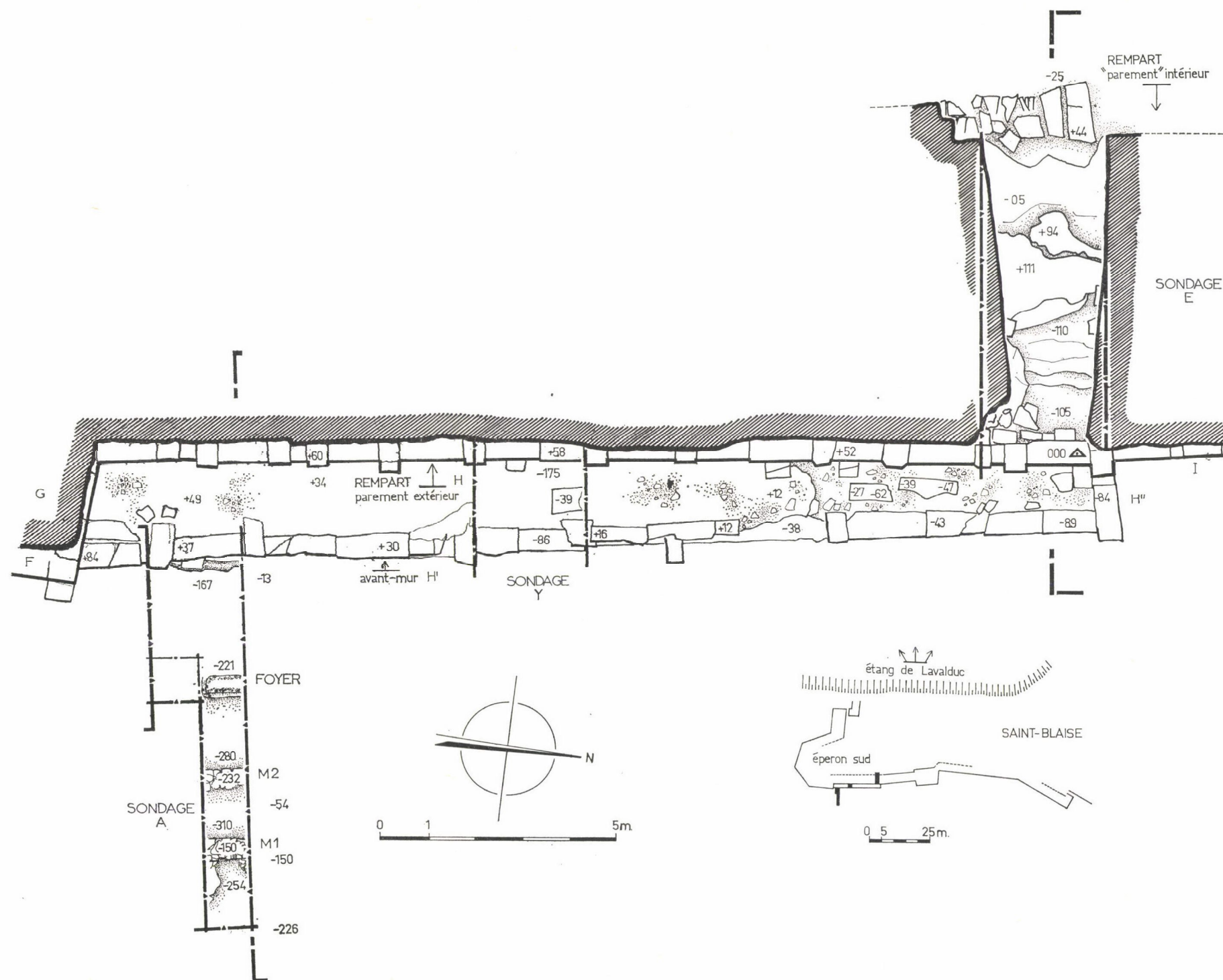


Fig. 2. Plan d'ensemble des sondages 1981

Die *Acta Antiqua* veröffentlichen Abhandlungen aus dem Bereiche der klassischen Philologie in deutscher, englischer, französischer, russischer und lateinischer Sprache.

Die *Acta Antiqua* erscheinen in Heften wechselnden Umfanges. Vier Hefte bilden einen Band.

Die zur Veröffentlichung bestimmten Manuskripte sind an folgende Adresse zu senden:

Acta Antiqua, Budapest 502, Postafiók 24.

An die gleiche Anschrift ist auch jede für die Redaktion und dem Verlag bestimmte Korrespondenz zu richten.

Bestellbar bei dem Außenhandels-Unternehmen «Kultúra» (1389 Budapest 62, P.O.B. 149) oder bei seinen Auslandsvertretungen.

Les *Acta Antiqua* paraissent en français, allemand, anglais, russe et latin et publient des travaux du domaine de la philologie classique.

Les *Acta Antiqua* sont publiés sous forme de fascicules qui seront réunis en volumes.

On est prié d'envoyer les manuscrits destinés à la rédaction à l'adresse suivante:

Acta Antiqua, Budapest 502, Postafiók 24.

Toute correspondance doit être envoyée à cette même adresse.

On peut s'abonner à l'Entreprise pour le Commerce Extérieur «Kultúra» (1389 Budapest, P.O.B. 149), ou à l'étranger chez tous les représentants.

«*Acta Antiqua*» публикуют трактаты из области классической филологии на русском, немецком, французском, английском и латинском языках.

«*Acta Antiqua*» выходят отдельными выпусками разного объема. Четыре выпуска составляют один том.

Предназначенные для публикации рукописи следует направлять по адресу:

Acta Antiqua, Budapest 502, Postafiók 24.

По этому же адресу направлять всякую корреспонденцию для редакции и администрации.

Заказы принимает предприятие по внешней торговле «Kultúra» (1389 Budapest 62, P. O. B. 149), или его заграничные представительства и уполномоченные.

Periodicals of the Hungarian Academy of Sciences are obtainable
at the following addresses:

AUSTRALIA

C.B.D. LIBRARY AND SUBSCRIPTION SERVICE
Box 4886, G.P.O., Sydney N.S.W. 2001
COSMOS BOOKSHOP, 145 Ackland Street
St. Kilda (Melbourne), Victoria 3182

AUSTRIA

GLOBUS, Höchstädtplatz 3, 1206 Wien XX

BELGIUM

OFFICE INTERNATIONAL DE LIBRAIRIE
30 Avenue Marnix, 1050 Bruxelles
LIBRAIRIE DU MONDE ENTIER
162 rue du Midi, 1000 Bruxelles

BULGARIA

HEMUS, Bulvar Ruszki 6, Sofia

CANADA

PANNONIA BOOKS, P.O. Box 1017
Postal Station "B", Toronto, Ontario M5T 2T8

CHINA

CNPICOR, Periodical Department, P.O. Box 50
Peking

CZECHOSLOVAKIA

MAD'ARSKÁ KULTURA, Národní třída 22
115 66 Praha
PNS DOVOZ TISKU, Vinohradská 46, Praha 2
PNS DOVOZ TLACE, Bratislava 2

DENMARK

EJNAR MUNKSGAARD, Norregade 6
1165 Copenhagen K

FEDERAL REPUBLIC OF GERMANY

KUNST UND WISSEN ERICH BIEBER
Postfach 46, 7000 Stuttgart 1

FINLAND

AKATEEMINEN KIRJAKAUPPA, P.O. Box 128
SF-00101 Helsinki 10

FRANCE

DAWSON-FRANCE S. A., B. P. 40, 91121 Palaiseau
EUROPÉRIODIQUES S. A., 31 Avenue de Versailles, 78170 La Celle St. Cloud
OFFICE INTERNATIONAL DE DOCUMENTATION ET LIBRAIRIE, 48 rue Gay-Lussac
75240 Paris Cedex 05

GERMAN DEMOCRATIC REPUBLIC

HAUS DER UNGARISCHEN KULTUR
Karl Liebknecht-Straße 9, DDR-102 Berlin
DEUTSCHE POST ZEITUNGSVERTRIEBSAMT
Straße der Pariser Kommüne 3-4, DDR-104 Berlin

GREAT BRITAIN

BLACKWELL'S PERIODICALS DIVISION
Hythe Bridge Street, Oxford OX1 2ET
BUMPUS, HALDANE AND MAXWELL LTD.
Cowper Works, Olney, Bucks MK46 4BN
COLLET'S HOLDINGS LTD., Denington Estate
Wellingborough, Northants NN8 2QT
WM. DAWSON AND SONS LTD., Cannon House
Folkstone, Kent CT19 5EE
H. K. LEWIS AND CO., 136 Gower Street
London WC1E 6BS

GREECE

KOSTARAKIS BROTHERS INTERNATIONAL
BOOKSELLERS, 2 Hippokratous Street, Athens-143

HOLLAND

MEULENHOF-BRUNA B.V., Beulingstraat 2,
Amsterdam
MARTINUS NIJHOFF B.V.
Lange Voorhout 9-11, Den Haag

SWETS SUBSCRIPTION SERVICE

347b Heereweg, Lisse

INDIA

ALLIED PUBLISHING PRIVATE LTD., 13/14
Asaf Ali Road, New Delhi 110001
150 B-6 Mount Road, Madras 600002
INTERNATIONAL BOOK HOUSE PVT. LTD.
Madame Cama Road, Bombay 400039
THE STATE TRADING CORPORATION OF
INDIA LTD., Books Import Division, Chandralok
36 Janpath, New Delhi 110001

ITALY

INTERSCIENTIA, Via Mazzè 28, 10149 Torino
LIBRERIA COMMISSIONARIA SANSONI, Via
Lamarmora 45, 50121 Firenze
SANTO VANASIA, Via M. Macchi 58
20124 Milano
D. E. A., Via Lima 28, 00198 Roma

JAPAN

KINOKUNIYA BOOK-STORE CO. LTD.
17-7 Shinjuku 3 chome, Shinjuku-ku, Tokyo 160-91
MARUZEN COMPANY LTD., Book Department,
P.O. Box 5050 Tokyo International, Tokyo 100-31
NAUKA LTD. IMPORT DEPARTMENT
2-30-19 Minami Ikebukuro, Toshima-ku, Tokyo 171

KOREA

CHULPANMUL, Phenjan

NORWAY

TANUM-TIDSKRIFT-SENTRALEN A.S., Karl
Johansgatan 41-43, 1000 Oslo

POLAND

WEGIERSKI INSTYTUT KULTURY, Marszałkowska 80, 00-517 Warszawa
CKP I W, ul. Towarowa 28, 00-958 Warszawa

ROUMANIA

D. E. P., București
ILEXIM, Calea Grivitei 64-66, București

SOVIET UNION

SOJUZPECHAT — IMPORT, Moscow
and the post offices in each town
MEZHDUNARODNAYA KNIGA, Moscow G-200

SPAIN

DIAZ DE SANTOS, Lagasca 95, Madrid 6

SWEDEN

ALMQVIST AND WIKSELL, Gamla Brogatan 26
101 20 Stockholm
GUMPERTS UNIVERSITETSBOKHANDEL AB
Box 346, 401 25 Göteborg 1

SWITZERLAND

KARGER LIBRI AG, Petersgraben 31, 4011 Basel

USA

EBSCO SUBSCRIPTION SERVICES
P.O. Box 1943, Birmingham, Alabama 35201
F. W. FAXON COMPANY, INC.
15 Southwest Park, Westwood Mass. 02090
THE MOORE-COTTRELL SUBSCRIPTION
AGENCIES, North Cohocton, N. Y. 14868
READ-MORE PUBLICATIONS, INC.
140 Cedar Street, New York, N. Y. 10006
STECHELT-MACMILLAN, INC.
7250 Westfield Avenue, Pennsauken N. J. 08110

YUGOSLAVIA

JUGOSLOVENSKA KNJIGA, Terazije 27, Beograd
FORUM, Vojvode Mišića 1, 21000 Novi Sad